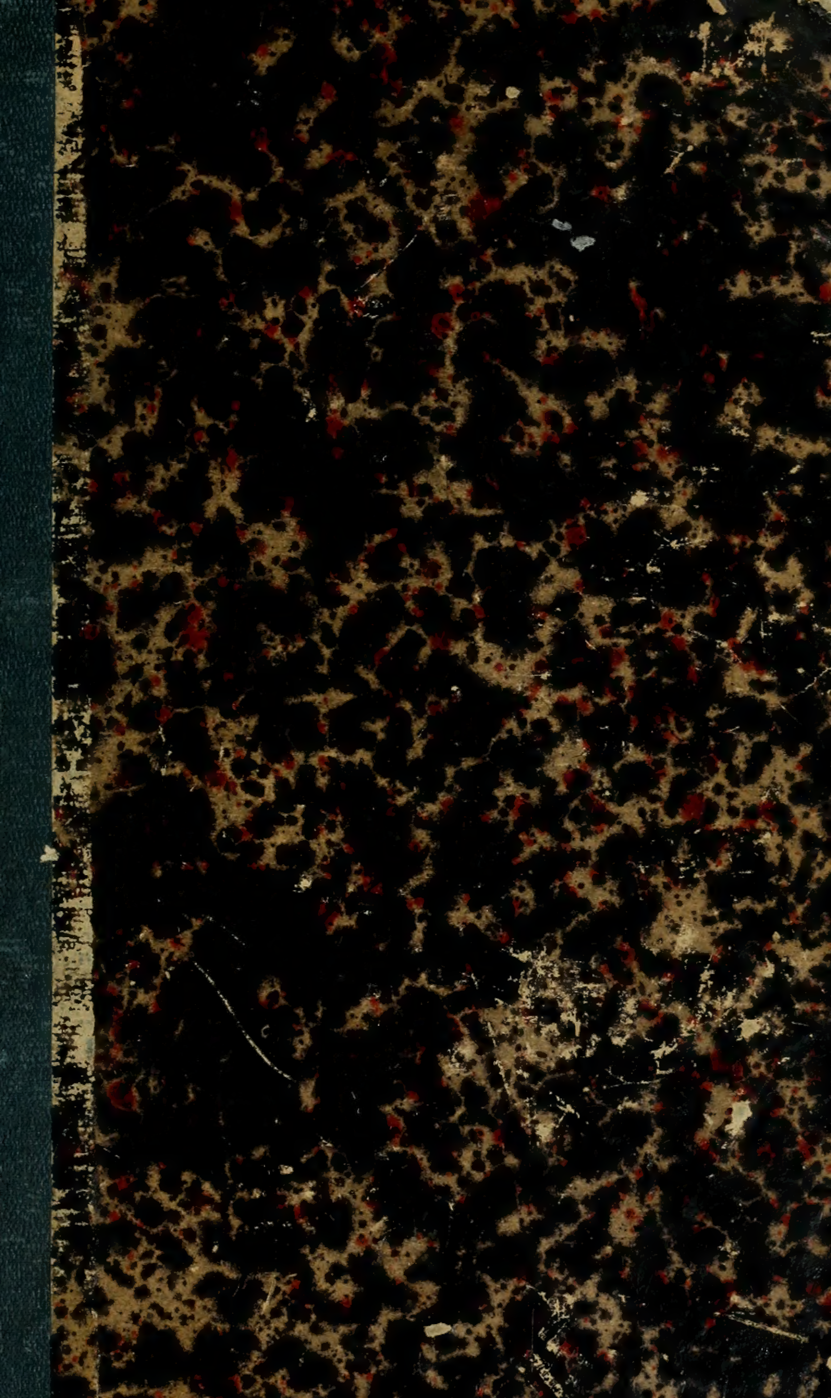
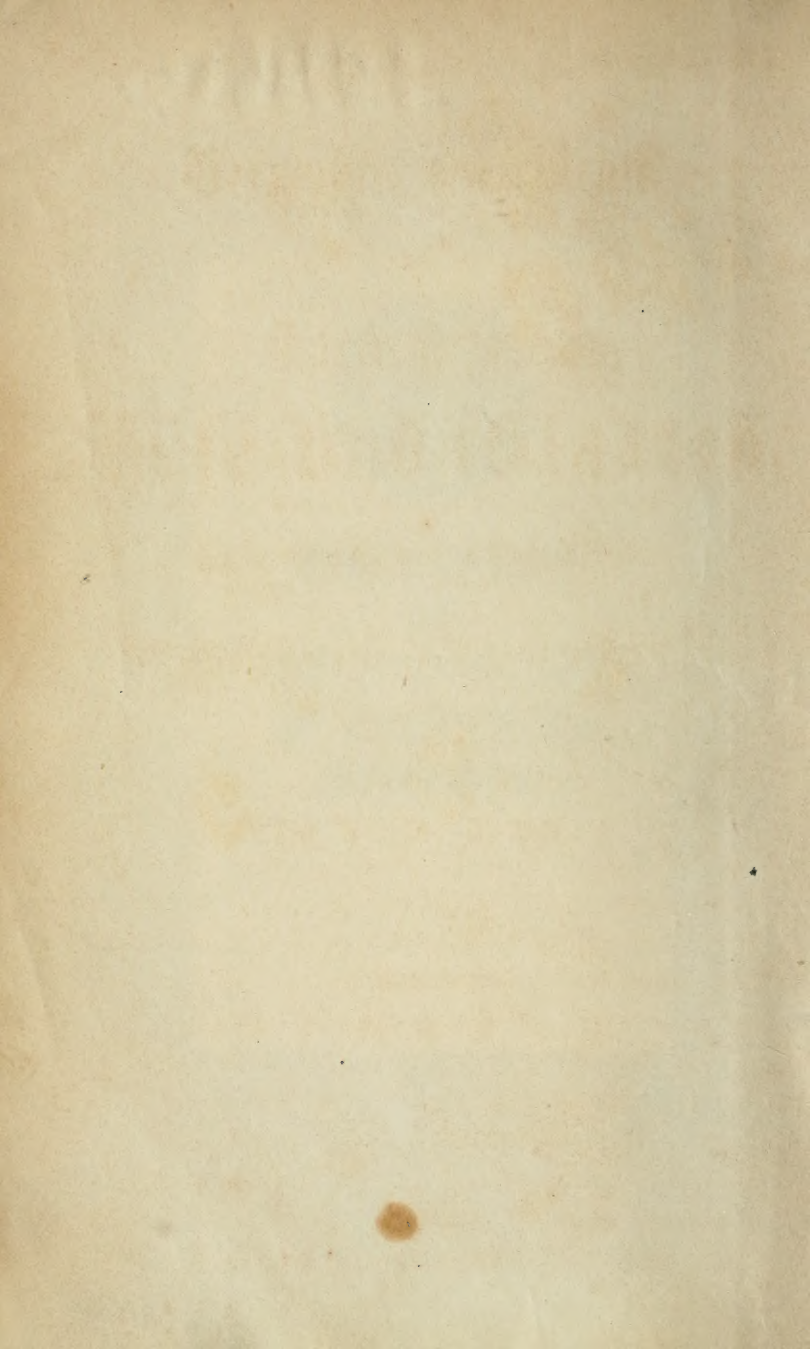



SEAL OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA
LET THERE BE LIGHT
1868



Vertraute Geschichte

der

Europäischen Höfe und Staaten

seit Beendung des dreißigjährigen Krieges.

Neues Licht aus geheimen Archiven,

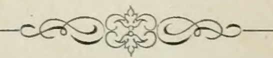
aufgesteckt

von

ARNIM.

I. Abtheilung.

Preußen.



Berlin.

Julius Abelsdorff's Verlag.

Vertraute Geschichte

des

Preußischen Hofs und Staats

seit Beendung des dreißigjährigen Krieges.

Neues Licht aus geheimen Archiven,

aufgesteckt

von

ARNIM.

Erster Band.

Berlin.

Julius Abelsdorff's Verlag.

1860

Einleitung.

Die Geschichte — sagt ein geistreicher englischer Schriftsteller der Jetztzeit — ist, eben so wie die Wurzel aller Wissenschaft, auch das erste bestimmte Erzeugniß der geistigen Natur des Menschen, sein frühester Ausdruck Dessen, was man Denken nennen kann. Sie ist sowohl ein Vor= als ein Rückblick, wie denn in der That die Zukunft schon ungesehen, aber deutlich gestaltet, vorherbestimmt und unvermeidlich in der Gegenwart lauert, und nur durch die Zusammenstellung beider die Bedeutung einer jeden vervollständigt wird.

Wenn man die Sache im weitesten Sinne auffaßt, so kann man gewissermaßen behaupten, daß das gesammte geistige Leben der Menschen auf die Geschichte gebauet sei, denn alle Kenntnisse, welche der Mensch besitzt, gründen sich auf die Erfahrung, und die Geschichte ist nichts weiter als eben aufgezeichnete Erfahrung.

Aus diesem selben Grunde sind in gewissem Sinne auch alle Menschen Historiker, wenn auch nicht Geschichtsschreiber. Ein Jeder trägt in seinem Gedächtniß ein bändereiches Geschichtswerk, welches die Vorfälle und Ereignisse eines engeren oder weiteren Kreises erzählt und je nach der angeborenen

Verstandeskraft und der erlangten Bildungsstufe mehr oder minder klar abgefaßt ist.

Selbst das, was der Mensch spricht, gehört größtentheils der Geschichte an, das heißt, ist aus derselben entnommen. Die meisten Menschen reden nämlich blos um zu erzählen. Sie theilen Andern nicht sowohl mit, was sie gedacht haben — was in vielen Fällen auch in der That sehr wenig sein würde — sondern sie tragen vielmehr blos das vor, was sie erfahren, was sie gehört, oder gesehen haben, und dies ist ein Feld, welches grenzenlos, unermeßlich und unerschöpflich ist.

Und nicht blos Schrift und Wort sind die Träger, durch welche die Geschichte von Geschlecht zu Geschlecht überliefert wird. Die dem Zahn der Zeit wenigstens zum Theil trotzenden Bauwerke der Vergangenheit, die von längst entschwundenen Nationen hinterlassenen Erzeugnisse ihrer Erfindungsgabe, oder ihres Erwerbfleißes, sind oft treuere und werthvollere Documente für ihre Geschichte als Das, was ihre Schriftsteller über sie berichtet haben.

Aus diesem Grunde fängt die Geschichte eines Volkes auch nicht erst von der Zeit an, wo es einen gewissen Grad von Kultur erlangt hat, sondern es läßt sich behaupten, daß es unter der ganzen Menschheit nicht einen einzigen Volksstamm giebt, welcher so roh wäre, daß er sich nicht in der Geschichte versucht hätte, obschon es deren giebt, die, wie Reisende uns erzählen, es im Rechnen noch nicht so weit gebracht haben, daß sie bis fünf zählen könnten. Von Pyramiden, Sphinxen, Aquaducten, Tempeln, Schlachtschwertern, Münzen, Gemmen und Vasen ist freilich bei diesen Völkern keine Rede, aber Erdhügel, Steinhaufen, Wampumschnuren, steinerne Beile

und durchlöcherte Muscheln sind eben so gute Denkmäler, nach welchen sich ihre Geschichte studiren läßt.

Bei dieser großen Rolle, welche die Geschichte in dem Wissen des Menschen spielt, kann es nicht fehlen, daß Jeder, und wäre es der Ungebildetste, sich dafür interessirt. Selbst wer nicht lesen kann, hört wenigstens gern erzählen. Der Gebildete greift, wenn er auch nicht allemal ein Freund von ernsten gelehrten Geschichtswerken ist, sondern bei seiner Lectüre vorzugsweise die Unterhaltung ins Auge faßt, doch gern nach solchen Geisteserzeugnissen, welche bei romantischer Ausschmückung und erfundenen Einzelnheiten doch auf einem geschichtlichen Hintergrunde ruhen, so daß der historische Roman wohl der Liebling des lesenden Publikums im Allgemeinen genannt werden darf.

Und doch ist es eine längst anerkannte Thatsache, daß die nackte Geschichte schon an und für sich und ohne jegliches ihr von der Phantasie übergeworfene, mehr oder minder bunte Gewand tausendmal romantischer und anziehender ist als sie durch dergleichen Zuthaten gemacht werden kann. Die Phantasie entlehnt ja der Hauptsache nach eben erst aus der Wirklichkeit und erfindet im Grunde genommen nicht, sondern überträgt blos Gefühle und Zustände, die der Verstand anderwärts wahrgenommen, auf das ihr augenblicklich vorliegende Feld, und schafft dadurch nicht sowohl neue Gestalten, als sie vielmehr blos neue Gestaltungen zusammengesetzt.

Vermöchte deshalb der Historiker irgend einen Abschnitt der Geschichte einer Nation, oder eines der hervorragenden Menschen, welche die Weltgeschichte machen, bis in die klein-

sten Einzelnheiten und in ihrem ununterbrochenen Zusammenhange zu schreiben und verbände er dabei mit der Treue der Darstellung den Reiz einer anziehenden blühenden Schreibweise, so würde er ein Werk liefern, welches die historischen Romane, von Walter Scott und Van der Velde bis herab zu L. Mühlbach und H. E. R. Belani, tief in den Schatten stellen müßte.

Leider ist die Lösung einer solchen Aufgabe gradezu unmöglich. Die Quellen, aus welchen der Geschichtsschreiber schöpft, sind in den meisten Fällen nicht blos nicht ergiebig genug, sondern auch verfälscht und unlauter. Es gilt dies nicht blos von der Geschichte des Alterthums, über welche wir in Folge der in der Vorzeit so mangelhaften Schreibkunde und gänzlich fehlenden Buchdruckerkunst nothwendig sehr unvollkommen unterrichtet sind, sondern auch von der neuern und neuesten Zeit, obschon es in dieser an Mitteln zur gründlichen und erschöpfenden Aufzeichnung und Ueberlieferung nicht gefehlt hat.

Nicht alle Personen, die auf der großen Weltbühne eine hervorragende Rolle spielen, haben ein Interesse daran, genaue Kenntniß davon auf die Nachwelt zu bringen. Oft geht ihnen, auch wo dieser Grund nicht zutrifft, doch die Neigung und das Geschick ab, ihre Erlebnisse niederzuschreiben. Auf diese Weise geschieht es, daß die Geschichte der Ereignisse und ihrer Urheber großentheils von Personen geschrieben wird, die ihnen verhältnißmäßig fern stehen, wie denn auch die Geschichte ganzer Epochen, die sich erst nach einem gewissen Zeitraume in ihrer Gesammtheit überschauen lassen, gar nicht anders geschrieben werden kann.

Daß aber unter diesen Umständen die Geschichte der Gefahr ausgesetzt ist, zufällig, oder zuweilen auch absichtlich, durch Entstellung oder Verschweigung von Thatsachen verfälscht zu werden, liegt auf der Hand. Nicht blos in Bezug auf den Zusammenhang der Dinge und ihr inneres Wesen, sondern auch hinsichtlich ihrer äußeren Kundgebung herrscht selbst bei den unbefangensten, vorurtheilsfreiesten und redlichsten Augen- und Ohrenzeugen eine sehr verschiedene Auffassung. Der Fall, welchen Sir Walter Raleigh erzählt, der aus dem Fenster seines Gefängnisses einem Straßenauflauf zusah, welchen später drei Zeugen auf dreierlei verschiedene Weise berichteten, während Sir Walter selbst wiederum von allen dreien abwich, steht durchaus nicht vereinzelt da.

Wer jemals — und der jetzigen Generation hat es wenigstens in der Sturm- und Drangperiode von 1848 nicht an Gelegenheit dazu gefehlt — einem öffentlichen Ereigniß, wenn auch in nächster Nähe, beigewohnt hat, wird die Erfahrung gemacht haben, daß das, was er später darüber von andern Augenzeugen hörte oder in Zeitungen gedruckt las, in vielen, oft nicht unwesentlichen, Beziehungen von den Beobachtungen, die er selbst gemacht, abwich, und es ist kein Grund vorhanden, anzunehmen, daß in andern, außerhalb seiner eigenen Beobachtung liegenden Fällen dergleichen Abweichungen zwischen den verschiedenen Berichterstattern nicht stattfänden.

Auf diese Weise kommt es, daß das Werk des gelehrten Cornelius Agrippa von Nettesheim „De vanitate et incertitudine omnium scientiarum. — Von der Eitelkeit und Unsicherheit aller Wissenschaften" — auch noch heute, besonders

in Bezug auf Geschichte, seine volle Geltung hat, und daß jede Forschung auf dem Felde der Geschichte nothwendig dazu beitragen muß, den Ereignissen der Vergangenheit in den Augen der Nachwelt ein mehr oder weniger verändertes Ansehen zu geben.

Trotz dieser einmal nicht hinwegzuleugnenden, oder gänzlich zu beseitigenden Unsicherheit der Geschichtschreibung giebt es dennoch, wie wir schon oben sagten, für die Menschheit nichts Interessanteres und Wissenswürdigeres als eben ihre eigene Geschichte, und immer größer wird die Zahl der Geistesproducte, die dem Boden der Geschichte entkeimen und sich entweder die Aufgabe stellen, die Ereignisse, Personen und Zustände der Vergangenheit nach den vorhandenen Ueberlieferungen so darzustellen, wie sie wirklich waren, oder einzelne Episoden der Geschichte herauszugreifen und durch eigene Erfindung von Einzelnheiten und Nebenumständen für den das eigentliche trockene Geschichtswerk nicht liebenden Leser schmackhafter und anziehender zu machen.

Wir haben jedoch schon darauf hingewiesen, daß die Geschichte, um nicht blos belehrend, sondern auch unterhaltend und fesselnd zu sein, dergleichen Zuthaten und Erfindungen nicht bedarf, sondern nur recht speziell und ausführlich zu sein braucht. Wir haben in der neuesten Zeit Geschichtswerke erhalten, die, wie z. B. das Macaulay's, einen fast beispiellosen Erfolg nicht sowohl dadurch errungen haben, daß sie große neue historische Wahrheiten zu Tage gefördert hätten, sondern vielmehr dadurch, daß sie eine Menge bisher weniger oder gar nicht bekannter Einzelnheiten im Zusammenhange mit historischen Personen und Ereignissen ans Licht gestellt

und in einer edeln von Schwung und Kraft durchdrungenen Schreibweise zur Kenntniß der Gegenwart gebracht haben.

Ein solches Feld bietet aber die Geschichte eines jeden Staates und Volkes einem Jeden dar, der, wenn er auch nicht mit dem Talent eines Macaulay begabt ist, doch den redlichen Willen und ausdauernden Fleiß des eifrigen Forschers und Sammlers besitzt und die Sprache genugsam in der Gewalt hat, um die Ergebnisse seines Forschens und Sammelns in klarer, ansprechender und das Interesse auch des allgemeinen Lesers fesselnder Weise seinen Zeitgenossen vorzulegen.

Auf diese Weise die europäische Geschichte der letztvergangenen zwei Jahrhunderte, von pedantischer Aufzählung der Ereignisse und Persönlichkeiten in ihrer kahlen äußerlichen Gestalt eben so weit entfernt wie vom Einflechten selbsterfundener Nebenumstände und Ausschmückungsmittel, mit einem Worte, die Geschichte dieser Epoche im Farbenglanze ihrer eigenen thatsächlichen Romantik zu schreiben, ist die Aufgabe, die wir uns gestellt haben.

Diese Aufgabe ist eine große und schwere, doch hoffen wir schon durch den Anfang unseres Werkes, den wir hiermit der Oeffentlichkeit übergeben, zu beweisen, daß eine wenigstens annähernde Lösung unsere Kräfte nicht übersteigt.

Bei der in Europa vorherrschenden monarchischen Regierungsform sind die Höfe der Fürsten vorzugsweise die Stätten, an welchen die Fäden der Staatsgeschichte gesponnen werden, sich durchkreuzen und verschlingen, und wo die Mehrzahl der hierbei betheiligten Personen sich bewegt. Selbst da, wo der Anstoß zu einer politischen Bewegung von einer

andern Stelle ausgeht, spinnt der weitere Verlauf sich doch sehr bald in der näheren vertrauten Umgebung des zeitherigen oder des neuen Gewalthabers ab, und Niemandem, der jemals einen Blick in dieses den Augen der großen Menge nothwendig unzugänglichen Getriebes gethan, wird es einfallen, die Geschichte der Vergangenheit oder Gegenwart bloß nach Regierungsbefehlen, Proclamationen, Kammerverhandlungen, Zeitungsartikeln, Straßenrevolutionen, Volksversammlungen und dergleichen öffentlichen Dingen mehr, beurtheilen und verstehen zu wollen.

Deshalb und weil wir unser Werk in einzelnen Abtheilungen, deren jede einem der europäischen Staaten nebst dem an der Spitze desselben stehenden Hofe gewidmet sein wird, erscheinen lassen, nennen wir es die Vertraute Geschichte der europäischen Höfe und Staaten seit Beendung des dreißigjährigen Krieges. Wir werden bemüht sein, mit Benutzung der besten Hülfsmittel die Personen, welche die Hauptträger der geschichtlichen Ereignisse dieses an solchen so fruchtbaren Zeitraums waren, mit möglichster Treue zu zeichnen, ihnen, so zu sagen, neues Leben einzuhauchen und sie vor den Augen des Lesers nochmals über die Bühne schreiten zu lassen, eben so wie es auch unsere Aufgabe sein wird, von dieser Bühne selbst, ihrer Beleuchtung und ihren wechselnden Decorationen ein anschauliches Bild zu geben, und dadurch den Einblick in die Wechselwirkung der Vorgänge und Ereignisse zu ermöglichen, auf welchen sich die Gegenwart aufgebaut hat.

Den Anfang machen wir mit Preußen, dem „Schwerte Deutschlands", dem Staate, der in den letzten zwei Jahr=

hunderten vorzugsweise mit hochbegabten Regenten, einsichtsvollen Staatsmännern und tapfern Heerführern gesegnet gewesen, und dessen Hof trotz mancher Mängel und Entartungen, die aber mehr auf Rechnung des Zeitalters und untergeordneter Personen zu bringen waren, inmitten unter der fast allgemeinen Corruption und Frivolität vieler anderen europäischen Höfe schon bei Beginn der von uns gewählten Epoche ein erfrischendes, wohlthuendes Bild jener Mannhaftigkeit, Einfachheit, Umsicht, Toleranz und furchtlosen Tapferkeit gewährt, wodurch es im Laufe der Zeiten das geworden, was es jetzt ist — der Schutz und die Hoffnung des gesammten deutschen Vaterlandes.



Die Veröffentlichung dieses Werkes wurde bisher nicht gestattet.

I.

Unter Friedrich Wilhelm, dem Großen Kurfürsten.

(1640—1688.)

Erstes Kapitel.

Die Rolle des Kurfürstenthums Brandenburg im dreißigjährigen Kriege. — Kurfürst Georg Wilhelm. — Der Winterkönig und seine Gemahlin. — Es giebt für sie weder Butter noch Holz. — Gustav Adolph im Berliner Schlosse. — Que faire; ils ont des canons. — Die brandenburgischen Truppen in Prag. — Der Frieden von Prag. — Schwedische Rache. — Ein Landesvater, der sich zu helfen weiß. — Ein theurer Jagdhund. — Wie „aus Schuldigkeit ausgetrunken" wird. — Georg Wilhelms Tod.

Als am 24. October 1648 der Friede von Osnabrück dem Kriege, der dreißig Jahre lang nicht blos die Völker Deutschlands selbst gegen einander geführt, sondern dieses Land auch zum Tummelplatz französischer und schwedischer Heere gemacht hatte, das längst ersehnte Ziel setzte, stand an der Spitze des, wie alle anderen deutschen Länder, ebenfalls schwer heimgesuchten Kurfürstenthums Brandenburg ein achtundzwanzigjähriger Regent, dem nun die schwere Aufgabe beschieden war, das, was die Zeitereignisse und die Schwäche und Unfähigkeit seines Vaters und Vorgängers verschuldet, wieder gutzumachen.

Tief war das arme Land gedemüthigt und zwar hauptsächlich durch die Schuld dieses Vorgängers, des Kurfürsten Georg Wilhelm. Das Schicksal hatte gewollt, daß sein Vater, Johann Sigismund, gerade als die Flamme, welche so lange Jahre Deutschlands Gaue verheeren sollte, zum unwiderstehlichen Ausbruch kam, die Augen schloß, und Georg Wilhelm mußte zwanzig Jahre lang ihre sengende Gluth ertragen, ohne daß ihm beschieden gewesen wäre, ihr Erlöschen zu sehen.

Die Stellung des Kurfürstenthums Brandenburg während dieses verderblichen dreißigjährigen Krieges war mehr passiv als activ. Aufsehen erregte sie zuweilen nur in ersterer Beziehung und war daher von einer ruhm- oder siegreichen so weit als möglich entfernt. Noch nie seitdem die Hohenzollern den Thron bestiegen, hatte Brandenburg eine solche Zeit zu durchleben gehabt. Eine Verbesserung dieser schlimmen Lage wäre selbst für einen fähigen Regenten etwas sehr Schwieriges, ein Vermeiden derselben etwas ganz Unmögliches gewesen, und Kurfürst Georg Wilhelm gehörte keineswegs zur Zahl der fähigen Regenten. Sein Scharfblick — wenn von einem solchen bei ihm die Rede sein konnte — reichte nicht aus, um ihm in dem wild entfesselten Chaos den Weg zu zeigen, den er wandeln sollte.

Wer die Geschichte des dreißigjährigen Krieges kennt, weiß recht wohl, daß Georg Wilhelm eigentlich keine Wahl weiter haben konnte, als, nachdem der Kampf einmal entbrannt war, muthig das Schwert zu ziehen und für seine Religion und seine Rechte zu fechten, bis er sie errungen oder bis er sein Leben für sie gelassen. Freilich läßt sich diese gute Regel, wie alle anderen, leichter geben als beobachten, und für einen Georg Wilhelm hatte Letzteres im vorliegenden Falle seine ganz besondere Schwierigkeit.

Von der Natur mit nur beschränkten Fähigkeiten ausgestattet, sah er sich bei seinem Regierungsantritt, der, wie eben bemerkt, kurz nach Ausbruch der Feindseligkeiten erfolgte, in ungemein verwickelte Beziehungen nach beiden Seiten hin versetzt. Gustav Adolph und der „Winterkönig“, wie der zum König von Böhmen gemachte Kurfürst Friedrich von der Pfalz später zum Spott genannt ward, waren seine Schwäger, denn ersterer war mit seiner Schwester und er selbst mit der des Winterkönigs vermählt. Seine Beziehungen zu Polen, dem Lehnsherrn Preußens, waren sehr krittlicher Art und Gustav Adolph lag mit Polen in tödtlichem Zwiste, hatte auch übrigens das für Wallenstein und dem Kaiser verloren gegangene Pommern rasch besetzt.

Erwägt man dies alles, so läßt sich nicht leugnen, daß die Lage des armen Georg Wilhelm mehr Umsicht verlangte als ihm von der Natur beschieden war.

Daß er der Erklärung, durch welche die böhmischen Stände Friedrich von der Pfalz zum Haupte der Protestantischen Union und zu ihrem König erklärten, nicht beitrat, kann man ihm nicht verdenken, obschon sein Onkel von Jägerndorf und seine Vettern von Liegnitz mit Leib und Seele dafür waren. Als später der arme Winterkönig und seine junge Gemahlin, die sich, abgesehen von dem Abenteuerleben, zu welchem das Unglück sie nöthigte, auch noch in andern interessanten Umständen befand, zu ihm kamen, um ein Obdach bei ihm zu suchen, trieb er die Aengstlichkeit wegen der von dem Kaiser über seinen armen Schwager verhängten Reichsacht so weit, daß er, um ihn nur bald wieder loszuwerden, erklärte, „er habe keine Butter und kein Holz im Hause.“

Schon vorher hatte er aus Neidenburg in Ostpreußen,

wo er damals residirte, seinen Räthen ausdrücklich geschrieben, „er sähe es gerne, mit diesem Besuche verschont zu werden, indem er wohl darüber Bedenken trüge, ob ihm nicht durch solche Aufnahme bei dem Kaiser und dem Könige von Polen und bei andern ihm Widerwärtigen allerhand Verweis und Ungelegenheit, besonders zu gegenwärtiger Zeit, da ihm die preußische Successionssache ohnedem schwierig genug gemacht werden wolle, zuziehen und verursachen möchte." Nicht verwandtschaftliche Rücksicht, sondern, wie er erklärte, nur die Christenpflicht bestimmte ihn, seiner unglücklichen Schwägerin den zeitweiligen Aufenthalt, den sie nur um ihrer nahe bevorstehenden Entbindung willen verlangte, nicht geradezu zu versagen.

Als das umherirrende Ehepaar, dem es schwer genug werden mochte, von dieser so ungern ertheilten Erlaubniß Gebrauch zu machen, anlangte, ward es von den, in der so eben angegebenen Weise instruirten, Räthen des Kurfürsten mit höflicher Kälte empfangen und sofort nach Küstrin geleitet, von wo es, nachdem die Exkönigin ihre Wochen glücklich überstanden, nach Holland zog.

Diese zaghafte Handlungsweise Georg Wilhelms läßt sich, wie gesagt, mit seiner schwierigen und ohnmächtigen Lage entschuldigen, als aber, nachdem das protestantische Deutschland zehn Jahre lang durch die Kriegsheere des katholischen Kaisers immer tiefer gedemüthigt worden, endlich der tapfere Schwedenkönig als Retter und Befreier landete und sein siegreiches Banner entfaltete, da hätte Georg Wilhelm wohl verstehen sollen, dieses Banner zu lesen. Er hätte seinen dieses Winkes nur gewärtigen Mannen zurufen sollen: „Auf, auf! laßt diesem Helden uns folgen! Laßt uns für die Sache, die er zu verfechten kommt, leben und sterben, denn auf andere

Weise können wir einmal nicht mit Ehren leben oder sterben!“

Statt dessen aber sagte er: „Der Kaiser ist doch die von Gott gesetzte höchste Obrigkeit. Ich habe nur einen Sohn. Bleibt der Kaiser Kaiser, so bleibe ich und mein Sohn auch wohl Kurfürst, wenn ich an dem Kaiser halte.“ Deshalb zögerte er, so lange er nur immer konnte, der Aufforderung des Schwedenkönigs, mit ihm gemeinschaftliche Sache zu machen, zu folgen, und erst als Gustav Adolph in der Nacht vom 13. zum 14. Mai 1631 im Berliner Schlosse, welches von tausend Mann schwedischen Musketieren mit vier Kanonen bewacht ward, geschlafen hatte, während die übrige schwedische Armee dicht vor die Stadt rückte, unterschrieb er am darauf folgenden Tage den Vertrag, durch welchen die Festung Spandau den Schweden überlassen ward.

Noch in derselben Stunde aber, wo er diesen Vertrag unterzeichnet, schrieb er an den Kaiser, um sich bei ihm deswegen zu entschuldigen, indem er erklärte, er habe nur dem unvermeidlichen Zwange sich gefügt.

In dieser Lauheit gegen den hochherzigen Gustav Adolph war übrigens Georg Wilhelm von Brandenburg nicht der einzige Fürst des protestantischen Deutschland. Keiner von allen den größern Fürsten, welche der Protestantischen Union angehörten, stand auf wie sich's geziemt hätte. Nur ein einziger, Landgraf Wilhelm von Hessen und seine wackere Wittwe nach ihm, schien stets zu wissen, wie viel es geschlagen hatte, und blieb der einmal für recht erkannten Sache treu bis an's Ende. Auch noch einige kleine tapfere Degen, wie Christian von Braunschweig, Christian von Anhalt, Johann Georg von Jägerndorf, rückten, wenn auch mit schwachen Kräften doch mit dem besten Willen, ins Feld, wurden aber von den ge-

waltigen Heeresmassen des Kaisers unter Tilly und Wallenstein sehr bald erdrückt.

Die Protestantische Union erließ eine Menge in der pathetischen Sprache der Entrüstung geschriebener Manifeste, hielt feierliche Versammlungen in Heilbronn, richtete aber dadurch natürlich nichts aus, denn die Zeit des Geschreibsels war vorbei und es galt jetzt, das Schwert zu ziehen. Hätte es überhaupt damals in Europa keinen bessern Protestantismus gegeben als den deutschen, so wäre die Sache dieses Glaubensbekenntnisses verloren gewesen.

Als Gustav Adolph gegen Berlin rückte, gingen ihm Georg Wilhelm und seine Räthe bis auf das Köpnicker Feld entgegen. Hier wandelten sie, ihn erwartend, rathlos umher und Georg Wilhelm hatte auf alle Fragen und Vorschläge seiner Räthe nur eine Entgegnung: „Que faire; ils ont des canons — was sollen wir beginnen; sie haben ja Kanonen!“

Zwei Jahre später schickte er in Folge des erzwungenen Bündnisses, gemeinschaftlich mit dem Kurfürsten von Sachsen Johann Georg, um Gustav auf seinem großen Marsche nach Wien zu decken, ein Armeekorps, zu welchem Brandenburg nicht mehr als dreitausend Mann stellte, nach Böhmen. Diese Streitmacht nahm Prag und einige andere offene Städte, that aber sonst fast weiter nichts als essen und trinken und begab sich eiligst wieder nach Hause als die Lanzenspitzen der sieggewohnten Schaaren Wallensteins sich wieder am fernen Horizont zu zeigen begannen.

Als Gustav Adolph am 6. November 1632 auf dem blutgetränkten Felde von Lützen seine Heldenseele ausgehaucht hatte, ward sein Stellvertreter, Kanzler Oxenstjerna, mit seiner stolzen Haltung und als Vorsitzender der Evangelischen Union

in Heilbronn für Kursachsen, welches bei solchen Gelegenheiten immer den Vorrang zu behaupten pflegte, ein Dorn im Auge. Es riß sich deshalb wieder los, schloß den Frieden von Prag am 20. Mai 1635 und Brandenburg trat diesem Frieden bei, eben so wie die übrigen protestantischen Fürsten, wieder mit alleiniger Ausnahme des edeln Wilhelm von Hessen-Kassel, dasselbe thaten.

Entsetzlich ist, was die Geschichte jener Zeit über die Rache berichtet, welche die Schweden an ihren treulosen Bundesgenossen nahmen, und auch Brandenburg ward vier Jahre lang von ihnen auf das Grausamste heimgesucht. Georg Wilhelm für seine eigene Person war natürlich glücklicher daran als seine Unterthanen; er konnte den rachgierigen Gästen ausweichen und that es auch. Während in Brandenburg der Feuerschein niedergebrannter Wohnstätten den Himmel röthete und das Gekreisch der Verwaisten und Sterbenden die Luft durchgellte, saß Georg Wilhelm behäbig auf seinem Jagdschloß Neuhausen, speiste an seiner reichbesetzten Tafel, trank den besten Wein und bezahlte, während in seinem Stammlande Hungersnoth und Verzweiflung herrschte, einen Jagdhund mit siebentausend Thalern!

Schon im Jahre 1627 hatte er hier eine Art Sauf- und Schwelgorden „die silberne Muskete und das Pulverhorn" gestiftet. Die Muskete faßte ziemlich zwei Quart und das Pulverhorn anderthalb Quart Wein und nur wer diese beiden Gefäße unmittelbar hinter einander, jedes in einem Zuge, geleert hatte, ward für würdig erachtet, in diesen Orden aufgenommen zu werden und in Neuhausen zu wohnen. Diese Muskete sowohl als das Pulverhorn sind jetzt noch auf der Kunstkammer in Berlin zu sehen, eben so wie das dazu gehörige „Willkommenbuch". In letzterem liest man unter an-

dern einen noch im Todesjahre des zechlustigen Kurfürsten von einem Hans Ernst v. Rippen unterm 18. Mai 1640 gemachten Eintrag, welcher lautet:

„Was bei Abendt Unglück
Ist alle Morgen mein Frühstück.
Bei Präsentirung der Musket' und Pulverflasche,
so ich aus Schuldigkeit ausgetrunken."

Während man so in Neuhausen „aus Schuldigkeit austrank", ward Brandenburg drei Mal der Schauplatz der entfesselten Kriegsfurie und des Jammers, der ihr auf dem Fuße folgte. Drei Jahre nach jenem verderblichen Frieden von Prag war, als die Schweden unter Bannier die Kaiserlichen unter Gallas im nordwestlichen Theile Brandenburgs auszuhungern suchten und die Plünderungen und Erpressungen des aufs Aeußerste getriebenen Gallas und seiner Leute alles bis dahin Dagewesene überstiegen, in der Gegend von Tangermünde die Hungersnoth so groß, daß, wie Pauli erzählt, „menschliche Kreaturen ihre eigenen Kinder aßen." — In Schloß Neuhausen aber sah man davon nichts und Georg Wilhelm ließ mittlerweile und in Erwartung besserer Zeiten „aus Schuldigkeit austrinken" und lallte dazwischen: „Que faire; ils ont des canons!"

Diese bessern Zeiten sollte er aber nicht erleben. Erst fünfundvierzig Jahre alt starb er im November 1640 zu Königsberg. Das Erheblichste, was er in der Welt gethan, war, daß er einen Sohn gezeugt, der zum Glück für sein Land dem Vater weder körperlich noch geistig ähnlich war, und den die Vorsehung berufen hatte, während einer langen, fast fünfzigjährigen Regierung die Wunden zu heilen, welche durch die unheilvollen Zeitereignisse und die verkehrte Handlungsweise seines Vaters dem Lande geschlagen worden, und das

Granitfundament zu legen, auf welchem unter seinen Nachfolgern der Bau des preußischen Staates emporgestiegen ist.

Dieser große, starke Sohn eines kleinen, schwachen Vaters ist es, mit welchem wir, nachdem wir das Vorstehende zum bessern Verständniß des Nachfolgenden vorausgeschickt haben, den eigentlichen Anfang unserer Geschichte machen.

Zweites Kapitel.

Geburt Friedrich Wilhelms, des nachmaligen Großen Kurfürsten. — Eine armselige Residenz. — Wie sonst die Berliner Straßenpolizei sich zu helfen wußte. — Friedrich Wilhelms Erzieher. — Johann von der Borch. — Kalkhun Leuchtmar. — Friedrich Wilhelm und Gustav Adolphs Leiche in Wolgast. — Friedrich Wilhelms Aufenthalt in Holland. — Besuch der Universität Leyden. — Militairische Exercitien in Arnheim. — Der Haag, seine Annehmlichkeiten und seine Gefahren. — Standhaftigkeit des jungen Kurprinzen. — Louise von Oranien. — Friedrich Wilhelm wird Kurfürst.

Es war am 6. Februar des Jahres 1620 als Friedrich Wilhelm, der nachmalige Große Kurfürst, zu Köln an der Spree, wie damals die brandenburgische Residenz noch hieß, das Licht der Welt erblickte. Seine Mutter war Elisabeth Charlotte von der Pfalz und bei der Geburt ihres Sohnes seit vier Jahren vermählt.

Diese Residenz mit dem Schlosse und Berlin war zu jener Zeit noch ein sehr armseliger Ort, der im Vergleich mit der heutigen stolzen Riesenstadt, welche die sie umgebende Sandwüste immer weiter vor ihre Thore hinausdrängt, kaum den Namen einer fürstlichen Residenz verdiente. Das damalige Berlin und Köln zählte etwa zwölfhundert Häuser, wovon aber in Folge der Kriegsdrangsale zu der Zeit, wo unsere Geschichte beginnt, gegen vierhundert leer standen, so daß die Einwohnerzahl kaum sechstausend betrug.

Die Häuser waren mit wenigen Ausnahmen von Holz erbaut; auf den ungepflasterten Gassen, die nur im Hochsommer bei anhaltender Hitze, oder im Winter bei strenger Kälte trockenen Fußes zu passiren waren, liefen Gänse, Enten, Schweine und andere Hausthiere umher. Zuweilen, bei nasser Witterung und an Markttagen, konnte die Passage in dem sich dann bildenden Morast nur dadurch aufrecht erhalten werden, daß die zu Markte kommenden Bauern gezwungen wurden, auf dem Rückwege eine Fuhre Straßenschmutz mit aus der Stadt fortzunehmen.

In den Berichten von Reisenden, welche in jener Zeit die Residenz Brandenburgs mit ihrer Schwesterstadt berühren, findet man sie entweder gar nicht oder doch nur in wegwerfendem Tone erwähnt und sogar das Schloß befand sich in so elendem, baufälligem Zustande, daß es in einer Nachricht aus jener Zeit heißt, man müsse sich vor den Fremden schämen, welche dieses kurfürstliche Residenzschloß sähen.

Wenn aber auch die örtliche Umgebung, welche den Fürstensohn, der ihr später eine andere Gestalt geben sollte, bei seinem ersten Erscheinen in der Welt begrüßte, eine keineswegs verlockende war, so erwies die menschliche Umgebung sich dafür desto besser geeignet, das Gedeihen des jungen Prinzen zu fördern und seine körperlichen und geistigen Anlagen zu entwickeln, denn außer der ihn überwachenden Liebe einer zärtlichen, besorgten Mutter standen ihm auch gleich von Anfang an tüchtige Lehrer und Erzieher zur Seite.

Wir wissen, daß bei seiner Geburt schon seit beinahe zwei Jahren die in Böhmen entzündete Kriegsfackel loderte, und obschon damals die verzehrende Gluth von Brandenburg noch weit entfernt war, so erachtete man es doch bei der allmälig näher heranrückenden Gefahr für gerathen, den jun-

gen Prinzen in die Festung Küstrin und später sogar noch weiter zu dem alten Herzog von Pommern nach Stettin in Sicherheit zu bringen.

In seinem fünften Lebensjahre erhielt er einen Oberhofmeister in der Person des Geheimen Raths Johann von der Borch. Dieser, der schon bei Georg Wilhelm dem Vater des Kurprinzen das Amt eines Oberhofmeisters bekleidet hatte, behielt es jetzt nicht lange, sondern überließ es zum großen Glück für den jungen Prinzen einem Manne, der weit besser als sein Vorgänger geeignet war, die Erziehung eines jungen Mannes von so hohem Stande zu leiten und ihn zur Erfüllung der in der Zukunft seiner harrenden Pflichten geschickt zu machen.

Dieser Mann war der Geheime Rath Georg Rumelian von Kalkhun, genannt Leuchtmar — ein Mann von Scharfsinn, feiner Weltbildung und einer diplomatischen Gewandtheit, die ihm in der Folgezeit die Ungnade Schwarzenbergs, des brandenburgischen Premierministers, zuzog, durch den er nach Duisburg verwiesen ward. Unter ihm stand, so lange er Oberhofmeister des Prinzen war, der Informator desselben, Geheimer Secretair Jakob Müller.

Als der Kurprinz dreizehn Jahr alt war, machte er in Wolgast, wo er früher schon mehrmals die Schwester seines Vaters, Gustav Adolphs Gemahlin, gesehen, einen letzten Besuch und zwar bei der traurigen Gelegenheit, als die Leiche des im Kampfe für Deutschlands Glaubensfreiheit gefallenen Helden dorthingebracht ward, um von da weiter nach Schweden geführt zu werden.

Er war noch nicht lange nach Erfüllung dieser wehmüthigen Pflicht nach Brandenburg zurückgekehrt, als hier in Folge der Kriegsgräuel, der durch lange unbegraben liegen

gebliebene Leichen verdorbenen Luft, schlechten Nahrungsmittel und anderer verwandten Ursachen die Pest ausbrach. Der junge Kurprinz ward deshalb mit seinem Oberhofmeister nach Holland geschickt, wo er fünf Jahr lang, von seinem vierzehnten bis zum achtzehnten Lebensjahre, und bis nicht ganz zwei Jahr vor dem Tode seines Vaters, verweilte.

Wer aufmerksam die Geschichte der Völker verfolgt, weiß, daß oft aus Calamitäten, die den Einzelnen treffen, das Heil und Gedeihen des großen Ganzen hervorgeht, und so war es auch hier. Ohne die furchtbare Seuche, welche so fühlbare und schmerzliche Lücken in die Reihen der Bevölkerung von Brandenburg riß, wäre Georg Wilhelm wahrscheinlich nicht auf den Gedanken gekommen, seinen Sohn nach Holland zu senden, wo dieser Menschen und Zustände kennen lernte, die auf seine geistige Entwickelung und nachmalige Regentenlaufbahn den entschiedensten Einfluß äußern mußten.

Holland hatte damals nach langen Kämpfen seine Freiheit errungen, war aber noch fortwährend genöthigt, wachsam und mit seiner vollen Kraft gerüstet zu sein, um das schwer errungene kostbare Gut gegen seine ehemaligen, immer noch mächtigen Tyrannen zu behaupten. Hier an den Ufern der Nordsee, unter den rührigen, klugen, gebildeten, durch die Schule bitterer Erfahrungen gewitzigten und durch die glücklich errungenen Siege mit stolzem Selbstvertrauen erfüllten Bewohnern, sah die Welt ganz anders aus als daheim an den schmutzigen Ufern der Spree und auf dem von den Hufen der feindlichen Rosse zerstampften, mit Blut getränkten und mit Leichen und rauchenden Schutthaufen bedeckten märkischen Sande.

Zunächst begab der Kurprinz sich nach der Universität Leyden, um hier den für jeden Regenten so nothwendigen

Studien obzuliegen. Zu gleicher Zeit mit ihm studirte hier der junge Pfalzgraf Karl Ludwig von Heidelberg, derselbe, den seine Mutter, die unglückliche Gemahlin des armen Winterkönigs, in dem ungastlichen Küstrin und trotz des Mangels an „Butter und Holz“ zur Welt geboren. Sie hielt damals — der Winterkönig war schon vor zwei Jahren zu Mainz gestorben — in Rhenen ihren Hof, der freilich zu dem Luftschlosse, welches sich die stolze Tochter Jakobs zu England bei ihrer Ankunft in Deutschland gebaut haben mochte, einen an Enttäuschungen aller Art überreichen Gegensatz bildete.

Nachdem der junge Kurprinz in Leyden seine Studien beendet, ging er nach Arnheim, wo er in den ritterlichen Leibesübungen und militairischen Exercitien die erforderliche Ausbildung erhielt, und dann nach dem Haag.

Hier, in der eben so heiteren als imposanten Residenz der Erbstatthalter von Holland, die, selbst wenn sie keine anderen Vorzüge hätte, sich schon durch ihre hohe gesunde Lage empfehlen würde, bezog Friedrich Wilhelm gewissermaßen eine zweite hohe Schule, nämlich die der Politik und der Diplomatie. Fast wie in keiner andern europäischen Residenz herrschte hier ein reger, von der geographischen Lage und den freien Institutionen des Landes begünstigter diplomatischer Verkehr, während die Oranier schon seit längerer Zeit als die Großmeister in der Wissenschaft der Diplomatie betrachtet wurden.

Der damalige Erbstatthalter war Heinrich Friedrich von Oranien, und die vertraute Bekanntschaft mit diesem so wie mit seinem Sohne Wilhelm war für den jungen Kurprinzen vom größten Nutzen. Gleich ihrem großen Nachkommen, Wilhelm von Oranien, der an der Stelle seines unwürdigen Schwiegervaters, Jakobs des Zweiten, sich mit seiner Gemah-

lin in die Krone Englands theilte, verstanden auch die eben genannten beiden Fürsten im hohen Grade die, überhaupt den Holländern vorzugsweise eigene, Kunst, ein Ziel mit Ausdauer zu verfolgen und die zu Erreichung desselben erforderlichen Werkzeuge mit Scharfsinn auszuwählen und mit Umsicht zu verwenden. Er sah wie diese Fürsten durch ihr ernstes ruhiges Wesen, dem gleichwohl die nachdrücklichste Energie inne wohnte, Achtung zu gebieten und sich des Gehorsams ihrer Untergebenen zu versichern wußten, und Friedrich Wilhelm bewies, als er schon nach kurzer Zeit vom Schicksal berufen ward, die schweren Zügel des Regierens in die Hand zu nehmen, daß diese hellleuchtenden Muster von Regententugenden ihre nachhaltige Wirkung auf ihn nicht verfehlt hatten.

Der Haag ist gleichsam ein angenehmes Gemisch von Stadt und Land. Auf drei Seiten von Wiesen, Dörfern und Wald umgeben, wird er nur auf der dritten durch kahle Dünen, welche das Seebad Schevelingen bergen, von der nur eine halbe Meile entfernten Nordsee getrennt. Treffliche ausgemauerte Kanäle durchschnitten schon damals die Stadt nach allen Richtungen und in dem nahegelegenen Walde, dem „Bosch," fehlte es nicht an reizenden Wasserpartien.

Auf diese Weise verband dieser Ort mit den Vortheilen, die er als politische Hochschule gewährte, auch noch den Reiz eines anmuthigen Aufenthalts, und außer den Gesandten, welche befreundete Regierungen, namentlich England und Frankreich, bei den Generalstaaten hielten, war hier gleichzeitig ein beliebter Sammelpunkt für reiche junge Edelleute und Herren aus allen Ländern Europas. Diese lebenslustigen Gäste trieben natürlich nicht blos Politik, sondern suchten sich auch nach Kräften zu amüsiren, so daß ihr Thun und Treiben oft in Schwelgerei und Ueppigkeit ausartete.

Solche Beispiele sind für einen mit den Mitteln zur Nachahmung ausgerüsteten jungen Mann stets verlockend und gefährlich, und es gehörte mehr als gewöhnliche Charakterfestigkeit und Selbstbeherrschung dazu, um sich nicht mit in den gefährlichen Strudel hineinwirbeln zu lassen. Der junge Brandenburger aber besaß die Charakterfestigkeit, diese Selbstbeherrschung wirklich, und als man ihn einmal bei einem Banket, das bis in die Nacht dauerte, zu den Ausschweifungen, welche gewöhnlich den Schluß eines solchen Gelages bildeten, verleiten wollte, erklärte er, ohne auf die Stichelreden und spöttischen Mienen seiner Verführer zu achten, er müsse gehen, denn er sei dies seinen Eltern, seiner Ehre und seinem Lande schuldig.

„Was würden die Kölner und Berliner sagen, wenn sie so etwas von mir hörten!" rief er und als man ihn immer noch nicht fortlassen wollte, riß er halb mit Gewalt, halb mit List sich los und eilte mitten in der Nacht in das Feldlager vor Breda zu seinem väterlichen Freund und treuen Rathgeber, dem Erbstatthalter. Dieser ward durch diese unerwartete Ankunft des jungen Kurprinzen nicht wenig überrascht, pochte ihn aber, nachdem er von ihm die Ursache seines plötzlichen Erscheinens gehört, freundlich auf die Schulter und sagte: „Eine solche Flucht ist eine größere Heldenthat als wenn ich Breda erstürmte. Wer so etwas thut, Vetter, der thut auch noch mehr, denn wer sich selbst beherrschen kann, ist fähig zu großen Thaten."

Es läßt sich mit gutem Grund bezweifeln, ob nur ein einziger jener jungen Schwelger, als er, nachdem er von dem wüsten Gelage ausgeschlafen, erwachte, seine Brust von so stolzer Selbstzufriedenheit gehoben fühlte wie Friedrich Wilhelm von Brandenburg, als er jenen Lobspruch aus dem

Munde Heinrich Friedrichs von Oranien vernahm und sich dadurch für jegliche Sinnenlust, die er sich muthig versagt, reichlich entschädigt fühlte.

Unter solchen Umständen war daher die Zeit seines Aufenthaltes in Holland, die seinen Geist bildete, seinen Körper kräftigte, ohne Reue oder trübe Erinnerungen zu hinterlassen, die glücklichste Epoche seines Lebens, an die er später, als schwere Regierungssorgen ihm manche unruhige Stunde bereiteten und den Lebensgenuß verbitterten, mit besonderer Vorliebe zurückdachte.

Kein Wunder daher, wenn er dieser Vorliebe für ein Land, welches seine Jugend veredelte und erheiterte und ihn später noch durch die Erinnerung erfreute, sein ganzes Leben hindurch treu blieb. Die Sittenstrenge, welche er mitten unter den Verführungen des Haag zu bewahren gewußt, hatte ihren Grund überdies nicht blos durch seine Charakterfestigkeit, sondern ward auch durch die Liebe erleichtert, die er schon damals zu der Prinzessin Louise von Oranien faßte, welche er später, nachdem er bereits sechs Jahre regiert, als seine Gemahlin heimführte, obschon diese Liebe durch ein anderes Heirathsprojekt, welchem er aus Staatsrücksichten den Vorzug geben zu müssen glaubte und worauf wir später ausführlicher zurückkommen, eine Zeitlang in den Hintergrund gedrängt ward.

Aber nicht blos durch diese Vermählung, sondern auch durch andere Beziehungen erhielt Friedrich Wilhelm sich mit dem einmal liebgewonnenen Holland in fortwährender Verbindung. Durch vortheilhafte Anerbietungen bewog er eine Menge geschickte und fleißige Leute in sein Land überzusiedeln und hier in Bezug auf Landwirthschaft, Gartenbau, Kunst, Wissenschaft, Gewerbe und Handel in den von der Natur

zum Theil so wenig begünstigten Marken nothwendige Verbesserungen und Neuerungen einzuführen.

Auch hiervon später mehr.

So kam das Jahr 1640 heran und der kaum erst heimgekehrte junge Kurprinz mußte nach Königsberg eilen, um den letzten Segen seines Vaters zu empfangen, der kurz nach seiner Ankunft den Geist aufgab.

Nun war Friedrich Wilhelm Kurfürst und selten gelangte wohl ein zwanzigjähriger junger Mann unter schwierigeren und trostloseren Verhältnissen zur souverainen Gewalt. Wie es ihm gleichwohl möglich ward, diesen Verhältnissen Trotz zu bieten und sich den wohlverdienten Namen des Großen zu erwerben, wird uns der weitere Verlauf unserer Geschichte zeigen.

Drittes Kapitel.

Ein Wort über Regentenprädicate. — Zustand Brandenburgs bei Friedrich Wilhelms Regierungsantritt. — Sein Verhältniß zu dem deutschen Kaiser. — Graf Adam Schwarzenberg. — Der Kaiser gilt in Brandenburg mehr als der Kurfürst. — Ein meuterischer Festungskommandant. — Kalkhun Leuchtmar's Rückkehr aus der Verbannung. — Graf Schwarzenberg wird nach Spandau gebracht. — Sein Tod. — Das Hausen feindlicher Truppen in Brandenburg. — Das diplomatische Unterhandlungstalent des jungen Kurfürsten. — Er ordnet den Staatshaushalt. — Er errichtet den Kern zu einem stehenden Heere. — Friedrich Wilhelm als treuer Freund des Protestantismus und der deutschen Freiheit.

Dankbare Bevölkerungen und liebedienerische Geschichtsschreiber sind mit rühmenden und hochtrabenden Prädicaten gegen ihre Fürsten, wenn dieselben ihrer Pflicht nur einigermaßen genügen, von jeher nicht karg gewesen. Die Nachwelt freilich, die von ihrem Standpunkte die Ereignisse der

Vergangenheit besser überschaut und keine zarten Rücksichten zu nehmen braucht, hat viele dieser taxfrei verliehenen Prädicate eben so taxfrei wieder gestrichen und aus manchem Fürsten, der bei Lebzeiten der „Große", der „Gerechte", der „Gute" u. s. w. hieß, ist in den nach seinem Tode geschriebenen Büchern der Geschichte einfach wieder wie bei seinem Regierungsantritt der Erste, Zweite oder Dritte geworden.

Wenn aber jemals ein Monarch den Namen des Großen verdiente, so verdiente, wenn nicht blos der Erfolg, sondern auch die angeborenen Eigenschaften den Maßstab hierfür an die Hand geben, Friedrich Wilhelm, Kurfürst von Brandenburg, diesen Namen mit vollem Rechte, und nie, so lange es eine Geschichte giebt, wird ein Geschichtschreiber wagen, ihm dieses Prädikat entziehen zu wollen.

Wenn wir den Ausgangspunkt seiner Regentenlaufbahn und das Ziel, an welchem sie endete, ins Auge fassen, so müssen wir bekennen, daß sein Erfolg den jedes andern Regenten seiner Zeit übertraf.

Als er von dem Sterbebett seines Vaters von Königsberg wieder nach Berlin zurückkam, fand er Brandenburg von den feindlichen Kriegsschaaren ausgesogen und fast vernichtet, und als er achtundvierzig Jahre später selbst die müden Augen schloß, war es ein großes Land, oder doch wenigstens auf dem Wege, ein solches zu werden. Rasch wie der Blitz, wohlgezielt und wuchtig wußte er die Streiche zu führen, womit er in dem ihm vergönnten allerdings langen Zeitraum eine Welt von Hindernissen zertrümmerte.

Politische Bedeutsamkeit besaß Brandenburg bei dem Tode Georg Wilhelm's auch nicht im mindesten. Es war weiter nichts als ein protestantisches Ländchen, welches von einem katholischen Kaiser nach Belieben chikanirt ward.

Graf Adam Schwarzenberg, der zeitherige Premierminister, Katholik und früher in österreichischen Diensten, hatte von jeher im Solde des Kaisers gestanden und sogar als er in den Dienst des Kurfürsten Georg Wilhelm trat, sich ausdrücklich ausbedungen, noch den Dienst des Kaisers zugleich beibehalten zu dürfen (!), und der schwache Georg Wilhelm war merkwürdigerweise auf diese widersinnige Bedingung eingegangen.

Die Bekanntschaft des Grafen Schwarzenberg hatte Georg Wilhelm noch als Kurprinz in Cleve gemacht, wo Ersterer kaiserlicher Gesandter war, und ihm seine Zuneigung in so hohem Grade geschenkt, daß er, sobald er selbst zur Regierung kam, nichts Eiligeres zu thun hatte, als den Kaiser um Ueberlassung dieses ausgezeichneten Mannes zu bitten. Dem Kaiser war dies natürlich gerade recht. Er überließ, die Naivetät des beschränkten Georg Wilhelm belächelnd, ihm den Grafen sehr gern und dieser ward nun nach und uach kurfürstlicher Statthalter in Cleve, Gesandter im Haag, geheimer Rath und Oberkämmerer, Director des geheimen Rathes, Statthalter der Kurmark, Oberbefehlshaber sämmtlicher brandenburgischen Truppen und, ungeheuerlicherweise, obschon er, wie eben gesagt worden, Katholik war, auch Heermeister des Johanniterordens zu Sonnenburg.

Das Vertrauen, welches Georg Wilhelm ihm schenkte, war unbegrenzt. Schwarzenberg verfügte über alle bedeutenderen Aemter im Lande und bekam, wenn der Kurfürst verreiste, von diesem eine Anzahl leerer Bogen mit der kurfürstlichen Namensunterschrift, über welche er schreiben konnte, was ihm beliebte.

Natürlich war er scharfblickend genug gewesen, um den selbstständigen energischen Charakter, der sich in dem heran=

wachsenden jungen Kurprinzen entwickelte, schon frühzeitig zu erkennen. Deshalb hatte er, wie wir gesehen haben, auch Bedacht genommen, den ihm mißliebigen Erzieher des Prinzen, Kalkhun Leuchtmar, von diesem Posten zu entfernen.

Jetzt, bei dem Tode seines gegen ihn stets schwach und willenlos gewesenen Gönners und Herrn sah Graf Schwarzenberg wohl ein, daß er einen raschen entschlossenen Schritt thun müsse, wenn er den Plänen, mit welchen, wie er sehr richtig ahnte, der neue Kurfürst umging, einen Riegel vorschieben wollte.

Noch ehe der neue Kurfürst in Berlin ankam, nahm Schwarzenberg daher den Garnisonen der brandenburgischen Festungen den Eid der Treue ab, aber nicht zunächst im Namen des Kurfürsten, sondern in dem des Kaisers, und als Friedrich Wilhelm ankam, sah er, daß er gleich von vorn herein zu einem Gewaltakt schreiten müsse, wenn er sich nicht wie sein Vater von dem Oesterreicher die Hände binden lassen wollte.

Er beschloß daher, sich des lästigen Zweiächslers um jeden Preis zu entledigen und ihn „zwischen vier Wände" setzen zu lassen. Eine einfache Verabschiedung und Entlassung wäre nicht genügend gewesen, weil der zeitherige Premierminister dann seine Machinationen gegen Brandenburg im Auslande vielleicht mit um so größerem Nachdruck fortgesetzt haben würde.

Das Nächste und Bequemste war, ihn nach der Hauptfestung Spandau bringen und hier in strenge Verwahrung nehmen zu lassen. Als aber Friedrich Wilhelm dem Kommandanten der Festung, Obristen Moritz August von Rochow, die deshalb nöthigen Befehle zugehen ließ, weigerte dieser sich, zu gehorchen, indem er sich auf den ihm von Schwar=

zenberg abgenommenen Eid berief und erklärte, daß er zuvörderst dem Kaiser und dann erst dem Kurfürsten zu gehorchen habe.

Unter solchen Umständen mußte rasch, aber dennoch behutsam zu Werke gegangen werden. Durch einige Vertraute ließ der junge Kurfürst den rebellischen Kommandanten aus seiner Festung herauslocken, beim Kragen nehmen, über die Grenze transportiren und die tröstliche Versicherung mit auf den Weg geben, daß er unfehlbar aufgeknüpft werden würde, wenn er sich jemals wieder auf brandenburgischem Boden betreten ließe.

Die übrigen Offiziere des kurfürstlichen Heeres ließen sich dies zur Warnung dienen und kamen eben so wie ihre Mannschaften zu der Einsicht, daß sie etwas Unmögliches beschworen, als sie versprochen hatten, dem Kaiser mehr zu gehorchen als ihrem unmittelbaren Landes- und Kriegsherrn. Der juristische Grundsatz: „Ans Unmögliche ist Niemand gebunden," hatte damals eben so gut wie früher und später seine unwiderlegliche Geltung, die jeden Gewissensscrupel beseitigt.

Während Herr von Rochow, mit Recht froh, noch so wohlfeilen Kaufs davongekommen zu sein, sich schleunigst nach Wien begab, wo er vom Kaiser mit offenen Armen empfangen ward und zur Belohnung des an seinem Monarchen geübten Verrathes sofort Anstellung in kaiserlichen Diensten erhielt, traf der von seinem dankbaren Zögling aus der durch den Oesterreicher über ihn verhängten Verbannung sofort wieder herbeigerufene Kalkhun Leuchtmar am Hofe des jungen Kurfürsten ein, um auch in dieser neuen und höhern Sphäre abermals sein treuer bewährter und weltkluger Führer und Rathgeber zu sein.

Nun sah Graf Schwarzenberg wohl ein, daß er verloren war, und würde ohne Zweifel den unter seinen Füßen immer heißer werdenden Boden freiwillig verlassen haben, wenn er noch Zeit dazu gehabt hätte.

Aber es war schon zu spät. Eines Morgens, ehe noch der Tag grauete, ward er aus seinem Palast, der sogenannten Statthalterei auf der Brüderstraße, abgeholt und unter sicherer Escorte nach demselben Spandau gebracht, dessen Besatzung er zum Treubruch an ihren Fürsten hatte verleiten wollen und dessen Mauern er nicht wieder verlassen sollte. Schon nach wenigen Monaten starb er hier vor Gram über das schließliche Mißlingen des Werkes, an welchem er so lange Jahre und so erfolgreich mit ächt österreichischer Beharrlichkeit und Zähigkeit gearbeitet.

Als sein Tod bekannt ward, flüsterte man, der junge Kurfürst habe ihn enthaupten lassen; man fühlte, daß dieser in seinem vollkommenen Rechte gewesen wäre, wenn er es wirklich hätte thun lassen, und deshalb ward dieses Gerücht allgemein und lange geglaubt. Schwarzenberg war aber eines vollkommen natürlichen Todes gestorben und als man erst in neuerer Zeit bei einer gewissen Gelegenheit Veranlassung hatte, seinen Sarg zu öffnen, fand man an dem noch ganz wohlerhaltenen Skelett den Halsknochen ungetrennt, so wie auch keine Spur einer äußern Verletzung.

Nachdem Friedrich Wilhelm sich auf diese Weise Luft gemacht und seine nächste Umgebung von Verräthern und Spionen gesäubert hatte, konnte er mit dem treuen Leuchtmar zur Seite den Blick frei um sich richten und die Lage seines Landes überschauen.

Diese war leider, wie bereits mehrfach angedeutet worden, eine höchst betrübende und von der Art, daß ein weni=

ger starker Geist als der Friedrich Wilhelms wohl den Muth hätte verlieren können.

Seit zwanzig Jahren war Brandenburg von feindlichen Armeen durchschwärmt worden, welche, besonders die kaiserlichen, Gräuel verübten, wie sie bis dahin in der Weltgeschichte noch nicht vorgekommen waren. Kaum waren drei Jahre nach Friedrich Wilhelms Regierungsantritt verflossen, so ward Brandenburg abermals der Schauplatz drückender räuberischer Durchmärsche. Die Kaiserlichen zogen durch, unter Gallas, welcher den Auftrag und die Absicht hatte, Torstensohn und seine Schweden in Jütland einzuschließen, wo sie den alten unruhigen Nachbar Schwedens, Christian den Vierten von Dänemark, gezüchtigt hatten.

Gallas war aber nicht im Stande, seinen Plan auszuführen. Er ward von Torstensohn aufs Haupt geschlagen und die gesprengten Ueberreste seiner Armee schleppten sich in kläglicher Flucht abermals durch das brandenburger Land, welches, schon vorher von ihnen ausgesogen, ihnen nichts mehr zu liefern vermochte, so daß sie, wie es in Köhler's Reichshistorie heißt, so „ziemlich alle krepirten.“ Damit war aber leider den armen Bewohnern des unglücklichen Landes noch nicht geholfen, denn die Schweden folgten den „Krepirenden“ dicht auf dem Fuße und was die kraftlose sterbende Hand des Besiegten nicht mehr zu erpressen vermocht, erpreßte nun die grausame starke Faust des wilden Siegers.

Der von Friedrich Wilhelm im Juli 1641 mit den Schweden abgeschlossene zweijährige Waffenstillstand war mittlerweile abgelaufen und Torstensohn hauste mit seinen Leuten in dem nun wieder als feindlich zu betrachtenden Gebiet schlimmer als je.

So zwischen die Schweden einerseits und den ohnehin

argwöhnischen in der Person seines getreuen Schwarzenberg aufs Neue beleidigten Kaiser eingekeilt, bedurfte Friedrich Wilhelm — besonders da ihm der kluge treuergebene Leuchtmar schon in den ersten Jahren seiner Regierung durch den Tod für immer entrissen ward — seiner ganzen angeborenen Schlauheit und raschen Entschlossenheit, um sich glücklich hindurchzuwinden.

Aber es gelang ihm. Das Ziel, welches er in diesem, wie in jedem anderen Falle zu erstreben hatte, stand sonnenklar vor ihm, wenn auch Andere nicht sogleich sahen, wo er hinaus wollte. Mit außerordentlichem Talent, Fleiß und Glück wußte er nach beiden Seiten hin so zu unterhandeln, daß vom Jahre 1644 an bis zum vier Jahre später erfolgenden Friedensschluß keine schwedischen oder kaiserlichen Heere wieder brandenburgischen Boden betraten.

Unterhandlung war auch, bei der Entblößung des Landes von Geld und eigenen Truppen, das einzige Mittel, durch welches der junge Fürst etwas durchsetzen konnte, und es war ein für sein Land nicht hoch genug anzuschlagendes Glück, daß er nicht blos von der Natur mit allen dazu nöthigen Fähigkeiten ausgerüstet war, sondern auch, namentlich im Haag, unter den staatsklugen Oraniern, Gelegenheit gehabt hatte, diplomatische Vorstudien zu machen.

Auch später, als er selbst an der Spitze einer achtunggebietenden Macht stand, von seinem Feldherrntalent die schlagendsten Beweise gegeben hatte und sich auch im Besitz aller andern zur nachdrücklichen Kriegsführung erforderlichen Mittel sah, zog er es dennoch vor, das, was er zu erreichen suchte, zunächst auf dem Wege der Unterhandlung zu erlangen, und erst dann, wenn dieser sich nach allen Richtungen hin als fruchtlos erwiesen hatte, zum Schwert zu greifen.

Jetzt jedoch, beim Anfange seiner Regierung, konnte von dem letzteren Auskunfsmittel keine Rede sein, denn seine nächste Aufgabe war, ein geordnetes Staatseinkommen herzustellen. Dann erst konnte an Aufstellnng einer angemessenen Streitmacht gedacht werden. Durch einige Anleihen anfangs und dann durch Begründung eines geordneten Staatshaushalts gelang es ihm auch, in verhältnißmäßig kurzer Zeit so viel baares Geld zusammenzubringen als er bedurfte, um ein kleines Truppenkorps anwerben, tüchtig einexerciren und ihm Gehorsam und Mannszucht beibringen zu lassen.

Dies war die erste Grundlage zu einer Armee von vierundzwanzigtausend Mann, die zu den besten zählte, welche Europa damals hatte. Diese vierundzwanzigtausend Mann vortrefflich geschulte und geübte Truppen waren nothwendig ein Gewicht, welches, rechtzeitig in die Wagschaale geworfen, den Ausschlag geben und große Fragen entscheiden konnte. Mit oder ohne seinen Willen ward er in alle großen Kriege seiner Zeit, der Zeit Ludwigs des Vierzehnten verwickelt, welcher Europa vier Mal, darunter drei Mal während der Regierungszeit Friedrich Wilhelms, in Flammen setzte.

Uebrigens war auch die geographische Lage seiner langgestreckten von Memel bis Wesel reichenden Besitzungen von der Art, daß er fast keinem da oder dort entstehenden Kriege ausweichen konnte. Ward er einmal gezwungen, mit Krieg zu führen, so that er es mit Muth und Geschick und — was ihm nicht zu verdenken war — stets an dem Orte und auf die Art und Weise, welche ihm den meisten Vortheil versprach, dennoch aber auch stets so, daß die gute Sache des Protestantismus und der deutschen Freiheit zugleich mitgewinnnen mußte. Auch hatte er die Genugthuung, zu sehen, wie oft die zwei heftigsten Widersacher des Protestantismus

und der deutschen Freiheit — Kaiser Leopold und Ludwig der Vierzehnte — seiner Hülfe bedurften, die er ihnen natürlich nur unter der Bedingung gewährte, daß sie seine Schützlinge unangetastet ließen.

Viertes Kapitel.

Erlöschen des langjährigen Brandes. — Friedrich Wilhelms Vermählung mit Louisen von Oranien. — Leuchtmar's Heirathsproject. — Der Kanzler Oxenstjerna. — Christine von Schweden und ihre getäuschten Bewerber. — Charakter Louisens von Oranien. — Ihr Dichtertalent. — Ihre muthige Treue. — Abschluß des Westphälischen Friedens. — Friedrich Wilhelms Ansprüche auf Pommern werden nur zur Hälfte anerkannt. — Seine Botschafter beim Friedenscongresse. — Pfalz-Neuburg tyrannisirt seine protestantischen Unterthanen. — Der deshalb drohende Krieg unterbleibt. — Ein Erbvertrag.

Endlich, im Jahre 1648, verstummten die Feuersignale, welche dreißig Jahr lang in Deutschlands Ohr gedröhnt. Das Haus war ausgebrannt, die Flamme erlosch auf vielen Punkten aus Mangel an Nahrung von selbst und der zu Osnabrück versammelte Friedenscongreß hatte sich zunächst mit der Frage zu beschäftigen, auf welche Weise die noch gebliebenen Trümmer unter die jetzt in Löschmannschaft verwandelten Anstifter des Brandes und ihre freiwilligen oder gezwungenen Genossen zu vertheilen seien.

Ehe wir erzählen, wie vortheilhaft bei dieser neuen Ordnung der deutschen Staaten und Gebietsverhältnisse der junge Kurfürst von Brandenburg wegkam, müssen wir erwähnen, daß in seinem Hauswesen in der Zwischenzeit insofern eine bedeutende Veränderung vorgegangen war, als er sich zwei Jahre vor dem Westphälischen Friedensschluß mit

der Prinzessin Louise von Oranien vermählt hatte, die er, wie wir wissen, schon während seines Aufenthalts im Haag kennen und lieben gelernt.

Wohl hatte der treue Leuchtmar in dieser Beziehung andere Pläne mit ihm gehabt und ihn für ein Bündniß mit Christinen, der jugendlichen Tochter des bei Lützen gefallenen Schwedenkönigs, zu gewinnen gesucht.

Christine, die erst im December 1644 nach erlangter Volljährigkeit die Zügel der Regierung selbst ergriff, stand so lange Leuchtmar lebte, noch unter Vormundschaft und zu der Zahl ihrer fünf Vormünder gehörte auch der Kanzler Oxenstjerna, von dem man — obschon die hierüber vorhandenen Nachrichten sich vielfach widersprechen — behauptet, daß er mit dem Plane umgegangen sei, seine königliche Mündel mit seinem eigenen Sohne, Erich, zu vermählen.

Ist diese Behauptung gegründet, so läßt sich leicht erklären, warum die Schritte, welche Kalkhun Leuchtmar bei ihm wegen einer anzubahnenden Heirath zwischen der noch unmündigen Königin von Schweden und dem jungen Kurfürsten von Brandenburg that, durchaus nicht günstig aufgenommen wurden. Oxenstjerna war indessen zu gewissenhaft, um die ihm von Leuchtmar gemachten Eröffnungen der geistreichen Königstochter zu verschweigen, und würde, wenn diese sich für ihren Cousin erklärt hätte, wohl mit seinem eigenen Project zurückgetreten sein.

Zu seiner Freude erklärte jedoch Christine, daß sie sich mit dem Vorschlage, dem jungen Kurfürsten von Brandenburg ihre Hand zu reichen, durchaus nicht befreunden könne, und Oxenstjerna hielt sich, als Leuchtmar seinen Antrag erneuete, ermächtigt, diesen im Namen der Königin ein für alle Mal abzulehnen.

Leider sollte auch er, eben so gut wie Leuchtmar, in den Hoffnungen, die er sich in dieser Beziehung gemacht, vollständig getäuscht werden. Es ist bekannte Sache, daß Christine auch später, als sie über sich selbst verfügen konnte, ihre Abneigung gegen den Ehestand, den sie als die drückendste aller Fesseln haßte, stets offen und freimüthig erklärte und sich durch nichts, selbst nicht durch die wiederholten Bitten der Stände bewegen ließ, sich zu vermählen. Sogar der liebenswürdige und tapfere Prinz Carl Gustav von Pfalz-Zweibrücken, Bruder dessen, der mit unserem Friedrich Wilhelm die Universität Leyden besuchte, konnte, obschon er bei ihr in Gunst stand und auf ihren eigenen Wunsch von dem versammelten Reichstage zu ihrem Nachfolger erklärt ward, sie doch nicht bewegen, ihm die Hand zum ehelichen Bunde zu reichen. Sie zog es vor, statt eines M a n n e s, M ä n n e r zu haben, und Liebeleien mit geistreichen Cavalieren, wie z. B. dem Grafen Magnus de la Gardie, Pimentelli, dem spanischen Gesandten, dem Grafen Thott und Anderen, war mehr nach ihrem Geschmack als ein stilles häusliches Glück.

Unter diesen Umständen verzichtete Friedrich Wilhelm auf die Wiederaufnahme eines Planes, mit dem er sich ohnehin nur auf Zureden Leuchtmar's befreundet hatte, und als dieser 1644 starb, war er, so aufrichtig er auch den treuen Freund und Erzieher betrauerte, doch gewissermaßen froh, dem wiederholten Andrängen desselben in diesem Punkte überhoben zu sein, und richtete seine Blicke nun ungehindert nach dem geliebten Haag, von wo er zwei Jahre später die fromme Louise von Oranien heimführte.

Streng sittlich, religiös und eine eifrige Calvinistin, war sie der ausgesprochenste Gegensatz zu der frivolen, freidenkerischen und eben deshalb zuletzt dem Katholicismus zur

leichten Beute werdenden Christine von Schweden. Sie war die Dichterin des herrlichen, noch jetzt alle protestantischen Gesangbücher schmückenden Liedes „Jesus, meine Zuversicht" und mehrerer anderer. Ihr hoher durchdringender Verstand leistete ihrem Gemahl, der kein Geheimniß vor ihr hatte, oft die wesentlichsten Dienste und nicht selten verließ er die Sitzungen seines Ministerraths, um sich mit ihr zu besprechen, ehe er seinen entscheidenden Ausspruch that.

Ihre Gesundheit war nicht die beste, dennoch schlug sie ihr körperliches Wohlbefinden so niedrig an, daß sie ihrem Gemahl sogar auf seinen Feldzügen zur Seite blieb und ihn, wie zum Beispiel im schwedisch-polnischen Kriege 1656, nach Preußen nnd Dänemark begleitete. Als er sie nach einundzwanzigjähriger glücklicher Ehe verloren hatte, trat er oft, wenn irgend ein bedeutsames Ereigniß oder eine schwierige Frage ihm Herz und Kopf beunruhigte, vor ihr lebensgroßes in seinem Zimmer hängendes Bildniß und rief: „O Louise, Louise! wie fehlst Du mir!"

Mit dieser Frau, die noch mehrmals auf der Bühne unserer Geschichte erscheinen wird, war Friedrich Wilhelm also seit zwei Jahren vermählt als zu Osnabrück und Münster der unter dem Namen des Westphälischen bekannte Friedensschluß zu Stande kam und am 24. Oktober 1648 von den gesammten anwesenden kaiserlichen, französischen, schwedischen und reichsständischen Gesandten unterzeichnet ward.

Ohne uns auf seine Wirkungen hinsichtlich der andern betheiligten Staaten einzulassen, da wir später bei der Geschichte dieser ohnehin darauf zurückkommen müssen, führen wir hier nur kurz an, wie er für das Kurfürstenthum Brandenburg ausfiel.

Friedrich Wilhelms Recht auf Pommern, nach dem Ab-

leben des alten Herzogs, ward von Allen zugestanden und von ihm selbst mit Nachdruck vertheidigt, dennoch aber drang er damit nicht ganz durch. Die Schweden verlangten hartnäckig Erstattung ihrer Kriegskosten. Sie hielten Pommern besetzt, wie sie es schon lange besetzt gehalten, um, wie sie sagten, ein Pfand für ihre Forderung zu haben. Deshalb mußte Friedrich Wilhelm froh sein, daß sie sich mit der größeren Hälfte des streitigen Landes abfinden ließen.

Dieser Theilung zufolge kam Vorpommern — von nun an Schwedisch-Pommern genannt — nämlich der dem Meere zunächst liegende Theil, nebst einigen Städten und abgetretenen Stücken, auf Schwedens Antheil, während Friedrich Wilhelm sich mit Hinterpommern, welches um die Stadt Stettin und mehrere andere werthvolle Abschnitte zu Gunsten Schwedens gekürzt ward, begnügen mußte. Wohl verursachte ihm dies vielen gerechten Kummer und Zorn, aber er konnte vor der Hand nichts ändern.

Zur Entschädigung hierfür erhielt er drei säcularisirte Bisthümer: Magdeburg, Halberstadt und Minden, mit einigen andern kleinen Gebietstheilen. Obschon er aber sich vor der Hand hiermit begnügen mußte, so gab er doch den Gedanken an Pommern nicht auf. Ein großer Theil seines späteren Strebens war auf die Wiedererlangung von Vorpommern gerichtet, so oft eine rechtmäßige Gelegenheit sich dazu darbot. Leider waren seine Bemühungen nach dieser Richtung hin alle vergeblich. Er konnte Schwedisch-Pommern nie wieder erringen. Erst seinen spätern Nachkommen gelang dies und auch diesen nur langsam und allmälig.

Zu seinen Botschaftern und Vertretern bei dem Westphälischen Friedenskongresse hatte er vier Männer gewählt,

welche das in sie gesetzte Vertrauen auch vollkommen recht= fertigten.

Der erste und vornehmste von ihnen war Reichsgraf Johann von Wittgenstein, Statthalter in Brandenburg, der später nach Beendigung des ihm aufgetragenen Geschäfts die Grafschaft Hohenstein im Harz zur Belohnung erhielt.

Der zweite war der Geheime Rath Johann Friedrich von Löben, der 1642 in Wien für seinen Herrn die Lehen empfangen hatte und dafür in den Freiherrnstand erhoben worden war; übrigens war er auch Herr auf Schönfeld in Schlesien, Verweser des Herzogthums Crossen, Landeshaupt= mann zu Ruppin, Johanniterritter und Comthur zu Lagow.

Der dritte und vierte waren ebenfalls zwei Geheimräthe, Friedrich von der Heyden, ein Pommer, und der Kanzler Peter Fritze, der jedoch seiner Kränklichkeit halber später von dem Geheimen Rath Matthäus Wesenbeck abgelöst werden mußte.

Die Forderungen, welche diese Bevollmächtigten im Na= men ihres Herrn stellten, erstreckten sich freilich weiter als auf das, was später zugestanden ward, namentlich — außer auf Pommern, dessen Herzöge während des Krieges ausgestorben waren und worauf Brandenburg deshalb ein wohlbegründe= tes Recht hatte, und den genannten drei Bisthümern — auch auf die Stifter Hildesheim und Osnabrück, so wie auf Glo= gau, Sagan und Jägerndorf. Ja, Wittgenstein behauptete sogar, daß seinem Herrn eigentlich ganz Schlesien gebühre.

Damit drang er allerdings, wie wir gesehen haben, nicht durch, aber dennoch ließ sich nicht verkennen, daß er sowohl wie seine Collegen mit Glück und Geschick unterhandelt hatte, besonders da ihr Herr auch nicht vergaß, sie durch das überall, und namentlich bei dergleichen Gelegenheiten, seine Zauber=

kraft bewährende Gold zu unterstützen, denn die Geschenke, welche die schwedischen und französischen Gesandten erhielten, waren sehr bedeutend.

Wir haben oben gesagt, daß Friedrich Wilhelm nur gezwungen und wenn ihm kein anderer Ausweg blieb, das Schwert zog. Ein einziges Mal empfand er einen freiwilligen Drang, Krieg anzufangen, aber auch in diesem Falle blieb es beim bloßen Vorsatze.

Nicht lange nach Abschluß des Westphälischen Friedens begann der alte Pfalz-Neuburg seine protestantischen Unterthanen in Jülich-Cleve ein wenig zu tyrannisiren, und diese gingen Friedrich Wilhelm um Beistand an. Friedrich Wilhelm, ein eifriger Protestant, machte auch sofort an der betreffenden Stelle geeignete Vorstellungen und als diese nichts helfen, erwachte in ihm allmälig ein anderer Gedanke und er fragte sich: „Wie wäre es, wenn wir mit Hülfe der Holländer diesen wunderlichen alten Herrn mit sammt seinen Pfaffen und vorgeblichen Ansprüchen zu seinem eigenen Hause hinauswürfen?"

Von jeher gewohnt, die That dem Vorsatze sofort auf dem Fuße folgen zu lassen, gab er einem Theil seiner bewaffneten Macht Befehl, zur Verwirklichung seiner Absicht, in das Pfalz-Neuburgische Gebiet einzurücken. Europa aber war kaum erst einigermaßen beruhigt, die Holländer zögerten, sich in der gewünschten Weise zu betheiligen, und Friedrich Wilhelm sah ein, daß er bei weiterer Verfolgung seines Planes auf unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen würde.

Er hatte deshalb eine mündliche Unterredung mit dem alten Tyrannen und schlichtete auf diesem Wege die Sache, in so weit dies möglich war. Erst im Jahr 1666 kam ein von allen Seiten anerkannter Entwurf zur Theilung dieser

streitigen Gebiete zu Stande. Preußen bekam das Herzogthum Cleve und die Grafschaften Mark und Ravensberg mit einigen andern Anhängseln und Zubehörungen, und Neuburg auf seinen bessern Antheil die Herzogthümer Jülich und Berg. Ferner ward ausgemacht, daß für den Fall des Aussterbens einer der beiden Linien durchaus keine Seitenlinie zugelassen, sondern je nach den Umständen Brandenburg Neuburg, oder Neuburg Brandenburg erben sollte.

Auf diese Weise schien die Sache für immer erledigt zu sein, aber dies schien blos so, denn als später die Neuburgische Linie wirklich ausstarb, stieß Preußens verbrieftes Recht auf eben von einer Seitenlinie erhobenen entschiedenen Widerspruch, worüber wir seiner Zeit mehr hören werden.

Fünftes Kapitel.

Der polnisch-schwedische Krieg. — Karl Gustav König von Schweden. — Die Schlacht von Warschau. — Das Herzogthum Preußen wird ein freier souverainer Staat. — Karl Gustavs Drohungen. — Sein Tod. — Johann Kasimir von Polen dankt ab. — Kaiser Ferdinand der Dritte stirbt. — Die neue Kaiserwahl. — Berlin erhält zum ersten Mal eine stehende Garnison. — Der Friedrich-Wilhelms-Kanal. — Die Baumeister des Großen Kurfürsten. — Der Lustgarten in seiner anfänglichen Gestalt. — Der Friedrichswerder. — Die Dorotheenstadt. — Die „Linden". — Straßenpflaster. — Straßenbeleuchtung. — Hofleute als Stelzengänger. — Die Errichtung eines stehenden Heeres. — Widerspenstigkeit des Adels gegen das neue Steuersystem. — Freiherr von Wylich und Genossen in Duisburg. — Präsident Rhode in Königsberg. — Obrist von Kalkstein wird aus Warschau fortgeschleppt und in Memel geköpft. — Beliebtheit des Großen Kurfürsten bei dem Landvolke.

Das Herzogthum Preußen war zu Friedrich Wilhelms großem Verdruße noch immer ein Lehen der Krone Polen und er selbst folglich ein Vasall derselben. Diesem für ihn

unerträglichen Zustande ein Ende zu machen, war gleich vom Beginn seiner Regierung an sein Hauptaugenmerk gewesen und er hatte sich längst im Stillen vorgenommen, die erste sich dazu darbietende Gelegenheit zu benutzen, besonders nachdem er die ersten Friedensjahre angewendet, um in finanzieller und militairischer Hinsicht ordentlich zu Kräften zu kommen.

Diese erwünschte Gelegenheit bot sich endlich durch den polnisch-schwedischen Krieg, welcher 1655 zum Ausbruch kam und bis 1660 dauerte.

Gustav Adolph's Schwestersohn, der muthige Karl Gustav von Pfalz-Zweibrücken, von dem bereits die Rede gewesen und der jetzt, nachdem Christine freiwillig dem Throne entsagt, König von Schweden geworden, lag schon seit längerer Zeit in Zwist mit dem ritterlichen Johann Casimir, König von Polen, und erklärte ihm jetzt den Krieg, hauptsächlich um die Ostseeprovinz Liefland zu erobern.

Das kleine Herzogthum Preußen lag zwischen den Gebieten der kriegführenden Mächte und war, wenn es nicht von beiden erdrückt werden wollte, genöthigt, sich für die eine oder andere zu entscheiden. Gern schenkte daher Friedrich Wilhelm den Aufforderungen seines Cousins von Schweden Gehör, schloß sich mit seiner Armee, die von dem tapfern Feldmarschall Otto Christoph Baron Sparre befehligt ward, den Schweden an und gewann mit ihnen in den letzten Tagen des Juli 1656 die dreitägige Schlacht von Warschau, die zum Theil in der unmittelbaren Nähe der Stadt geschlagen ward, so daß Tausende von Einwohnern aus den obern Fenstern und von den Dächern der Häuser herab zusehen konnten.

Die Heeresmacht der Polen betrug sechszigtausend Mann die ihrer Sieger nicht viel über die Hälfte, nämlich vierzehntausend Schweden und achtzehntausend Brandenburger. Letz-

tere nahmen am dritten Tage der Schlacht die Hauptposition der Polen, einen von ihrer gesammten Cavallerie besetzten Wald, und schlugen sie in die Flucht. Eine unmittelbare Folge hiervon war die vollständige Niederlage auch der polnischen Infanterie.

Friedrich Wilhelm gab in diesem erbitterten Kampfe entschiedene Beweise von Feldherrntalent und persönlichem Muthe. Den Sieg jedoch, den er für seine Person gleich von vorn herein im Auge hatte, errang er erst in Folge dieser Schlacht durch Unterhandlung mit dem besiegten Johann Kasimir, der auf seinen Antrag sich bereit erklärte, auf alle Hoheitsrechte, welche der Krone Polen bis jetzt noch über das Herzogthum Preußen zugestanden, zu verzichten, wenn die Brandenburger nicht länger Bundesgenossen der Schweden blieben.

Friedrich Wilhelm, der seinen Zweck erreicht sah, ging mit diplomatischer Gewandtheit auf diese Bedingung ein und die Erlösung Preußens von der polnischen Oberherrschaft, wofür die deutschen Ritter so lange vergebens gekämpft, war nun errungen. Das Herzogthum Preußen war nun ein freier souverainer Staat. Als Herrscher eines solchen stand Friedrich Wilhelm höher, als wenn er nur einfach Kurfürst von Brandenburg geblieben wäre. Nun standen ihm Rechte zu, die in Deutschland zeither nur der Kaiser auszuüben gehabt hatte, unter diesen auch Verleihung des Adels, von welchem Rechte er nach einigen Jahren zum ersten Mal Gebrauch machte, indem er 1663 den Artillerieobristlieutenant Andreas Hellmig unter dem Namen von Gottburg in den Adelstand erhob.

Karl Gustav von Schweden war natürlich über die Schnelligkeit, womit sein Bundesgenoß sich wieder von ihm lossagte. und seine eigenen Zwecke verfolgte, in hohem Grade entrüstet,

In einer heftigen Unterredung äußerte er, daß er „es ihm schon gedenken wolle" und ließ noch mehrere Drohungen fallen, die er recht wohl der Mann gewesen wäre auszuführen, wenn ihn nicht schon nach einigen Jahren, am 13. Februar 1660, als er eben erst sein achtunddreißigstes Lebensjahr zurückgelegt, der Tod hinweggerafft hätte. Was wilden Muth, Schroffheit des Benehmens und Halsstarrigkeit betraf, war er ein ächter Ahn seines Enkels, des berühmten Karls des Zwölften, und sagte einst zu einem holländischen Gesandten stolz die Hand an's Schwert legend: „Ich handle nicht mit Kaffee und Zucker wie Ihr — meine Absichten gehen höher!"

Sein Tod hatte wenige Monate darauf den Frieden zur Folge, der am 1. Mai 1660 in der Abtei Oliva, nicht weit von Danzig, abgeschlossen und von Preußen mit ratificirt ward. Der alte Johann Casimir, welcher der unruhigen polnischen Ritterschaft und ihrer Art und Weise herzlich überdrüssig war, dankte, obschon seines langjährigen Widersachers nun überhoben, doch bald nach diesem Friedensschlusse ab und zog sich nach Paris zurück, wo er den Rest seines Lebens großentheils in Gesellschaft der schönen, nun allgemach auch alt werdenden Ninon de l'Enclos und ihres Cirkels zubrachte. Oft pflegte er über den polnischen Adel zu klagen, der, wie er sagte, wohl zu prunken und Lärm zu machen verstehe, aber von einer für das Staatsleben ungemein wichtigen Tugend, der Tugend des Gehorsams, keinen Begriff habe. Die Prophezeihung, welche er hinsichtlich des Schicksals dieses beklagenswerthen Landes aussprach, ist auch so ziemlich in Erfüllung gegangen.

Friedrich Wilhelm hatte nun das erreicht, was ihm alle seine künftigen Unternehmungen wesentlich erleichtern mußte. Ueber dem Herzogthum Preußen gab es nun weiter nichts

als ihn und höher hinauf den Himmel, und diese unbeschränkte Souverainetät setzte ihn in den Stand, sich in vielen Dingen, in welchen er bisher vom deutschen Kaiser abhängig gewesen, frei zu bewegen — ein Umstand, der ihm schon im nächsten Jahre zu statten kommen sollte.

Am 23. März 1657 starb Kaiser Ferdinand der Dritte, nachdem ihm sein Sohn bereits drei Jahre vorher im Tode vorangegangen, und im nächstfolgenden Jahre fand in Frankfurt die Wahl des neuen Kaisers statt.

Das Haus Habsburg hatte im Laufe des nun seit zehn Jahren beendeten dreißigjährigen Krieges nur zu deutlich bewiesen, daß es die Reichsmacht fortwährend zu Gunsten seiner Hausmacht zu verwenden strebte, und Friedrich Wilhelm sah auch jetzt noch keinen Grund, von der brandenburgischen Politik, welche die Opposition gegen Oesterreich zum Prinzip machte, abzugehen, sondern instruirte, da er sich nicht in eigener Person nach Frankfurt begab, seine Vertreter, den Prinzen Moritz von Nassau-Siegen, der früher Brasilien für Holland erobert und jetzt Friedrich Wilhelms Statthalter in Cleve war, den Oberhofmarschall Raban von Canstein und den Geheimen Rath Friedrich von Jena, unverbrüchlich bei dieser Politik zu beharren.

Diese brandenburgische Opposition war namentlich Ursache, daß der neue deutsche Kaiser sich durch eine scharf verklausulirte Wahlcapitulation verbindlich machen mußte, seine Hoheitsrechte nur innerhalb gewisser strengbemessener Grenzen auszuüben. Erst nachdem dieser Punkt geordnet war, trat Friedrich Wilhelm der Wahl Leopolds des Ersten bei.

Durch alle diese glücklichen Erfolge ward er schon jetzt in den Stand gesetzt, die Verschönerung und Vergrößerung seiner Residenz, die von jeher sein Hauptaugenmerk gewesen,

mit Nachdruck zu fördern. Die Zahl der Einwohner, die zur Zeit seiner Geburt ungefähr sechstausend betrug, war bereits bis auf zwanzigtausend gestiegen, und als die Stadt im Jahre 1657 eine stehende Garnison erhielt, ward von dieser Zeit an das Leben und Treiben ein immer munteres und regeres.

So tüchtig sich Friedrich Wilhelm im Feld und im Cabinet erwies, so ward doch schon jetzt klar, daß die Sphäre des Ordnens, des Organisirens, des Verwandelns chaotischer Massen in regelrecht sich bewegende Körper, die war, in welcher er vorzugsweise glänzte. Sümpfe auszutrocknen, Ansiedelungen zu gründen, Kanäle graben zu lassen und Handel und Gewerbe zu ermuthigen und zu unterstützen, dies war die Aufgabe, der er seine Kräfte mit allem Eifer widmete. Der Friedrich Wilhelms-Kanal, der die Oder mit der Spree verbindet, ist ein Denkmal dieses Eifers und giebt einen Begriff von dem, was sein Schöpfer mit den verhältnißmäßig geringen Mitteln, die ihm zu Gebote standen, zu leisten wußte.

Das Glück wollte, daß ihm zwei Baumeister, Memhard und Nering, zur Seite standen, welche seine Pläne und Ideen in geschickter Weise zu verwirklichen wußten. Ersterer erbauete schon im Jahre 1650 im sogenannten Lustgarten am königlichen Schloß das neue Lusthaus, die spätere sogenannte Börse. Dieses Lusthaus, von dessen oberer Galerie man die freie Aussicht nach Spandau hatte, war zwei Stockwerk hoch mit einer Grotte, zwei Thürmchen und einer Kuppel versehen und noch im Jahre 1708 pflegte die königliche Familie hier ihren Thee zu trinken.

Auch der jedem Fremden, welcher Berlin besucht hat, wohlbekannte Lustgarten selbst ward von demselben Memhard

nach holländischer Art angelegt. Jetzt freilich hat er außer der Fontaine, einigen Bäumen und kleinen Rasenplätzen nichts, was an einen Garten erinnerte, und für den Fremden ist er blos wegen der unmittelbaren Nähe des Schlosses, des Museums und als Stationsplatz einiger Omnibusse bemerkenswerth. In seiner ursprünglichen Gestalt aber war er ein wirklicher, von herrlichen Kirsch- und Mandelhecken eingefaßter Lust- und Blumengarten. Friedrich Wilhelm ließ für denselben seine eigene marmorne Bildsäule, die mit der von ihm selbst verfaßten Inschrift: Domine, fac me scire viam per quam ambulem — Herr, zeige mir den Weg, den ich wandeln soll — versehen war, und einen kolossalen liegenden Neptun fertigen. Die erstere Statue kam später, als König Friedrich Wilhelm der Erste den Lustgarten zu einem Paradeplatz umwandeln ließ, nach Charlottenburg.

Von diesem Blumengarten in seiner ursprünglichen Gestalt führte eine zu beiden Seiten mit Bildsäulen der Pomona gezierte kurze Treppe in den sogenannten Untergarten, in der Gegend, wo später der Dom erbaut ward. Dieser Untergarten enthielt mehrere bedeckte Gänge und eine Anzahl marmorne, steinerne und bleierne Statuen. In der Mitte war er der Länge nach von einem Obstbaumgarten mit einem Vogelhause durchschnitten.

Weiterhin kam man abermals an eine kurze Treppe, die in den am Wasser liegenden Hintergarten führte. Dieser enthielt eine schöne Lindenplantage, einen botanischen Garten und ein umfangreiches Pomeranzenhaus mit gegen sechshundert Orangen- und anderen seltenen ausländischen Bäumen, die später ebenfalls nach Charlottenburg gebracht wurden. Das Ende dieser ganzen Anlagen bildete ein Küchen-

garten, der von acht Wassergräben in Form eines Sterns durchschnitten ward.

Es wird hier am rechten Orte sein, gleich auch noch die übrigen Vergrößerungen und Verschönerungen zu erwähnen, welche Berlin dem großen Kurfürsten zu verdanken hatte.

Im Jahre 1660 gründete er den Stadttheil Friedrichswerder und seine zweite Gemahlin Dorothea gründete 1674 die Dorotheenstadt, welche später durch die „Linden," welche noch gegenwärtig den Glanzpunkt Berlins bilden, mit der von Friedrich Wilhelms Nachfolger gegründeten Friedrichsstadt verbunden ward. Die auf diese Weise angelegten neuen Stadttheile wurden nun der Kern, um welchen herum die Residenz der brandenburgischen Kurfürsten und nachmaligen Könige von Preußen zu der mächtigen Metropole sich entwickelte, auf welcher heute das Auge des Fremden mit bewunderndem Blicke weilt.

Den Straßenschmutz, welchen zeither die Bauern auf ihren leeren Wagen mit aus der Stadt hatten fortnehmen müssen, suchte man dadurch zu beseitigen, daß jedem Hausbesitzer aufgegeben ward, die Straße vor seinem Hause bis zur Mitte auf seine Kosten pflastern zu lassen, während zugleich, um dem Herumlaufen der Schweine in den Straßen ein Ende zu machen, das Mästen derselben innerhalb der Stadt untersagt ward. Dabei ward der sogenannte Gassenmeister noch instruirt, „Jeden, der Unrath aus Höfen und Ställen auf die Straße würfe, denselben wieder ins Haus zu werfen."

Mit der Straßenbeleuchtung dauerte es ziemlich lange, ehe sie eingeführt ward. Die ersten Laternen wurden im Jahr 1679 an den Ecken der Hauptplätze angebracht, bis in den nächstfolgenden drei Jahren auch das Innere der Straßen

damit versehen ward. Zu derselben Zeit ward von dem vorhin genannten Baumeister Nering auch die den jetzigen Besuchern der Cafés Volpi und Josty wohlbekannte steinerne Bogenlaube vor den Kaufläden an der Stechbahn angelegt.

Eben so unsauber wie es vor dieser Zeit in Berlin gewesen, war es auch in dem benachbarten Potsdam, und noch unter dem großen Kurfürsten der Straßenschmutz so ungeheuer, daß die Hofleute, wenn sie zu Hofe gingen, sich der Stelzen bedienen mußten.

Eine der Hauptlehren, welche der dreißigjährige Krieg nicht blos Friedrich Wilhelm sondern auch allen andern Fürsten gegeben, war, daß mit der zeitherigen Lehnmiliz, welche die Edelleute zu stellen hatten, fernerhin nicht mehr durchzukommen war und daß die Errichtung stehender Heere als eine Hauptbedingung für die Unabhängigkeit der einzelnen Staaten neben einander und der der Monarchen von ihren Vasallen betrachtet werden müsse.

Schon Friedrich Wilhelms Vater hatte gleich zu Anfange des langen verderblichen Krieges die Erfahrung machen müssen, daß seine Vasallen sich entschieden weigerten, ihm Kriegsdienste zu leisten, und selbst als er ihnen mit dem Verlust der Lehne drohete, waren sie immer noch nicht zur Erfüllung ihrer Pflicht zu bewegen. Nun hatte man nothgedrungen Söldner angeworben, die auch nach Beendung des Krieges nicht zu entbehren waren, wenn der Herrscher Brandenburgs und Preußens, fortwährend von seinen beiden mächtigen und kriegslustigen Nachbarn Schweden und Polen bedroht, sich in seiner Stellung behaupten wollte.

Daß der Adel bei dieser veränderten Heeresverfassung, die er zum Theil durch seinen eigenen Ungehorsam verschuldete, die ihm früher zugestandene Steuerfreiheit nicht behal=

ten konnte, lag in der Natur der Sache. Das stehende Heer kostete große Summen, die vom Bürger und Landmann nicht allein getragen werden konnten. Diese beiden Unterthanenklassen waren daher auch mit ihrem Kurfürsten ganz einverstanden als er nicht blos in Brandenburg sondern auch in Cleve und in Preußen die Befreiungen, welche dem Adel zeither in dieser Hinsicht zugestanden, aufhob.

Es läßt sich leicht denken, daß diese durchgreifende Veränderung in dem Verhältniß des Adels zu der Monarchie nicht überall glatt abging. Es gab unter den Edelleuten viele, denen es schwer ward „wider den Stachel zu lecken," aber Friedrich Wilhelm verstand energisch durchzugreifen und statuirte an den Widerspenstigsten einige Exempel, welche ihren übrigen rebellisch gesinnten Standesgenossen einen heilsamen Schrecken einjagten.

In Brandenburg war dies weniger nöthig als in Cleve und Preußen. In dem erstern Landestheile waren die störrigen Edelleute, an deren Spitze ein Rochow, ein Quitzow, ein Putlitz und andere dergleichen alte Namen standen, schon durch den ersten Kurfürsten aus dem Hause Hohenzollern und später zur Zeit der Reformation noch einmal durch den Kurfürsten Joachim mürbe gemacht worden, so daß sie sich jetzt in aller Stille fügten.

In Cleve dagegen, wo, wie bereits oben erwähnt, Prinz Moritz von Nassau Statthalter war, trat gegen Friedrichs Wilhelms Anordnungen eine Opposition zu Tage, an deren Spitze ein Freiherr von Wylich auf Winnenthal stand. Er stammte, eben so wie die Grafen von Wylich und Lottum, aus einem alten cleve'schen Geschlecht, welches in der freiherrlichen Linie jetzt erloschen ist, während die Güter derselben

durch Heirath an das gräfliche Haus Stollberg-Wernigerode gefallen sind.

Im Frühjahr 1654 hielt die cleve'sche Opposition unter dem Vorsitze dieses Freiherrn von Wylich zu Duisburg eine Versammlung, welche Friedrich Wilhelm aufheben ließ, während Wylich des Hochverraths angeklagt und nach Spandau transportirt ward. Mehrere seiner Parteigenossen ritten ihm nach, um ihn durch Waffengewalt wieder zu befreien, aber die Escorte war zu stark und die cleve'schen Ritter mußten froh sein, nicht selbst die unfreiwillige Reise nach Spandau mitmachen zu müssen. Lange glaubte Wylich jeden Tag, sein Todesurtheil verkündigen zu hören, und man war allgemein der Meinung, daß er nicht wieder auf freien Fuß kommen würde. Dennoch ward er, obschon erst nach mehreren Jahren, gegen Caution wieder entlassen. Die cleve'schen Ritter hatten keine Lust, dieselben Erfahrungen zu machen und es rührte sich daher in diesem Landestheile nun nichts mehr.

Noch härter sah Friedrich Wilhelm sich gezwungen, im Herzogthum Preußen zu Werke zu gehen, wo man sich seinen neuen Anordnungen durchaus nicht fügen wollte. Hieronymus Rhode, Präsident des Schöppenstuhls in Königsberg, suchte juristisch nachzuweisen, daß der Kurfürst seine Befugnisse weit überschreite, und bestärkte dadurch die Adelspartei in ihrem widerspenstigen Verhalten. Friedrich Wilhelm aber machte mit dem Manne, der manchen langen Prozeß geführt, desto kürzern, ließ ihn plötzlich eines Nachts in seinem Hause festnehmen, erst nach Colberg, dann nach Küstrin und zuletzt nach Peitz bringen, wo er nach sechszehn Jahren in der Gefangenschaft starb. Die Stadt Königsberg selbst ward durch die neuerbaute Citadelle Friedrichsburg, welche ursprünglich

eine während des polnisch-schwedischen Krieges errichtete Schanze gewesen, nachdrücklich im Zaume gehalten.

Einen besonders nachhaltigen Eindruck hatten die juristischen Deductionen des unglücklichen Präsidenten auf den Obristen Christian Ludwig von Kalkstein gemacht und als Rhode festgenommen und zu ewigem Gefängniß verurtheilt ward, machte Kalkstein seiner Entrüstung hierüber in so unehrerbietigen und verwegenen Ausdrücken Luft, daß seine Freunde ihm dringend riethen, das Land zu meiden, weil sie mit Gewißheit voraussahen, daß die Rache des Kurfürsten, sobald ihm diese Aeußerungen zu Ohren kämen, nicht lange auf sich warten lassen würde.

Kalkstein begriff, nachdem die erste Hitze verraucht war, daß seine Freunde Recht hatten und begab sich nach Warschau, wo er sich vollständig sicher glaubte. Friedrich war aber beim Ausrotten des Bösen ebenso energisch wie beim Pflanzen des Guten und wußte den Rebellen auch da zu erreichen, wo er sich am sichersten wähnte.

An einem Decemberabend gab Eusebius von Brand, brandenburgischer Resident und, außer in dieser amtlichen Eigenschaft, als Freund des Dichters Canitz bekannt, im brandenburgischen Palast zu Warschau ein solennes Bankett, welchem auch Graf Kalkstein beiwohnte. Als er in der Nacht, nichts Arges ahnend, wieder in seine Wohnung zurückkehren wollte, ward er, als er auf dem Wege dahin eine etwas abgelegene Gasse passirte, von mehreren durch den Hauptmann Montgomery commandirten preußischen Dragonern überfallen, rasch, und ehe er noch den Degen ziehen konnte, in einen Teppich gewickelt, nach einem bereitgehaltenen verschlossenen Wagen geschleppt und in diesem aus Warschau hinweg nach

Memel geführt. Hier saß er über ein Jahr gefangen und ward dann geköpft.

Auf den ersten Blick können diese Beispiele von unerbittlicher Strenge den Großen Kurfürsten im Lichte eines grausamen und barbarischen Regenten erscheinen lassen, der er aber durchaus nicht war. Diese Exempel waren nöthig, um den Adel die neue Zeit begreifen zu lehren, und daß diese Ansicht von der Mehrzahl der Unterthanen getheilt ward, bewies der Umstand, daß eben diese Vorgänge erst recht dazu beitrugen, ihn bei seinem Volke beliebt zu machen.

Man sah, daß er die Last der Abgaben nicht den Schultern des Landmannes und des Gewerbtreibenden allein aufbürden, sondern auch die Staatsangehörigen zur Mitleidenheit ziehen wollte, welche dazu recht wohl fähig und in Folge der ihnen in anderer Beziehung abgenommenen Oblasten auch mit Recht dazu verpflichtet waren.

„Wir sind Bauern von geringem Gut
Und dienen unserm gnädigsten Kurfürsten mit unserm Blut,“

stand auf der Fahne der Bauern geschrieben als wieder einmal die Schweden ins Land brachen, und hätte der Adel bei dem Bürger- und Bauernstande auch nur die geringste Sympathie gehabt, so hätte Friedrich Wilhelm kaum so rücksichtslos gegen ihn vorschreiten können.

Sechstes Kapitel.

Friedrich Wilhelms unverbrüchliches Festhalten am Protestantismus. — Die polnische Königskrone wird ihm angetragen. — Seine Antwort auf dieses Anerbieten. — Nochmalige Zurückweisung der polnischen Magnaten. — Der Kurprinz Karl Emil. — Der Schwede Benoit Skytte und seine Gelehrtenstadt. — Der Hofdichter Freiherr von Canitz. — Ein Maskenscherz. — Die Maler Gebrüder Honthorst. — Die Architekten Memhard und Nering. — Die Erbauung von Oranienburg. — Philipp de la Chieze. — Erbauung des Schlosses in Potsdam. — Chieze erfindet die „Berline."

Eine Eigenschaft, welche dem Großen Kurfürsten die Liebe und treue Anhänglichkeit der Mehrzahl seiner Unterthanen eben so sehr sicherte als seine Unparteilichkeit gegen alle Klassen der Staatsangehörigen, war seine strenge Religiosität und sein unverbrüchliches Festhalten am Protestantismus. Er bewies, daß er die Religion nicht als ein bloßes Kostüm betrachtete, welches man, sobald, um irgendwo Zutritt zu finden, ein anderes erforderlich sei, nach Belieben wechseln dürfe, und widerstand in dieser Hinsicht Versuchungen, die in der Folge auf anderem Boden mehr Glück machten, als bei ihm.

Wir haben schon vorhin erwähnt, daß Johann Casimir bald nach dem Frieden von Oliva, der polnischen Wirthschaft übersatt, die Krone niederlegte. Dadurch ward die Wahl eines neuen Königs von Polen nothwendig gemacht. Friedrich Wilhelm hatte in seiner nunmehr zwanzigjährigen Regierungszeit hinreichende Beweise von seinen Regentenfähigkeiten gegeben. Er stand jetzt in der Blüthe des Mannesalters, er hatte seine Rolle als Krieger wie als Diplomat mit entschiedenem Glück gespielt und die Polen sahen sich vergebens in ganz Europa nach einem Fürsten um, der besser als dieser geeignet gewesen wäre, ihr heillos zerfahrenes

Staatswesen mit geschickter Hand zu ordnen, die Störrigen, so weit es einem polnischen König bei seinen beschränkten Befugnissen möglich war, an Gehorsam zu gewöhnen und das Land vor dem Verfall zu bewahren, dem es ohne eine solche rettende Hand unaufhaltsam entgegengehen mußte.

Wer aber König von Polen werden wollte, mußte erst katholisch werden, und als der Sprecher der polnischen Deputation, die sich bei Friedrich Wilhelm einfand, ihm unter dieser Bedingung die vacante Krone anbot, gab er eine Antwort, die noch jetzt mit goldenen Buchstaben auf jedem Königsthron geschrieben stehen sollte.

„Meine Religion," sagte er, „werde ich niemals ändern, ja unter dieser Bedingung könnte man mir selbst die Kaiserkrone anbieten, ich würde sie doch nicht nehmen. Wie könnten die Polen mich achten, wenn ich nicht einmal das Wort hielte, welches ich meinem Gott gegeben? wenn ich meinen Vortheil höher stellte als mein Gewissen?"

Als Lubomirsky bei einer spätern Unterredung mit dem brandenburgischen Gesandten Johann Dietrich von Overbeck bemerklich machte, der Kurfürst brauche, um den Auforderungen der Polen zu genügen, ja blos einigemal der Messe beizuwohnen und könne sonst in seinem Herzen glauben, was er Lust habe, entgegnete Overbeck:

„Eine Religion blos zu heucheln, versteht mein Herr nicht. Hätte er sich dazu hergeben wollen, katholisch zu werden, so hätte er vor zehn Jahren schon deutscher Kaiser werden können. Ein Religionswechsel ist eine so mißliche Sache, daß es sogar als Sünde erscheint, von einer weniger reinen zu einer vollkommeneren Religion überzutreten, sobald es blos um zeitlicher Ehre oder Gewinnes willen geschieht. Uebrigens ist auch die polnische Krone von der Beschaffen-

heit, daß wenn sie auch ohne die schweren Beschränkungen der Pacta Conventa angeboten würde, es doch ängstlicher Ueberlegung bedürfte, ob es besser sei, sie anzunehmen oder abzulehnen."

Fünf Jahre später boten die polnischen Magnaten das gefährliche Geschenk ihrer Krone am brandenburgischen Hofe nochmals an und zwar dem Kurprinzen Karl Emil, der damals neunzehn Jahre zählte und leider noch in demselben Jahre während des französischen Feldzugs zu Strasburg an einem hitzigen Fieber erkrankte, das ihn binnen wenigen Tagen dahinraffte. Die Antwort, welche die polnischen Magnaten auf ihr zweites Anerbieten bekamen, war unwandelbar dieselbe, die sie auf das erste erhalten hatten.

Obschon durch Feldzüge, diplomatische Unterhandlungen und eine Menge der verschiedenartigsten Regierungsgeschäfte fortwährend in Anspruch genommen, versäumte Friedrich Wilhelm doch nicht, auch den Wissenschaften und Künsten seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Er wußte, daß ohne dieselben kein Staat, und wäre er der gefürchtetste und reichste, wirklich groß sein kann. Sein Ruf drang auch in dieser Beziehung schon während der ersten Jahre seiner Regierung weit über die Grenzen seines Landes hinaus und im Jahr 1656 ließ ein schwedischer Gelehrter, Benoit Skytte, ihm durch einen reformirter Schweizer Namens Nikolaus von Bonnet, welcher Leibarzt des Kurfürsten und ein Schwager des berühmten Ezechiel Spanheim, des Genfer Professors und späteren Diplomaten, war, einen von ihm ausgearbeiteten Plan vorlegen, in welchem an den Kurfürsten das Ansinnen gestellt ward, unter dem Namen „brandenburgische Nationaluniversität der Wissenschaften und Künste" eine eigene Stadt für die Gelehrten aller Nationen zu gründen.

Der Große Kurfürst zog den Vorschlag in reifliche Erwägung und würde wahrscheinlich auf den Plan des gelehrten Schweden, wenn auch nicht in dem von diesem gewünschten Umfange eingegangen sein, wenn nicht der eben zum Ausbruch gekommene polnisch-schwedische Krieg seine Thätigkeit und Mittel nach einer andern Richtung hin in Anspruch genommen hätte So kam es, daß dieser Plan auf ungewisse Zeit verschoben blieb und erst unter Friedrich Wilhelms Nachfolger durch die „berliner Akademie“ zur theilweisen Ausführung gelangte.

Von den schönen Künsten waren es die Dichtkunst, die Malerei und die Architektur, welche Friedrich Wilhelm vorzugsweise pflegte.

In Bezug auf erstere war es ihm erst in den letzten Jahren seiner Regierung vergönnt, einen Stern erster Größe an seinem Hofe glänzen zu sehen. Dieser Stern, der freilich von den späteren großen deutschen Dichtern bedeutend überstrahlt ward und mit dem wir bei dem veränderten Zeitgeschmack uns nur befreunden können, wenn wir zugleich die Kulturstufe und Geschmacksrichtung seiner Zeit ins Auge fassen, war Friedrich Rudolph Freiherr von Canitz, ein Enkel des Oberkammerherrn von Burgsdorf, von welchem später die Rede sein wird.

Nachdem Canitz durch seine ungewöhnlich feingebildete und kenntnißreiche Großmutter eine vortreffliche Erziehung erhalten, studirte er in Leyden und Leipzig die Rechte und machte dann eine Reise durch Italien, Frankreich, England und Holland. Nach seiner Zurückkunft ward er vom Kurfürsten zum Kammerjunker und Amtshauptmann zu Zossen und Trebbin in der Mittelmark ernannt, wofür er später die Amtshauptmannschaft im Mühlenhofe zu Berlin erhielt.

In der Folgezeit ward er als Legationsrath in allerhand diplomatischen Aufträgen an die Höfe von Wien, Mainz, Köln u. s. w. geschickt und vom Kaiser Leopold in den Reichsfreiherrnstand erhoben.

Seine erste Gemahlin, die in seinen Gedichten so vielfach besungene Doris, war die Tochter des Kammerpräsidenten Bernd von Arnim-Boitzenburg, und als sie nach vierzehnjähriger Ehe starb, vermählte er sich zum zweiten Male mit einer Tochter des geheimen Raths Baron Otto Schwerin auf Altenlandsberg, die eben so wie seine erste Gemahlin Dorothea hieß, weshalb er sie zum Unterschied von dieser in seinen Gedichten Dorilis nannte.

Während andere Dichter es in der Regel kaum erwarten können, ihre Verse — und waren es auch ihre ersten und schlechtesten — gedruckt zu sehen, war Canitz in seiner übergroßen Bescheidenheit nicht zu bewegen, sie während seines Lebens durch den Druck zu veröffentlichen. Sie erschienen deshalb erst ein Jahr nach seinem Tode und geben noch jetzt Zeugniß von der Beharrlichkeit und dem Geschick, womit er es vermied, sich von dem falschen Geschmack und der verkehrten Richtung der meisten Dichter seiner Zeit hinreißen zu lassen. Das Deutsch, welches er schreibt, ist für sein Zeitalter auffallend correct, fließend, elegant und sauber, besonders in der Satyre und in der poetischen Epistel.

Diese Sauberkeit und das Freisein von der damals so üblichen lächerlich schwülstigen Ausdrucksweise ist das Hauptverdienst dieses Dichters, während ihm die anderen noch wesentlicheren Eigenschaften eines guten Dichters, nämlich Phantasie, Gedankenreichthum, Ideentiefe und Originalität in weit weniger hohem Grade verliehen waren.

Als Hofdichter bestand seine Aufgabe namentlich darin,

kleine gereimte Lustspiele zu schreiben, die freilich von dem, was wir jetzt darunter verstehen, sehr weit verschieden waren. So gab zum Beispiel einmal zu Ehren des dem Dauphin von Frankreich geborenen Prinzen der französische Gesandte in Berlin eine sogenannte große Wirthschaft, in welcher achtzig Masken auftraten. Unter diesen befanden sich die Gemahlin des Kurprinzen als Diana, die Gemahlin des Markgrafen Ludwig, Prinzessin Radziwil als Sultanin, Markgraf Ludwig als Sultan, zwei polnische Fräulein Groschewska und Zinitschka als Zigeunerinnen, Obermarschall Baron Canitz als Hausknecht, General Wangenheim als Pickelhäring und Doris, die vorhin erwähnte erste Gattin des Dichters, als Gärtnerin.

Canitz selbst war als Apotheker maskirt. Statt der Knöpfe waren an seinem Kleide lauter kleine runde Arzneiflaschen angenäht und statt des Degens trug er eine lange Klystierspritze an der Seite. So in einem langen, mit Gold betreßten Mantel einherschreitend, deklamirte er, „galante und scherzhafte Gedanken," welche mehrere dieser Masken zum Gegenstand hatten. Besonders naiv klingen die Verse, die er an Doris, seine Frau, richtete:

„Die dieses Gärtnerweib in ihrer Einfalt schauen,
Die glauben nicht zu sehr dem frommen Angesicht!
Den stillen Wassern ist am wenigstens zu trauen,
Wißt, daß man viel von ihr und dem Aptheker spricht."

Canitz starb erst vierundvierzig Jahr alt und da sein dreizehnjähriger Sohn ihm schon nach wenigen Wochen im Tode nachfolgte, so erlosch damit die preußische Linie der Canitze.

Der berühmte Theolog Spener, Consistorialassessor, Propst und Inspektor an der Nikolaikirche zu Berlin und

langjähriger intimer Freund des Dichters, hielt diesem eben so wie seinem Sohn die Grabrede. Die Güter des Verstorbenen gingen an die der Familie Canstein angehörenden beiden Stiefbrüder seiner ersten Gemahlin über und sein Bild ist in der Kirche auf dem ehemals Burgsdorfischen Blumberg bei Berlin noch jetzt zu sehen. Da Canitz auch noch unter dem Nachfolger des Großen Kurfürsten eine wichtige Rolle bei Hofe spielte, so kommen wir später nochmals und ausführlicher auf ihn zurück.

Die Malerei ward gleich im ersten Jahre nach Friedrich Wilhelms Vermählung mit Louisen von Oranien durch den Holländer Wilhelm Honthorst vertreten, der besonders als Portraitmaler Ausgezeichnetes leistete. Sein Gehalt betrug jährlich tausend Thaler, nebst freier Wohnung und einem seidenen Hofkleid.

Berühmter als Wilhelm Honthorst war dessen Bruder Gerhard, welcher besonders Caravaggio's Werke zum Hauptgegenstand seiner Studien machte. Dabei aber vermied er glücklich Caravaggio's großen Fehler, blos naturgetreu zu sein, während er ihm in Behandlung des Lichtes und des Schattens so wie im Colorit wenigstens gleichkommt. Eine besondere Eigenthümlichkeit an ihm war, daß er meistens künstliche Beleuchtung anwendete und deshalb von den Italienern — er vollendete eben so wie sein Bruder seine Ausbildung in Rom — den Beinamen della notte — von der Nacht — erhielt.

Friedrich Wilhelm hatte beide Brüder während seines Aufenthaltes in Holland kennen gelernt und mehreres von ihnen malen lassen. Gern würde er den älteren Bruder zu sich nach Berlin berufen haben, wenn dieser nicht schon früher einem Rufe König Karl des Ersten nach England gefolgt

wäre und es bei seiner Rückkunft nach dem Ende dieses unglücklichen Königs nicht vorgezogen hätte, Hofmaler des Prinzen von Oranien zu werden.

Von Wilhelm Honthorst sind jetzt noch mehrere Werke in Berlin und in Oranienburg zu sehen. Mit welcher Vorliebe der Große Kurfürst die Malerkunst pflegte, geht daraus hervor, daß in den letzten Jahren seiner Regierung nicht weniger als fünf Hofmaler angestellt waren. Vier von diesen waren Niederländer, nämlich zwei Geschichts-, ein Portrait- und ein Blumenmaler, und einer ein Italiener, welcher zugleich die Arbeiten eines „Grottirers" verrichtete.

Was die Architekten Johann Georg Meinhard, der als Oberdirector aller kurfürstlichen Gebäude 1678 starb, und sein Nachfolger Johann Arnold Nering leisteten, ist zum Theil schon oben bei den Vergrößerungen und Verschönerungen, welche Berlin dem Großen Kurfürsten zu verdanken hat, erwähnt worden. Nachträglich muß hier bemerkt werden, daß auch das Lustschloß Oranienburg, welches Friedrich Wilhelm zu Ehren Louisens von Oranien, seiner ersten Gemahlin, erbauen ließ, das Werk dieser beiden geschickten Architekten war.

Die schönen grünen wasserreichen Ebenen, welche den Punkt, auf welchem später Oranienburg entstand, umgeben, erinnerten Louisen an ihre holländische Heimath und machten deshalb einen besonders wohlgefälligen Eindruck auf sie. Das kleine kurfürstliche Jagdschloß zu Bötzo, wie dieser Ort bis dahin geheißen, ward deshalb von Meinhard umgebaut, doch überraschte ihn der Tod als er eben erst mit dem Hauptgebäude und der großen Treppe fertig war, worauf dann sein Nachfolger Nering durch Erbauung der nach der Havel zu gelegenen Seite mit den freien Arkaden das Werk vollendete.

Ein dritter Architekt des Großen Kurfürsten war der

aus dem Fürstenthum Orange stammende, einer ursprünglich piemontesischen Familie angehörende Kammerherr, Oberingenieur und Generalquartiermeister Philipp de la Chieze, welcher dreizehn Jahre lang beschäftigt war, das in französchem Style erbaute Schloß zu Potsdam, dieses stolze prächtige Viereck mit seinen durchbrochenen Säulengängen, aufzuführen. Von diesem herrlichen Bau rührt nur ein Theil, nämlich die Hauptfaçde mit der grünen Treppe, von Chieze her, und als er starb, führte Memhard, der auch den Garten nach holländischer Art anlegte, das Werk weiter fort, mußte es aber ebenfalls unvollendet seinem Nachfolger Nering überlassen, der das Schloß an den beiden Seitenflügeln erweiterte. Aber auch Nering vollendete den Riesenbau nicht, sondern dies geschah erst unter Friedrich, dem ersten preußißischen König, im Jahre 1701 durch den Architekten de Bodt, welcher die halbrunde Seite, die nach dem Markte zuliegt, mit dem großen Thore und der Kuppel aufführte.

De la Chieze, dessen Tochter die Mutter des Barons Kayserling, eines bekannten intimen Freundes Friedrichs des Großen ward, war auch Erfinder der „Berline", einer sehr bekannten früher allgemein üblichen Art Kutschwagen, die bei ihrer zweckmäßigen verbesserten Einrichtung sehr bald so beliebt wurden, daß Friedrich Wilhelm, als er 1683 den vorhin erwähnten berühmten Gelehrten Ezechiel Spanheim, den Schwager seines Leibarztes, als Gesandten nach Paris schickte, dem König Ludwig dem Vierzehnten kein besseres Geschenk machen zu können glaubte, als eine vergoldete Berline mit zehn schönen Isabellen.

Siebentes Kapitel.

Die Beziehungen des Großen Kurfürsten zu Frankreich. — Oesterreich verbündet sich mit Holland. — Der Große Kurfürst muß mit gegen Frankreich ziehen. — Einfall der Schweden in Brandenburg. — Friedrich Wilhelm bereitet einen entscheidenden Schlag vor. — Sein Eilmarsch aus dem Elsaß bis Magdeburg. — Die Schlacht bei Fehrbellin. — Der treue Stallmeister Froben. — General Derfflinger. — Die Bauern organisiren sich zum Kampfe gegen die Schweden. — Zweite Niederlage derselben bei Wolgast. — Stettin capitulirt. — Die Schweden im Herzogthum Preußen. — Ein Winterfeldzug zu Schlitten. — Die Schweden werden gänzlich vertrieben. — Ludwig der Vierzehnte macht die von dem Großen Kurfürsten errungenen Erfolge zum Theil wieder rückgängig. — Die Herzogthümer Liegnitz und Brieg. — Friedrich Wilhelms weise Mäßigung. — Noch einmal General Derfflinger. — Sein schlagender Witz. — Sein Tod, seine Familie.

Seit der Wahl des neuen deutschen Kaisers Leopold des Ersten waren die Beziehungen des Großen Kurfürsten zu Frankreich fortwährend die freundschaftlichsten und ungestörtesten gewesen. Dieses angenehme Verhältniß schien ein immer dauernderes und festeres werden zu wollen, als plötzlich das katholische Oestreich mit dem ketzerischen Holland im Jahre 1672 ein Bündniß gegen Frankreich schloß.

Brandenburg sah sich nach Lage der Sachen genöthigt, dem Kaiser beizustehen, aber Friedrich Wilhelm blieb auch hierbei seinem Prinzip, bei derartigen Bündnissen stets und hauptsächlich den eigenen Vortheil im Auge zu behalten, treu und schloß den Vertrag nur unter der Bedingung, daß derselbe nicht allein gegen Frankreich, sondern auch zugleich gegen Schweden gerichtet sei. Er sah hierin ein Mittel, den Plan, der ihm unausgesetzt am Herzen lag, zu verwirklichen, sich nämlich wieder in den Besitz des Theils von Pommern zu

setzen, welchen er beim Abschlusse des Westphälischen Friedens an Schweden hatte überlassen müssen.

Schon im nächstfolgenden Jahre erreichte dieser Krieg durch den Frieden von Vossem sein Ende. Friedrich Wilhelm schloß einen Separatfrieden mit Ludwig dem Vierzehnten, wodurch er die Zusicherung bedeutender regelmäßiger Geldunterstützungen erhielt, und hatte die gegründetste Aussicht, sein Lieblingsprojekt in der nächsten Zeit verwirklichen zu können, als schon nach einem Jahre der Krieg zwischen Oesterreich, Holland und Spanien einerseits, und Frankreich andererseits wieder zum Ausbruch kam, und er sich genöthigt sah, dem Kaiser die verfassungsmäßige Reichshülfe zu stellen.

So geschah es, daß, während Friedrich Wilhelm weit südlich im Elsaß gegen Frankreich focht, die von Ludwig dem Vierzehnten angestachelten Schweden Trupp auf Trupp über die pommerschen Sümpfe marschirten und mit einer Streitmacht, die sich zuletzt auf sechszehntausend Mann belief, in Brandenburg einfielen.

Für den Augenblick konnte er nichts dagegen thun, denn seinen Posten bei der Reichsarmee durfte er nicht verlassen. Die Schweden, welche anfangs beim Einrücken in das brandenburgische Gebiet versprochen hatten, gute Mannszucht zu halten, fingen allmälig an zu plündern und die Einwohner auf alle mögliche Weise zu drangsalen. Wohl brannte Friedrich Wilhelm vor Ungeduld, die verhaßten Feinde zum Lande hinauszujagen, aber er durfte sich auch nicht übereilen, wenn er einen entscheidenden und nachhaltigen Schlag führen wollte. Er bezog sogar erst Winterquartiere, um seine Leute erst ordentlich zu Kräften kommen zu lassen, bis er endlich in den ersten Tagen des Juni 1645 den längstersehnten Marsch nach seinen Marken antreten konnte.

Das erste Truppenkorps, mit welchem er sich aufmachte, bestand lediglich aus Cavallerie. In Magdeburg angelangt, ohne daß die Schweden etwas davon ahnten, wartete er drei Tage auf die erste Handvoll Fußvolk und einige Geschütze. Er hört, daß die Schweden in drei getrennten Korps weit auseinander stehen, das mittlere ungefähr acht Meilen von ihm, und faßt sofort den kühnen Plan, letzteres zu überfallen und in Stücken zu hauen, ehe die andern herbeikommen können.

Rathenau ist der nächste, von diesem mittleren Korps besetzte Ort, und in der Nacht vom 16. zum 17. Juni 1675 macht der Kurfürst sich mit seinen sechstausend Reitern und dreizehn Geschützen — zwölfhundert Mann Infanterie werden auf Wagen nachgeschickt — auf, dringt schnell vor, nimmt Rathenau und treibt den erschrockenen Feind hinaus.

Am Zusammenfluß der beiden aus dem Ruppinischen See kommenden Rheinarme, im Osthavelländischen Kreise des jetzigen Regierungsbezirkes Potsdam, liegt ein unbedeutendes Städtchen, Fehrbellin, bei welchem über den sich träg und schmutzig durch den Torf- und Moorboden wälzenden Fluß eine Fährte führte.

An diesem ihnen günstig scheinenden Orte nehmen die Schweden Stellung und erwarten den Angriff. Friedrich Wilhelm reitet in der lauen Sommernacht durch die feuchten Niederungen der Havel dicht hinter dem Feinde drein, läßt, da sein Fußvolk noch nicht da ist, die Dragonerregimenter Derfflinger und Bomsdorf absitzen und schlägt mit seiner kleinen Streitmacht eilftausend Mann Schweden trotz ihrer achtunddreißig Geschütze zählenden Artillerie. Die schwedische Armee ist nun blos noch ein Kopf und ein Schwanz ohne Leib, kann sich nicht länger halten und der Zauber der Un-

besiegbarkeit, den ihr Gustav Adolph und Karl der Zehnte verliehen, ist dahin, bis ihn Karl der Zwölfte auf's Neue erweckt.

Viertausend Mann verlieren die Schweden an Todten, Verwundeten und Gefangenen und eine Menge Gepäck und Munition fällt in die Hände der Sieger. Der Große Kurfürst ist überall, wo der Kampf am heißesten entbrennt. Sein Stallmeister Froben bemerkt, daß die Schweden fortwährend auf den Schimmel seines Herrn zielen. Er dringt deshalb in diesen, mit ihm das Pferd zu wechseln, und hat das des Kurfürsten kaum bestiegen, als er auch schon von einer feindlichen Kugel durchbohrt wird.

Der alte Gustav Wrangel, der letzte große Feldherr der Schweden aus dem dreißigjährigen Kriege, war krank. Sein Stiefbruder Herrmann commandirte und dieser Umstand blieb von dem klugen Friedrich Wilhelm nicht unbeachtet.

Der Prinz von Homburg commandirte den Angriff der brandenburgischen Avantgarde und der alte schon im siebzigsten Lebensjahre stehende General Derfflinger das eigentliche Treffen, welches seinen Namen in der preußischen Geschichte unsterblich machte.

Derfflinger war Sohn eines oberösterreichischen Bauers, der als Protestant in Folge der ausgebrochenen Religionsunruhen sich gezwungen sah, auszuwandern. Sein Vater that ihn zu einem Schneider in die Lehre, aber die Schneiderwerkstatt ward ihm bald zu eng, der langwierige Krieg brauchte Soldaten und Derfflinger trat als Gemeiner in ein sächsisches Dragonerregiment, wo er es bis zum Offizier brachte. Dann trat er in schwedische Dienste, machte die Feldzüge unter Gustav Adolph mit, der ihn zum Obristlieutenant ernannte, und ward nach der zweiten Schlacht bei

Leipzig von der Königin Christine selbst zum Generalmajor ernannt. Von dieser Zeit an galt er neben Pappenheim und Jean de Werth für einen der größten Reitergenerale des siebzehnten Jahrhunderts.

Nach dem Westphälischen Friedensschlusse nahm er seinen Abschied und ließ sich in Brandenburg nieder, wo er sich zwei Jahre vorher mit einem Fräulein von Schaplow vermählt hatte. Schon als Schneiderlehrling aber hatte er bewiesen, daß er nicht zum Stillsitzen geboren war, und als 1656 der polnisch-schwedische Krieg ausbrach, machte er diesen mit und erwarb sich das Vertrauen des großen Kurfürsten in so hohem Grade, daß dieser ihn schon im nächstfolgenden Jahre zu seinem geheimen Kriegsrath ernannte. Später ward er Statthalter von Pommern und Gouverneur von Küstrin und war von 1670 an Generalfeldmarschall. In Berlin erbaute er sich auf dem Kölner Markt der Breiten Straße gegenüber ein Haus, welches später dem Kaufmann Westphal gehörte.

Wir haben soeben erzählt, daß hauptsächlich durch seine tapfere Führung die Schlacht bei Fehrbellin gewonnen ward, aber es war dies nicht seine letzte Waffenthat und wir kommen schon im nächstfolgenden Jahre wieder auf ihn zurück.

Es versteht sich von selbst, daß der kühne Sieg bei Fehrbellin den Großen Kurfürsten bei seinen Unterthanen immer populärer und werther machte, trotz der vielen und schweren Opfer, die er ihnen in Folge dieser immerwährenden Kriege auferlegen mußte. Als die Nachricht von dem Einfall der Schweden nach Magdeburg kam, erklärten die Bauern auf dem Drömling entschlossen und muthig, daß sie den Schweden den Uebergang über die Elbe bis auf den letzten Blutstropfen streitig machen würden, und als sie, wie

das gesammte Landvolk der Mark, sich vor den Schweden nach der Elbe zurückzogen, führten sie, in geordneten Haufen getheilt, Fahnen, auf welchen die schon oben erwähnte Inschrift stand, während auf der andern Seite der preußische Adler in einem grünen Kranze und mit den Buchstaben F. W. darüber zu sehen war.

Die ganze noch übrige schwedische Armee räumte nach ihrer Niederlage bei Fehrbellin das brandenburgische Gebiet auf's Schleunigste. Friedrich Wilhelm drang rasch nach, schlug mit Hülfe seines wackeren Derfflinger die Schweden unter General Mardefeld bei Wolgast abermals, eroberte ganz Pommern und sah endlich am 27. December 1677 den längstersehnten Augenblick, wo die Festung Stettin, die „Thür zum Reiche," wie er sie nannte, sich ihm durch Capitulation öffnete.

Im nächstfolgenden Jahre ward auch Rügen und Stralsund erobert, letzteres lediglich durch Derfflinger's kühnen und kluggeleiteten Angriff.

Nun warfen sich die Schweden in das Herzogthum Preußen, wo sie furchtbare Verwüstungen anrichteten, und es war mitten im Winter, gegen Weihnacht 1678, als sie nahe daran waren, Königsberg zu nehmen, wenn sie nicht daran verhindert wurden.

Friedrich Wilhelm, der nach der Einnahme von Stettin nach Berlin zurückgekehrt ist, tritt unmittelbar nach dem neuen Jahr den weiten Marsch nach Preußen an — zunächst nur mit der Cavallerie, während das Fußvolk so schnell als möglich nachrückt. Seine Gemahlin, die unverbrüchlich treue Louise, begleitet ihn und legt gegen das Ende des Marsches täglich ihre zehn und zwölf Meilen mit zurück. Er langt noch zeitig genug an und findet Königsberg unversehrt.

Unter den Schweden sind schlimme Krankheiten ausgebrochen, weil sie nach langer Hungersnoth in der Nähe von Insterburg eine Menge Schweine erbeutet haben und zu gierig über das fette Schweinefleisch hergefallen sind.

Am 16. Januar 1679 ist es für Friedrich Wilhelm's Feldzugsplan unbedingt nothwendig, von Carve, einem Dorfe bei Elbing, auf das Frische Haff und dann über Königsberg nach Gilge auf dem Kurischen Haff zu gelangen, wo die Schweden stehen — aber so schnell als möglich. Die Entfernung beträgt gegen zwanzig Meilen. Die Straße, welche längs der beiden Haffs hinführt, ist von schlechter Beschaffenheit und natürlich ein bedeutender Umweg. Seit mehreren Tagen hat es scharf gefroren. Friedrich Wilhelm rafft schnell alle in der Gegend aufzutreibenden Schlitten und Pferde zusammen, läßt ungefähr viertausend Mann in die Schlitten steigen und bricht mit Blitzesschnelle auf.

So geht es über das Eis und dann über das dazwischenliegende Land hinweg. Das schauerliche Frische Haff, in Winternebel gehüllt, mit seinen kahlen Sandstrecken, den ärmlichen Fischerdörfern und niedrigen mit verkümmerten Kiefern bewachsenen Hügeln, hört unerwartet menschliches Geräusch, donnernde Hufschläge und Pfeifen über Schnee und Eis. In ihrer langgestreckten Schlittenflotte fegen die viertausend Mann vorüber. Den ganzen Tag lang — aus dem Rauchfroste des Morgens in die olivenfarbenen Wolken des Abends hinein — und erreichen Gilge noch zur rechten Zeit. —

Die sich dieses raschen Ueberfalls nicht versehenden Schweden werden abermals geschlagen und zu schnellem Rückzuge nach dem Norden genöthigt, den sie, von Kälte und Hunger gespornt, bewirken, während sie von Zeit zu Zeit

Kehrt machen und kämpfen, wie die Bären des Nordens. Aber es hilft ihnen nichts, Friedrich Wilhelm dringt unaufhaltsam nach und die Schweden müssen Preußen vollständig räumen.

Nun war er seiner Feinde ledig; das Herzogthum Preußen frei und Schwedisch-Pommern schon im vorigen Jahre zum zweiten Male und zwar so glanzvoll erobert, daß Friedrich Wilhelm wohl hoffen durfte, es diesmal zu behalten.

Und dennoch täuschte er sich. Ludwig der Vierzehnte war seinen Schweden ein treuer Verbündeter. Als der Frieden von Nimwegen geschlossen ward, konnte Friedrich Wilhelm, weil er noch mit den Schweden zu thun hatte, an demselben nicht theilnehmen und mußte daher später, gegen Frankreich allein dastehend, den nachtheiligen Frieden von St. Germain eingehen, bei welchem Ludwig, obschon ihm viel daran lag, mit dem Kurfürsten in gutem Einvernehmen zu bleiben, beharrlich erklärte: „Die Schweden sind meine Bundesgenossen. Auf mein Geheiß rückten sie in Brandenburg und Preußen ein; wie könnte ich sie daher jetzt verlassen?“

Und somit ward der Westphälische Frieden zur Richtschnur genommen und Pommern mußte wieder herausgegeben werden. Wohl erwartete Friedrich Wilhelm, daß sein Verbündeter, der Kaiser, ihm beistehen werde, aber das wachsende Ansehen Preußens ward schon damals von Oesterreich mit neidischem Auge betrachtet, und Friedrich Wilhelm mußte sich in das Unvermeidliche fügen. Es kam ihm freilich sauer an und als er die Feder ergriff, um den Friedensvertrag, durch welchen er auf das eroberte Stettin verzichtete, zu unterzeichnen,

rief er schmerzlich aus: „Ich wollte, ich hätte nie schreiben gelernt!"

Ein zweiter Verlust, in den er sich, trotz seiner Rechte und seiner guten Dienste fügen mußte, war der der schlesischen Herzogthümer. Der Erbverbrüderungsvertrag mit Liegnitz war endlich im Jahre 1675 zur praktischen Gültigkeit gelangt. Der letzte Herzog von Liegnitz war todt und die Herzogthümer Liegnitz und Brieg gehörten dem Rechte nach Brandenburg. Aber davon wollte Kaiser Leopold nichts hören und verlangte sogar, daß Friedrich Wilhelm ihm die hierüber vorhandenen Papiere aushändige. Dies verweigerte der Kurfürst hartnäckig, mußte aber dennoch auf den Besitz der ihm von Rechtswegen zustehenden Gebiete verzichten.

Dadurch, daß er sich in diese Verzichtleistung fügte, gab er vielleicht den größten Beweis von jener Selbstbeherrschung, die oft heilsamere Folgen herbeiführt als der kühnste Muth. Preußen war ein souveränes Land, der Besitz von Cleve und Hinterpommern unangefochten und die sonach errungenen Vortheile waren zu wichtig, als daß ein weiser Regent sie durch neue unsichere Kriegsunternehmungen auf's Spiel gesetzt hätte.

Somit war die kriegerische Laufbahn des Großen Kurfürsten beendet, obschon er noch zu verschiedenen Zeiten dem Kaiser sowohl als dem König von Polen Hülfstruppen stellte, denn er war stets bedacht, durch Bündnisse mit mächtigen Staaten seinem Lande den mit so vielen Opfern erkauften Sieg zu erhalten und sich das Gewicht, welches seine Stimme in der europäischen Politik erlangt, zu bewahren.

Es mag hierbei zugleich erwähnt werden, daß er während des schwedischen Krieges eine Flotte von acht Schiffen ausgerüstet hatte und diese nun theils dazu benutzte, um sich

im atlantischen Meere durch Wegnahme spanischer Schiffe wegen einer früheren Schuld bezahlt zu machen, theils um eine Ansiedelung in Guinea zu gründen, wo er auch das Fort Friedrichsburg bauen ließ. Auf diese Kolonie, welche sich jedoch als ein verfehltes Project erwies, kommen wir später wieder zurück.

Als der wackere Derfflinger sah, daß es nichts mehr für ihn zu thun gab, nahm er, reich an Jahren und an Ehren, seinen Abschied, nachdem er auf Empfehlung seines Herrn vom Kaiser Leopold in den Reichsfreiherrnstand erhoben worden war. Trotz seiner von Haus aus natürlich mangelhaften Schulbildung wußte er dennoch sich selbst bei Hofe und in den feinsten Cirkeln gut und gewandt zu benehmen. Was ihm an Schulkenntnissen abging, ersetzte er reichlich durch den ihm angeborenen Mutterwitz nnd Humor. Nie war er um eine Antwort verlegen und konnte nicht blos witzig, sondern auch, da nöthig, ziemlich kurz angebunden und energisch sein.

Als zum Beispiel einmal bei Tafel der französische Gesandte es sich einfallen ließ, ihn wegen seines früheren Gewerbes zu verhöhnen und zu diesem Zwecke den Kurfürsten fragte, ob es wahr sei, daß er unter seinen Generalen einen habe, welcher früher Schneider gewesen, stand Derfflinger sofort auf, schlug an den Degen und rief: „Hier steht der Mann, von welchem man dies sagt, und hier trage ich die Elle, mit der ich die Hundsfötter der Länge und Breite nach messe.“ Der Kurfürst nickte ihm beifällig lächelnd zu und der Franzose fand es gerathen, sich nicht wieder an ihm zu reiben.

Derfflinger war Soldat durch und durch, und als er die Nachricht erhielt, daß sein zweiter Sohn Karl bei dem

Sturm auf Ofen (1686) gefallen war, rief er: „Warum hat sich der Narr nicht besser in Acht genommen!" Seine Körperconstitution war eine so eisenfeste, daß er trotz aller ausgestandener Kriegsstrapazen das ungewöhnlich hohe Alter von neunundachtzig Jahren erreichte und den Großen Kurfürsten überlebte. Er starb 1695 auf seinem von seiner Gattin ererbten Gute Gusow bei Bad Freienwalde, welches später durch Heirath an die Grafen Podewils fiel und gegenwärtig dem Fürsten von Schönburg-Glauchau gehört.

Sein Sohn Friedrich ward später ebenfalls General, ohne jedoch das kriegerische Genie seines Vaters zu besitzen, und da er ohne Kinder starb und sein Bruder schon früher, wie eben erzählt wurde, seinen Tod gefunden hatte, so erlosch das Geschlecht wieder. Von den fünf Töchtern Derfflingers verheiratheten vier sich sämmtlich an höhere preußische Militairs, während die fünfte unvermählt blieb.

Achtes Kapitel.

Das neue Steuersystem. — Steigerung der Staatseinnahmen. — Einwanderung der vertriebenen Reformirten. — Der Widerruf des Edicts von Nantes. — Ludwig der Vierzehnte und Frau von Maintenon. — Verfolgung der Hugenotten. — Ihre Aufnahme in fremden Ländern. — Die französische Kolonie in Berlin. — Verleihung von Hof- und Militairchargen an vornehme Franzosen. — Stammväter berühmter Nachkommen. — Maßregeln gegen eingewanderte Taugenichtse und Faullenzer. — Betriebsamkeit und Gewerbthätigkeit der französischen Einwanderer. — Gründung von Fabriken und Manufacturen.

Nach Beendung der Kriege, die mit kurzen Unterbrechungen ihn über dreißig Jahre lang beschäftigt, konnte Friedrich Wilhelm wenigstens die letzten Jahre seiner Regie-

rungszeit ungestört auf die Entwickelung seiner Hülfsquellen verwenden, deren sein Land aber auch im höchsten Grade bedurfte.

Sein erstes Augenmerk war darauf gerichtet, ein zweckmäßigeres Abgabensystem einzuführen. Bis jetzt war zum Beispiel eine sehr drückende Steuer, die Kriegscontribution, von den Häusern erhoben worden. Diese Steuer ward abgeschafft und statt derselben eine Accissteuer auf die wichtigsten Verbrauchs-Gegenstände gelegt, welche viel einbrachte, freilich aber auch die Preise der Lebensmittel bedeutend in die Höhe trieb.

Wie gewaltig die Bedürfnisse des Staates und folglich auch die zu ihrer Deckung nöthigen Steuern anwuchsen, läßt sich daraus abnehmen, daß nach dem letzten Friedensschlusse des Großen Kurfürsten, dem von St. Germain, die gesammten Abgaben des Kurfürstenthums Brandenburg nicht mehr als circa 650,000 Thaler betrugen, während sie zehn Jahr später, als Friedrich Wilhelm starb, eine Höhe von 1,700,000 Thaler erreicht hatten. Außer den Abgaben brachten aber auch die Domainen eine ziemliche Summe ein, so daß die gesammte Einnahme des Staates sich in dem letztern Jahre auf 2,500,000 Thaler belief.

Diese bedeutenden Summen konnten bei dem geringen Ertrage, den der hier und da so unfruchtbare Boden der Mark gewährt, auf die Dauer unmöglich erschwungen werden, wenn nicht durch Industrie und Handel neue Erwerbsquellen eröffnet wurden, obschon auch durch verbesserten Betrieb der Landwirthschaft und des Gartenbaues dem Boden ein höherer Ertrag als zeither abzugewinnen sein mußte.

In letzterer Hinsicht ward dem Großen Kurfürsten durch die Zeitereignisse und durch die Engherzigkeit und Verfol-

gungswuth Ludwigs des Vierzehnten und der katholischen Herren der Pfalz auf eine Weise in die Hände gearbeitet, wie er es kaum hätte besser wünschen können. Viele Tausende fleißiger, betriebsamer Ausländer, die sich dem Gewissenszwange ihrer heimischen Regierungen nicht zu fügen vermochten, fanden in seinem Gebiet bereitwillige Aufnahme und vergalten dieses freundliche Entgegenkommen dadurch, daß sie viele bisher hier noch nicht bekannte Industriezweige einführten, welche in Handel und Gewerbe eine nie geahnte Thätigkeit hervorriefen und dem Staat, der ihre zweite Heimath geworden, einen Theil der neuen Kräfte gaben, die er so dringend bedurfte.

Die Hauptmasse dieser Einwanderer kam in Folge des Widerrufs des Edictes von Nantes, den Ludwig der Vierzehnte im Jahre 1685 aussprach, ins Land, und eben so wie in England früher durch die Mischung des normännischen Blutes mit dem sächsischen ein neuer Volksstamm erzeugt ward, der die Tugenden der ersten beiden in sich vereinigte, so ward auch in die zeither etwas schwerfällige, langsam begreifende, aber dabei willige und fleißige Bevölkerung Brandenburgs ein Element der Rührigkeit, der schnellen Auffassung und des feineren Geschmacks hineingetragen, welchem namentlich Berlin seine spätere industrielle Größe zu danken hat.

Dabei kamen viele dieser Einwanderer nicht mit leeren Händen. Sie glichen nicht so vielen politischen Flüchtlingen unserer Zeit, die schon in der Heimath eine zweifelhafte Existenz geführt und dann, ohne etwas Rechtes gelernt zu haben, oder Lust zur Arbeit zu besitzen, im fremden Lande umherirrend, sich der öffentlichen Mildthätigkeit in die Arme werfen. Jene Einwanderer waren vielmehr zum großen Theile achtbare Geschäftsleute, die in ihrer Heimath sich eines

bedeutenden Wohlstandes erfreut, und nun, nachdem sie dort Alles zu Geld gemacht, bedeutende Summen mitbrachten, um den zeither von ihnen betriebenen Erwerb in einem Lande fortzusetzen, wo man nicht drohete, sie „mit Hunden in die Messe zu hetzen.“ — Es wird nöthig sein, hierbei einen kurzen Blick auf die Zustände zu werfen, welche in Frankreich den Widerruf des Edicts von Nantes zur Folge hatten.

Frau von Maintenon hatte den allmälig alt und schwach werdenden Ludwig den Vierzehnten vollkommen in ihrer Gewalt, und obschon ursprünglich selbst im reformirten Glauben geboren und erzogen, redete sie doch jetzt dem von Gewissensbissen zuweilen arg gepeinigten König ein, er könne durch Bekehrung der Hugenotten die Sünden seiner früheren Jahre büßen und sühnen.

Zunächst ging die Absicht nicht darauf, die Calvinisten oder Hugenotten auf dem Wege der Gewalt mit der Kirche auszusöhnen, sondern der Glaubensunterschied sollte vielmehr im Sonnenschein der königlichen Gnade hinwegschmelzen und die Proselyten sollten durch ihre Aufmerksamkeit auf ihr eigenes Interesse gewonnen werden.

Es wurden demnach keine Hugenotten mehr bei öffentlichen Aemtern angestellt; sie wurden, so weit dies thunlich war, von den gewerblichen Zünften und Gilden ausgeschlossen und kein Calvinist durfte eine Katholikin heirathen. Auch directe Bestechung ward angewendet; man bezahlte den Uebertritt, und da es nicht unbillig zu sein schien, daß man da, wo Geld bezahlt ward, auch auf Gültigkeit des Handels drang, so setzte man schwere Strafe auf den Rücktritt.

Die große Menge kann sich stets gegen den Stolz des Einzelnen vertheidigen, indem sie für sich eine Gesammt-Weisheit in Anspruch nimmt, die der des weisesten Indivi-

duums überlegen ist. Dasselbe gilt von den moralischen Eigenschaften; die große Menge besitzt eine Willenskraft, welche keine Gewalt brechen, und eine Festigkeit der Ueberzeugung, welche durch keine Bestechung unterminirt werden kann. Die ersten Bekehrungsmethoden waren fruchtlos. Sonderbare Eigenthümlichkeit der menschlichen Natur! Menschen, die sich für Geld hatten bekehren lassen, hingen oft noch so fest an ihrer ersten Ueberzeugung, daß sie zu derselben zurückkehrten und dafür litten.

Die Proselytenmacherei griff nun in die heiligsten Rechte der menschlichen Natur ein und Kinder von sieben Jahren wurden aufgefordert, den Glauben ihrer Eltern abzuschwören. Die Hugenotten begannen auszuwandern, denn bei ihrem Gewerbfleiß und ihrer Geschicklichkeit waren sie in jedem protestantischen Lande willkommen, aber Ludwig, welcher seine Unterthanen nicht zu vertreiben, sondern zu bekehren wünschte, untersagte alle Auswanderung bei Todesstrafe. Die Prediger der Calvinisten wurden nun gequält, ihre Kirchen niedergerissen, ihre Fonds für wohlthätige Zwecke confiscirt, ihre Schulen geschlossen, ihre Civilbeamten abgesetzt und Folter und Rad gaben den Hugenotten ihre Märtyrer.

Bei Hofe schien der von den Beichtvätern des Königs unterstützte Triumph der Wittwe Scarron's vollständig zu sein, aber Louvois, der ehrgeizige Kriegsminister, konnte diesen überlegenen Einfluß nicht gleichgültig mit ansehen und da die Bekehrung der Hugenotten der Weg zur Gunst des Königs war, so beschloß er, die militairischen Hülfsquellen Frankreichs zu diesem Zwecke mit aufzubieten und den Calvinisten die Achtung vor der alleinseligmachenden Kirche „einzudragonern.“ Anstatt der Missionaire wurden nun Soldaten in die calvinistischen Provinzen geschickt, um in protestan-

tischen Familien einquartiert zu werden und diese durch Brutalitäten zum Uebertritt zu zwingen. Dabei ward Auswanderung für Treubruch erklärt und die Grenze demgemäß auf geeignete Weise überwacht. Das Wild war im wohlverwahrten Park eingeschlossen und man konnte es nach Belieben hetzen.

Endlich, am 22. October 1685, ward das Edict von Nantes, durch welches den Reformirten seit länger als achtzig Jahren freie Religionsübung verbürgt gewesen, förmlich wieder aufgehoben. Die Calvinisten durften nicht mehr in Kirchen oder Kirchenruinen predigen, aller öffentliche Gottesdienst ward ihnen untersagt und der Kanzler Le Tellier konnte laut ausrufen: „Herr, nun lässest Du Deinen Diener in Frieden fahren;“ selbst der beredte Bossuet konnte auf eine Weise, die seinem Herzen eben so wenig Ehre macht als seinem Verstande, den gänzlichen Sturz der Ketzerei verkünden, während Ludwig der Vierzehnte glaubte, sein Ruhm habe durch die absolute Vereinigung aller Dissenter mit der römischen Kirche den höchsten Gipfel erreicht.

Aber gerade die außerordentliche Gefahr erfüllte selbst die Schwankenden mit Muth, obschon sie der Wuth einer zügellosen Soldateska, welche der Ketzerhaß gegen alles menschliche Gefühl taub machte, preisgegeben waren. Das Eigenthum ward geplündert, die Gebetbücher wurden verbrannt, Kinder von den Eltern gerissen und treue Seelenhirten, die ihre Heerde nicht verlassen wollten, gerädert. Viele wurden vor die Altäre geschleppt, um durch Qualen zur Verleugnung des Glaubens ihrer Väter gezwungen zu werden, und jeder Rücktritt ward auf die grausamste Weise bestraft. Die Gewißheit des Todes hebt die Furcht vor Verfolgung auf, die Bigotterie erfand daher neue Schrecken. Die Körper Derer,

welche starben, ohne die Sacramente zu empfangen, wurden Wölfen und Hunden vorgeworfen; die Kleinmüthigen, welche ihren Glauben wechselten, wurden von Rechtswegen mit dem gesammten Eigenthum ihrer Familie beschenkt. Der sterbende Vater hatte die Wahl, entweder sein Gewissen durch Abtrünnigkeit zu verletzen, oder seine Nachkommen durch seine Standhaftigkeit zu Bettlern zu machen. Es ward befohlen, allen protestantischen Eltern ihre Kinder wegzunehmen; aber dieser Befehl konnte nicht ausgeführt werden, denn die Natur behauptet ihre Rechte. Man machte gewissermaßen ein Studium daraus, Qualen zu erfinden, die wohl schmerzhaft, aber nicht tödtlich wären. Was sollen wir die fürchterlichen Gräuel aufzählen, die von den Soldaten begangen wurden, deren Offiziere den Befehl hatten, „die größte Strenge gegen Alle anzuwenden, die nicht den Glauben des Königs annähmen, und die eiteln, ruhmsüchtigen Thoren, die ihre Bekehrung bis auf die Letzt aufschieben, zum Aeußersten zu treiben?" Was sollen wir erzählen, wie man die Unglücklichen schlug, bei langsamem Feuer röstete, sie in Brunnen warf, mit glühenden Zangen zwickte? — Wer kann sagen, wie viele tausend Männer, wie viele tausend Weiber und Kinder bei dem Versuche, zu entfliehen, umkamen? Rulhière behauptet, daß zehntausend Personen ihren Tod auf dem Scheiterhaufen, oder am Galgen, oder durch das Rad fanden.

Aber die Anstrengungen der Tyrannei waren machtlos. Die Wahrheit ist unsterblich und die öffentliche Meinung verachtet die Gewaltthätigkeit. Die beispiellose Verfolgung so großer Volksmassen wegen ihres religiösen Glaubens gab der Kraft des menschlichen Willens blos Gelegenheit, sich von einer neuen Seite zu zeigen. Der rohen Soldatengewalt trotzten ganze Gesellschaften frommer Menschen, welche zu-

sammenkamen und ihre Psalmen sangen und aus den Dörfern und aus den Städten, aus den bequemen Häusern reicher Kaufleute, aus den Wohnungen ruhiger arbeitsamer Landleute und aus den Werkstätten geschickter Handwerker erhoben sich Hunderttausende, um Zeugniß zu geben für das unwiderstehliche, unveräußerliche Recht der Freiheit des Geistes.

Obschon die Auswanderung in Frankreich als Hochverrath bei schwerer Strafe verboten war, so gelang es doch, trotz aller Vorkehrungsmaßregeln, nicht weniger als fünfhunderttausend Personen, aus ihrem Vaterlande zu entfliehen.

Nicht allein der Große Kurfürst von Brandenburg, sondern auch andere einsichtsvolle Regierungen beeilten sich, den armen Bedrängten, welche die Künste, den Gewerbfleiß und den Reichthum Frankreichs mit sich brachten, einen Zufluchtsort in ihren Staaten zu gewähren. Eine Vorstadt von London war ganz von französischen Handwerkern bewohnt. Der Prinz von Oranien warb ganze Regimenter an, die eben so tapfer waren als die, welche Cromwell zum Siege führte. Eine Kolonie Hugenotten erreichte sogar das Cap der guten Hoffnung und auch in den amerikanischen Kolonien waren sie überall willkommen.

Aber auch schon lange zuvor, ehe diese Masseneinwanderung erfolgte, hatten sich nach und nach viele achtungswerthe und intelligente Franzosen evangelischen Glaubens, weil sie das ihnen in ihrem Vaterland drohende Schicksal voraussahen, in Berlin eingefunden.

Der erste angesehene Mann, von welchem die Geschichte in dieser Beziehung berichtet, war ein gewisser Pierre de la Cave, Ritter des Michaelordens. Dieser trat schon unter Friedrich Wilhelms Vater als Fähndrich in die Leibgarde

und starb, ehe noch die Hauptmasse seiner Landsleute sich in den Marken einfand, im Jahre 1679 als General und Commandant von Pillau. Als die Franzosen im Winter von 1806 zu 1807 diese Festung bombardirten, schlug eine Kugel durch das Dach der Simultankirche bis hinunter in das Begräbnißgewölbe, wo sie den Sarg des ehemaligen Commandanten zerschmetterte, den man noch an den Insignien seines Ordens erkannte.

Auf jenen ersten Einwanderer folgten nach und nach immer mehrere, so daß schon im Jahr 1672 die französische Gemeinde in Berlin, oder die sogenannte französische Kolonie, ihre eigene französische reformirte Kirche hatte.

Viele der eingewanderten, aus adeligen Familien stammenden Franzosen, wie zum Beispiel Ludwig Graf d'Espenses, der Marquis François du Hamel, ein Herr Isaak Josua du Plessis Jouret, Graf Briquemault aus Paris, Jaques Laumonier Marquis von Verenne aus Vaux bei Rheims und andere erhielten Zutritt in die höchsten Hofkreise.

Ein Herr Claude du Bellay d'Auché aus Poitou ward Erzieher der kurfürstlichen Kinder zweiter Ehe und ihm hatten die französischen Hugenotten es namentlich zu danken, daß der Große Kurfürst gleich in den ersten Wochen nach dem Widerruf des Edicts sie förmlich einlud, sich in seinen Staaten niederzulassen, und daß viele reiche und vornehme Familien sich vorzugsweise nach Brandenburg wendeten.

Schon unter der Kurfürstin Louise kommt sogar eine bürgerliche Französin, eine gewisse Madame Berchet, als sogenannte France Madame, bei Hofe vor, und später ward eine Demoiselle d'Ingenheim aus Metz Gouvernante der Prinzessin Louise Sophie Dorothee, welche den Prinzen

Friedrich von Hessen-Kassel heirathete, der in der Folgezeit König von Schweden ward.

Mehreren bürgerlichen französischen Familien gelang es, sich durch ihre Nachkommen zu bedeutendem Ansehen in Preußen aufzuschwingen. Wir erinnern hier nur an den Ahnherrn des Ministers Friedrich Ancillon und Vater des berühmten Oberrichters und Geschichtschreibers Karl Ancillon. Er wanderte aus Metz ein und starb 1692 als Prediger der französischen reformirten Gemeinde.

So ehrenwerth betriebsam und sogar wohlhabend aber auch die Mehrzahl dieser Einwanderer war, so konnte es doch auch, namentlich bei der Masseneinwanderung von 1685, nicht fehlen, daß auch einzelne Taugenichtse und Faullenzer sich darunter befanden, welche, wie dies unter ähnlichen Verhältnissen ja so oft vorkommt, blos deshalb Märtyrer ihrer angeblichen Ueberzeugung geworden waren, um auf Regimentsunkosten leben zu können.

Wie Friedrich Wilhelm sich auch in dieser Beziehung zu helfen und diese Leute auf die beste Art zu verwenden wußte, geht aus einer Nachricht hervor, worin es heißt: „Weil unter den Geflüchteten sehr viele waren, so nichts gelernt und dahero sich mit Betteln ernähren wollten, so ließ Ihro kurfürstliche Durchlaucht eine Anzahl Sänften und Tragsessel anfertigen, welche den Exulanten mit gewissen Conditionen gegeben wurden, damit sie sich ernähren und des Müßiggangs enthalten mußten. So wurde auch zu dem Ende zu Spandau ein neu Zucht-, Spinn- und Waisenhaus aufgerichtet. Hat auch Ihre kurfürstliche Durchlaucht von solchen Leuten zwei Regimenter zu Fuß und ein Dragonerregiment aufrichten lassen. Ließen auch Ihre kurfürstliche Durchlaucht ein Kopfgeld zur Verpflegung dieser Leute aus-

schreiben, dergestalt, daß ein Kaufmann einen Thaler, ein Bürger acht Groschen und ein Bauer einen Groschen erlegen sollte."

Die überwiegende Mehrzahl der Eingewanderten aber bestand, wie schon erwähnt worden, aus fleißigen und brauchbaren Staatsbürgern und sie gründeten namentlich eine Menge neue Industriezweige, von welchen man früher hier nichts gewußt hatte und die nun Erzeugnisse lieferten, für welche zeither alljährlich bedeutende Summen in's Ausland gegangen waren. Eins der hauptsächlichsten dieser Producte war das Tuch, wovon namentlich für das Heer bedeutende Quantitäten gebraucht wurden, und schon nach verhältnißmäßig kurzer Zeit konnten der Hof und die Leibgarde im Lande selbst gefertigtes blaues und rothes Tuch tragen.

Außer den Tuchfabriken rühren auch die preußischen Gold- und Silber-, Seiden-, Hut-, Strumpf- und Lederwaarenfabriken alle erst aus der Zeit der französischen Einwanderung her. Der Große Kurfürst, welcher schon längst eingesehen hatte, wie sehr seine Brandenburger andern europäischen Völkern, namentlich den Franzosen, Holländern und Engländern, in industrieller Beziehung nachstanden, hatte schon mehrere Jahre vorher selbst drei gewerbliche Etablissements, nämlich eine Zuckersiederei, eine Seifensiederei und eine sogenannte Porzellanbäckerei gegründet, die nun nach Ankunft der Franzosen erst recht in Schwung kamen.

Neuntes Kapitel.

Man tadelt die allzugroße Freigebigkeit des Großen Kurfürsten gegen die Einwanderer. — Graf Friedrich Schomberg. — Er wird kurfürstlicher Obergeneral. — Ein Brief des Kurfürsten an den alten Derfflinger. — Dessen Antwort. — Schomberg unter Wilhelm von Oranien. — Sein Erscheinen im englischen Unterhause. — Sein Tod in der Schlacht am Boyne. — Die brandenburgische Marine. — Der Holländer Benjamin Raulé, Generaldirector der brandenburgischen Marine. — Die brandenburgischen Fregatten als Kaper. — Raulé gründet die Kolonie Friedrichsburg. — Die afrikanische Handelscompagnie. — Der Abenteurer von der Gröben. — Raulé's Glanz und Sturz. — Ducaten mit hundert Procent Agio.

So abgemeine Billigung die Handlungsweise des Großen Kurfürsten gegen die fremden Flüchtlinge aber auch fand, so erregte doch sein anscheinend allzu zuvorkommendes, überschwenglich freigebiges Benehmen gegen einen derselben allgemeine Verwunderung und in den näher davon berührten Kreisen sogar große Unzufriedenheit und lautes Murren. Es wäre ihm allerdings leicht gewesen, diese Unzufriedenheit und dieses Murren sofort zu beschwichtigen und verstummen zu machen, aber es waltete dabei ein Geheimniß ob, welches um keinen Preis verletzt werden durfte, und ein weiser Fürst läßt sich durch kurzsichtige Beurtheilung oder falsche Auffassung seiner Handlungsweise nie irre machen.

Dieser Flüchtling war der Graf Friedrich Armand von Schomberg, aus der Pfalz gebürtig. Seine Mutter war eine Engländerin Namens Anna Sutton, Gräfin Dudley, und sein Vater hatte sie kennen gelernt, als er den Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, den nachmaligen Winterkönig, nach London begleitete, wo dieser mit der Tochter Jakob's, Elisabeth Stuart, vermählt ward, die später, wie wir wissen,

unter so gedrückten Umständen und bei Mangel an „Holz und Butter“ in Küstrin ihre Wochen hielt.

Graf Friedrich Schomberg hatte früher in holländischen und dann in französischen Kriegsdiensten gestanden, in welchen letzteren er bis zum Range eines Marschalls von Frankreich emporgestiegen war. Er war ein Weltbürger, hatte ganz Europa durchreist, Armeen an der Maas, am Ebro, am Tajo befehligt und stand in den glänzenden Cirkeln des prunkenden Hofes von Versailles in hohem Ansehen.

Dabei aber war er so eifriger Protestant, daß er, als der verhängnißvolle Widerruf des Edicts von Nantes erfolgte, sein glänzendes Einkommen aufgab, den Stab eines Marschalls von Frankreich niederlegte und als fast achtzigjähriger Greis seine Laufbahn wie ein dürftiger Soldat von Neuem begann. In der Jugend hatte er mäßig gelebt; diese Mäßigkeit fand ihren Lohn in einem ungemein rüstigen und kräftigen Alter, und als er jetzt das Land, in welchem er sein Haupt einmal zur Ruhe zu legen gehofft, meiden mußte, besann er sich nicht lange, sondern ging nach Portugal, wo er sich schon früher durch verbesserte Organisation des Heerwesens Verdienste erworben hatte, die noch in dankbarem Andenken standen.

Schon seit längerer Zeit waren zwischen dem Haag und Berlin geheime Depeschen gewechselt worden, welche vermuthen ließen, daß irgend eine große europäische Haupt- und Staatsaction im Werke sei. Dennoch aber ahnte Niemand, daß eben in Folge dieses Depeschenwechsels der Große Kurfürst plötzlich den greisen Schomberg aus Portugal nach Berlin berief, als Obergeneral aller Truppen in brandenburgischen Diensten aufnahm und als geheimen Staats- und Kriegsrath und Statthalter in Preußen mit einem Gehalt

von dreißigtausend Thalern und dem Range unmittelbar nach den Prinzen von Geblüt anstellte.

Natürlich konnte Friedrich Wilhelm dies nicht thun, ohne sich deshalb mit seinem alten Derfflinger in Vernehmen zu setzen, und die Briefe, welche zwischen Beiden über diesen Gegenstand gewechselt wurden, sind für den Charakter des Großen Churfürsten und des berühmten Feldmarschalls so bezeichnend, daß wir sie unseren Lesern nicht vorenthalten dürfen.

Der Brief des Erstern lautete:

„Wollgeborner besonders lieber General-Feldmarschall,
„Es ist Euch annoch außer Zweifel erinnerlich, was Ich mit Euch zum öftern wegen eines tüchtigen und capabeln Generals, dem ich meine Armee und Militz en Chef zu kommandiren anvertrauen könnte, in gnädigstem Vertrauen geredet, wesgestalt Ihr auch jedesmal dafür gehalten, daß unter andern Qualitäten, die zu einer so vornehmen Charge erfordert werden, Ich insonderheit darauf zu reflektiren hätte, daß er ein Teutscher, der teutschen Sprache kundig sein müsse.

„Nachdem ich nun von Tag zu Tage mehr wahrnehme und spüre, wie nützlich und nöthig mir eine solche Person sei, auf die Ich mich verlassen kann und welche allemahl bei mir gegenwärtig sein könne, umb bei allerhand vorfallenden wichtigen Angelegenheiten mir mit raht und that an Hand zu gehen, zumahlen, da Ihr nach Gottes Verhängniß, nun eine so geraume Zeit hero unpäßlich und nicht im stande gewesen Eure Dienste bei mir zu versehen, Alß hat es sich neulicher Tagen also gefüget, daß der Maréchal Graf von Schomberg, welcher der Religion halber Frankreich und Portugal verlassen müssen,

sich allhier bei Mir eingefunden und sich nicht abgeneigt gezeigt, meine Dienste allen andern zu präferiren, ungeachtet Ihm vom Kayser, Engelland und Prinz von Oranien allerhand stattliche und vortheilhafte Conditiones offeriret worden, Ich habe mich solchem nach in Gottes nahmen resolviret, denselben in Meinen Diensten zu accomodiren, und ihm die Statthalterschaft in Preußen, wie auch das Generalat über meine Truppen zu conferiren; Es seyn die gute Qualitäten, Kriegs-Experienz, Tapferkeit und geschicklichkeit dieses Grafen in der ganzen Welt so bekannt und er hat davon in vielfältigen Occasionen solche Proben abgelegt, daß ich unnöthig achte, Euch von seinen Qualitäten weitläufige Meldung zu thuen.

„Und gleichwie Ich der zuversicht lebe, daß er Mir und meinem churfürstlichen Hause gute und nützliche Dienste werde leisten können, Also bin ich auch versichert, Ihr werdet als einer meiner liebsten, ältesten und treuesten Diener diese meine gefaßte Resolution und Wahl allerdings in Unterthänigkeit approbiren.

„Ich wünsche dabei von dem Allerhöchsten, daß Ihr durch dessen Gnade bald wiederumb zu völligen Kräften gelangen und Ich mich Eures guten und vernünftigen einrathen wie bishero, also auch ferner gebrauchen möge, wie Ihr dann auch einen Weg alß den andern bei allen Euren habenden Chargen, alß nemlich bei der Statthalterschaft in Pommern und dem Cüstrinischen Gouvernement verbleibet, auch Eure drei Regimenter behaltet, und die Euch deshalb verschriebene und zustehende Gagen und nutzbarkeiten ungeschmälert gelaßen werden sollen, worin Ich auch Eurem einzigen Sohn einige gnade und beförderung erweisen kann, das werde ich nicht unterlassen und

Eure unterthänigste Vorschläge deshalb erwarten: Allermaßen Ich dann schließlich Euch und den Eurigen mit beständigen Churfürstlichen gnaden allezeit woll beygethan verbleiben werde.

„Gegeben Cölln an der Spree, den 16. April 1687.

(gez.) Friedrich Wilhelm.

An den Feldmarschall."

Derfflinger antwortete hierauf:

„Durchlauchtigster Kurfürst,

Gnädigster Herr,

„Eure Churfürstliche Durchlaucht gnädigstes Rescript unterm Dato Cölln an der Spree den 16. dieses habe ich heute mit unterthänigstem Respect erhalten und mit mehreren daraus verstanden, wie Eure Churfürstl. Durchl. gnädigst resolviret, den Herrn Marschall, Grafen von Schomberg, das Generalat über Dero Truppen zu conferiren; woll gemeinet, daß Ew. Churfürstl. Durchl. meine, Ihro treu geleistete, unterthänigste, langwierige Dienste, wozu ich auch den Rest meines Lebens gäntzlich gewidmet gehabt, hätten gnädigst consideriren werden, insonderheit, da mir Gott nunmehro einen guten Anfang zu meiner Besserung verliehen hat, So habe doch Ew. Churfürstl. Durchl. gefaßte anderweite Resolution (die mir in meinem hohen Alter niemand vermuthet) vernehmen müssen, wie Ew. Churfürstl. Durchl. aber bei Dero höchsten Betrübniß (dergleichen die Güte Gottes ferner in Gnaden abwenden wolle) ich anitzo meine unterthänigste Notturfft vorzustellen bedenken trage; also werde bei fernerer meiner erfolgenden Beßerung die Gnade suchen, Ew. Churfürstl. Durchlaucht in Persohn unterthänigst aufzuwarten, oder da meine völ-

lige Genesung noch etwas anstehen sollte, solches durch ein unterthänigstes Schreiben zu thun, mich erkühnen, inmittelst aber bin in tiefster Devotion

Ew. Churfürstl. Durchl.

unterthänigster
getreu gehorsambster Diener
Frh. von Derfflinger m. pr.

Gusow, den 20. April 1687."

Dieser Brief — die darin vorkommenden Worte „bei Dero höchsten Betrübniß" beziehen sich auf das ungefähr drei Wochen vorher erfolgte Ableben des Prinzen Ludwig, worüber eine später ausführlich zu berichtende Vergiftungsgeschichte in Umlauf kam — dieser Brief, sagen wir, beweist, daß Schomberg's Eintritt in die Dienste des Kurfürsten den alten Derfflinger höchst unangenehm berührte.

Sein Protest half ihm jedoch nichts, denn nicht blos der alte Schomberg kam nach Berlin, sondern auch sein zweiter Sohn Graf Carl von Schomberg, welcher Generalmajor ward, ein Cavallerieregiment erhielt und später zum Gouverneur von Magdeburg ernannt wurde. In der Folgezeit ward auch noch Schomberg's ältester Sohn, Graf Meinhard, General der Cavallerie. Zugleich ließ Friedrich Wilhelm seinem neuen Generalfeldmarschall dem Zeughause gegenüber ein Haus bauen, welches später in ein königliches Palais umgewandelt ward.

Und alles dies geschah im Einverständniß mit dem Haag blos um den Plan zu maskiren, dessen Ausführung der Große Kurfürst freilich nicht erlebte, — den Plan, welchem zufolge Schomberg die Armee kommandirte, unter deren Schutze Wilhelm von Oranien 1688 nach England ging, um den Thron seines entflohenen Schwiegervaters einzunehmen. Es ist be-

kannt, wie vollständig dieses folgenschwere Unternehmen, großentheils eben durch die Geheimhaltung, mit der es betrieben worden, glückte, und Schomberg ward zur Belohnung für seine geleisteten wichtigen Dienste zum englischen Herzog, Ritter des Hosenbandordens und Feldzeugmeister ernannt.

Trotz seiner achtzig Jahre hatte er noch viel Sinn für harmlose Genüsse. Er sprach mit großer Artigkeit und Lebendigkeit; nichts war geschmackvoller als seine Equipagen und seine Tafel und jeder Cavalleriecornet beneidete die Anmuth und Würde, mit welcher der alte Krieger auf seinem Streitroß an der Spitze seines Regiments in Hyde-Park erschien. —

Das Unterhaus betrachtete die dem berühmten Flüchtling bereits von dem neuen Staatsoberhaupt erwiesenen Auszeichnungen noch nicht als hinreichend und fügte ihnen deshalb ein Geschenk von hunderttausend Pfund hinzu. Ehe Schomberg sich zu den im nächstfolgenden Jahre beginnenden Feldzug nach Irland begab, bat er um die Erlaubniß, seinen Dank für dieses freigebige Geschenk auszudrücken. Das Unterhaus war damit einverstanden und es ward demgemäß ein Sessel für ihn innerhalb der Schranken hingestellt. Auf diesem nahm der greise Held Platz, während der Scepterträger des Hauses neben ihm stand, erhob sich und drückte in wenigen verbindlichen Worten seinen Dank aus.

Der Sprecher oder Präsident des Unterhauses entgegnete, das Parlament könne den Dank, den es ihm schulde, nie vergessen; es sähe ihn mit Freuden an der Spitze einer englischen Armee; es setze volles Vertrauen in seinen Eifer und seine Thätigkeit, und er werde auch in der Ferne stets ein Gegenstand seiner besonderen Fürsorge sein.

Leider sollte dieser irische Feldzug der letzte dieses wackern

Kriegers sein. Am 1. Juli 1690 fiel er in der Schlacht am Boyne. Von seiner unerschrockenen persönlichen Tapferkeit hingerissen, stürzte er sich mit dem feurigen Muthe eines Jünglings in einen Haufen feindlicher Reiter hinein und als die Seinen ihm nachdringend zur Stelle kamen, fanden sie ihn schon als Leiche auf dem Boden liegen. Er hatte zwei Säbelhiebe über den Kopf bekommen und eine Karabinerkugel stak ihm im Halse.

An einer frühern Stelle haben wir erwähnt, daß der Große Kurfürst auch eine kleine Flotte von acht Schiffen ausgerüstet hatte. Diese hatte zunächst blos die Bestimmung gehabt, seine Operationen während des schwedischen Krieges zu unterstützen, brachte ihn aber bald auf den Gedanken, eine förmliche brandenburgische See- und Colonialmacht zu gründen.

Bereits im Jahre 1650 hatte er den Dänen das Fort Dansburg in Ostindien, an der Küste Coromandel, jetzt unter dem Namen Tranquebar bekannt, abgekauft; leider waren aber seine Finanzen damals so schlecht bestellt, daß er die stipulirte Summe nicht bezahlen konnte und deshalb der Kauf wieder rückgängig ward. Unmittelbar nach der für ihn so siegreichen Schlacht von Fehrbellin nahm er einen aus Vließingen gebürtigen Holländer, einen Kaufmann Namens Benjamin Raulé, in seine Dienste und beauftragte ihn, einige Schiffe zu miethen, in tauglichen Stand zu setzen und damit in der Ostsee zu kreuzen, um auf diese Weise die Einnahme der Festung Stettin und der Insel Rügen fördern zu helfen.

Diese Einnahme fand, wie wir wissen, auch wirklich statt und Friedrich Wilhelm errichtete, hierdurch zu immer weiter greifenden Unternehmungen ermuthigt, in Berlin ein „Ober-Commerz-Collegium," welchem er Kauf- und Handels-

leute aus allen seinen Seestädten beiordnete. Zugleich ward Raulé, der großes Vertrauen genossen zu haben scheint, zum „Generaldirector der brandenburgischen Marine“ ernannt.

Diese Stellung hatte für den, der sie bekleidete, ihre ganz besondere Schwierigkeit, weil diese Marine erst geschaffen werden mußte. Raulé war jedoch ein gewandter und erfahrener Mann und es dauerte nicht lange, so hatte er sechs Fregatten von zwanzig bis vierzig Kanonen beisammen.

Friedrich Wilhelm faßte nun die kühne Idee, mit diesen wenigen Schiffen der damals schon so bedeutenden französischen Flotte zu Leibe zu gehen, und schickte seine Fregatten zu diesem Zwecke nach Westindien. Hier aber machten sie schlechte Geschäfte und waren froh, das Weite suchen zu können, ehe sie noch von den Franzosen in den Grund gebohrt wurden.

Bei dem Frieden von St. Germain mußte Friedrich Wilhelm die ihm so theure Eroberung, Stettin und Vorpommern, wieder an Schweden zurückgeben und die Handelsmarine-Gedanken traten nun, nach dem Verlust so vieler wichtiger Küstenpunkte, wieder in den Hintergrund. Um jedoch die einmal angeschafften und ausgerüsteten Fregatten nicht ganz unbenutzt im Hafen liegen zu lassen, beschloß er, sie gegen die Spanier auslaufen zu lassen, an welche er noch eine Forderung von Subsidiengeldern hatte, deren Bezahlung bis jetzt beharrlich verweigert worden war.

In der That gelang es auch den brandenburgischen Fregatten, nicht weit von Ostende ein mit brabanter Spitzen und holländischem Tuch beladenes großes spanisches Schiff aufzubringen, dessen Ladung in Pillau für hunderttausend Thaler verkauft ward. Durch diesen glücklichen Fang ermuthigt, machten die kecken Fregatten abermals eine Fahrt nach

Westindien, nahmen hier wieder zwei spanische Schiffe und gingen dann zurück nach Europa, um beim Cap Vincent der spanischen Silberflotte aufzulauern. Auch hierbei hatten sie Glück, denn sie nahmen von dieser Flotte wiederum zwei Schiffe.

Nun aber ward es einer großen Seemacht, wie Spanien damals noch war, doch ein wenig zu arg und es wurden zwölf Gallionen ausgesendet, um den brandenburgischen Neulingen den Garaus zu machen. Dies gelang nun den Spaniern allerdings nicht, wohl aber mußten die brandenburgischen Fregatten nach einem zweistündigen Gefecht sich zurückziehen und wurden von den Spaniern bis Pillau verfolgt. — Friedrich Wilhelm sah wohl ein, daß er auf diesem Wege, trotz des anfänglichen Gewinnes, zuletzt doch mehr Verlust als Gewinn haben würde und machte der spanischen Regierung daher den Vorschlag, ihm die Insel Trinidad, eine der Antillen, anstatt der Zahlung für seine Forderung abzutreten. Aber auch darauf ging Spanien nicht ein und die Regelung dieser Angelegenheit ward in die unbestimmte Zukunft hinausgeschoben.

Raulé, der auf diese Weise das von ihm selbst angeregte Projekt vereitelt sah und doch seine Stellung als brandenburgischer Marinedirector weder aufgeben, noch blos dem Namen nach behaupten wollte, ging nun nach Guinea, um dort eine für Preußen nutzbar zu machende und der Flotte Beschäftigung gewährende Ansiedelung zu gründen. Hier ward denn auch im Jahre 1683 das Fort und die Kolonie Friedrichsburg angelegt. Das Fort stand unter dem Commando des Maltheserritters Otto Friedrich von der Gröben, den die 1682 in Emden begründete „afrikanische Handelscompagnie“ zu ihrem Capitän gewählt hatte.

Diese afrikanische Handelscompagnie war ein Actien-Unternehmen, zu welchem die Actien in verschiedener Höhe, aber nicht unter zweihundert Thalern, ausgegeben wurden, und ihr Dirigent ein ehemaliger Cavalier des Königs Karls des Ersten von England. Er hieß Jakob Buriette von Aachen und seine Nachkommen haben längere Zeit den Ministerresidentenposten für Brandenburg-Preußen in Nürnberg innegehabt.

Von der Gröben hatte schon ein an Abenteuern ziemlich reiches, bewegtes Leben geführt. Er war in Jerusalem, auf dem Libanon, auf dem Sinai und in Egypten gewesen, er hatte mit den Venetianern auf der Insel Morea gegen die Türken und auf den Galeeren seines Ritterordens gegen die Schiffe der Raubstaaten auf dem Mittelländischen Meere gefochten und war mit dabei gewesen, als die brandenburgischen Fregatten jene zwei Schiffe der spanischen Silberflotte weggenommen hatten.

Anfangs ließ die Kolonie sich ganz gut an und es kam sogar zum Erstaunen der Berliner eine Gesandtschaft von Negerhäuptlingen zu dem Großen Kurfürsten, um diesem ihre Unterwürfigkeit zu bezeigen. Raulé und von der Gröben schickten mehrmals nicht unbedeutende Quantitäten Goldsand, aus welchem Ducaten gemünzt wurden, aber dennoch war Brandenburgs Seemacht und Verbindung mit überseeischen Ländern viel zu klein und mangelhaft, als daß diese Kolonie Friedrichsburg sich auf die Dauer zu halten vermocht hätte.

Hierzu kam, daß die Holländer in ihrem eigenen Interesse eine solche fremde Ansiedelung neben den ihrigen um keinen Preis dulden durften. Sie eroberten deshalb die brandenburgischen Forts, nachdem dieselben kaum seit drei Jahren erbaut waren, und Raulé und von der Gröben kamen

wieder nach Hause. Ersterer ward später zum Kammerjunker, dann zum Amtshauptmann zu Marienwerder und Riesenburg und zuletzt zu Osterode und Hohenstein ernannt. Er starb hochbejahrt 1725 und hinterließ über seine orientalische Reise ein Werk, welches 1779 noch eine neue Auflage erlebte.

Raulé lebte fortan in Berlin, wo er als einer der reichsten Männer ein ungewöhnlich großes Haus machte. Er war Besitzer des sogenannten Raulé's Hof in der alten Leipziger Straße, des Garten Belvedere in der Stralauer Vorstadt und des Lustschlosses Rosenfelde vor dem Frankfurter Thore, wo er den Kurfürsten mehrmals mit seinem ganzen Hofstaate festlich empfing und bewirthete. Unter Friedrich dem Ersten ward er zum Oberfinanzintendanten (Surintendant des finances) ernannt, brachte sich aber bedeutende Pflichtwidrigkeiten und Unterschlagungen zu Schulden, weshalb er zehn Jahre nach dem Tode des Großen Kurfürsten in Ungnade fiel und trotz seines vorgerückten Alters — er stand im fünfundsechzigsten Jahre — nach Spandau kam. Nachdem er hier zwei Jahr gesessen, erbot er sich, auf sein ganzes Besitzthum zu verzichten, wenn man ihn freiließe und in sein Vaterland zurückzukehren gestattete. Diese Bitte ward ihm gewährt und er kehrte nach Holland zurück, wo er bald darauf starb.

Das Lustschloß Rosenfelde behielt Friedrich der Erste für sich und nannte es Friedrichsfelde. Friedrich Wilhelm der Erste schenkte es dem Markgrafen Albrecht Friedrich, welcher die nach der Stadt führende Allee anlegen ließ, und nach dessen Tode das Besitzthum auf Friedrich des Großen Bruder, den Prinzen Ferdinand, überging. Den Garten Belvedere erhielt der Minister von Fuchs.

Die von der Gröben und Raulé gegründete afrikanische

Kolonie fristete, nachdem sie ihre Forts verloren, ein kümmerliches Dasein. Trotz des Goldsandes kostete sie viel Geld und schon der Große Kurfürst, der doch für die Verwirklichung dieses eines seiner Lieblingsprojekte kein Opfer scheuete, mußte selbst bekennen: „Jeder Ducaten, den ich aus dem Goldsande schlagen lasse, kostet mich deren zwei.“ Dennoch ward die Kolonie erst dreißig Jahre nach seinem Tode für siebentausend Ducaten und zwölf Negersklaven an Holland verkauft.

Zehntes Kapitel.

Das Auswanderungsverbot. — Die Briefe der Herzogin von Orleans. — Urtheil der Frau von Traubenberg. — Religiöse Ansichten der Herzogin von Orleans. — Ihr Sohn. — Zwei „häßliche Schatzer“. — Sittliche Verworfenheit der Pariser Gesellschaft. — Schamlosigkeit der Frauen. — Paris stellt Sodom und Gomorra in den Schatten. — Der Actienschwindler Law und die feinen Damen. — Nachahmungssucht der Deutschen. — Die Motive des Reiseverbotes. — Die weiße Frau im Schlosse zu Berlin. — Wer sie eigentlich ist. — Ihre Begegnung mit Kurt von Burgsdorf. — Das Gerippe. — Entlarvte Gespenster.

Ein für unsere Zeit sich sehr merkwürdig ausnehmendes, an China und Japan erinnerndes, Gesetz war das von dem Großen Kurfürsten erlassene und von seinen Nachfolgern wiederholt bestätigte Verbot des Reisens in's Ausland, namentlich nach Frankreich.

Allerdings war der sittliche Zustand gerade der feinern Gesellschaft in Paris der Art, daß einem jeden Landesherrn, in dessen Staaten noch Zucht und Sitte herrschte, daran gelegen sein mußte, seine Unterthanen vor dieser geistigen und leiblichen Pest zu bewahren. Im weiteren Verlaufe unseres

Werkes und namentlich bei der Geschichte des französischen Hofes und Staates wird es unsere Pflicht sein, unsern Lesern eine ausführliche Schilderung dieser jetzt fast unglaublich scheinenden Sittenverderbniß zu geben. Für jetzt wird es genügen, wenn wir hierüber nur so viel sagen als nöthig ist, um die Gründe jenes Verbotes würdigen zu können.

Die beste Quelle für eine wahrheitgetreue Schilderung des Lebens in Paris zu jener Zeit sind die Briefe, welche die Gemahlin des Herzogs Philipp von Orleans und Mutter des nachmaligen Regenten an die Kurfürstin von Hannover, an die Raugräfin Louise und deren Schwester Amalie, den berühmten Philosophen Leibnitz und viele andere Personen schrieb. Die Schreiberin dieser Briefe war eine Deutsche, nämlich Elisabeth Charlotte, Tochter Karl Ludwig's Kurfürsten von der Pfalz und Enkelin des unglücklichen Winterkönigs Friedrich.

Am Hofe von Hannover erzogen, schien sie während ihrer ersten Jugendjahre sich, wenigstens körperlich, nicht so zu entfalten, daß sie als eine wünschenswerthe Acquisition für den Pracht und Schönheit liebenden französischen Hof hätte betrachtet werden können.

„Gott im Himmel," schreibt Frau von Traubenberg an die Gräfin Königsmark, „was ist das für ein häßlicher kleiner Butzen, die pfälzische Prinzeß! Nie in meinem Leben habe ich solch ein kraus, runzelig Affenfratz geschaut; ich beklage die Hartling (Elisabeths Erzieherin in Hannover), daß sie es mit solch Prinzeßken Tausendschön zu thun hat; aber ich muß dabei bemerken, daß Jedermann in Hannover die kleine, dicke Trudel lieb hat, und daß die Kurfürstin große Stücke auf sie hält. Es soll mich lüsten zu wissen, wer sie heimführen wird? welcher von den Prinzen? Man sagt der

Duc d'Orléans; allein das hat gute Wege. In Paris weiß man, was schön ist und wenn eine deutsche Prinzeß nach Frankreich verheirathet werden soll, so ist's diese gewiß nicht; eher geht sie nach — ab, wo schon mehr als eine häßliche Krotte (Kröte) zur Heirath gekommen ist."

Dennoch ward Elisabeth wirklich nach Frankreich verheirathet, wenn auch nicht ihrer eigenen Wahl zufolge. Um dem Leser zu zeigen, daß sie eine Frau war, die neben einer scharfen Auffassungsgabe einen tüchtigen hausbackenen Verstand besaß und daß ihre gerade, treuherzige Ausdrucksweise vollkommen geeignet ist, Vertrauen zu der Wahrheit ihrer Mittheilungen einzuflößen, lassen wir hier zunächst einen Brief folgen, in welchem sie ihre Ansicht über religiöse Dinge ausspricht.

„Ich habe," schreibt sie an ihre Halbschwester Amalie Louise, deren Namen sie in „Ameliese" zusammenzieht, „ich habe das gute Werk, die Fasten zu halten, nicht gethan; ich kann das Fischessen nicht vertragen und bin gar wohl persuadirt, daß man besser Werk thun kann als seinen Magen verderben mit zu viel Fischessen. — Die Prediger sagen auf den Kanzeln, was sie sagen müssen, aber nicht allemal, was sie denken oder wissen. Ich gestehe, daß das Zeitliche nicht viel werth ist, aber das Ewige und Himmlische ist schwer zu verstehen und ich halte es vor eine pure Gnade Gottes, wen der Allmächtige erleuchtet, das Himmlische zu verstehen. Ich glaube, man muß Gott fleißig darum bitten, hernach aber sich auch nicht viel quälen, was Andere thun; ein Jeder hat in dieser Welt seine Plage; Gott allein weiß, warum er alles so geordnet hat und wie er Jedem seine Zeit und seine Stunden gesetzt hat: dem ergeb ich mich in allen. — — Seid Ihr denn so einfältig, liebste Ameliese, daß Ihr meint,

daß die Katholischen keinen rechten Grund des Christenthums haben? Glaubt mir, der Christengrund ist bei allen christlichen Religionen derselbe; was den Unterschied anlangt, ists nur Pfaffen Gezänk, so die ehrlichen Leute nie angeht, aber was uns angeht, ist, wohl und christlich zu leben, barmherzig sein und uns der Charität und Tugend befleißigen. Darauf sollten sich die Herren Prediger befleißigen, dieses den Christen einzuprägen und nicht nachzugrübeln auf alle Punkte, wie sie verstanden werden; aber das würde der Herren Autorität mindern, darum legen sie sich nur auf dieses und nicht auf das Vornehmste und Nothwendigste."

Die nachfolgenden Auszüge aus andern Briefen haben den Zweck, ein kleines Bild von der vorhin erwähnten Sittenverderbniß in Paris zu geben.

„— Mittwoch hab ich einen solchen abscheulichen Schrecken gehabt, daß ich noch nicht davon ersetzt bin. Wie ich nach dem Essen in mein Kabinet saß, kam ein Kammerdiener von meinem Sohne dahergelaufen, ist bleich wie ein Tod und ruft: Ah madame, monsieur se trouve si mal qu'il vient d'evanouir sans cognaissance! Ihr könnt leicht denken, liebe Louise, welch einen abscheulichen Schrecken mir dieses verursacht; ich sprang auf, lief an die steig, wie ich an die steig kam, zittere ich so erschrecklich, daß ich nicht steigen konnte, mußte porteur erwarten, um mich hinauftragen zu lassen. Ich war so bleich und alterirt, daß meine Damen meinten, ich würde auch ohnmächtig werden. Was mich so sehr erschreckt hatte, war, daß mein Sohn wie er nur vier Jahr alt war, hatte er einen formellen Schlagfluß gehabt und wie nun nichts gemeiner ist als Schlagfluß, so hab ich gemeint, meinen Sohn todt zu finden. Wie ich in die Kammer kam, sah ich ihm gleich ins Gesicht; er lachte,

sahe nicht übel aus, ich sahe übler aus als mein Sohn. Er hatte nichts überzwergs an den Augen, noch den Mund schief, auch die Zunge nicht schwer, redete so nett als ordinairie, das erweiset wohl, daß es, Gott sei Dank, nur eine Ohnmacht gewesen, welche daher kommen, daß er mit einem abscheulichen Husten und Schnuppen bei seiner Tochter wie ein Wolf gefressen und noch mehr gesoffen, wie es leider immer dort hergeht, darauf ist er gleich in sein Kammer und hat sich bei ein groß Feuer in eine gar warme Kammer gesetzt und ist gleich entschlafen; wie er aber wieder wacker geworden, hat er sich übel befunden (wie leicht zu glauben,) und ist ohnmächtig geworden."

„— Ich bin noch dazu (wie man in der lieben Pfalz sagt) heute gritlich wie eine Wandlaus, und hab es auch recht Ursach, aber ich kann nicht alles sagen. Nur ein Eschantillon, nämlich, daß der König der Prinzeß des Ursin, die recht strafwürdig ist, mein Sohn für ein Vergifter passiren zu machen, die recompensirt man und giebt ihr vierzigtausend Franken Pension, die andern zwei Ursachen, die mich so gritlich machen, seint nicht besser als diese. Solche Ungerechtigkeiten machen einem das Leben satt, man muß dazu stillschweigen, und darf nichts sagen."

„— Ich bin Euch sehr verobligirt zu wünschen, daß alles nach meinem Wunsche gehen möge, aber, liebe Louise, das kann von Ausländern und Fremden hier nie geschehen; muß nur das noch sagen, daß man es hier für eine Ehre hält, keine Verwandte zu lieben; die es thun, sagt man, sind bürgerlich." —

„— Man führte zwei neue Prinzen, zu Paris angekommen bei mir ein, ein Fürst von Anhalt, und einer von Ostfriesland, welche, die Wahrheit zu bekennen, zwei so häß-

liche Schätzer sein, als ich in meinem Leben gesehen habe. Der erste ist dürr wie ein Holz, hat eine ganz weiße crepirte peruque und feuerrothe Augen und voll Kinderblattermäler, eine Nath an der andern. Er ist so mager, daß er krumm gebogen ist und hat ein abscheulich Maul und gar wüste Zähne; der von Ostfriesland ist dick, den Kopf in den Achseln und das ganze Gesicht in Fett versunken, die Nas dick und platt — Summa sie seien beide gar häßlich."

„— Madame de Bery ißt wenig zu Mittag, aber wie wäre es möglich, daß sie recht essen könnte, sie liegt im Bett und frißt einen Haufen Käsekuchen, allerhand Gattung, steht nie vor Zwölf auf, um Zwei geht sie an Tafel, ißt wenig, um Drei geht sie von Tafel, thut keinen Schritt; um Vier bringt man ihr allerhand zu fressen, Salat, Käsekuchen, Obst; Abends um Zehn geht sie zum Nachtessen, frißt bis um Zwölf, um Ein oder Zwei geht sie zu Bett. Um zu verdauen, trinkt sie den stärksten Branntwein. — Alle junge Leute, Manns- oder Weibspersonen führen ein toll Leben in Frankreich: je unordentlicher, je besser. Das soll artig sein, ich kann's aber gar nicht finden. Sie folgen meinem Exempel nicht, regulirte Stunden zu halten, und ich werde gewiß ihrem Exempel nicht folgen; kommt mir säuisch und wie Schweine vor."

„— Die Leute von Qualität sind in diesem Land viel ärger debauchirt, als die gemeinen Leute. Vor diesem passirten die Sachen noch in Galanterien und ernstlichen aber ehrlichen Passionen, aber nun ist alles pure debauche und nirgend keine Schamhaftigkeit mehr. Die Weiber sprechen aber mehr Wüstereien als die Mannsleute, haltens weder vor Schande, noch Sünde."

„— In Paris sind wenig unschuldige Divertissements;

alles Fleisch dort hat seinen Weg verkehrt. Man vexirt die jungen Kerls hier, daß dieser und jener verliebt von ihm ist, eben wie man in Deutschland eine ungeheirathete Jungfer vexirt. Was noch mehr ist, die Weibsleute seien in einander verliebt, welches mich noch mehr ekelt als alles. Man kann wohl von hier im Land sagen wie in der h. Schrift steht: Alles Fleisch hat sich verkehret. Es ist mir als bang, daß man mit den Moden die Laster auch von hier wird in unser Vaterland bringen, denn wenn die Franzosen einen hübschen Deutschen sehen, laufen sie ihnen so lang nach als sie können, um sie zu ertappen. Ich weiß ihrer viel, so sich nicht haben persuadiren lassen und mit Ehren davon kommen sind, aber andere sind ärger worden als die Franzosen selber." —

„— Die Herren jetziger Zeit haben sich zu gemein gemacht, mit ihren Lakaien, brauchen sie zu allerhand Infamien, dürfen ihnen hernach nichts sagen, die Lakaien spielen den Meister. — Das Kartenspiel und insonderheit das Landsknecht richt tolle Händel hier an; seit diesem Winter sind vier wackere Offiziere in eine solche Verzweiflung gerathen, daß sie sich selber ums Leben gebracht haben. L'Hombre ist sehr à la Mode; sobald Assembleen seyen, thut man nichts als Landsknecht spielen; das Tanzen ist ganz aus der Mode überall. Wer nicht spielt, zu dem kommt man nicht gern. Conversation ist gar keine Mode mehr, alle Menschen sind scheu und fürchten sich zu reden." —

„— Wir haben hier vergangene Woche eine abscheuliche Sache gehabt. Die Duchesse d'Ussay ist von den — mit Verlaub, mit Verlaub — Franzosen verfault gestorben. Sie war des Prince de Monaco Tochter, eine tugendsame, gute, ehrliche Dame, ihr wüster Mann, den sie adorirte, hat sie

so zugericht. Ich kann nicht begreifen, wie dieß Mensch ihren Mann hat lieben können, er ist abscheulich häßlich, stinkt wie ein Bock, ist alle Tage voll und säuft mit Lakaien und thut noch etwas Aergeres mit ihnen, da er ohne Zweifel diese Wüsterei aufgefischt hatte.“ —

„— Die französischen Damens laßt über Euer innocente Lust lachen wie sie wollen, sie haben keine so wahrhafte Freude nicht. Man mag sie nur bei ihrem Spiel von vierundzwanzig Stunden sehen um davon zu judiciren, wie verzweifelt sie aussehen; eine weint die bittern Thränen, die andere ist feuerroth und gehen ihr die Augen im Kopf als wenn sie in die Gicht fallen wollte, die dritte ist bleich wie der Tod und wie halb ohnmächtig und Männer und Weiber sehen aus wie besessen. Ich wollte lieber mit guten Freunden im grünen Gras in Bad Schwalbach essen wie Ihr.“ —

„— Das Saufen ist gar gemein bei die Weiber hier in Frankreich und Madame de Mazarin hat auch eine Tochter hinterlassen, die es meisterlich kann, die Marquise de Richelieu. Zu allem Unglück saufen die Damen hier mehr als die Mannsleute und mein Sohn (unter uns gesagt) hatte eine verfluchte Maitresse, die säuft wie ein Bürstenbinder, ist ihm auch gar nicht treu; er ist nicht jaloux, leidet, daß seine eigenen Bedienten bei seinen Maitressen liegen, das deucht mir abscheulich, das macht mich als bang, daß er noch etwas Schlimmeres von diesem commerce ertappen wird. Gott bewahre ihn dafür. Diese verteufelte compagnie, wo er bei alle Nacht zu Nacht ißt und sitzt an Tafel bis drei oder vier Uhr Morgens. Die verfluchte Damen verfolgen ihn zu sehr. — Die Weiber sind zu leichtsinnig und unverschämt, insonderheit die vom größten Hause

seyen, sie seyn ärger als die in den Hurenhäusern; es ist eine Schand und Spott, was man erzählt, was sie öffentlich im Ball gethan.“ —

„— Ich glaube nicht, daß man sowohl in geistlichen als weltlichen Personen in Paris hundert Menschen findt, so einen rechten christlichen Glauben haben, ja gar an unsern Erlöser glauben, das macht mich schaudern. Von der heil. Schrift wissen wenig Leute hier und es sind noch weniger, die es glauben, noch wissen wollen. Alles, was man in der Bibel liest, wie es vor der Sündfluth und zu Sodom und Gomorra hergangen, kommt dem Pariser Leben nicht bei. Die meisten Leute hier sind als wenn sie aus der Hölle kämen und lebendige Teufel wären. Es ist weder Gemüth noch Dankbarkeit bei ihnen, nichts als Interesse und nagende Ambition.“ —

„— Außer Madame de Chasteautier kenne ich Niemand in ganz Frankreich, so ganz ohne Geiz ist, aber ich kenne viele, die es so abscheulich sind, daß einem wahrlich die Haare davon zu Berge stehen. Was sechs Damen von Qualität gethan haben, aus Interesse um monsieur Law (dem bekannten schottischen Actienschwindler) zu sprechen und Actionen zu fordern, ist gar zu unverschämt. Sie hatten monsieur Law im Hofe aufgepaßt, umringten ihn und er bat sie, sie möchten ihn doch gehen lassen. Das wollten sie nicht. Er sagte endlich zu ihnen: Mes dames, je vous demande mille pardons, mais si vous ne me laissez pas aller, il faut que je crève, car j'ai une necessité de pisser, qu'il m'est impossible de tenir davantage. Die Damen antworteten: Eh bien, Monsieur, pissez, pourvu que vous nous écoutiez. Er that es und sie blieben bei ihm stehen. Das ist abscheulich. Er will sich selbst krank

darüber lachen. Da seht Ihr, liebe Louise, wie hoch der Geiz und Interesse hier im Lande gestiegen ist."

Wir schließen diese kurzen Auszüge mit folgendem letzten, der zum Theil auch noch auf unsere gegenwärtige Zeit Anwendung erleidet und von jedem Deutschen beherzigt zu werden verdient.

„— Wäre der französische Hof noch wie vor diesem, da man hier zu leben konnte lernen, aber nun da Niemand mehr weiß, was politesse ist, außer der König und Monseigneur, da alle jungen Leute an nichts als pure abscheuliche Debauchen gedenken, da man die am artigsten findet, so am plumpsten sind, da wollte ich Niemanden rathen, seine Kinder bei zu schicken, denn anstatt daß sie was Gutes sollten lernen, werden sie lauter Untugenden lernen. Also habt Ihr wohl groß Recht, übel zu finden, daß die Deutschen jetzt ihre Kinder in Frankreich schicken wollen. Wir haben schier alle Zeit das Unglück gehabt, daß Deutschland allezeit Frankreich nicht allein nachäfft, sondern auch alles doppelt macht was man hier thut. Derowegen wundert michs nicht, daß man in Deutschland, Frankreich zu copiren, so toll lebt."

Diesen Mittheilungen und Warnungen gegenüber kann es nicht befremden, daß bei der unter den wohlhabenden Ständen allgemein herrschenden Manie, nach Paris zu reisen, um dort weltmännische Bildung zu lernen, ein für sein Volk so besorgter und in Punkten der guten Sitten so strenger Regent dieser verderblichen Wuth dadurch einen Riegel vorzuschieben suchte, daß er eine jede Reise ins Ausland von einer besonders einzuholenden Erlaubniß abhängig machte. Das betreffende Verbot ist vom 30. Januar 1686 datirt und es heißt darin, „daß Se. Kurf. Durchl. wahrgenommen, wie seine Vasallen und Unterthanen sich bishero unterstanden,

ihre Söhne in fremde Lande und Königreiche, unterm Vorwande, daß sie daselbst die Sprachen und allerhand Exercitia lernen sollten, zu verschicken und reisen zu lassen, welche dann nicht allein ihren Eltern, sondern auch ihnenselbst zum äußersten Schaden und Verderben ein großes Geld in der Fremde unnützlich verzehrt und durchgebracht, indem sie sich allerhand Eitelkeiten ergeben, dem Debauchiren, Spielen und andern Wohllüsten nachgegangen, zu deren Bezahlung große Summen Geldes übermachet werden müssen, viele auch ihre Religion abzuschwören sich verführen lassen, theils auch liederlich um ihr Leben gekommen. Allem diesem Uebel nun vorzubiegen — zumahlen, da nunmehro auf denen Gymnasiis und Academiis in Deutschland an guten bequemen und tüchtigen Sprach- und Exercitienmeistern nichts ermangelt — Se. Kurf. Durchl. auch in Sonderheit dero Universität zu Frankfurt an der Oder damit wohl versehen hätte — als ließe höchstgedachte Se. Kurf. Durchl. kraft gegenwärtigen Edicts allen Dero Vasallen und Unterthanen verbieten, daß hinführo keiner mehr ohne Special-Erlaubniß und Paß von Ihro Kurf. Durchl. sich solches Reisens in fremde Länder unterfangen solle — bei Verlust aller Dignitäten — daß er auch deren hinkünftig unfähig sein solle, wie auch Geldbuße und andere Strafe."

Wir werden später sehen, daß diese strenge Maßregel immer noch nicht hinreichend war, um die französische Sittenverderbniß von dem brandenburger Hofe gänzlich fern zu halten, wenn dieses Unwesen auch selbstverständlich nicht den abschreckenden Umfang erreichte wie dort.

Ueberhaupt ist es interessant, zu beobachten, wie in Friedrich Wilhelm sich das einfache, rauhe, abergläubische Element des deutschen Mittelalters gegen das raffinirt auf-

geklärte der französischen Neuzeit wehrte, denn trotz seines scharfen Verstandes glaubte der Große Kurfürst, wie so viele gebildete Leute seiner Zeit, an Teufel, Geistererscheinungen, Gespenster, Hexen, Zauberer und dergleichen. Unter andern erzählte er sehr oft und gern die Geschichte seines Günstlings Kurt von Burgsdorf mit der „weißen Frau." Bevor wir dieselbe mittheilen, wird es nothwendig sein, mit kurzen Worten auf den Ursprung dieser Sage von der weißen Frau, die in dem berliner Volksaberglauben eine so große Rolle spielt, zurückzugehen.

Die weiße Frau war, wie Einige behaupten, die sogenannte schöne Gießerin, Anna Sydow, die Geliebte des Kurfürsten Joachims des Zweiten und Wittwe des Stückgießers und Artilleriehauptmanns Dietrich, von welcher Joachim mehrere Kinder hatte und die eine bedeutende Gewalt über ihn ausübte, denn sie hatte bei Stellenbesetzungen und anderen Regierungsgeschäften die Hand mit im Spiele. Als der Kurfürst starb, ließ sein Sohn, trotzdem daß er seinem Vater an dessen Sterbebett versprochen hatte, der schönen Gießerin nichts zu leide zu thun, sie nach Spandau bringen, wo sie nach längerer Gefangenschaft starb. Um sich für die ihr von dem brandenburgischen Regenten angethane Schmach zu rächen, soll sie sich dann nach ihrem Tode im berliner Schlosse als Gespenst etablirt haben.

Anderen Berichten nach war jedoch die weiße Frau eine von der eben erwähnten ganz verschiedene Persönlichkeit, nämlich die Wittwe des Grafen Otto des Ersten von Orlamünde und hieß Beatrix geborne Gräfin von Mencan. Sie hatte sich in den Burggrafen Albrecht den Schönen von Nürnberg, einen Ahnherrn des brandenburgischen Hauses, verliebt, welcher sich aber weigerte, sie zu heirathen, weil sie von

ihrem ersten Gemahl zwei Kinder hatte. Beatrix bebte in der Verblendung ihrer Liebe zu dem schönen Burggrafen selbst vor dem gräßlichsten aller Verbrechen nicht zurück und tödtete ihre Kinder durch Nadelstiche ins Gehirn. Den Burggrafen wußte sie zu täuschen, so daß er glaubte, die Kinder seien eines natürlichen Todes gestorben, und sich mit Beatrix vermählte. Als er aber später durch einen Zufall entdeckte, daß Beatrix ihre Kinder ermordet hatte, wendete er sich mit Abscheu und Entsetzen von ihr ab und aus Verzweiflung nahm sie sich nun selbst das Leben.

Diese zweite Sage behauptete lange Zeit so ziemlich den Vorrang vor der ersten, bis auf den alten Schlössern Krummau, Wittingau und Neuhaus in Böhmen unter den Bildnissen der Familie von Rosenberg eins entdeckt ward, welches ebenfalls die weiße Frau ganz genau in der weißen Trauerkleidung darstellt, die zu jener Zeit üblich war. Man ermittelte, daß dies Bertha von Rosenberg, die 1476 zu Wien verstorbene Gemahlin Johanns von Liechtenstein, war, der ein sehr ausschweifendes Leben geführt und sie auf ihrem Sterbebett vergeblich um Verzeihung und Aussöhnung mit ihm gebeten hatte. Wegen dieser Hartherzigkeit gegen einen reuigen Sünder ward sie nach ihrem Tode verdammt, in den Schlössern ihrer Familie umherzuwandeln, und da auch eine brandenburgische Prinzessin, Sophie, Tochter des Kurfürsten Joachims des Zweiten, des Geliebten der schönen Gießerin, in die Rosenberg'sche Familie geheirathet hatte, so erstreckten sich die nächtlichen Wanderungen der unglücklichen Büßenden nicht blos auf die böhmischen Schlösser, sondern auch auf die von Berlin, Darmstadt, Bayreuth, Karlsruhe u. s. w., so daß wenigstens für einige Abwechselung gesorgt war.

Mag jedoch die berühmte weiße Frau im berliner Schlosse

bei Lebzeiten gewesen sein, wer sie wolle, so steht fest, daß seit länger als zweihundert Jahren der Aberglaube diese angebliche Erscheinung allemal als die Verkünderin des Todes einer hohen Person betrachtet, vorzüglich in einem Jahre ..40, wie denn auch in jedes der Jahre 1640, 1740 und 1840 der Todestag eines preußischen Regenten fällt.

Um nun auf das Abenteuer Burgdorf's zurückzukommen, muß erwähnt werden, daß die weiße Frau sich im Jahr 1651 wieder im berliner Schlosse gezeigt hatte. „Es ließ sich auch der Zeit," heißt es in einer hierüber vorhandenen Nachricht vom Jahr 1651, „zu Berlin die weiße Frau (welches ein Spectrum oder Gespenst, so sich vor Absterben Jemands aus dem Kurhaus Brandenburg allezeit sehen läßt und jedesmal gewiß einen Todten vom gedachten Hause ankündiget) gar oft, auch bei hellem Tag, auf dem kurfürstlichen Begräbniß, auf dem Altar und an anderen Orten des Schlosses wieder sehen, weswegen man daselbsten sehr erschrocken und zwar um so viel mehr, weil der einzige Erbe des Kurfürsten vor einem Jahre gestorben und die kurfürstliche Gemahlin annoch nicht wieder schwanger war."

Kurt von Burgsdorf, ein Mann, der das Herz auf dem rechten Fleck hatte, ward durch diese Erzählungen von dem Erscheinen der weißen Frau sehr neugierig gemacht und äußerte mehrmals den Wunsch, ihrer ebenfalls ansichtig zu werden. Bekanntlich aber gehen Gespenster gerade dem, der sie sehen will, am hartnäckigsten aus dem Wege und Burgsdorf mochte seinen Wunsch beinahe selbst wieder vergessen haben, als er eines Abends, nachdem er den Kurfürsten zu Bett gebracht und die kleine Treppe nach dem Garten hinuntergehen wollte, wo sein Pferd ihn erwartete, plötzlich die weiße Frau vor sich auf der Treppe stehen sah.

Natürlich erschrak er nicht wenig, faßte sich aber als muthiger Mann sehr wieder und schrie: „Du alte sakramentische H... Du, hast Du noch nicht genug Fürstenblut gesoffen? willst Du noch mehr haben?“ Die weiße Frau antwortete aber nicht, wie irdische Frauen zu thun pflegen, mit der Zunge, sondern mit der Faust, indem sie den kecken Frager beim Kragen packte und die Treppe hinunterschleuderte, so daß ihm, wie er später erzählte, alle Rippen krachten, ohne daß er jedoch eine wirkliche Verletzung davongetragen hätte.

Der Kurfürst, der das Geschrei und Gepolter hörte, schickte seinen Kammerpagen hinunter, welchem Burgsdorf sofort erzählte, was ihm begegnet war.

Als unter König Friedrich dem Ersten im Jahr 1709 das Schloß umgebaut ward, fand man beim Aufgraben des Grundes ein weibliches Gerippe, von welchem man natürlich sofort vermuthete, daß es das der weißen Frau sei. Es ward auf dem Domkirchhof nach christlicher Weise zur Erde bestattet und man hoffte nun, die arme Seele werde für immer Ruhe haben.

Wenn aber einmal ein gut angebrachtes Geschäft in günstiger Lage lange mit Glück betrieben worden ist, so finden sich, wenn auch der ursprüngliche Gründer es aufgiebt, doch sehr bald Andere, die es fortsetzen, oder dies wenigstens versuchen.

So geschah es auch hier und unter König Friedrich Wilhelm dem Ersten erfüllte das Erscheinen der weißen Frau noch zwei Mal Schloß und Stadt mit Furcht. Beide Mal aber nahm der Spuk ein rasches, für das Gespenst beklagenswerthes Ende — die Schildwache begnügte sich nicht, wie der gute Burgsdorf, der weißen Frau einige Verbalinjurien an

den Hals zu werfen, sondern packte sie, und siehe da, das erste Mal war es ein Soldat, der am nächsten Vormittag in seinem gespenstischen Gewand vor der Hauptwache auf den hölzernen Esel reiten mußte, und das zweite Mal ein Küchenjunge, der ebenfalls im Kleid der weißen Frau — man zog es für diesen Zweck ein wenig straff an — ausgepeitscht ward.

Eilftes Kapitel.

Der Große Kurfürst als Gönner und Förderer der Goldmacherkunst. — Helvetius im Haag. — Der lübecker Kaufmann und Gustav Adolph. Dr. Glauber in Amsterdam. — Johann Joachim Becher von Speyer. — Der Alchymist Johann Kunkel. — Seine Goldküche auf der Pfaueninsel. — Taschenspielereien der Alchymisten. — Kunkel kommt in Untersuchung. — Er geht nach Schweden. — Er kehrt nach Brandenburg zurück. — Kurt von Burgsdorf. — Seine Virtuosität im Zechen. — Louise von Oranien ist ihm abgeneigt. — Der Hofprediger Blasspiel. — Burgdorf's Widersetzlichkeit gegen das neue Abgabensystem. — Er fällt in Ungnade. — Seine Tochter. — Sie verschreibt sich einen Mann aus Paris. — Ihr Sohn Canitz. — Starker Tabak. — Baron Joachim Rüdiger von der Goltz.

Der Glaube an Gespenster war aber nicht das Einzige, wodurch der Große Kurfürst bewies, daß es ihm noch nicht gelungen war, sich von den Ueberlieferungen des Mittelalters freizumachen. Zu den anderweiten Irrthümern, in welchen er sehr verzeihlicherweise befangen war, gehörte auch sein Glaube an die Kunst des Goldmachens, worauf er, wie so viele andere Fürsten seiner Zeit, viel Geld verwendete. Er ließ sich, um Experimente in größerem Maßstabe anstellen zu können, ein großes Laboratorium bauen und kaufte alle ihm bemerkenswerth scheinenden Schriften über Goldmacherei und andere geheime Wissenschaften und Künste zusammen.

Es gab damals bekanntlich eine große Anzahl Schriftsteller, welche die Literatur mit ihren Büchern über diesen Gegenstand überschwemmten und nicht blos die Unwissenden, sondern auch die meisten Gelehrten jener Zeit hielten diese Kunst, wenn auch nicht allemal für etwas wirklich Vorhandenes, doch für etwas recht wohl Mögliches. Van Helmont, Borrichius, Kircher, Boerhaave und eine Menge Andere waren, obschon nicht Alchymisten von Profession, doch Liebhaber dieser Wissenschaft und unterstützten die Ausüber derselben durch ihr wissenschaftliches Ansehen.

Helvetius, der Großvater des berühmten Philosophen dieses Namens, erzählte, es sei im Haag ein Fremder zu ihm gekommen und habe ihm ein Pulver gebracht, mit dessen Hülfe man Blei in Gold verwandeln könne. Das Blei brauche zu diesem Zwecke blos geschmolzen und ein einziges Körnchen von dem Pulver hineingeworfen zu werden. Dieses Körnchen müsse man jedoch zuvor in ein Wachskügelchen kneten, ehe man es in das schmelzende Metall würfe, weil es außerdem bei seiner außerordentlichen Flüchtigkeit sofort verdunsten würde. Er, Helvetius, habe dieses Experiment gemeinschaftlich mit dem Unbekannten und später auch wiederholt allein angestellt und auf diesem Wege bereits sechs Unzen Blei in das allerreinste Gold verwandelt.

Das Gerücht von diesem merkwürdigen Vorfalle verbreitete sich natürlich mit Blitzesschnelle im ganzen Haag und alle angesehenen Personen der Stadt drängten sich in Helvetius' Laboratorium, um sich von der Sache zu überzeugen. Helvetius machte das Experiment nochmals in Gegenwart des Prinzen von Oranien und dann auch noch mehrmals, bis das Pulver, welches er von dem Fremden erhalten, verbraucht war. Damit hatte aber auch die ganze

Goldfabrikation ein Ende, denn Helvetius war weder im Stande, das geheimnißvolle Pulver selbst herzustellen, noch war es ihm möglich, von dem Unbekannten auch nur die mindeste Spur zu entdecken. Im nächstfolgenden Jahre (1667) gab Helvetius sein Werk „Vitulus Aureus quem Mundus adorat et orat, in quo tractatur de naturae miraculo transmutandi metalla — Das goldene Kalb, welches die Welt anbetet, worin von dem Naturwunder der Verwandlung der Metalle gehandelt wird" — heraus und erzählte darin die so eben mitgetheilten Umstände.

Ungefähr um dieselbe Zeit veröffentlichte der berühmte Pater Kircher seine „Unterirdische Welt," worin er die Alchymisten eine Rotte Schurken und Betrüger und ihre angebliche Wissenschaft eine Spiegelfechterei nannte. Er gestand, daß er selbst ein fleißiger Arbeiter auf diesem Felde gewesen und erst nach reiflicher Erwägung und wiederholten fruchtlosen Experimenten zu diesem Schlusse gekommen sei.

Sämmtliche Alchymisten erhoben sich sofort in größter Wuth, um diesen furchtbaren Gegner niederzuschmettern. Ein gewisser Salomon von Blauenstein war der Erste, der mit ihm anband und ihn vorsätzlicher Unwahrheit zu überführen versuchte, indem er sich auf die von dem Alchymisten Sendivogius vor dem Kurfürsten von Mainz kürzlich bewirkten Experimente berief. Seine Collegen Zwelfer und Glauber betheiligten sich ebenfalls an dem Kampfe und beschuldigten Pater Kircher des Neides und der Eifersucht auf Adepten, deren Bemühungen von glücklicherem Erfolge begleitet gewesen wären als die seinigen.

Schon früher war behauptet worden, Gustav Adolph habe eine Quantität Silber in reines Gold verwandelt. Der gelehrte Borrichius erzählt, er habe Münzen gesehen,

die aus diesem Golde geschlagen worden und Lenglet du Fresnoy behauptet dasselbe. Ein lübecker Kaufmann — erzählt Monconis in seinen Reisen — der nur ein kleines Handelsgeschäft trieb, aber Blei in ganz gutes Gold zu verwandeln verstand, schenkte dem König von Schweden einen Barren, den er gemacht und der wenigstens hundert Pfund wog. Der König ließ sofort Ducaten daraus münzen und weil er ganz bestimmt wußte, daß dieses Gold wirklich auf die ihm erklärte Weise gewonnen worden, so ließ er auf die eine Seite sein Wappen und die Figuren des Mercur und der Venus auf die andere Seite prägen. „Ich — setzt Monconis hinzu — habe noch einen dieser Ducaten in meinem Besitz und bin auf völlig glaubwürdige Weise unterrichtet worden, daß nach dem Tode des lübecker Kaufmanns, der niemals reich zu sein geschienen, eine Summe von nicht weniger als einer Million und siebenhunderttausend Kronen in seinen Koffern gefunden ward."

Dergleichen Geschichten, die von hochgestellten Männern auf die zuversichtlichste Weise erzählt wurden, dienten natürlich dazu, den Wahnglauben der Goldmacherei in allen Ländern Europas zu nähren und aufrecht zu erhalten. Die Zahl der Werke, welche nur während des siebzehnten Jahrhunderts über diesen Gegenstand geschrieben wurden, und die Zahl der gescheidten Leute, die sich für diesen Wahn opferten, ist wirklich staunenerregend. Gabriel von Castaigne, ein Franziskanermönch, machte schon unter der Regierung Ludwig's des Dreizehnten so großes Aufsehen, daß dieser Monarch, um ihn an seine Person zu fesseln, ihn zu seinem Großalmosenier ernannte. Er behauptete, das Lebenselixir bereiten zu können, und Ludwig hoffte, mit seiner Hülfe sich der Krone wenigstens noch hundert Jahre zu erfreuen.

Van Helmont behauptete ebenfalls, daß es ihm ein Mal gelungen sei, Quecksilber in Gold zu verwandeln, und ward demzufolge von dem Kaiser eingeladen, seinen Wohnsitz am Wiener Hofe zu nehmen. Glauber, der Erfinder des Salzes, welches noch seinen Namen trägt und der gegen die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts in Amsterdam prakticirte, errichtete in dieser Stadt eine Schule für das Studium der Alchymie und hielt Vorlesungen über diese Wissenschaft. Johann Joachim Becher von Speyer erlangte um dieselbe Zeit großen Ruf und war überzeugt, daß aus Kieselstein durch ein eigenthümliches Verfahren und mit Hülfe jener großen unbegreiflichen Substanz, des Steins der Weisen, viel Gold gewonnen werden könne. Er ging den Kaiser Leopold von Oesterreich mit der Bitte an, ihn bei diesen Experimenten zu unterstützen; die Hoffnung auf Erfolg lag aber zu fern und der sofort nöthige Aufwand war zu groß, als daß dieser Monarch sich bewogen gesehen hätte, auf Becher's Anträge einzugehen. Er machte ihm daher wohl große Lobsprüche, gab aber kein Geld. Becher versuchte nun sein Heil bei den Generalstaaten von Holland, aber ebenfalls vergeblich.

Der Alchymist des Großen Kurfürsten war Johann Kunkel, ein geborener Holsteiner, welcher Director des vorhin erwähnten Laboratoriums und — was jetzt sich ziemlich sonderbar ausnimmt — zugleich kurfürstlicher Kammerdiener war. Sein Laboratorium befand sich auf der Pfaueninsel bei Potsdam, welche damals der Kranichswerder hieß. Trotzdem, daß all' sein Experimentiren zu nichts führte und der Kurfürst sein schönes Geld in Dunst und Dampf zum Schornstein hinausfliegen sah, ohne dafür die erwartete Goldernte hereinkommen zu sehen, hielt er doch fest an seinem

Vertrauen auf das endliche Gelingen und Kunkel stand fortwährend in hoher Gunst.

Drohte wirklich einmal dem Kurfürsten die Geduld auszugehen, so wußte der schlaue Alchymist, wie alle seine Kollegen, durch ein geschicktes Kunststückchen seinen Gönner zu täuschen und den Golddurst auf's Neue zu reizen. Die List, zu welcher die Alchymisten in solchen Fällen am häufigsten ihre Zuflucht nahmen, bestand darin, daß sie sich eines Schmelztiegels mit doppeltem Boden bedienten. Der untere Boden war von Eisen oder Kupfer, der obere dagegen von Wachs, aber so gefärbt, daß er ebenfalls aussah wie eins dieser Metalle. Zwischen diese beide Böden schüttete der Alchymist so viel Gold- oder Silberstaub, als zu seinem Zwecke nothwendig war. Dann brachte er sein Blei, Quecksilber oder die sonstige Ingredienz auf den Wachsboden und setzte den Tiegel über das Feuer. Natürlich verfehlte er, wenn das Experiment zu Ende war, niemals, einen Klumpen Gold auf dem untersten Boden zu finden, weil der oberste zerschmolzen und verdampft war.

Dasselbe Ergebniß ward auch noch auf mancherlei andere Weise erreicht. Manche Alchymisten bedienten sich eines hohlen Stabes, der mit Gold- oder Silberstaub gefüllt und an den Enden mit Wachs oder Butter verschlossen war. Damit rührten sie das schmelzende Metall im Tiegel, während sie zugleich die Operation mit einer Menge Ceremonien begleiteten, um die Aufmerksamkeit von dem wirklichen Zwecke der Manipulation abzulenken. Ebenso bohrten sie auch Löcher in Bleiklumpen, gossen geschmolzenes Gold hinein und verschlossen die Oeffnung sorgfältig wieder mit dem ursprünglichen Metall. Zuweilen rieben sie auch ein Stück Gold mit Quecksilber, so daß es eine weißliche Farbe bekam.

Dann ward es ihnen natürlich nicht schwer, es dem Uneingeweihten gegenüber für ein geringeres Metall auszugeben und mit leichter Mühe vermittelst ein wenig Scheidewasser wieder in schönes gelbes Gold zu verwandeln.

Dieser Taschenspielerkünste bediente sich Kunkel höchstwahrscheinlich ebenfalls. Er war im Jahre 1679 aus Sachsen nach Berlin gekommen und blieb im Dienste des Großen Kurfürsten bis zu dessen neun Jahre später erfolgendem Tode. Er theilte das Loos, welches Günstlingen — männlichen sowohl als weiblichen — verstorbener Herrscher gewöhnlich beschieden ist. Der Große Kurfürst war nicht so bald todt, als sein Nachfolger den zeitherigen Hofalchymisten wegen Verwendung der ihm von seinem Gönner übergebenen Summen zur Rede stellen und ihm deswegen den Prozeß machen ließ.

Kunkel wußte aber nicht blos den Schmelztiegel geschickt zu handhaben, sondern verstand sich auch bei allen mit ihm angestellten, noch so scharfen Verhören auf so gewandte Weise hindurchzuwinden, daß man ihm nichts anhaben konnte und und der Prozeß, nachdem er zwei Jahre gedauert, niedergeschlagen werden mußte.

Das Vertrauen auf seine geheime Wissenschaft ward bei andern Gläubigen durch diese Vorgänge auch so wenig erschüttert, daß er gleich nach dem Tode des Großen Kurfürsten von König Karl dem Eilften von Schweden eingeladen ward, nach Stockholm zu kommen. Sofort nach Beendung seines Prozesses beeilte er sich natürlich, diesem Rufe Folge zu leisten, und ward von seinem neuen Gönner zum Bergrath ernannt und unter dem Namen von Löwenstern in den Adelstand erhoben.

Dennoch schien es ihm in Schweden nicht lange zu ge-

fallen, vielleicht hatte auch König Karl nicht so viel Geduld und Geld disponibel als der Große Kurfürst gehabt hatte — kurz, schon nach drei oder vier Jahren kam Kunkel wieder nach Berlin zurück, kaufte sich das nahegelegene Gut Dreißigacker und starb hier 1702 in seinem dreiundsiebzigsten Lebensjahre.

Wir kommen hier, da einmal von dem Gespenster- und Goldmacherglauben des Großen Kurfürsten die Rede ist, noch einmal auf seinen Günstling, den Oberkämmerer Kurt von Burgsdorf, zurück, welcher das im vorigen Kapitel erzählte nächtliche Rencontre mit der weißen Frau hatte.

Burgsdorf, der aus einer aus der Schweiz eingewanderten, aber schon seit langer Zeit in Brandenburg heimischen Adelsfamilie stammte, hatte mehrere Feldzüge des dreißigjährigen Krieges mitgemacht und namentlich als Commandant von Schweidnitz sich einen ruhmvollen Namen dadurch erworben, daß er den dreimaligen Sturm, den Wallenstein im Jahre 1633 gegen diese Festung unternahm, muthig zurückschlug.

Als Friedrich Wilhelm zur Regierung gelangte, war Burgsdorf Commandant der Festung Küstrin, und ward nun, da der junge Regent sein Augenmerk schon längst auf ihn gerichtet, rasch nach einander Geheimer Rath und Oberkammerherr, Commandant aller Festungen in der Mark, Domprobst zu Halberstadt und Brandenburg, Johanniterritter und Comthur zu Lagow. Als Friedrich Wilhelm nach Vereitelung des ihm von Leuchtmar eingegebenen Heirathsproprectes mit der Königin Christine von Schweden seine Gedanken wieder der frommen Louise von Oranien zuwendete, wußte er ebenfalls keinen besseren Unterhändler als Kurt

von Burgsdorf, der diese Vermählung im Jahre 1646 auch wirklich zum Abschluß brachte.

Er ahnte nicht, daß eben die junge Gemahlin seines hohen Gönners später die Mitursache seines Sturzes werden würde. Wir können die Geschichte dieses Sturzes nicht besser erzählen als mit den Worten, in welchen ein zu Anfange des vorigen Jahrhunderts erschienenes Buch sie berichtet.

„Dieser Minister," heißt es in diesem Buche, „war so hoch gestiegen, daß er Ihro Kurf. Durchl. durffte auf die Axel klopffen und von diesem großen Helden-Fürsten für einen Vater gehalten ward. Wenn hocherwähnte Kurf. Durchl. ein Kleid von vierhundert Reichsthalern angezogen, so mußte dieser Minister den folgenden Tag eins haben von fünfhundert. Allein wenn das Glück durch die Laster gegründet wird, so wird es bald baufällig. Dieses geschah auch diesem Minister, welcher seine meisten Güter und Herrschaften durch das Sauffen prosperiret hatte: denn der vorhergehende Kurfürst war ein sonderlicher Liebhaber des Trunks und dieser Herr von Borgstorff konnte achtzehn Maaß Wein in einer Mahlzeit credentzen; ja ein ganz Maaß Wein in einem Zug und gleichsam ohne Athem-Schöpfung verschlingen. Als nun der Kurfürst Friedrich Wilhelm, hochlöblicher Gedächtniß, mäßiger lebte, welches diesem Minister mißfiele, sagte er einmal bei der Tafel: Gnädigster Herr! ich weiß nicht wie Sie leben! Bei Ihrem Herrn Vater ging es viel lustiger her; da hat man tapffer herumgetrunken und da war dann und wann ein Schloß oder Dorff mit Trinken zu gewinnen, und ich weiß mich noch wohl der Zeit zu erinnern, in welcher ich achtzehn Maaß Wein bei einer Mahlzeit habe getrunken! Die Kurfürstin, eine geborene Prinzeß

von Oranien und ein Spiegel aller Tugenden, nahm die Rede wohl in Obacht und sagte: Man hat schön gewirthschaftet, so viel Schlösser und Güther für das leidige und liederliche Sauffen zu verschenken.

„Diesem Fehler kam noch bei, daß dieser Minister den Kurfürsten wollte persuadiren, nicht Dero Hochfürstlichen Ehe-Gemahlin allein beyzuwohnen, sondern auf die Galanterie sich zu verlegen, um nicht so viel rechtmäßige Printzen und Erben zu haben, welche, seiner Aussage nach, nicht alle könnten mit Fürstenthümern versehen werden, sondern zum Theil Bettel-Printzen werden müßten. Allhie ward das Sprichwort bald wahr: Malum consilium consultatori pessimum — ein schlechter Rath ist für den Rathgeber am allerschlechtesten. Denn die Kurfürstin ruhete nicht, bis dieser Minister von dem höchsten Ehren-Amt des Hofs in einem Augenblick und mit der größten Beschimpffung in der Kirche in Gegenwart einer großen Menge, gestürzt und zum Bauern-Stande versenkt ward. Nachdem ist er auf dem Land ganz Sinn- und Trostlos gestorben. Niemand hat ihn beklagt, dieweil er getrachtet hatte, seinen Landes-Fürsten in ein Gottloß, ärgerlich und liederlich Leben zu bringen."

Daß die Ungnade, in welche Burgsdorf fiel, zum Gegenstand eines kirchlichen Actus gemacht ward, hatte seinen Grund darin, daß der Hofprediger Blasspiel ein treuer Freund und Rathgeber der Kurfürstin war und auch seinerseits nichts unterlassen wollte, um den Sturz des verhaßten Günstlings, woran beide schon so lange gearbeitet, zu einem möglichst unwiderruflichen zu machen. Burgsdorf hatte ein Haus in der Geiststraße, durfte aber, nachdem er in Ungnade gefallen war, gar nicht in Berlin bleiben, sondern ward auf

sein Gut Blumberg verwiesen und sonach wenigstens in örtlicher Beziehung zum „Bauern-Stande versenkt."

Die Vorstellungen Louisens und des Hofpredigers hätten aber schwerlich allein hingereicht, den mächtigen Günstling zu stürzen. Daß er tüchtig Wein trank, rechnete ihm sein Herr sicherlich nicht allzuhoch an, da er ja wahrscheinlich unter seinem Vater Georg Wilhelm oft „aus Schuldigkeit" hatte „austrinken" müssen, und was seine galanten Rathschläge betraf, so erweckten diese die Entrüstung des Großen Kurfürsten gewiß nicht in dem Grade, daß er deswegen einen ihm in vieler Beziehung sehr werthen, vertrauten Diener geopfert hätte.

Die eigentliche Ursache, welche die durch Louisens und des Hofpredigers Drängen nur beschleunigte Katastrophe herbeiführte, lag vielmehr darin, daß der brandenburgische Edelmann in Burgsdorf mächtiger war als der Fürstendiener, und daß er deshalb auf dem Landtage die ständischen Rechte gegen den Kurfürsten hartnäckig vertheidigte und sich entschieden weigerte, die zur Unterhaltung eines stehenden Heeres von viertausend Mann nothwendigen Mittel ein für allemal zu bewilligen. Er wollte, daß diese Bewilligung nie anders als auf die Dauer eines Jahres erfolge, denn er sah recht wohl ein, daß im entgegengesetzten Falle der Kurfürst bald gar keine Landtage mehr gebrauchen würde.

Eine solche Opposition aber konnte Friedrich Wilhelm, wenn er anders nicht selbst auf seinen Lieblingsplan verzichten wollte, nicht dulden, und er nahm daher die moralischen Schattenseiten Burgdorfs zum Vorwand, um ihn durch einen Machtspruch zu staatsbürgerlicher Unthätigkeit zu verdammen.

Der gestürzte Günstling überlebte diesen Schlag nicht lange, sondern starb schon im nächstfolgenden Jahre. Seine

Begegnung mit der weißen Frau und die unsanfte Behandlung, die sie ihm zu Theil werden ließ, war nur ein Symbol und Vorläufer des Schicksals, welches ihn nach so kurzer Zeit schon ereilen sollte.

Burgsdorf hinterließ keine männlichen Erben, sondern nur eine Tochter, durch welche das Gut Blumberg an das Haus Canitz kam. Sie ward nämlich die Mutter des bereits erwähnten Dichters Canitz. Als der Vater desselben gestorben war, vermählte sie sich zum zweiten Male mit dem General Baron Joachim Rüdiger von der Goltz. Im Gegensatz aber zu ihrem Sohne, der, wie wir gesehen haben, bemüht war, deutsche Sprache und Sitte dem Auslande gegenüber zu Ehren zu bringen, war sie im höchsten Grade für Alles eingenommen, was französisch hieß. Der General, der vielleicht auch noch einige Fehler hatte, war ihr zu deutsch. Sie ließ sich deshalb von ihm scheiden und beauftragte einen Geschäftsfreund in Paris, ihr einen jungen, schönen, kräftigen, gebildeten und witzigen Mann aus guter Familie zu besorgen.

Der Geschäftsfreund entledigte sich dieses sonderbaren Auftrags so gut er konnte und schickte ihr einen gewissen Peter Larrey, Baron von Brunbosc, von dem aber Friedrich der Große, der in einem in der Akademie der Wissenschaften vorgelesenen Memoire dieses Falles gedenkt, sagt, er habe wenigstens einen Theil dieser Eigenschaften entbehrt.

Wenn aber auch der aus Paris gesendete Artikel der Bestellung nicht in allen Punkten entsprach, so kam die Heirath gleichwohl zu Stande. Die Verwandten der ehemaligen Frau von Canitz betrachteten natürlich diesen ihren dritten Mann als einen Eindringling und Abenteurer und waren über diese Heirath im höchsten Grade erbittert. Der Sohn

der Neuvermählten war gerade auf Reisen, als er aber wieder nach Hause kam, verbot Frau von Burgsdorf, seine Großmutter, ihm aufs Strengste, seine Mutter zu sprechen, indem sie, um ihrem Enkel gehörig Angst zu machen, hinzufügte, sein neuer Stiefvater sei ein Bösewicht, welcher, wenn er ihm Gelegenheit dazu gäbe, nicht ermangeln würde, ihn zu vergiften, um in den Besitz seines Vermögens zu gelangen.

Canitz aber, dieses weiche, dichterische Gemüth, konnte es nicht über sich gewinnen, so hart gegen seine Mutter zu sein. Er besuchte sie und ward von ihr und ihrem jungen Gemahl aufs Freundlichste aufgenommen, so daß er einen sehr vergnügten Abend in ihrer Gesellschaft verlebte. Kurz zuvor, ehe er sich wieder entfernen wollte, forderte der Franzose ihn noch auf, eine Pfeife mit ihm zu rauchen. Canitz hatte diesen edeln Genuß noch nie versucht und es ward ihm daher schon nach wenigen Zügen so übel, daß ihm unwillkührlich die Warnung seiner Großmutter einfiel und er halb im Ernst, halb im Scherz fragte, ob der Tabak vergiftet sei. Sein jugendlicher Stiefvater, ein — was auch vielleicht in anderer Beziehung an ihm auszusetzen sein mochte — höchst gutmüthiger und treuherziger Charakter, beruhigte ihn sehr bald wieder und oft noch lachten später beide, die sich immer ausgezeichnet gut vertrugen, über den Schrecken, welchen die Drohung der Großmutter im Bunde mit dem Zufall dem unerfahrenen Enkel eingejagt hatte.

Der Stiefvater überlebte übrigens wirklich seinen Stiefsohn, der, wie wir wissen, schon 1699 im fünfundvierzigsten Lebensjahre starb.

Die Oberkämmererstelle, welche Burgsdorf bekleidet, blieb nach seinem Sturze und auch nach seinem Tode lange unbesetzt. Erst bei Friedrich Wilhelms Leichenbegängniß tritt

in den hierüber vorhandenen Nachrichten wieder ein Oberkämmerer in der Person des Geheimen Raths und Generals Friedrich Graf von Dönhoff, Gouverneurs von Memel, auf.

Der vorhin erwähnte zweite Gemahl der so für das Franzosenthum schwärmenden Dame, Baron Joachim Rüdiger von der Goltz, stammte aus einem Geschlechte, welches der Sage nach vom Rheine nach Polen und von da nach Pommern und in die Marken gekommen war. Er war einer der erprobtesten Generale seiner Zeit und hatte fast unter allen europäischen kriegführenden Monarchen Dienste gethan. Ludwig der Vierzehnte verlieh ihm das Recht, die Lilien in sein Wappen aufzunehmen, 1654 kam er als Oberst in die Dienste des Großen Kurfürsten, machte zwei Jahre darauf die Schlacht bei Warschau mit und avancirte zum General der Infanterie; später ward er General-Feldmarschall in dänischen Diensten und bekleidete nachmals dieselbe Charge in sächsischen Diensten unter Johann Georg dem Dritten, mit welchem er 1683 das von den Türken belagerte Wien entsetzen half. Vier Jahre später starb er im sechzigsten Lebensjahre.

Zwölftes Kapitel.

Die Union der Reformirten mit den Lutheranern. — Verfolgungswuth dieser letztern. — Das Casseler Colloquium. — Paul Gerhard wird seines Amtes entsetzt und des Landes verwiesen. — Der berühmte Theolog Spener aus Sachsen. — Der Historiograph und Diplomat Puffendorf. — Er geht nach Schweden. — Er erhält einen Ruf nach Berlin. — Seine Werke. — Ein italienischer Historiker. — Der Ceremonienmeister Besser aus Kurland. — Seine Abenteuer in Leipzig. — Die schöne Bürgermeisterstochter. — Besser wird zur Gratulation nach London geschickt. — Er macht mit einem alten Venetianer kurzen Prozeß. — Noch ein Bravourstück. — Besser's Aufenthalt in Paris. — Seine Wiederankunft in Potsdam. — Der Minister Meinders. — Sein französischer Jahrgehalt. — Seine Wittwe, die reichste Frau in Preußen. — Der Tourist Baron Pöllnitz. — Seine europäischen Kreuz- und Irrfahrten. — Der Minister Fuchs. — Seine Absichten auf die schöne Leipzigerin. — Einweihung der Universität Halle. — Fuchs tritt zur reformirten Kirche über. — Trotz seines geringen Gehaltes stirbt er sehr reich.

Eins der größten Verdienste, welche Friedrich Wilhelm sich erwarb; war die Begründung der Union, welche Johannes Duräus, Prediger der schottischen Gemeinde zu Elbing, vierzig Jahre lang auf Reisen bei Theologen und an Höfen wie durch Schriften bemüht war, zwischen den englischen, holländischen, schweizerischen und deutschen Reformirten mit den Lutheranern ins Werk zu setzen.

Die Reformirten, deren Glaubensbekenntniß auch das des Großen Kurfürsten war, hatten durch den Westphälischen Frieden gleiche Rechte mit den Lutheranern zugestanden erhalten, die Lutheraner aber suchten ihnen diese überall, wo sie konnten, wieder zu verkümmern, verschrieen sie als Ketzer und führten gegen sie, wenn auch nicht mit blanker Waffe, einen Krieg, welcher dem früher gegen die Katholiken geführten an grimmiger Erbitterung nicht nachstand.

Auf Friedrich Wilhelms Betrieb versammelte sich daher im Jahre 1661 das Casseler Colloquium, welches von brandenburgischen, casselschen und braunschweigischen Theologen beschickt ward. Diese Versammlung erklärte sich auf die nachdrücklichste Weise gegen die Verketzerungssucht der Lutheraner, und Friedrich Wilhelm setzte, ebenso wie von den casselschen und braunschweigischen Fürsten geschah, den Ausschreitungen der lutherischen Prediger nach dieser Richtung hin den kräftigsten Widerstand entgegen. Wer von ihnen sich weigerte, den Revers zu unterschreiben, durch welchen er sich verpflichtete, sich dieser Verketzerungen in Zukunft zu enthalten, ward seines Amtes entsetzt und mußte das Land meiden.

Dieses Schicksal traf unter Andern einen der besten geistlichen Liederdichter der Deutschen, den frommen Paul Gerhard, früher Probst zu Mittenwalde im Brandenburgischen und seit 1657 Diaconus an der Nicolaikirche zu Berlin. In Folge seiner Weigerung, das ebenerwähnte Edict zu unterzeichnen, ward er 1666 seines Dienstes entlassen und des Landes verwiesen. Auf dem Wege in die Verbannung und dem Elende preisgegeben, dichtete er zu seinem und seiner schwergebeugten Gattin Troste, zwei seiner schönsten Lieder: „Ist Gott für mich ꝛc.“ und „Befiehl Du Deine Wege ꝛc.“ Sein Vertrauen ließ ihn auch nicht zu Schanden werden und seine trostlose Lage dauerte nicht lange. Herzog Christian von Sachsen-Merseburg ließ ihn, als er sein Mißgeschick erfuhr, aufsuchen, gab ihm eine für seine Bedürfnisse ausreichende Pension und machte ihn zum Archidiaconus zu Lübben in der Niederlausitz, wo er zehn Jahre später als Oberpastor starb.

So schwer es auch dem Großen Kurfürsten ankommen mochte, dergleichen Exempel zu statuiren, so waren dieselben

doch nothwendig, wenn er seinen Plan, dem langen verderblichen Hader zwischen Lutheranern und Reformirten ein Ende zu machen, durchführen wollte.

Ein interessantes Seitenstück zu dieser Theologenverfolgung ist das Schicksal des berühmten Philipp Jakob Spener, welcher zwanzig Jahre später in Folge pietistischer Streitigkeiten und weil er die Sitten des Hofes getadelt, bei dem Kurfürsten Johann Georg dem Dritten von Sachsen in Ungnade fiel und in Berlin als Consistorialassessor und Probst derselben Kirche, bei welcher Paul Gerhard angestellt gewesen, eine anderweite Anstellung fand.

Daß der Große Kurfürst den Freimuth des wahren Gelehrten, sobald er sich mit dem Wohle des Ganzen vertrug, nicht scheuete, sondern vielmehr begünstigte und schützte, bewies er unter andern auch dadurch, daß er noch zwei Jahre vor seinem Tode den größten deutschen Gelehrten der damaligen Zeit, den berühmten Samuel Puffendorf, an seinen Hof berief.

Puffendorf war, ebenso wie sein gleichfalls berühmter Bruder, zu Flöha bei Chemnitz geboren, besuchte die Fürstenschule in Grimma, studirte Jurisprudenz und Staatsrecht zu Leipzig und Jena, und ward 1658 Hofmeister im Hause des schwedischen Gesandten Peter Julius Coyet zu Kopenhagen, mit dessen ganzer Familie er beim Ausbruche des schwedisch-dänischen Krieges in achtmonatliche Gefangenschaft gerieth. Diese Zeit benutzte er zu einem anhaltenden Studium der Schriften von Grotius und Hobbes über Recht und Staat, und zur Ausarbeitung seiner 1660 erschienenen „Elemente der allgemeinen Jurisprudenz," die er dem Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz widmete und daher von diesem im nächstfolgenden Jahre die in Deutschland erste Professur des Natur- und Völkerrechts zu Heidelberg übertragen erhielt.

Hier blieb Puffendorf bis 1670, wo ihn König Karl der Eilfte von Schweden als Professor des Naturrechts an die neue Universität zu Lund berief, wo er seine beiden lateinisch geschriebenen Werke „Von dem Natur- und Völkerrecht" und „Von den Pflichten des Menschen und Bürgers" ausarbeitete. Welche Epoche beide in der Geschichte des Studiums des Naturrechts gemacht haben, beweist der Umstand, daß sie, namentlich letzteres, unzählige Ausgaben und Uebersetzungen erlebt haben. Auch ist nicht zu leugnen, daß erst durch ihn die Lehre von Naturrechte eine selbstständige Wissenschaft geworden ist.

Im Jahre 1686 berief ihn der König nach Stockholm und ernannte ihn zum Staatssecretair, königlichen Hofrath und Historiographen. Hier vollendete er die schon früher vorbereiteten Schriften über die Geschichte Schwedens seit Gustav Adolphs Feldzügen in Deutschland bis zur Abdankung der Königin Christine, die Geschichte Karl Gustavs, in lateinischer Sprache, und in deutscher die „Einleitung zur Geschichte der vornehmsten Reiche und Staaten".

Von Stockholm folgte er mit Bewilligung seines Königs dem von dem Großen Kurfürsten an ihn ergangenen Rufe und ging als Hofrath und Historiograph nach Berlin, wo er 1694 in seinem dreiundsechzigsten Lebensjahre starb, nachdem er noch kurz vor seinem Tode von dem König von Schweden in den Freiherrnstand erhoben worden.

Sein letztes Werk war die lateinisch geschriebene „Geschichte der Thaten des Großen Kurfürsten," welche Thaten er mit einem Freimuthe bespricht, der fast bei keinem der späteren preußischen Geschichtsschreiber zu finden ist. Der Sohn des Großen Kurfürsten belohnte ihn für dieses Werk durch ein Geschenk von zehntausend Thalern und ließ es nach

dem Tode des Verfassers auf Staatskosten drucken. Es bildete einen stattlichen Folianten von fast fünfhundert Bogen und erschien 1732 unter König Friedrich Wilhelm dem Ersten in einer zweiten Ausgabe, in welcher aber schon Vieles gestrichen ist.

Puffendorf war indessen, wenn auch der freimüthigste, doch nicht der erste Geschichtsschreiber des brandenburgischen Hofes. Ein nur sogenannter Historiker, der italienische Vielschreiber Gregorio Leti, hatte schon vor ihm „Historisch-politische Portraits des kurfürstlichen Hauses von Brandenburg" in italienischer Sprache geschrieben und 1687 zu Amsterdam in einem Quartbande drucken lassen. Er überreichte diese, fast durchgängig nur aus ordinären Lobhudeleien zusammengesetzten Schilderungen dem Großen Kurfürsten in eigener Person, und erhielt von ihm dafür fünfhundert Thaler baar und eine hundert Ducaten schwere goldene Medaille.

Eine besonders merkwürdige Persönlichkeit am Hofe des Großen Kurfürsten, war ein gewisser Kurländer Namens Besser, der, neben dem bereits besprochenen Hofpoeten von Canitz, im Jahre 1681 mit dem Titel eines Legationsrathes als Ceremonienmeister angestellt ward.

Er war aus Frauenburg in Kurland gebürtig, doch stammte seine Familie aus Ulm, wo sie zu den Patriziern gehörte, aber im dreißigjährigen Kriege sich genöthigt gesehen hatte, auszuwandern. Er kam mit einem andern jungen Kurländer, einem Baron von Meydel, als Hofmeister desselben nach Leipzig. Hier ward der Baron in ein Duell verwickelt und hatte das Unglück, von seinem Gegner und dessen Helfershelfern auf verrätherische Weise erschossen zu werden. Die Mörder wollten hierauf mit ihren Säbeln und Pistolen auch über Besser herfallen, dieser aber wehrte sich so gewandt

und tapfer, daß seine Angreifer nicht blos von ihm abließen, sondern sogar die Flucht ergreifen mußten, obschon mehrere von ihnen zu Pferde und deshalb beim Kampfe gegen ihn im Vortheil waren.

„Fortes fortuna juvat," sagt der Lateiner, „das Glück ist den Tapfern günstig," und Besser lenkte durch seinen Heldenmuth die Aufmerksamkeit des schönsten und reichsten Mädchens in ganz Leipzig auf sich. Es war dies keine Andere als die fünfzehnjährige Katharina Elisabeth Kühlweinin, die Tochter des Bürgermeisters und Besitzers von Auerbachs Hof und des Gutes Raschwitz bei Leipzig. Außer seiner Bravour machten auch sein vortheilhaftes Aeußere, sein gewandtes Benehmen, ganz besonders aber sein Dichtertalent einen sehr guten Eindruck auf die schöne Bürgermeisterstochter. Sei es nun jedoch, daß dieser Eindruck nicht ein geradezu unwiderstehlicher war, oder daß die stolze Leipzigerin Bedenken trug, sich ohne Weiteres an einen abenteuernden Ausländer wegzuwerfen — kurz, ebenso wie Jakob um Rahel, mußte auch Besser sieben Jahre lang um seine Elisabeth freien. Erst im Jahre 1681, und nachdem er auf Fürsprache des Herzogs von Dessau eine Anstellung in Berlin erlangt hatte, reichte sie ihm ihre Hand, die er aber nicht lange besitzen sollte, denn die schöne Leipzigerin starb mit dem Großen Kurfürsten in einem und demselben Jahre (1688).

Die Geheimen Räthe Fuchs und Meinders erkannten Besser's Talente und Fähigkeiten sehr bald und wußten ihn auch mit Rücksicht auf sein gewinnendes Aeußere auf entsprechende Weise zu verwenden.

So ward er zum Beispiel unmittelbar nach dem Regierungsantritt Jakobs des Zweiten von England nach London geschickt, um im Namen seines Kurfürsten dem neuen Regen=

ten zu seiner Thronbesteigung Glück zu wünschen. Es war schon vorher bekannt, daß er zugleich mit dem venetianischen Gesandten zur Audienz gelangen würde, und der Kurfürst schärfte ihm ganz besonders ein, diesem, als dem Vertreter einer bloßen Republik, nicht den Vortritt zu lassen. Der Venetianer war indessen auf den Rang seiner Regierung eben so eifersüchtig als der Brandenburger und da sie sich nicht vereinigen konnten, so ward die Sache von mehrern andern anwesenden Gesandten in der Weise geschlichtet, daß der Venetianer und der Brandenburger sich gegenseitig versprechen sollten, den, welcher von ihnen an dem festgesetzten Tage zuerst im königlichen Vorzimmer eintreffen würde, auch zuerst sprechen zu lassen.

Nachdem man diese Verabredung getroffen, trennte man sich, und der Venetianer, ein alter schlauer Mann Namens Vignola, glaubte, daß er jedenfalls früher aufstehen und folglich eher auf dem Platze sein würde als der lustige Brandenburger, der gewöhnlich bis spät in die Nacht hinein in verschieden Tavernen das londoner Leben studirte.

Aber er täuschte sich. Besser begab sich schon am Abend vor dem zur Audienz bestimmten Tage in das königliche Vorzimmer, blieb die Nacht über darin und rief dem mit dem ersten Grauen des Tages eintretenden Venetianer seinen „Guten Morgen!“ entgegen. Der in seiner Erwartung so schmerzlich getäuschte Vignola erklärte höchst ärgerlich, er werde dennoch den Vortritt zu behaupten wissen, worauf Besser ihm entgegnete, er rathe ihm wohlmeinend, dies nicht zu versuchen, weil es nur zu seinem Schimpf und Schaden ausfallen werde.

„Der Ceremonienmeister,“ erzählt König, der 1732 Besser's Gedichte in zwei Bänden herausgab und eine Le=

bensgeschichte des Dichters beifügte, „der Ceremonienmeister kam endlich herbei, der Verhörsaal ward eröffnet und beide traten zugleich hinein. Vignola war so schlau, daß er schon von weitem und eher zu reden anfing als es sonst der Gebrauch war, oder der Wohlanstand leiden wollte. Nachdem er aber auf Besser's wiederholtes heimliches Abmahnen nicht schweigen wollte, brachte dieser einen glücklichen Streich aus seiner Fecht- und Ringkunst an und kriegte, ohne das Gesicht von dem auf dem Throne sitzenden König abzuwenden, den guten Italiener plötzlich mit solcher Behendigkeit und Stärke hinten an den Beinkleidern zu packen, daß er ihn einige Schritte hinter sich wegschleuderte und zugleich mit der besten Anständigkeit ganz nahe vor dem Throne seine Rede fast schon vollendet hatte, ehe jener sich nur wiederum zusammengerafft und von dieser unvermutheten Ueberraschung in etwas erholt hatte. Zwar wollte Vignola noch etwas hersagen, Besser aber zog sich mit der schönsten Ordnung zurück, erhielt des ganzen Hofes, selbst des Königs, Beifall wegen seiner geschickten Entschlossenheit, der Alte aber ward von Allen, sonderlich von dem spanischen Gesandten mit diesen Worten verlacht: ‚Caro Vecchio, avete fatto una grande cacata!‘ Ein seinem Residenten so wohlgelungener beherzter Streich gefiel dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm aus der maaßen wohl.“

Auch das zweite Bravourstück, welches Besser's Biograph von ihm erzählt, ist sehr ergötzlich.

„Er war,“ sagt er, „gewohnt, bei einer reichen, sehr schönen und im Umgange besonders angenehmen Kaufmannsfrau zu London manchmal in ihrem öffentlichen Handelsgewölbe ein oder mehr Stunden zuzubringen. Ein Engländer, der früher Zutritt gehabt, einem Fremden aber solchen

mißgönnte, erzeigte sich eines Tags gegen die schöne Frau und Besser so unbescheiden, daß, als dieser ihm seine unanständige Aufführung, sonderlich gegen das Frauenzimmer, verwies, jener sogleich die Fuchtel zog, um, wie er sagte, dem Deutschen Füße zu machen und ihn aus dem Gewölbe herauszujagen, in welcher Absicht er auch hitzig auf Besser losging. Dieser aber, ohne vom Leder zu ziehen, riß jenem nicht nur den Degen aus der Faust, sondern ergriff auch den Großsprecher mit solchem Nachdruck, daß er ihn, so zu sagen, wie einen kleinen Knaben auf den Händen durch das ganze Gewölbe etliche Stufen hinab bis mitten auf die Gasse trug, wo er ihn ganz säuberlich niedersetzte; jener aber, nachdem er von allen Anwesenden weidlich ausgehöhnt worden, keine Lust mehr wieder umzukehren bei sich fühlte."

Nachdem Besser sich auf diese etwas eigenthümliche Weise in London mit Ruhm bedeckt, ging er nach Paris, wo er drei Monate blieb, um sich die für einen Hofmann wünschenswerthe Gewandtheit im Sprechen der französischen Sprache anzueignen und Unterricht im Lautenspiel zu nehmen, um, da nöthig, die von ihm gedichteten Liebeslieder als ächter Minnesänger auch vortragen zu können.

Zum Weihnachtsfest 1685 war er wieder in Potsdam. Seine unter den Ueberschriften „Staats-, Lob-, Beilagers-, Leichen- und Trostschriften, galante verliebte und geistliche Gedichte" herausgegebenen poetischen Geistesproducte zeichnen sich, ohne eigentlichen dichterischen Schwung zu besitzen, blos durch fließenden Versbau und äußerliche Correctheit der Sprache aus und gewähren einen guten Einblick in das damalige Hof- und Hauptstadtleben. Zwei seiner kleinern Gedichte: „Die blauen und die schwarzen Augen" und „Auf den Tod seiner Gattin", welche zu Besser's Zeit, vielleicht

gerade wegen ihrer Einfachheit und Natürlichkeit, wenig oder gar nicht beachtet wurden, sind mehr werth als alle seine übrigen.

Zwei Jahre nach dem Tode des Großen Kurfürsten ward er von dessen Nachfolger zum Ceremonienmeister ernannt und, wie es in dem darüber ausgestellten Diplom heißt, „wegen der an ihm verspürten, sonderbaren Gelehrsamkeit, Geschicklichkeit, Sitten, vernünftigem Comportements und in den allgemeinen Weltsachen erlangten Wissenschaft“ in den Adelsstand erhoben. Als sein neuer Herr sich einen königlichen Hofstaat einrichtete, avancirte Besser ebenfalls zum Oberceremonienmeister und wir werden später mehr als einmal Veranlassung haben, wieder auf ihn zurückzukommen. Später ging er in gleicher Eigenschaft an den Hof Augusts des Starken, wo wir ihn bei der Geschichte des sächsischen Staats und Hofes wieder treffen werden. Er starb 1729.

Wir haben vorhin Gelegenheit gehabt, die Minister, oder, wie sie damals hießen, Geheimen Räthe, Meinders und Fuchs zu erwähnen und nehmen hier Gelegenheit, die Biographien dieser einflußreichen Staatsbeamten, welche seit dem Kriege von 1672 hauptsächlich die Regierungsgeschäfte leiteten, anzureihen.

Meinders, der zur Zeit seines Glanzes auf dem Platze, wo jetzt die Lindenstraße in der Friedrichsstadt steht, eine nach ihm Meindershausen benannte längst wieder entschwundene Meierei anlegte, war aus Ravensburg in Westphalen gebürtig und stieg, nachdem er einmal in den Dienst des Großen Kurfürsten getreten, sehr rasch zum Hof- und Kriegsrath und zum Geheimen Rath empor, stand von dieser Zeit an fast ununterbrochen an der Spitze der auswärtigen An-

gelegenheiten und ward mit außerordentlichen Aufträgen als Bevollmächtigter seines Fürsten wiederholt nach Wien, nach Kopenhagen, nach Hannover, Dresden, dem Haag und Paris gesendet.

Die Ministergehalte waren zu jener Zeit etwas kärglicher bemessen als gegenwärtig und doch hatte ein Minister damals, wenn er sonst wollte, mehr Aussicht als reicher Mann zu sterben als in unserer Zeit. Meinders bekam aus der Staatskasse nicht mehr als zwölfhundert Thaler festen Gehalt; die außerordentlichen Einnahmen aber, die er in seiner Stellung als Minister des Auswärtigen bezog, brachten ihm weit mehr ein. So bekam er zum Beispiel nur allein von Ludwig dem Vierzehnten, seitdem er im Auftrage seines Herrn den Frieden von Vossem abgeschlossen, jährlich zwanzigtausend Franks, welchen Zuschuß er bis zu seinem Tode, folglich nicht weniger als zweiundzwanzig Jahre lang, bezog.

Daß der Kurfürst in Folge des Abschlusses jenes Separatfriedens ebenfalls stehende Hülfsgelder von Frankreich erhielt, ist bereits erwähnt worden.

Meinders ward 1682 vom Kaiser in den Adelstand erhoben und verheirathete sich 1694, zehn Monate vor seinem Tode, nochmals mit einer jungen Wittwe, der Mutter des bekannten Karl Ludwig von Pöllnitz, jenes Abenteurers, welcher in fast allen Ländern Europa's sein Glück versuchte und über welchen wir sogleich noch Einiges sagen werden.

Seine Mutter ward durch den Tod ihres Gemahls zur reichsten Wittwe in Preußen gemacht, denn das Vermögen, welches er ihr hinterließ, war so bedeutend, daß sie auf die Pension, welche sie anfänglich vom Hofe bezog, verzichten

konnte. Sie verheirathete sich übrigens sehr bald wieder und zwar mit einem Hofmarschall von Wensen.

Ihr Sohn, der vorhin erwähnte Karl Ludwig von Pöllnitz, war, als seine Mutter sich mit dem Minister Meinders verheirathete, noch nicht vier Jahr alt und ward daher hauptsächlich von seinem zweiten Stiefvater, dem ebengenannten Hofmarschall von Wensen, erzogen. Er widmete sich dem Militairstande und machte 1708 als Freiwilliger den Feldzug der Preußen nach Flandern mit. Der König Friedrich der Erste, der ihn wegen seiner gefälligen Manieren und seines gewandten Wesens liebgewonnen hatte, nahm ihn nach seiner Rückkehr aus diesem Feldzuge unter die Zahl seiner Hofcavaliere auf, sah sich aber sehr bald genöthigt, ihm wegen bedeutender Dienstvernachlässigungen in Gegenwart des Hofes einen scharfen Verweis zu geben, was Pöllnitz so übel nahm, daß er Berlin verließ und nach Hannover ging, wo er sehr bald sein ganzes Geld im Spiele verlor.

Seine Mutter, welche durchaus verlangt hatte, daß er in Berlin bliebe, weigerte sich, ihn zu unterstützen, und er ging deshalb, mit Empfehlungsschreiben der Kurfürstin von Hannover versehen, nach Paris, wo er durch Schmeichelei und Kriecherei die Gunst des Königs sich zu erwerben und dadurch zu einer einträglichen Stellung zu gelangen hoffte. Dies glückte ihm aber nicht und nachdem er durch kostspielige Lebensweise und theure Liebschaften den Rest seines väterlichen Vermögens beinahe vollends durchgebracht hatte, kehrte er nach Berlin zurück, um die früher muthwillig verscherzte Gunst des Königs zurückzuerbetteln.

Man wies ihm aber die Thür. Seine Mutter und sein Stiefvater wollten auch nichts von ihm wissen, gaben

aber, um ihn loszuwerden, ihm wenigstens so viel, daß er nach Paris zurückreisen nnd dort eine Zeitlang leben konnte. In Paris angelangt, trieb er es jedoch wieder wie früher, und kostspielige Liebschaften leerten seinen Beutel sehr rasch. Da alle seine Versuche, in Paris, oder in Berlin, oder in Hannover eine Anstellung zu finden, mißlangen, so ging er aus Verzweiflung nach Polen, wo er bei seinem gänzlichen Mangel an Subsistenzmitteln vom Schuldenmachen lebte und schließlich von seinen Gläubigern in Schuldarrest geschickt worden wäre, wenn er nicht schleunigst das Weite gesucht hätte.

Nun ging er zum dritten Male nach Paris und spielte seinen letzten Trumpf aus, indem er katholisch ward. Aber auch dieses Opfer, von dem er mit Sicherheit gehofft hatte, daß es ihm zu einer Anstellung bei Hofe verhelfen würde, brachte er vergebens, so daß er, der junge und im Punkte der weiblichen Schönheit so wählerische Weltmann sich genöthigt sah, für „Kost und Logis" der Liebhaber eines alten häßlichen Weibes zu werden. Von dieser drückenden Fessel erlöste ihn allerdings der Tod seiner Herrin, versetzte ihn aber auch zugleich wieder in die unangenehme Nothwendigkeit, Schulden zu machen, und er mußte abermals, um dem Gefängniß zu entgehen, so schnell als möglich die Flucht ergreifen.

Er kam nach Berlin zurück; als aber hier, an dem streng protestantischen Hofe, sein Religionswechsel bekannt ward, erhielt er Befehl, die Stadt sofort zu verlassen. Nun suchte er sein Dasein zunächst dadurch zu fristen, daß er an mehrern kleinen deutschen Höfen den Maître de plaisir spielte, und kam endlich nach Wien, wo er durch Vermittelung des Prinzen Eugen von Savoyen eine Offizierstelle bei einem Regiment in Sicilien erhielt. Seltsamerweise nahm

er den Weg von Wien nach Sicilien über Paris, wo er das in Wien erbettelte Geld in einer der berüchtigten Actienunternehmungen des schottischen Schwindlers Law verlor.

Auf diese Weise kam er mit leeren Taschen und im Zustande gänzlicher Entblößung nach Rom, wo er dem Papste seinen Entschluß mittheilte, in den geistlichen Stand zu treten. Aber auch der Papst mochte nichts von ihm wissen und Pöllnitz, der nun so ziemlich den ganzen europäischen Continent durchstrichen, richtete sein Augenmerk auf Spanien. An der Grenze zu Bayonne eine Zeitlang als der Spionage verdächtig festgehalten, gelangte er endlich doch glücklich nach Madrid. Hier war aber eine Offizierstelle ohne Gage das Aeußerste, was er hätte bekommen können, und da ihm natürlich damit nicht gedient war, so sagte er dem Continent Lebewohl und schiffte sich nach England ein.

Aber auch hier verfolgte ihn sein Unstern. Man fertigte ihn mit einem kleinen Geldgeschenk ab und der ewige Jude des achtzehnten Jahrhunderts pilgerte nun nach Holland, wo die fatalen Gesetze gegen Schuldenmacher ihn ebenfalls keine bleibende Stätte finden ließen. Für Den, der warten kann, kommt jedoch zuletzt Alles noch herbei, und auch Pöllnitz sollte endlich, wenn auch spät, in den ersehnten Hafen einlaufen. Friedrich der Große, der gegen geistreiche und interessante Leute gern so tolerant und gefällig als möglich war, machte ihn zu seinem Oberceremonienmeister und Pöllnitz starb, ohne wie in seiner Jugend von Nahrungssorgen gequält zu werden, in dem hohen Alter von dreiundachtzig Jahren.

Die von ihm hinterlassenen Briefe und Memoiren sind für die Sittengeschichte der Fürstenhöfe seiner Zeit, als auf eigener Erfahrung und Anschauung beruhend, sehr werthvoll

und haben auch uns für unser Werk eine Fülle von interessantem Stoff geliefert.

Ein würdiger College von Pöllnitz' erstem Stiefvater, dem Minister Meinders, war der zweite Minister, Paul von Fuchs, ebenfalls ein erst in Folge seiner wichtigen Dienste geadelter Bürgerlicher.

Fuchs war der Sohn eines Predigers in Stettin und machte, nachdem er in Greifswalde, Helmstädt und Jena studirt, Reisen durch England, Frankreich und die Niederlande. Seine praktische Laufbahn begann er als Advocat in Berlin und ward dann Professor der Rechte an der Universität zu Duisburg. Kaum dreißig Jahr alt, ward er von dem großen Kurfürsten zum geheimen Cabinetssecretair ernannt, und da er eine ungemeine geschäftliche Tüchtigkeit entwickelte und dabei bemerkenswerthes Rednertalent besaß, so stieg er rasch zum Geheimen Rath, ging 1684 als Gesandter nach dem Haag und ward 1686 Lehnsdirector in der Kurmark.

Es könnte auffallen, daß Fuchs bei seiner Befähigung, einen Hof auf würdige Weise zu repräsentiren, nicht auch die Gesandtschaftsreise nach England zur Beglückwünschung Jakobs des Zweiten bei dessen Thronbesteigung selbst machte, sondern, wie uns bekannt, den handgreiflich-humoristischen Hofpoeten und Ceremonienmeister Besser hinschickte. Abgesehen aber davon, daß Besser die zu einer solchen Mission erforderlichen Eigenschaften ebenfalls besaß, lag auch, wie bei vielen Haupt- und Staatsactionen, noch ein anderes, verstecktes Motiv zu Grunde.

Fuchs war mit einer sehr gebildeten Französin aus einer der angesehensten eingewanderten Familien vermählt, hatte aber dabei auch stets noch Augen für andere Damen,

und als Besser mit der schönen Bürgermeisterstochter von Leipzig nach Berlin kam, machte letztere auf den damals erst einundvierzig Jahr alten Minister des Innern einen so gewaltigen Eindruck, daß er die erste sich ihm darbietende Gelegenheit, den beneideten Besser zu entfernen, begierig wahrnahm, um sein Heil in der angedeuteten Richtung zu versuchen.

Die gelinde Aversion, womit die Leipzigerinnen der Neuzeit die berliner Herrenwelt zu betrachten pflegen, scheint aber bis in jene Jahre zurückzudatiren. Der brandenburgische Minister machte bei Madame Besser, geborener Kühlewein, entschieden Fiasco und als ihr Gatte am Weihnachtsabend 1685 wieder bei ihr in Potsdam ankam, konnte sie ihm mit gutem Gewissen unter die Augen treten und ihm die unverletzte eheliche Treue als schönstes Angebinde entgegenbringen. Drei Jahre später vermählte Fuchs seine einzige ungemein hochgebildete und sogar mit gelehrten Kentnissen ausgestattete Tochter an den brandenburgischen Gesandten im Haag, Baron Wolfgang von Schmettau, und nach dem Tode seiner ersten Gattin sich selbst zum zweiten Male mit einem Fräulein von Friedeborn.

Sechs Jahre nach dem Tode des Großen Kurfürsten hielt er zur Einweihung der hauptsächlich auf seinen Antrieb gestifteten Universität Halle eine vortreffliche Rede, in welcher er mit richtigem Scharfblick auf die Bedeutung und Folgen hinwies, welches dieses gelehrte Institut nothwendig für die Entwickelung des preußischen Staatslebens haben mußte. Im nächstfolgenden Jahre ward er Consistorialpräsident in Berlin und fünf Jahre darauf vom Kaiser Leopold, ohne bei diesem darum nachgesucht zu haben, in den Reichsfreiherrnstand erhoben. Nachdem er kurz darauf noch Kanzler in Pommern geworden, starb er vier Jahre später in seinem

vierundsechzigsten Lebensjahre. Sein intimster Freund während seiner letzten Jahre war der von uns als Gegenstück zu Paul Gerhard erwähnte berühmte lutherische Theolog Spener, obschon Fuchs während der Zeit der amtlichen Wirksamkeit Spener's in Berlin mit seinem ganzen Hauspersonale vom lutherischen Glaubensbekenntniß zum reformirten übertrat.

Seine Besoldung betrug nur wenig mehr als die seines Collegen Meinders; obschon er aber nicht wie dieser bedeutende feste jährliche Zuschüsse von auswärtigen Höfen bezog, so steigerten doch die mehrfachen Aemter, die ihm übertragen worden, seinen Gehalt so, daß er ebenfalls sehr reich starb. Außer bedeutendem Baarvermögen hinterließ er auch große, werthvolle Grundbesitzthümer, wie zum Beispiel Fuchshofen, Wedderau und Malchau, an welchem letztern Orte er ein schönes Schloß mit einem schönen Garten bauete, welches nach seinem Tode von König Friedrich angekauft ward. Eben so war er auch Eigenthümer des von dem früher erwähnten Holländer Raulé angelegten Gartens Belvedere in der stralauer Vorstadt, welchen Friedrich der Erste ebenfalls für seine dritte Gemahlin kaufte und worin 1750 Voltaire wohnte.

Dreizehntes Kapitel.

Pöllnitz' Urtheil über Meinders und Fuchs. — Klugheit und Gewandtheit der preußischen Diplomaten. — Der Oberstallmeister Pöllnitz und sein Pistolenduell in Wien. — Ezechiel Spanheim. — Seine Laufbahn als Professor, Erzieher, Schriftsteller und Diplomat. — Seine Tochter. — Der Holländer Wicquefort als brandenburgischer Correspondent am französischen Hofe. — Er wird in die Bastille gesetzt. — Er wird freigelassen und ausgewiesen. — Er geht nach dem Haag. — De Witt's Ermordung. — Wicquefort wird in Haft genommen, entflieht aber mit Hülfe seiner Tochter. — Der erste wirkliche preußische Gesandte am französischen Hofe. — Seine Audienz bei dem Cardinal Mazarin und bei Ludwig dem Vierzehnten in Bayonne. — Ein tartarischer Gesandter in Berlin. — Sein verstümmelter Dolmetscher. — Ein russischer Gesandter als Geizhals und Sonderling. — Eine abermalige tartarische Gesandtschaft. — Ein französischer Gesandter und seine Geschenke. — Er verliert eine Wette.

„Meinders und Fuchs," sagt Pöllnitz, dem man, abgesehen von seiner Kriecherei, zu welcher seine mißlichen Verhältnisse ihn nöthigten, gute Beobachtungsgabe, vorurtheilsfreien Scharfblick und selbst einen gewissen Humor nicht absprechen kann, „Meinders und Fuchs verdankten Alles, was sie waren, sich selbst und nichts ihren Ahnen. Beide waren in gleicher Niedrigkeit des Standes und der Glücksgüter geboren, beide hatten ihre Laufbahn mit den kleinsten Aemtern angefangen. Die Stärke ihres Genie's machte sie bemerkbar, ihr verdankten sie ihre Erhebung. Sie erhielt beide auch in der Folgezeit und ließ sie über den Neid triumphiren. Beide Männer liebten die Wissenschaften und Künste, das Wohl des Staats und den Ruhm ihres Herrn. Sie waren beide gleich beliebt im Volke und beide hinterließen Erben, mit welchen ihr Geschlecht wieder erlosch."

In der That ist es eine den preußischen Regenten seit

dem Großen Kurfürsten zur größten Ehre gereichende Erscheinung, daß sie nicht, wie so viele andere Monarchen, bei Besetzung von wichtigen Staatsämtern sich von Rücksichten auf adeliges Herkommen und einflußreichen Familienverbindungen leiten ließen, sondern es sich zum festen Grundsatze machten, bei der Wahl dieser Beamten, namentlich für das Cabinet, nur die geistige Befähigung ins Auge zu fassen.

Sie wußten, daß ein Regent nicht blos eine gutgeübte Armee und geschickte Heerführer bedarf, sondern auch Männer, welche geschickt die Feder zu führen verstehen. Wenn Waffengewalt auch Hindernisse zu beseitigen und Siege zu erringen vermag, so ist es doch allemal Aufgabe der Diplomatie, einen auf diese Weise angebahnten neuen Zustand der Dinge zu regeln und zu befestigen.

Und wie viele Beispiele erzählt die Geschichte, wo durch kluge Unterhandlungen in kurzer Zeit mehr erlangt wurde als durch langwierige Feldzüge, die Ströme von Blut und Millionen kosteten.

„Der preußische Hof," sagt ein Schriftsteller dieser Zeit, „hat sich vornehmlich durch diese Staatskunst so hoch emporgebracht: seine meisten Cabinetsräthe waren ausgesuchte Leute. Man sah auf ihre Federn und nicht auf ihre Ahnen — da man es einer Sache nicht ansieht, ob sie mit adeligem oder unadeligem Geblüte tractirt worden ist." Der weitere Verlauf unserer Geschichte wird überhaupt den Beweis liefern, daß, eben so wie unter dem Großen Kurfürsten, so auch unter seinen Nachfolgern die bürgerlichen Cabinetsräthe immer weit einflußreicher gewesen sind als die adeligen Minister.

Nachträglich zu dem, was wir im vorigen Kapitel über den vagabundirenden Baron und Memoirenschreiber von Pöllnitz gesagt haben, ist zu bemerken, daß sein Großvater, der

Oberstallmeister Gerhard Bernhard Baron von Pöllnitz ebenfalls zu den merkwürdigen Persönlichkeiten am Hofe des Großen Kurfürsten gehörte.

Außer seiner Charge als Oberstallmeister bekleidete er zugleich noch die eines Geheimen Rathes und Kammerherrn. Später ward er noch Commandant zu Berlin, Obrist der Garde zu Fuß, Ritter des Johanniterordens und zu verschiedenen Zeiten Gesandter in London, im Haag und in Mainz. Seine Gemahlin war Gräfin Eleonore von Nassau, eine natürliche Tochter des zweiten berühmten Statthalters der Niederlande, Moritz von Oranien, und Anna's von Mecheln.

Ein romantisches Interesse gewinnt dieser Pöllnitz dadurch, daß er einmal wegen schwerer Beleidigung ein Pistolenduell zu Pferde mit einem Baron Truchseß von Waldburg ausfocht, welches wegen der eigenthümlichen Umstände, von welchen es begleitet war, großes Aufsehen erregte und wobei der Beleidiger Baron Truchseß todt auf dem Platze blieb.

Baron Truchseß, Oberstlieutenant von der Garde hatte nämlich bei der Armee sich gerühmt, er habe den Oberstallmeister von Pöllnitz „coujonirt" und dieser dagegen die Herausforderung, die er von ihm erhalten, seiner eigenen Tochter gegeben, um die Sache durch die Hofmeisterin zur Kenntniß der Kurfürstin zu bringen, so daß er, Baron Truchseß, keine Satisfaction habe erlangen können.

Als der Oberstallmeister dies erfuhr, forderte er den Baron Truchseß auf Pistolen und der Ort, wo das Duell stattfand, war der für die am Wiener Hofe nicht selten vorkommenden Duelle gewöhnliche, nämlich der sogenannte Ochsengrieß bei Wien. Am Berliner und am Dresdner Hofe waren die Zweikämpfe schon seit mehreren Jahren durch kurfürstlichen Befehl

aufs Strengste untersagt, während man es damit in Wien nicht so genau zu nehmen pflegte.

Es war Sonntags am 19. October, als der Oberstallmeister und Baron Truchseß ungefähr um drei Uhr Nachmittags auf dem genannten ungefähr eine halbe Meile von Wien entfernten Platze ankamen. Truchseß redete Pöllnitz mit den Worten an: „Es ist mir lieb denselben an diesen Ort anzutreffen," worauf Pöllnitz antwortete, wenn er, Truchseß, solchergestalt zu Berlin verfahren, so wäre er dieser weitläufigen Reise überhoben gewesen, welches er doch dahingestellt sein ließe.

Pöllnitz fragte hierauf Truchseß in Gegenwart ihrer beiderseitigen vier Secundanten, ob er sich des Vorhinerwähnten wirklich gerühmt habe, „worauff" so heißt es in dem Protokoll, welches noch an demselben Tage nach der Aussage der Secundanten von dem kaiserlichen Generalauditor zu Wien, Grafen Sparr, aufgenommen ward — „worauff gemelter Baron Truchseß sich mit eigener Hand uff die Brust geschlagen und geantwortet: „„Ja, das habe ich gesagt und bin hier umb dasselbe zu mainteniren!"" Darauf der Oberstallmeister repliciret: „„Und so bin ich hier, umb euch zu begegnen und zu zeigen daß ihrs leichtfertig gelogen und wider die S. fürstlichen Gnaden von Anhalt gegebene Parole gehandelt habt!

„Woruff Baron Truchseß eingewendet! Das wolle er sehen. Was die Parole an S. Durchl. von Anhalt antreffen thäte, habe er solche niemal gegeben, sondern damals expresse sich erklärt: Er könnte keiner Gestalt von dem Oberstallmeister Satisfaction haben, ehe er sich mit demselbigen geschlagen. Da dann der Herr Oberstallmeister geantwortet: daß er, Truchseß, ungleich hätte, solches zu sagen, weil er solches in seinem Gewissen weit anders befünde.

„Hierauf Baron Truchseß nicht mehreres replicirende, sondern nur begehrende, daß er seine Pistolen möchte abschießen und frisch laden. Welches der Herr Oberstallmeister folgendergestalt beantwortet: ‚Ach ja, sehr gerne, nehmet so viel Zeit, als ihr begehret.‘

„Woruff Baron Truchseß bei fünfzig Schritt zur Seite abgeritten, daselbst seine Pistolen gelöset und inmittelst er solche geladen, ging der Oberstallmeister zu ihm und gab ihm die Wahl, ob er sein Pferd behalten oder dasjenige, so er, der Oberstallmeister, hätte, gebrauchen wollte. Welches aber der Baron Truchseß mit Nein beantwortet, sagende, er will das seinige behalten. Darauff er, der Baron, sich also zu Pferd gesetzet, da dann der Herr Oberstallmeister nochmalen zu uns und denen seiner Seite beigewesenen zwei Cavalieren gesagt: ‚Ihr Herren habt alle gehört und verstanden, daß Baron Truchseß hier zugestanden, daß er die Schimpfworte von mir geredet?‘ Worauff wir und sie sämmtlich Ja sagten.

„Darauff Herr Oberstallmeister und Baron Truchseß fort und auff der Seiten gar sanffte nahe uff einander zugeritten und wie sie gar nahe an einander waren, ruffte Baron Truchseß zu unterschiedenen mahlen: Tirez, tirez. Als der Herr Oberstallmeister ebenmäßig also geruffen und sie noch näher aneinanderkommen, löset Baron Truchseß seine Pistole und streifte den Oberstallmeister mit zwei Kugeln über den Bauch und als er wiederum nach den andern griff, gab der Oberstallmeister Feuer und traf den Baron Truchseß solchergestalt, daß er sein Pferd nicht mehr zwingen konnte, daß also dasselbe mit ihm uff der Seite lieff, die andere Pistole aus der Hand fiel, welche zugleich los ging.

„Hierauff ritt der Oberstallmeister ihm sanft nach, sehend, daß der Truchseß keine Wehr mehr in den Händen, auch rit=

ten wir mit den beiden Cavalieren hinzu. Da sagt der Oberstallmeister zum Baron: ‚Müsset ihr nunmehr nicht gestehen, daß ihr mir zu viel und unrecht gethan und ihr in solchem Stande seid, daß ich euch das Leben nehmen könnte?‘ Welches des Baron Truchseß bejahete, sagende: ‚Ich bin sehr verwundet und bekenne, daß ich euch unrecht gethan habe und bitte, daß ihr mir, gleich wie ich euch vergeben wollet.‘ Da doch endlich der Baron so schwach worden, daß er gänzlich vom Pferde gefallen wäre, wenn wir nicht nebst den andern des Herrn Oberstallmeisters anwesenden Cavaliere ihn mit heruntergehoben hätten, wozu denn der Herr Oberstallmeister nicht allein mitgeholfen und alle Freundschaft bezeiget, sondern sich auch vor den Baron auf die Knie niedergelassen und denselben fast bei einer halben Stunde aus Gottes Wort zugesprochen, bis er endlich christlich verschieden.“ —

Der Oberstallmeister von Pöllnitz starb 1679, also dreizehn Jahre vor der Geburt seines Enkels, des Memoirenschreibers. Er scheint trotz der bestehenden strengen Verbote nicht der einzige duellsüchtige Offizier am Hofe des Großen Kurfürsten gewesen zu sein, denn nicht lange nach dem eben erzählten Zweikampfe schlug sich der vormalige kurbrandenburgische Gesandte am schwedischen Hofe, Obrist von Krosigk, mit dem Obristlieutenant Strauß in der Nähe von Berlin ebenfalls auf Pistolen und blieb auf dem Platze, während der Graf Christoph Dohna, Obrist der Musketiere, seinen eigenen Major, Herrn von Souville, auch im Duell erschoß.

Zu den Diplomaten, die, wie Meinders und Fuchs, dem brandenburgischen Cabinet einen so hohen europäischen Ruf erwarben, gehörte vor allen Dingen auch der von uns bereits bei Gelegenheit des von dem Schweden Benoit Skytte vorgelegten Plans zur Gründung einer brandenburgischen Na-

tionaluniversität erwähnte, als Gelehrter wie als Staatsmann gleichberühmte Ezechiel Spanheim, der auch als Münz- und Alterthumsforscher und als Kritiker glänzte. In Genf 1629 geboren, studirte er hier und zu Leyden und ward, noch nicht zweiundzwanzig Jahr alt, als Professor der Beredsamkeit in Genf angestellt und in den großen Rath gewählt.

Schon nach einigen Monaten aber ließ ihn der Kurfürst von der Pfalz, Karl Ludwig, zu sich einladen, wählte ihn zum Instructor seines einzigen Sohnes und schickte ihn auf Reisen nach Italien und Sicilien, wo er sich mit Kenntnissen aller Art bereicherte. 1665 kam er nach Heidelberg zurück und wurde, nachdem er den Conferenzen zu Oppenheim und Speyer und dem Congresse zu Breda beigewohnt hatte, Resident in Großbritannien und Holland. Mit Bewilligung seines Herrn trat er als Gesandter in Paris in die Dienste des Großen Kurfürsten, ward, als ein Jahr nach dem Tode desselben der Krieg mit Frankreich ausbrach, zurückberufen und lebte in Berlin.

Nach Abschluß des Friedens von Ryswik 1697 kehrte er auf seinen frühern Posten nach Paris zurück, bis vier Jahre darauf der spanische Erbfolgekrieg zum Ausbruch kam und seiner Mission abermals ein Ende machte. Wieder nach Berlin zurückgekehrt, ward er von König Friedrich dem Ersten zum Staatsminister ernannt und ein Jahr darauf in den Freiherrnstand erhoben. Nicht lange darauf ging er trotz seines schon ziemlich vorgerückten Alters als preußischer Gesandter nach London, nachdem er vorher seine schöne, neuntausend Bände starke Bibliothek, die noch gegenwärtig einen Bestandtheil der königlichen Bibliothek zu Berlin ausmacht, für zwölftausend Thaler an den König verkauft hatte.

Vermählt war er mit einer französischen Schweizerin,

der Schwester des ebenfalls schon früher erwähnten kurfürstlichen Leibarztes Nikolaus de Bonnet aus Genf, und hinterließ eine einzige Tochter, die Marquise von Montendre, über welche die Herzogin von Orleans, von der wir oben mehrere Briefe mitgetheilt haben, in einer ihrer Correspondenzen sagt:

„Mademoiselle Spanheim ist gar ein artig Mädchen, sowohl von Gesicht als von Taille. Sie war sehr à la mode, ging auch mit großen Schmerzen weg, ich versichere daß dies junge Mädchen sich gar wohl bei alles, was in England artig ist, wird weisen dürfen.“

Spanheim kam nicht wieder nach Berlin, sondern starb 1710 zu London in seinem einundachtzigsten Jahre. Sein erster Vorgänger unter dem Großen Kurfürsten am französischen Hofe war der Holländer Abraham Wicquefort aus Amsterdam, der schon als ganz junger Mann nach Frankreich gekommen war, um hier sein Glück zu machen. Es gab damals noch keine regelmäßigen Zeitungen, aus welchen man sich über das, was im Ausland vorging, unterrichten konnte, und Wicquefort war einer der Ersten, die auf den Einfall kamen, ausführliche Briefe über das Wichtigste, was in Paris und Versailles vorging, an auswärtige Höfe zu schreiben, ein Geschäft, welches später von dem Baron Grimm in erweitertem Maßstabe betrieben ward.

Obschon daher Wicquefort bei Abfassung seiner Depeschen vorzugsweise das Bedürfniß und die Wünsche des brandenburgischen Hofes ins Auge faßte, so diente er doch nicht ausschließlich nur diesem. Aus diesem Grunde war er auch nicht als eigentlicher brandenburgischer Gesandter oder auch nur als Resident zu betrachten und deshalb konnte, als Cardinal Mazarin ihn als der Spionage verdächtig in die

Bastille setzen und dann aus dem Lande weisen ließ, der Große Kurfürst ihn auch nicht schützen, trotzdem daß er zweiunddreißig Jahre lang, von 1626 bis 1658, dem brandenburgischen Interesse gedient hatte.

Wicquefort kehrte nun in seine Heimath zurück und fuhr hier nach wie vor fort, als politischer Correspondent für mehrere Höfe thätig zu sein. Mazarin sah daher, um dieser ihn sehr störenden Thätigkeit des betriebsamen Holländers ein Ende zu machen, kein anderes Mittel, als ihm eine Pension von viertausend Livres anzubieten, die er auch annahm und ziemlich zwölf Jahr lang bis zum Ausbruch des französischen Kriegs bezog. Im Haag machte er die intime Bekanntschaft des großen Rathspensionairs de Witt, der ihn zum Historiographen der Generalstaaten machte. Als de Witt nebst seinem Bruder von dem wüthenden Pöbel ermordet ward, war es auch mit Wicquefort vorbei. Der Herzog von Lüneburg-Celle hatte ihn als seinen Residenten im Haag anerkannt, gleichwohl aber und obschon Wicquefort kurz vorher in einer besondern Schrift die Unverletzlichkeit der Gesandten nachzuweisen gesucht, ließen die Generalstaaten, die ihn schon längst mit argwöhnischen Augen betrachtet hatten, ihn als englischen Spion verhaften. Während seiner Gefangenschaft schrieb er unter der Chiffre L. M. P. „Le Ministre Prisonnier" und als er vier Jahr im Gefängniß zugebracht und immer noch keine Aussicht auf endliche Befreiung wahrnahm, wußte er seine Hüter mit Hülfe seiner Tochter zu täuschen, indem er mit dieser bei einem Besuch, den sie ihm abstattete, die Kleider wechselte und nach Celle entfloh, wo er drei Jahre später in seinem vierundachtzigsten Lebensjahre starb.

Der große Kurfürst sah, nachdem Wicquefort aus Frank-

reich ausgewiesen worden, ein, daß es für ihn nothwendig sei, einen wirklich mit dem Charakter eines Gesandten bekleideten Vertreter am französischen Hofe zu haben. Deshalb schickte er vorläufig den Geheimen Rath Christoph von Brand hin, welcher nach zwei Jahren durch den Geheimen Rath Baron Christoph Caspar von Blumenthal abgelöst ward.

Es geschah dies in der Zeit kurz vor dem Abschluß des Friedens von Oliva und Blumenthal war zunächst beauftragt, mit Mazarin zu unterhandeln, der, weil Ludwig der Vierzehnte damals im Begriff stand, sich mit der Infantin von Spanien zu vermählen, in Bayonne erwartet ward. Blumenthal reiste über Cleve und Brüssel nach Paris und von da nach Bayonne, wo Ludwig der Vierzehnte mit der Königin Mutter und dem Cardinal Mazarin am 21. April 1660 anlangte. Zwei Tage darauf erhielt Blumenthal Audienz bei dem Cardinal, fand ihn bettlägerig, überreichte jedoch das Schreiben seines Kurfürsten und hielt dann eine lange Rede, welche der Cardinal Punkt für Punkt beantwortete, so daß die Audienz anderthalb Stunden Zeit beanspruchte. Mazarin behielt den Gesandten zum Diner und bot ihm sehr zuvorkommend sein Haus und seine Equipage an.

Am nächstfolgenden Tage erhielt Blumenthal Audienz beim König selbst. Der König war von einigen Herzögen und zweihundert Hofcavalieren umgeben und seine Kleidung war durchweg von violetter Farbe. Als Blumenthal sein Beglaubigungsschreiben überreicht hatte, winkte der König ihm, näher zu treten und ihm ins Ohr zu reden. Nachdem Blumenthal mit seiner Rede fertig war, lüftete Ludwig ein wenig den Hut und antwortete, „der Baron werde sich be=

reits mit dem Cardinal entretenirt haben und somit beziehe er sich einzig und allein auf dessen Antwort". Der König fragte hierauf noch, wie lange der Baron von Berlin weg sei und wie sich der Kurfürst und die Kurfürstin bei seiner Abreise befunden.

Damit war die Audienz zu Ende und der Gesandte ward in einem königlichen Staatswagen nach Hause gefahren. Blumenthal ging später auch noch als brandenburgischer Gesandter nach Spanien und dann noch zwei Mal nach Paris.

Aber nicht blos dadurch, daß der Große Kurfürst Gesandtschaften an auswärtige Höfe schickte, bekundete sich die erhöhete Bedeutung des von ihm regierten Staates, sondern auch dadurch, daß auswärtige Gesandtschaften an seinem Hofe eintrafen.

Um mit der seltsamsten den Anfang zu machen, erwähnen wir, daß im Jahre 1679 in der Person Assem Aga's ein außerordentlicher Gesandter der Tartaren in Berlin erschien, um dem Großen Kurfürsten, dessen Ruhm auch bis zu diesem fernen Volke gedrungen, seine Ehrfurcht zu zu bezeigen und einige Geschenke zu überbringen. Das Merkwürdigste für die Berliner bei dieser barbarischen Gesandtschaft war, daß der sie begleitende Dolmetscher eine hölzerne Nase und keine Ohren hatte, wodurch sein früherer Aufenthalt jenseits der Grenzen der christlichen Civilisation hinreichend documentirt ward.

Aus Moskau traf, nachdem schon 1673 während des französisch-schwedischen Krieges der General Paul Menns, ein geborener Engländer, als außerordentlicher Gesandter am brandenburger Hofe erschienen war, sechs Jahre später eine ächt nationale Gesandtschaft ein, welche aus dem Truchseß Simeon Jerasinitz Almiaroff und dem Kanzler Simeon

Wolodymirowitz Rumiancow mit einem Gefolge von fünfundfünfzig Personen bestand.

Am Sonntag nach ihrer Ankunft, eilf Uhr Vormittags, erhielt diese Gesandtschaft Audienz, zu welchem Zwecke sie von einigen Hofcavalieren in drei sechsspännigen Kutschen nebst einigen Reitpferden für die Edelleute abgeholt und, sobald man ihrer auf dem äußersten Schloßhof ansichtig geworden, mit Pauken, Schalmeien und Trommeln empfangen ward. Auf dem äußern wie auf dem innern Schloßplatz war die kurfürstliche Leibgarde in Parade aufgestellt. Der Hofmarschall Oberst von Grumbkow nebst einigen andern Hofcavalieren empfing die Gesandtschaft an der untersten Stufe der großen Treppe und begleitete sie in die Tafelstube.

„Hier saß der Kurfürst mit bedecktem Haupt und kostbarem Habit auf einem Thron von Sammt mit Gold gestickt und mit schönen Tapeten ausgeziert. Von Stund an als die Gesandten S. Kurf. Durchl. erblickten, machten sie tiefe Reverenzen und fielen während der Audienz zu unterschiedenen Malen mit dem Gesichte ganz auf die Erden, brachten ihre Reden stehend vor und überlieferten hierauf, nach einigen Curialien, S. Kurf. Durchl. einen in rothen Taffet eingewickelten und versiegelten Brief, versicherten dieselbe im Namen des Großfürsten Feodor Alexiewitz — Bruders und Vorgängers Peters des Großen — aller guten Freundschaft und Affection, präsentirten hierauf die Geschenke.

„Siebzig Personen hatten dieselben zu Hofe getragen. Sie bestanden in kostbaren Zobeln, Hermelinen, Fuchspelzen, goldenen, silbernen und seidenen, persischen und chinesischen Zeugen und Teppichen, Saffianen, Speise- und Trinkschaalen, vierzig Löffeln von gelbem Holz, einem Pfund indianischen

Bisam, drei großen Fischzähnen, zwei Kameelen und zwei Büffelochsen.

„S. Kurf. Durchl. ließen hinwiederum ihre Czarische Majestät aller guten Freund- und Nachbarschaft versichern und sich für die ansehnliche Gesandtschaft und Geschenke freundlich bedanken, mit Versicherung, solche Affection hinwiederum bei Gelegenheit zu erkennen."

Am nächstfolgenden Tage hatte die Gesandtschaft auf ihr Ansuchen und weil sie etwas „Sonderliches anzubringen hatte", eine fast anderthalbstündige Audienz, zu der sie abermals eingeholt ward, „wiewohl ohne sonderbare Ceremonie". Des Abends darauf wurde nicht weit vom Thiergarten „ein schönes Feuerwerk präsentirt, wobei sich die moskowitische Gesandtschaft in einem für dieselbe absonderlich aufgeschlagenen Gezelt ebenfalls eingefunden."

Am dritten Tage, wo die Abschiedsaudienz war, „ließen Kurf. Durchl. die Gesandtschaft, vom Höchsten bis zum Niedrigsten, trefflich und in die vierzigtausend Thaler werth beschenken, auch wie hinterher auf der Rückreise durch Dero Lande defrayiren und mit benöthigten Fuhren versehen."

Nachdem die Gesandtschaft sieben Tage in Berlin verweilt, machte sie sich wieder auf, um durch Pommern, Preußen und Liefland nach Moskau zurückzukehren.

Diese Gesandtschaft hinterließ jedenfalls einen besseren Eindruck, als der acht Jahre später von dem Czar Iwan geschickte Gesandte, der sich durch seine Knauserei und seine sonderbaren Ansprüche unbequem und lächerlich machte. Unter dem Vorwande, daß er ein Fastengelübde gethan, ließ er sich seine Mahlzeiten von den selbst mitgebrachten Lebensmitteln bereiten und steckte die ihm für seine Tafel von dem Hofe gezahlten Summen in die Tasche. Der Kurfürst war gerade

krank und wollte den Gesandten im Bett empfangen; dieser aber stellte das Ansinnen, daß ihm dann erlaubt werden müßte, ebenfalls und zwar mit bedecktem Haupte und mit Stiefeln an den Füßen in einem Bett zu liegen. Der Kurfürst ward glücklicherweise wieder gesund und konnte den Gesandten nach gewöhnlicher Art empfangen, wobei der Russe jedoch wiederum von der Etikette insofern abwich, als er dem Kurfürsten durchaus die Hand schütteln wollte.

Als der Tartar-Chan, welcher die vorhin erwähnte erste Gesandtschaft mit dem verstümmelten Dolmetscher geschickt, starb, verfehlte sein Nachfolger nicht, dem Großen Kurfürsten seine Hochachtung ebenfalls durch eine Gesandtschaft ausdrücken zu lassen, die weit pomphafter auftrat, als die erste und aus dem leiblichen Bruder des Chans, einem Aga, zehn andern Personen und fünfzehn Pferden bestand.

Diese Gesandtschaft traf vierzehn Tage vor Weihnacht in Berlin ein, konnte aber erst am dritten Weihnachtsfeiertage zur Audienz gelangen, weil der Kurfürst dem Gebrauche nach für die neun untergeordneten Personen der Gesandtschaft neue Kleider machen lassen mußte und diese nicht eher fertig wurden. An dem eben genannten Tage „ward die Gesandtschaft zur Audienz in einer schönen Kutsche aufgeholet, darbei die Garde aufgewartet. Ihre Kurf. Durchl. saßen auf einem rothsammetnen Stuhl, welcher etwan etliche Spannen hoch von der Erden unter dem Thron gesetzt war und als der Gesandte gegen Ihre Kurf. Durchl. kam, buckte er sich ganz nieder zur Erden. Darnach trat er hinzu und küssete die Hand, wiche darauf ein wenig zurück und brachte sein Wort an; die Rede aber bestunde nur in Begrüßung von dem neu eingesetzten Chan und Erneuerung der Freundschaft, welche mit seinem Vorfahren gepflogen worden. Die Ge-

schenke waren zwei Tartarische Pferde, ein Hemd und Schnupftuch mit Gold ausgemacht, neben noch einigen Galanterien, nach deren Ueberlieferung wurde er in sein Logiment geführt. Dienstag 2. Januar 1680 hatte er seine Abschiedsaudienz, zu welcher er also wie zuvor nach Hof geholt worden, hat viel geschenkt bekommen, war willens des andern Tages von dannen abzureisen und ließen Ihre Kurf. Durchl. ihn bis an die polnische Grenze kostfrei halten."

Als Dolmetscher fungirte bei dieser Gelegenheit der berühmte Orientalist Georg Gentius aus Sachsen, ehemaliger sächsischer Legationsrath, der sich damals am brandenburgischen Hof aufhielt. Es giebt von ihm eine lateinische Uebersetzung des „Rosengartens" von Saadi, die 1661 zu Amsterdam erschien.

Natürlich fanden sich im Laufe der Zeit noch eine Menge andere Gesandtschaften von andern Höfen ein. Die Ceremonien, welche dabei stattfanden, waren jedoch durchgängig so gleichmäßig und von den noch gegenwärtig gebräuchlichen so wenig verschieden, daß eine weitläufige Aufzählung derselben nur ermüdend sein würde. Der Curiosität wegen wollen wir blos erwähnen, daß der französische Gesandte Graf von Rebenac, der nach dem Abschluß des Friedens von Saint Germain in Berlin eintraf, der Kurfürstin im Namen seines Königs ein Geschenk überreichte, welches in zwei Ohrgehängen, einem Bruststück bestehend, auf hunderttausend Thaler angeschlagen ward, und daß er an den Kurfürsten eine Wette von fünftausend Ducaten verlor. Diese Wette betraf die Tragweite eines Mörsers.

Vierzehntes Kapitel.

Das Familienleben des Großen Kurfürsten. — Louise von Oranien. — Ihre Klugheit und Mäßigung. — Ihr Sterbebett und stummer Abschied. — Ihre Söhne. — Der Kurprinz Karl Emil. — Prinz Friedrich. — Friedrich Wilhelms zweite Gemahlin, Dorothea von Holstein. — Ihr Charakter. — Sie tritt zur reformirten Religion über. — Ihre Kinder. — Plötzlicher Tod des Kurprinzen. — Die Kurfürstin der Giftmischerei verdächtig. — Prinz Friedrich flieht zu seiner Tante. — Friedrich Wilhelms Testament. — Der Kurprinz Friedrich vermählt sich. — Das Brechpulver und seine probate Wirkung. — Plötzlicher Tod der Kurprinzessin. — Der Kurprinz vermählt sich zum zweiten Male. — Tod seiner Kinder. — Vermählung des Prinzen Ludwig mit der Prinzessin Radziwil. — Die vergiftete Orange. — Die Untersuchungscommission. — Dorotheens Kinder. — Markgraf Karl Wilhelm und die schöne Italienerin.

Einen interessanten Theil der Geschichte des Großen Kurfürsten bildet auch sein Familienleben, für ihn reich an freudigen und schmerzlichen Erlebnissen, und für die Nachwelt merkwürdig wegen mancher auch jetzt noch nicht völlig aufgeklärter Vorgänge.

Seine erste Gemahlin, die fromme Louise von Oranien, und seinen glücklichen Ehestand mit dieser haben wir bereits in einem früheren Kapitel geschildert. Ganz ohne Stürme ging jedoch auch dieses musterhafte Eheleben nicht ab. Louise entwickelte in allen Dingen ein selbstständiges Urtheil, welches sie, wenn es angefochten ward, mit ächt calvinistischer Hartnäckigkeit und gewandter Logik zu vertheidigen wußte, und dem Kurfürsten, der diese Waffen nicht allemal mit gleicher Fertigkeit zu führen wußte, lief zuweilen, wie man zu sagen pflegt, der Wurm über die Leber.

Bei solchen Gelegenheiten geschah es dann mehr als ein Mal, daß er in der Hitze und durch den Widerspuch gereizt,

sich den Hut vom Kopfe riß, seiner Gemahlin vor die Füße warf und zornig ausrief: „Nun, so regieren Sie, Madame! Nicht der Kurhut geziemt mir, wie es scheint, sondern eine Weiberhaube!“ Louise hütete dann nach kluger Frauenart sich wohl, ihren Gemahl noch mehr zu reizen; sie schwieg bis er wieder ruhiger geworden war und wußte dann ihrer Meinung zuletzt doch Geltung zu verschaffen.

Als der tödtliche Ausgang der Krankheit, von welcher sie im zweiundzwanzigsten Jahre ihrer Ehe befallen ward, nicht mehr zweifelhaft war, wich Friedrich Wilhelm fast keinen Augenblick mehr von ihrem Sterbelager. In dem Moment ihres Verscheidens und als der Mund, der ihm so oft Ermunterung, Trost und guten Rath gespendet, schon verstummt war, fühlte er von ihrer Hand, die in der seinigen lag, einen dreimal wiederholten leisen Druck, ein dreifaches Lebewohl, lautlos und dennoch tagtäglich bis zu seiner eigenen Sterbestunde in seinem Herzen wiederhallend. Daß er oft nach ihrem Tode vor ihr Bildniß hintrat und ausrief: „O Louise, Louise, wie fehlst Du mir!“ haben wir schon erwähnt. Namentlich war dies während der vielfachen Zerwürfnisse zwischen seiner zweiten Gemahlin und deren Stiefkindern der Fall.

Louise hinterließ ihm drei Söhne, von welchen der älteste, der Kurprinz Karl Emil, bei ihrem Tode zwölf Jahre, der zweite, Friedrich, zehn Jahre, und der dritte, Ludwig, noch nicht ein Jahr alt war. Der erste Sohn, welchen sie dem Kurfürsten geboren, war frühzeitig und in einem Alter von nur anderthalb Jahren im Jahre 1649 wieder gestorben.

Der Kurprinz Karl Emil war ein schöner, kräftiger, talentvoller, zu den schönsten Hoffnungen berechtigender Knabe;

sein Bruder Friedrich dagegen wohl mit Geistesgaben gut ausgestattet, aber an Körper kränklich, schwächlich und verwachsen. Gleichwohl war dieser es, den das Schicksal zum Nachfolger des Großen Kurfürsten ausersehen hatte.

Ein Jahr nach dem Tode Louisens von Oranien 1668 vermählte Friedrich Wilhelm sich zum zweiten Male mit Dorothea, der Wittwe des Herzogs Christian Ludwig von Braunschweig-Lüneburg-Celle, einer geborenen Prinzessin von Holstein-Glücksburg. Sie hatte noch neun Schwestern und war die jüngste. Eben so wie Louise von Oranien besaß auch Dorothea einen bedeutenden Grad von Energie und begleitete ihren Gemahl ebenfalls auf seinen Feldzügen, weniger aber um, wie Louise gethan, stets als treue Helferin und Rathgeberin bei der Hand zu sein, als vielmehr um ihren Gemahl geradezu zu beherrschen und ihr eigenes Interesse mit immer wachsamem Auge verfolgen zu können.

In der lutherischen Religion geboren und erzogen, trat sie auf seinen Wunsch zur reformirten über. Sie wußte, daß er darauf großen Werth legte und daß dies, ihr bei ihrer religiösen Gleichgültigkeit durchaus nicht schwer werdende Opfer, ihr bedeutende Gewalt über ihn verschaffen würde. So angenehm aber auch dieser Uebertritt dem Kurfürsten war, so ward er dagegen von dem großentheils noch eifrig lutherischen Lande weniger gut aufgenommen und legte den ersten Grund zu dem wohl sehr gerechten Mißtrauen, mit welchem Dorothea allgemein und bis an ihr Ende betrachtet ward.

Ihre Ehe war eine mit Kindern sehr gesegnete, denn sie gebar ihrem Gemahl vier Söhne und zwei Töchter. Dieser reiche Segen an eigenen Kindern, welcher sich in sehr rascher Folge einstellte, brachte Dorotheen natürlich sehr bald

auf allerhand Pläne, welche darauf ausgingen, ihre Stiefsöhne auf eine oder die andere Weise zu beseitigen, um für ihre eigenen freie Bahn zu machen.

Den ersten Schlag führte sie während des französischen Feldzuges 1674, auf welchem sie gemeinschaftlich mit ihrem ältesten Stiefsohne, dem damals neunzehnjährigen Kurprinzen Karl Emil, den Kurfürsten begleitete. Der Kurfürst befand sich mit seiner Gemahlin im Hauptquartier zu Colmar, der Kurprinz dagegen in Strasburg. Wer das ruchlose Werkzeug war, mit dessen Hülfe Dorothea diese und die später von ihr zu berichtenden schwarzen Thaten verübte, ist niemals aufgeklärt und Dorotheens Schuld folglich auch nicht erwiesen worden, aber daß der Kurprinz keines natürlichen Todes starb, ist wohl als ausgemacht anzunehmen.

Plötzlich traf im Lager zu Colmar die Nachricht ein, daß Karl Emil zu Straßburg eines jähen Todes verblichen sei. Man erklärte seine Krankheit für ein hitziges Fieber, aber es ward allgemein davon gesprochen, daß die Aerzte die unverkennbarsten Symptome einer Vergiftung an der Leiche wahrgenommen hätten. Dorothee stellte sich sehr bestürzt und betrübt und weinte laut als die Nachricht aus Strasburg eintraf; die Soldaten im Lager aber, bei welchen der feurige muthige Kurprinz ungemein beliebt gewesen, ließen sich in ihrem Verdacht nicht irre machen, sondern sprachen denselben laut und unverhohlen aus, ohne daß die Offiziere, die ja ganz dasselbe dachten, etwas dagegen gethan hätten. Der Ingrimm der Soldaten ging so weit, daß sie, als die Kurfürstin sich nach dem Tode ihres Sohnes zum ersten Male im Lager zeigte, ihr laute Schmähreden nachriefen.

Die Folge lehrte, daß Dorothea sich dadurch nicht einschüchtern ließ, sondern auf der einmal betretenen Bahn mit

seltener Keckheit und Verachtung der öffentlichen Meinung weiter wandelte.

Der Kurprinz war nun beseitigt und da der somit in die vorderste Reihe tretende Thronerbe Prinz Friedrich, wie schon vorhin bemerkt, kränklich und schwächlich war, so hoffte die Stiefmutter, er werde ihren Söhnen auch ohne ihr Zuthun in nicht sehr langer Zeit das Feld räumen. Dies geschah jedoch nicht. Obgleich Friedrichs Kränklichkeit andauerte, so stellte sich doch heraus, daß er trotzdem ein langes Leben haben konnte.

Jedenfalls hielt Dorothea es für gerathen, ihre Pläne auch noch auf andere Weise und zwar dadurch zu fördern, daß sie ihren Gemahl zu bereden suchte, durch eine testamentarische Bestimmung die durch den westphälischen Frieden erworbenen Provinzen von dem Erbe des Kurprinzen abzutrennen und ihren Söhnen zu überweisen. Prinz Friedrich ward von vertrauten Dienern sehr bald von diesen Machinationen seiner Stiefmutter unterrichtet, eben so wie auch davon, daß sein Vater sich bis jetzt beharrlich geweigert hatte, dem Verlangen seiner Gemahlin zu genügen. Als er aber einmal nach Tische plötzlich ein heftiges Leibgrimmen verspürte, ließ er zunächst seinen Arzt rufen, der durch ein tüchtiges Brechmittel das verdächtige Uebel wieder hob, und dann in aller Stille seinen Wagen anspannen. Die Erinnerung an den Tod seines Bruders mahnte ihn, sein Heil in der Flucht zu suchen, und mit Einbruch des Abends verließ er Berlin und Brandenburg und begab sich nach Cassel zu seiner Tante, der verwittweten Landgräfin Hedwig Sophie.

Sein Vater gerieth, als er die Flucht des Sohnes erfuhr, darüber in großen Zorn. Er ward jetzt allmälig alt, liebte, wenn er auch nicht wie Georg Wilhelm „aus

Schuldigkeit austrinken" ließ, doch den Wein ebenfalls, litt demzufolge häufig am Podagra und bedurfte einer unausgesetzten aufmerksamen Pflege, welche die schlaue Dorothea ihm auch unverdrossen widmete. Unter diesen Umständen ward es ihr nicht schwer,. ihre früheren Vorschläge wegen theilweiser Enterbung des Kurprinzen Friedrich mit mehr Glück als vorher zu erneuen, und Friedrich Wilhelm ließ sich auch wirklich von ihr so weit überreden, daß er ein Testament errichtete, welchem zufolge der Kurprinz auf das Herzogthum Preußen und das Kurland beschränkt ward, während alle übrigen Gebietstheile auf die Söhne zweiter Ehe übergehen sollten. Wir werden später bei dem Regierungsantritt Friedrichs sehen, daß er dieses Testament für ungiltig erklärte und daß der Hof zu Wien dieser Ansicht vollkommen beitrat und den Stiefbrüdern des neuen Kurfürsten kein weiteres Recht als auf angemessene Appanagen zugestand.

Auf Befehl seines Vaters und Bitten seiner Stiefmutter, die ja nun nach Errichtung des eben erwähnten Testamentes ihren Zweck theilweise erreicht sah, kehrte Kurprinz Friedrich endlich von Cassel wieder nach Berlin zurück und vermählte sich in seinem zweiundzwanzigsten Jahre mit Elisabeth Henriette von Hessen-Cassel, Tochter des Landgrafen Wilhelm des Vierten und der Prinzessin Hedwig Sophie von Brandenburg, eben der Tante, die ihn so gastlich bei sich aufgenommen.

Die Kurfürstin betrachtete natürlich diese Heirath als einen bedeutendeu Strich durch ihre Rechnung, denn da der Kurprinz so kränklich und schwächlich war und der zweite noch am Leben befindliche Prinz aus erster Ehe ein Weiberfeind werden zu wollen schien, so hatte sie nach dem Tode

des Prinzen Karl Emil fortwährend gehofft, daß einmal ihr eigener Sohn Philipp, der spätere Markgraf von Brandenburg-Schwedt, zur Regierung gelangen werde.

Als der Kurprinz in Cassel seine Hochzeit gefeiert hatte, gab ihm seine Tante und Schwiegermutter als bestes Hochzeitsgeschenk einen Vorrath von probat erfundenem Gegengift und Brechpulver mit, denn sie ahnte mit Recht, daß ihre Tochter und ihr Schwiegersohn nach dieser Richtung hin bedeutenden Gefahren ausgesetzt sein würden. Die Neuvermählten reisten hierauf nach Berlin und wohnten abwechselnd hier und in Köpenik. Letztern Ort wählten sie so ziemlich gezwungenermaßen zu ihrem Aufenthalt.

Ein Jahr nach seiner Hochzeit ward nämlich der Kurprinz von seiner Stiefmutter zu einem großen Diner eingeladen. Als nach demselben der Kaffee herumgereicht ward, fühlte sich der Kurprinz, unmittelbar nachdem er eine Tasse dieses Getränks zu sich genommen, von einer so heftigen Kolik befallen, daß er wie todt in seinen Stuhl zurücksank und auf sein Zimmer getragen werden mußte. Zum Glück war sein Hofmeister Dankelmann — der später Minister ward — von dem Ort unterrichtet, wo der Kurprinz das ihm von seiner besorgten Schwiegermutter mitgegebene Gegengift verwahrt hielt. Er gab ihm unverweilt eine Dosis davon ein, der Kurprinz mußte sich heftig erbrechen und war gerettet.

Nun aber hielt er sich am Berliner Hofe nicht mehr für sicher und zog deshalb nach Köpenik. Jedoch auch hier offenbarte sich die dämonische Thätigkeit der mordlustigen Stiefmutter, denn die Kurprinzessin starb im vierten Jahre ihrer Ehe plötzlich nach ihrer zweiten Niederkunft, obschon diese selbst sehr rasch und glücklich von Statten gegangen war.

Wohl hätte es nun jeder Fürstentochter bangen mögen, eine Angehörige des brandenburgischen Regentenhauses zu werden, aber dennoch gelang es dem Kurprinzen schon ein Jahr nach dem Tode seiner ersten Gemahlin, die Hand einer Prinzessin zu gewinnen, die später durch den Glanz ihrer Schönheit und ihres Geistes die Sonne des neuen königlichen Hofes werden sollte. Diese Prinzessin war Sophie Charlotte, Tochter des Kurfürsten Ernst August von Hannover. Ihr erstes Kind, ein Prinz, brachte sein Leben blos auf fünf Monate, und als sie sich zum zweiten Male in gesegneten Umständen befand, hielt der Kurprinz es für gerathen, sich mit ihr nach Hannover zu ihrer Mutter zu begeben, um sie hier ihre Niederkunft halten und das Kind fern von dem Bereiche des Würgengels, der in dem Berliner Schlosse hauste, erziehen zu lassen.

Leider aber hatte man sich ein wenig zu spät auf den Weg gemacht. Noch unterwegs ward die Prinzessin von den Geburtswehen überrascht und in dem Schulhause des Dorfes, in welchem man hatte Halt machen müssen, von einem todten Prinzen entbunden.

Wir haben vorhin erwähnt, daß der dritte Sohn Louisens von Oranien, Prinz Ludwig, für einen Weiberfeind gehalten ward, aber das Sprichwort von der Tiefe der stillen Wasser traf auch hier ein, denn der anscheinend ehescheue Prinz vermählte sich plötzlich mit einer schönen Polin, der Tochter des Statthalters in Preußen, Fürst Bogislav Radziwil. Sein Vater und seine Stiefmutter hatten gewünscht, daß er, wenn er einmal heirathen wollte, sich lieber mit der Nichte der Markgräfin von Baireuth vermählen möchte, dennoch hatte er es vorgezogen, durch Abschluß einer raschen Vermählung mit der schönen Polin allen fernern Plänen,

die man vielleicht mit ihm hätte, einen Riegel vorzuschieben. Das Fatum, welches seine Brüder heimgesucht, sollte jedoch auch ihn ereilen.

Eines Abends auf einem Balle bei seiner Stiefmutter präsentirte ihm jene verschmähete Prinzessin eine Orange. Er genoß sie und am andern Morgen war er eine Leiche. Der Kurfürst war jetzt alt und fortwährend krank, aber dennoch mußte er der öffentlichen Meinung — man nannte seine Gemahlin jetzt laut die „brandenburgische Agrippina“ — in so weit nachgeben, daß er eine Untersuchungscommission niedersetzte, welche der Sache auf den Grund kommen sollte. Diese Commission ermittelte aber aus sehr nahe liegenden Gründen sehr wenig und war eher bemüht, die vorhandenen Verdachtspuren zu verwischen als weiter zu verfolgen. Sie brachte nämlich heraus, daß die Orange — die Eva, welche diesen Todesapfel dargereicht, vermählte sich später mit dem Gouverneur von Preußen, Herzog Friedrich Ludwig von Holstein-Beck — durchaus unschädlich gewesen und die Vergiftung, wenn von einer solchen die Rede sein könne, höchst wahrscheinlich durch eine Tasse Kaffee erfolgt sei.

Dies war das ganze Ergebniß der angestellten Recherchen. Der Kurfürst löste die Untersuchungscommission wieder auf, befahl aber doch, „daß die Prinzen oder Prinzessinnen Niemand gastiren sollten, es seien denn die Speisen durch Dero Mundkoch bereitet und der Trank durch Dero Mundschenk gekostet worden.“ Dabei hatte die Sache ihr Bewenden und es läßt sich kaum bezweifeln, daß der nun allein noch übrige Kurprinz Friedrich auf dieselbe noch unerklärte Weise aus dem Wege geräumt worden wäre, wenn nicht sein Vater ein Jahr nach diesem letzten Ereigniß das Zeitliche gesegnet und die „brandenburgische Agrippina“ es nun, wo ihr mäch-

tiger Beschützer ihr nicht mehr zur Seite stand, gerathen gefunden hätte, Residenz und Land zu meiden, und ihrem Gemahl sehr bald nachgefolgt wäre. Sie starb nur ein Jahr nach ihm zu Carlsbad.

Die Erfahrung lehrt, daß die Kinder nicht allemal der Mutter nacharten, und dies war zum Glücke auch mit denen Dorotheens der Fall. Sie hinterließ vier Söhne und zwei Töchter, die sämmtlich — bis auf einen Bruder, worüber sogleich mehr — mit ihrem Stiefbruder, dem Kurfürsten, in gutem Einvernehmen gestanden und auch sonst viel rühmenswerthe Eigenschaften besessen zu haben scheinen.

Die vier Söhne waren die Markgrafen Philipp Wilhelm, Stammvater der 1788 wieder erloschenen Linie Brandenburg-Schwedt; Albrecht Friedrich, ein besonders galanter Herr, von dem wir später noch einiges hören werden, dessen Nachkommenschaft im Jahr 1762 ebenfalls ausstarb; Karl Wilhelm, der einen frühzeitigen Tod fand, und Christian Ludwig, der unvermählt starb. Die beiden Prinzessinnen bekamen die erste nach einander zwei, die zweite sogar drei Männer. Die erste, Marie Amalie, vermählte sich nämlich erst mit dem Herzog Karl von Mecklenburg und nach dessen schon sieben Monate nach der Hochzeit erfolgtem Tode mit dem Herzog Moritz Wilhelm von Sachsen-Zeitz. Die zweite, Elisabeth Sophie, heirathete erst den Herzog Friedrich Kasimir von Kurland, dann den Markgrafen Christian Ernst von Baireuth und zuletzt den Herzog Ernst Ludwig von Sachsen-Meiningen.

Der so eben miterwähnte dritte Sohn Dorotheens, Markgraf Karl Wilhelm, hatte ein eigenthümliches Schicksal. Sein Stiefbruder, der Kurfürst, schickte ihn im dritten Jahre nach seinem Regierungsantritte, als der Krieg gegen Frank-

reich wieder zum Ausbruch kam, mit einigen brandenburgischen Regimentern nach Italien. In Turin lernte der junge Markgraf eine schöne Italienerin, Katharina Balbiani, verwittwete Marquise von Salmour, kennen und vermählte sich heimlich mit ihr. Der Kurfürst schickte, als er Kenntniß davon erhielt, einen Offizier nach Italien, mit dem Auftrage, diese Verbindung um jeden Preis und da nöthig mit Gewalt zu trennen. Leider sah der Offizier bei der hartnäckigen Weigerung des Markgrafen, sich dem Befehle des Kurfürsten zu fügen, in die Nothwendigkeit versetzt, von der ihm ertheilten Befugniß im vollsten Umfange Gebrauch zu machen; der Prinz zog, als man seine schöne Gemahlin fortschleppte, um sie in ein Kloster zu bringen, muthig den Degen, ward aber überwältigt und verwundet, so daß er in Folge dieser Verwundung so wie der durch seine ohnmächtige Wuth und Verzweiflung herbeigeführten Gemüthserschütterung nach wenigen Tagen starb.

Vielfach ward damals auch behauptet, der Kurfürst habe sich im Hinblick auf das, was seine Stiefmutter an ihm und seinen Brüdern verübt, berechtigt geglaubt, Vergeltung zu üben und seinen Stiefbruder vergiften lassen. Markgraf Karl Wilhelm war bei seinem Tode erst dreiundzwanzig Jahre alt. Die schöne Italienerin ward, nachdem sie einige Jahre in dem Kloster gefangen gehalten worden, wieder freigelassen und vermählte sich später zum dritten Mal in Wien mit dem sächsischen Feldmarschall Grafen Wackerbarth.

Dorotheens Verbrechen rächten sich sonach, wenn auch nicht an ihr selbst, doch an ihrem eigenen Fleisch und Blut. Die Mordpläne aber, welche sie so beharrlich verfolgte und zum Theil auch durchführte, waren allerdings das Schwerste,

aber durchaus nicht das Einzige, was man ihr zum Vorwurf machen konnte. Eine große Schattenseite ihres Charakters, die sie bei der großen Masse ihrer Unterthanen ebenfalls im höchsten Grade verhaßt machen mußte, war ihr Geiz — ein Laster, welches hochgestellten Personen allemal zu weit größerer Unzier gereicht als andern.

Dorothea war unausgesetzt bemüht, ihre Habsucht durch alle ihr zu Gebote stehende Mittel zu befriedigen. Ein ihr zugehöriges Grundstück in der unmittelbaren Nähe von Berlin gewährte, wegen seines sandigen, unfruchtbaren Bodens, nur geringen Ertrag und sie ließ es daher mit Häusern bebauen, aus welchen sie gute Miethzinsen zog und die den Anfang der nachmaligen Dorotheenstadt bildeten. Vor dem Spandauer Thore, wo sie ein zweites Grundstück besaß, errichtete sie sogar einen großartigen Wein= und Bierschank und ließ zur Beherbergung der diese Straße vorzugsweise passirenden Hamburger Fuhrleute einen Gasthof bauen, den sie für eine ansehnliche Summe verpachtete. Die Berliner Gast= und Schankwirthe betrachteten dies natürlich als einen unerlaubten Eingriff in ihre durch Concessionen und Abgaben wohlerworbenen Rechte und führten deshalb beim Kurfürsten Beschwerde. Es half ihnen aber nichts und die Fuhrmannskneipe vor dem Spandauer Thore hatte ihren blühenden Fortgang.

Auch in Staatsgeschäfte mischte Dorothea sich ein und opferte dabei auf die rücksichtsloseste Weise die Interessen des eigenen Landes, sobald nur ein Vortheil für sie daraus hervorging. Man behauptete allgemein, sie habe bei dem Frieden von St. Germain, in Folge dessen Stettin wieder herausgegeben werden mußte, zum Nachtheile Brandenburgs die Hand mit im Spiele gehabt, und es läßt sich vermuthen,

daß das kostbare Geschenk, welches sie, wie bereits erzählt worden, bei dieser Gelegenheit erhielt, ihr nicht ohne vollwichtigen Grund verabreicht ward.

Fünfzehntes Kapitel.

Musterung und Ausmarsch des Hülfskorps gegen die Türken. — Siegreicher Wiedereinmarsch desselben. — Besuch des Prinzen von Oranien in Potsdam. — Besuch des Kurfürsten Johann Georg's des Dritten von Sachsen. — Ein Fackelständchen von hundert Violinen. — Beschreibung der Feierlichkeiten bei Vermählung des Prinzen Ludwig. — Heimfall des Stifts Magdeburg. — Huldigung des Kurfürsten in Magdeburg und Halle. — Die „incommodität an Händen und Füßen“. — Der Große Kurfürst rüstet gegen Frankreich. — Damalige Uniformirung der preußischen Armee. — Reise des Großen Kurfürsten nach Hamburg und Itzehoe. — Brunnenkuren in Bad Freienwalde. — Der Große Kurfürst erkrankt lebensgefährlich. — Er nimmt Abschied von seiner Familie und seinen Dienern. — Er stirbt. — Die Thorsperre und der österreichische Gesandte. — Vereidung des Militairs. — Der Große Kurfürst auf dem Paradebett. — Sein Begräbniß. — Was seine Gedanken zuletzt beschäftigt haben mag.

Obschon der Große Kurfürst während seiner letzten Regierungsjahre nicht selbst wieder in den Krieg zog, so sah er sich doch in Folge der bestehenden Bündnisse mehr als ein Mal veranlaßt, einen Theil seiner jetzt auf achtunggebietendem Fuß stehenden Armee ausrücken zu lassen. Das letzte Mal während seines Lebens war dies der Fall, als der Kaiser mit ihm wegen Ueberlassung eines Hülfskorps von siebentausend Mann gegen die Türken abgeschlossen hatte.

Es war am 27. April 1686 als er in eigener Person dieses Hülfskorps vor dem Abmarsch bei Crossen an der schlesischen Grenze in Gegenwart der kaiserlichen Commissarien die Musterung passiren ließ. Er stand jetzt im siebenundsechzigsten Lebensjahre, saß aber trotz des Podagras, welches

ihm in den letzten Jahren ziemlich hartnäckig zugesetzt, und trotz den Sorgen, welche außer den Regierungsgeschäften die in seiner Familie herrschenden Zerwürfnisse ihm machten, noch straff und rüstig zu Pferde. Niemand, er selbst nicht, ahnte, daß dies seine letzte Herrschau sein sollte.

Der Commandant dieses wohlausgerüsteten, trefflich geübten Hülfskorps, war der Generallieutenant von Schöning, der nach beendeter Musterung und als alles im besten Stand befunden und eine dreimalige Geschütz- und Musketensalve gegeben worden, von dem Kurfürsten ermahnt ward, diese schönen Truppen wohl in Acht zu nehmen, dabei aber auch bedacht zu sein, den Ruhm der kurfürstlichen Waffen nach Kräften zu vermehren.

General Schöning antwortete in wohlgesetzter Rede und ward darauf nebst allen übrigen Offizieren zum Handkuß gelassen. Drei Tage später marschirte das über achttausend Mann zählende Hülfskorps aus und hatte schon nach wenigen Wochen Gelegenheit, bei der Erstürmung von Ofen den alten Ruhm der brandenburgischen Waffen aufs Neue zu bewähren. Die Brandenburger, von den Türken nur „die Feuermänner" genannt, waren die Ersten, die in die Stadt eindrangen, aber der Sieg mußte theuer erkauft werden. Als das brandenburgische Hülfskorps von Ofen abmarschirte, zählte es kaum noch viertausend Mann. Auf dem Rückwege verstärkte es sich durch neue Anwerbungen wieder bis auf sechstausend Mann und konnte daher als es am 13. December wieder seinen Einzug in Berlin hielt, den schaulustigen Bewohnern der Residenz eine imposante Augenweide darbieten.

Ein besonderes Interesse erhielt dieser Einzug durch die bis dahin in Berlin noch nicht gesehene l e b e n d i g e Kriegsbeute, von welcher er begleitet war, und die aus Türken,

Türkinnen, Mohren und andern fremdartigen Menschenkindern bestand. Auch dreizehn erbeutete türkische Kanonen waren bei diesem Einzuge zu sehen. General Schöning selbst war leidend, so daß er nicht zu Pferde, sondern in einem Wagen saß, neben welchem sein in ungarischer Nationaltracht stattlich herausgeputzter Sohn einherritt.

Der Kurfürst war in Potsdam und General Schöning hatte daher die erste Audienz am Abend dieses Tages beim Kurprinzen, zu dem er sich in einer Sänfte bringen ließ, die von vier gefangenen Türken getragen ward.

Auch den Einwohnern von Potsdam hatte ein sehenswürdiges Schauspiel sieben Jahre früher sich dargeboten, als der Prinz von Oranien, der spätere König Wilhelm der Dritte von England, sich am 11. Oktober 1680 zum Besuch am brandenburgischen Hofe einfand. Der Kurfürst war ihm mit großem Gefolge entgegengeritten und saß beim Einzuge mit ihm in einem ganz vergoldeten Wagen. Zwei Compagnien der Leibgarde zu Fuß standen am Potsdamer Schlosse. Abends speiste der Prinz beim Kurfürsten, war aber von der Reise so ermüdet, daß er sich nicht viel über eine Stunde dabei aufhielt. Er ward herrlich „aus vergüldetem Silber tractirt“ und die Prinzen Ludwig und Philipp, der Fürst von Anhalt, der Landgraf von Hessen-Homburg und der Prinz von Kurland wohnten dem Gastmahle bei.

Am nächstfolgenden Tage machte der Prinz von Oranien in Begleitung des Kurfürsten seinen Besuch bei dem Kurfürsten und den Prinzessinnen in Berlin, nahm nach der Tafel die Rüstkammer, das Zeughaus und sonstige Sehenswürdigkeiten in Augenschein und kehrte Nachmittags mit dem Kurfürsten wieder nach Potsdam zurück. Nachdem er sich zehn Tage lang aufgehalten, ward noch eine große Jagd

veranstaltet, worauf er wieder die Rückreise nach Holland antrat.

Eben so stattete im darauf folgenden Jahre der Kurfürst Johann Georg der Dritte von Sachsen mit seiner Gemahlin Anna Sophia von Dänemark, der Mutter Augusts des Starken, einen Besuch in Potsdam ab. Sein Gefolge zählte zweihundertundvierzig Personen und der Kurfürst Friedrich Wilhelm fuhr ihm mit seinen Hofcavalieren eine Meile weit entgegen. Drei Tage später war feierlicher Einzug in Berlin. Der General-Feldmarschall Derfflinger und der Generalmajor von Schöning ritten dabei vor der kurfürstlichen Leibkutsche her und dann folgte ein großes Bankett, welches drei Stunden dauerte, und wobei den Toasten durch Geschützsalven der gebührende Nachdruck gegeben ward.

In demselben Jahre besuchte der Kurfürst die Messe zu Frankfurt a. O., wo er sich acht Tage aufhielt und wo ihm am Abend seiner Ankunft die Studenten eine von dreißig Fackeln begleitete Abendmusik von hundert Violinen brachten.

Bei seiner Wiederankunft in Potsdam traf er den mittlerweile von seiner Hochzeit in Königsberg zurückgekehrten Prinzen Ludwig, der sechs Jahr später, wie schon erzählt worden, eines so jähen Todes verblich. Die Vermählung des damals erst fünfzehnjährigen Prinzen mit der nachgelassenen Tochter des Fürsten Radziwil war eine überaus glänzende und dem Reichthum der Braut und dem Range des Bräutigams entsprechende gewesen. Eingeholt ward der Prinz vom Hofe des Statthalters von Preußen, Herzog von Croy, den Ober- und Regiments-Räthen, den Deputirten vieler Städte und einer großen Anzahl Offiziere. „Die Gassen“, heißt es in dem hierüber vorhandenen Be-

richte, „wodurch der Prinz mit sonderbarer Höflichkeit geritten, indem er fast gegen einen Jeden das Haupt entblößet, waren nicht nur bis nach dem Schloß mit wehrhaften und wohl ausmontirten Bürgern besetzt, sondern auch mit Bäumen, Schildereien, Tapezereien 2c. geputzt. Die Vermählung geschah ganz in der Stille des Abends durch den reformirten Prediger Schlemulder. Der Prinz und die Prinzessin waren sehr prächtig in weißen Sattin mit güldenen Blumen, voller Juwelen behangen, gekleidet; der Kranz war von sehr kostbaren Diamanten, der Schweif neun Ellen lang und wurde von fünf Staats-Jungfräulein getragen, welche alle in weißen Sattin mit güldenen Spitzen verbrämt gekleidet waren. Der Herzog von Croy, so sich auf einem Stuhl von einem Oberst und Oberstlieutenant wegen des Podagra tragen ließ und dessen Kleid, so er anhatte, über vierundzwanzigtausend Gulden geschätzt, die Knöpfe von Gold mit köstlichen Diamanten besetzt waren, war Brautführer, welcher nebst vielen andern vornehmen Herren, sammt dem Adel des Landes, die Prinzessin aus Dero Gemach zu Paaren nach des Prinzen Logiment unter Trompeten- und Paukenschall und hernach wieder zurückbegleitet. Haben im Namen der Prinzessin bei Dero Tafel nur eitel Jungfrauen aufgewartet. Der Gerichte sind hundert und etliche vierzig gezählt worden."

Den Bestimmungen des Westphälischen Friedens zufolge, war das Stift Magdeburg an Brandenburg gefallen, sollte aber noch so lange bei Kursachsen verbleiben, als der damalige sächsische Administrator leben würde. Dies dauerte freilich ein wenig lange, denn erst am 9. Juli 1680 — also zweiunddreißig Jahre nach dem Friedensschlusse — überbrachte der Oberst Oesterling die längst ersehnte Nachricht von dem zu Halle erfolgten Ableben dieses Administrators. Der Kur-

fürst schenkte ihm vor Freuden eine werthvolle goldene Kette und setzte ihm eine lebenslängliche Pension aus.

Im Monat Juni des nächstfolgenden Jahres begab er sich mit seiner Gemahlin selbst nach Magdeburg, um sich von der Stadt huldigen zu lassen, was am dritten Tage nach seiner Ankunft auf dem Markte geschah. Von Magdeburg begab sich der Kurfürst nach Halle, der Residenzstadt des Stiftes, und hier huldigten ihm am 14. Juni früh nach der Huldigungspredigt die Prälaten und Ritterschaft. Darauf fuhr er mit seiner Gemahlin in einer mit sechs Isabellen bespannten Kutsche auf den Markt, wo vor dem Rathhause ein Thronhimmel errichtet war. Dem althergebrachten Gebrauche gemäß setzte sich der älteste der Halloren auf ein kurfürstliches Leibpferd mit rother Sammetdecke, ritt nach dem Thal und kam von seiner Compagnie Halloren begleitet wieder zurück. Der Kurfürst bestieg nun den Thronhimmel, seine Prinzen stellten sich nebst dem Fürsten von Anhalt zu seiner Rechten und der Hofpoet und Obermarschall Freiherr von Canitz gebot mit seinem silbernen Stabe Schweigen. Der Geheime Rath von Jena hielt nun eine wohlgesetzte Ansprache, der Minister Fuchs verlas den Huldigungseid, der Syndicus hielt eine kurze Gegenrede und dann rief alles: „Vivat, vivat, vivat Brandenburg!“

Natürlich folgte, um das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden, ein solennes Bankett mit Musik und Kanonendonner. Auf dem Markte sprudelten vier Fontainen mehrere Stunden lang weißen und rothen Wein und auf einer wohl dreißig Ellen hohen Ehrenpforte strahlte eine hellleuchtende Sonne.

Nach Beendigung dieser Festlichkeiten begab der Kurfürst sich nach Pyrmont ins Bad. Das Zipperlein, oder, wie ein

Journalist jener Zeit sich ausdrückt, „Dero incommodität an Händen und Füßen" ward immer schlimmer, so daß er oft tagelang nichts unterschreiben konnte. Die Badekur schlug auch in so fern gut an, als der Kurfürst bei seiner Rückkehr nach Potsdam wohl noch einige Schmerzen in der linken Hand hatte, aber doch seine Geschäfte besorgen konnte. Gleich nach seiner Ankunft hier ertheilte er dem französischen Gesandten Grafen von Rebenac Audienz und als dabei die mittlerweile erfolgte Uebergabe der Stadt Strasburg zur Sprache kam, rief er: „So ist denn dieses eine Ruptur? werde also nun den rechten Arm gebrauchen müssen, da ich im vorigen Krieg nur den linken geführet."

Er ließ es auch nicht beim bloßen Reden bewenden, sondern verbot, da Frankreich allem Vermuthen nach gegen Köln einen ähnlichen Streich im Schilde führte wie gegen Strasburg, alle fremden Werbungen in seinen Staaten, so wie den Uebertritt von Offizieren und distinguirten Personen in fremde Kriegsdienste, und hielt eine Musterung über die gesammte kurbrandenburgische Miliz, um sich zu überzeugen, daß dieselbe auf alle Fälle gerüstet und fertig sei.

Die Uniform der Armee war für die Infanterie blau. Die kurfürstliche Leibgarde, welche beim Tode des Kurfürsten ein Regiment von dreitausend Mann bildete, ging ebenfalls blau mit weißen Aufschlägen und Unterfutter und Mäntel von derselben Farbe. Die Cavalerie trug lederne Collette. Die Artillerie war braun uniformirt. Die Infanterie war mit Piken und Musketen bewaffnet. Die Pikeniere trugen eiserne Sturmhauben und Panzer und führten neben der Pike noch eine Pistole an der Seite. Die Reiterei, leichte sowohl als schwere, führte auch noch Dolche. Das älteste

brandenburgische Feldzeichen seit der Schlacht bei Warschau war Eichenlaub auf den Hüten.

Die Löhnung eines Reiters betrug monatlich anderthalb Thaler und die eines Infanteristen einen Thaler nebst vollständiger Verpflegung und Bekleidungsgeld.

Im Juni 1682 machte der Große Kurfürst eine Reise nach Hamburg und Itzehoe zu einer Conferenz mit König Christian dem Fünften von Dänemark. Auf der Rückreise verweilte er in Hamburg drei Tage lang, wobei er durch einen Syndicus und zwei Rathsherren, unter Ueberreichung der gewöhnlichen Geschenke von Wein, Bier, Fisch und Fleisch, bewillkommnet und von dem Stammvater des jetzigen russischen Kaiserhauses, Christian Albrecht von Holstein-Gottorp, auf das Splendideste bewirthet ward.

Mittlerweile ward das körperliche Befinden des Großen Kurfürsten ein immer bedenklicheres und schon im September 1685, bei der ersten Entbindung der zweiten Gemahlin des Kurprinzen, und trotzdem daß er noch denselben Sommer den Gesundbrunnen in Bad Freienwalde gebraucht, ward die schmerzhafte Lähmung an Händen und Füßen so heftig, daß er sich, um seiner Schwiegertochter zu gratuliren, in einem Sessel zu ihr tragen lassen mußte.

Noch einmal raffte er sich auf. Es geschah bei Gelegenheit der zu Anfange dieses Kapitels erzählten Musterung über das gegen die Türken nach Ungarn ausmarschirende Hülfskorps. Als es sieggekrönt wieder zurückkehrte, stand es schon wieder nicht gut mit ihm und eben sein bald vorauszusehender Tod mochte die habgierige Dorothea bestimmen, nun ungesäumt den schon längst beschlossenen Streich gegen den mittlerweile zum Mann herangewachsenen Prinzen Ludwig zu führen.

Zwei Tage vor dem Leichenbegängniß des Prinzen, am 8. Juli 1687, begab sich der Kurfürst mit seiner Gemahlin abermals ins Bad nach Freienwalde, wo er mehrere Wochen blieb, um dann auf einige Tage nach Frankfurt an der Oder zu gehen. Nach Potsdam zurückgekehrt, fühlte er sein Körperleiden immer mehr zunehmen und als er am 16. Februar 1688 seinen achtundsechzigsten Geburtstag feierte, ließ sich fast mit Gewißheit voraussehen, daß er schwerlich wieder einen erleben würde.

Dennoch aber hatte man nicht geglaubt, daß es so schnell mit ihm gehen würde als wirklich der Fall war. Am 27. März bekam er plötzlich einen Schlaganfall, der von einer längeren Ohnmacht begleitet war, und in dessen Folge die Wassersucht, die sich seit einigen Tagen eingestellt, in einem solchen Grade zunahm, daß dadurch jede Hoffnung auf Wiederherstellung des hohen Kranken abgeschnitten ward. Was die Kunst der Aerzte thun konnte, um das theure Leben so lange als möglich zu erhalten, geschah und so kam doch noch der Monat Mai heran.

Am 7. dieses Monats — oder am 27. April alten Styls — fühlte der Kranke selbst, daß er nun sich auf sein baldiges Abscheiden alles Ernstes gefaßt machen müsse, und ließ daher seine ganze Familie und seine vornehmsten Räthe sich an seinem Sterbebett versammeln. Dem Kurprinzen wünschte er eine glückliche Regierung und empfahl, seiner hohen Mission als Hort des Protestantismus bis zum letzten Lebenshauche eingedenk, ihm ganz besonders die Fürsorge für die vertriebenen Reformirten. Bei seinen Ministern und Räthen bedankte er sich für die ihm geleisteten treuen Dienste und bat sie, auch seinem Sohne und Erben mit gleicher Treue zur Seite zu stehen und das Beste des Landes fördern

zu helfen. Hierauf nahm er nochmals von Allen Abschied und die Versammelten entfernten sich mit überströmenden Augen.

Vier Geistliche waren abwechselnd bemüht, ihm Muth und Trost zuzusprechen und ihn aufs Jenseits vorzubereiten. Am 9. Mai endlich, Vormittags zwischen neun und zehn Uhr, schied der unsterbliche Geist des Großen Kurfürsten von der Erde, auf welcher er über achtundsechzig Jahr gelebt hatte und beinahe neunundvierzig in der ihm angewiesenen Sphäre zum Heile der Menschheit thätig gewesen war.

Was er für sein Land gethan und auf welche hohe Stufe er es gehoben, zeigte sich unmittelbar nach seinem Tode durch einen, wenn auch geringfügigen, doch sehr bezeichnenden Vorfall, der zu dem, was unmittelbar nach dem Tode seines Vaters geschehen war, einen auffallenden Gegensatz bildete.

Wir wissen, daß bei dem Tode Georg Wilhelms die brandenburgischen Commandanten sich weigerten, seinem Sohn und Nachfolger den Eid der Treue zu leisten, weil sie behaupteten, daß sie dem Kaiser mehr Gehorsam schuldig wären, als dem Kurfürsten. Jetzt dagegen standen die Dinge anders. Keinem Beamten oder Befehlshaber fiel es ein, den Herrscher des Landes außerhalb desselben zu suchen, und als dem damals herrschenden Gebrauche gemäß, gleich nach dem Eintreffen der Nachricht von dem Ableben des Kurfürsten, die Thore der Hauptstadt geschlossen wurden und wenige Minuten darauf der kaiserliche Gesandte Baron Freitag gefahren kam, um in Potsdam der Erste zu sein, der den neuen Kurfürsten begrüßte, ward ihm die Passage verwehrt. Vergebens erklärte er, daß diese Sperre auf ihn, als Gesandten

des Kaisers, unmöglich Anwendung finden könne — er mußte wohl oder übel umkehren und warten, bis das Thor dem allgemeinen Verkehr wieder geöffnet ward.

Noch am Abend des Todestages seines Vaters kam der Kurprinz von Potsdam nach Berlin herein, um Couriere an die verschiedenen Höfe abzufertigen. Der nach England abgehende erhielt zugleich Auftrag, den Hosenbandorden zurückzustellen.

Am nächstfolgenden Tage ward die Leibgarde von der Bürgerschaft abgelöst, um zugleich mit den Trabanten und der Artillerie dem neuen Kurfürsten den Eid der Treue zu leisten. Der Gouverneur Schöning, den der neue Kurfürst bereits zum General-Feldmarschalllieutenant ernannt, schwenkte seinen Hut um den Kopf und rief drei Mal: „Vivat Friedrich der Dritte, Kurfürst von Brandenburg!“ Die Vereidung der Truppen in Spandau und Küstrin erfolgte einige Tage später.

Am achten Tage nach dem Tode des Großen Kurfürsten, früh um vier Uhr, ward seine Leiche von den Trabanten von Potsdam nach Berlin escortirt und ins Schloß gebracht, um hier auf dem Paradebett ausgestellt zu werden. Diese Ausstellung geschah in einem vollständig schwarz ausgeschlagenen Saale und das Paradebett war von Goldstoff, auf welchem der Verblichene in vollem kurfürstlichen Ornate lag. Nachdem diese Ausstellung fünf Tage gedauert, ward die Leiche in den Sarg gelegt und unter dem Geläute aller Glocken bis zum wirklichen feierlichen Begräbniß einstweilen in der Schloßkapelle beigesetzt. Die Zipfel des Bahrtuches trugen der Feldmarschalllieutenant Schöning und die Geheimen Räthe Meinders, Knesebeck und Brand. Alle Offiziere waren schwarz gekleidet und trugen am rechten Arm einen

Flor. Die Lieutenants der Artillerie trugen Florbinden um die Hüte und am Degen eine schwarze Schleife.

Das feierliche Begräbniß erfolgte erst vier Monate nach dieser einstweiligen Beisetzung in der Schloßkapelle am 22. September. Er kam in die Familiengruft des alten Doms, wo vor ihm bereits fünf Kurfürsten von Brandenburg, von Joachim den Zweiten an, der zuerst zum Protestantismus übertrat und einmal gegen Alba das Schwert zog, begraben lagen. Als im Januar 1750 der alte Dom abgebrochen ward und die Gebeine der todten Kurfürsten in die Gruft des im Lustgarten erbauten neuen Domes gebracht wurden, ließ Friedrich der Große, der dieser Translocation beiwohnte, den Sarg des Großen Kurfürsten öffnen. Das Gesicht der Leiche war noch ziemlich wohl erhalten und der große Todte machte noch jetzt, wie er in seinem Kurmantel, seiner großen Halskrause, den großen befransten Handschuhen und der gewaltigen Perücke dalag, einen imposanten Eindruck. Friedrich der Große betrachtete einige Minuten lang schweigend die Züge des Todten, legte seine Hand auf die seit länger als sechzig Jahren erkaltete und sagte dann: „Messieurs, celui-ci a fait de grandes choses — Meine Herren, dieser da hat große Dinge gethan".

Wenn man wagen kann, eine Vermuthung über das auszusprechen, was die Gedanken des Großen Kurfürsten während des letzten Jahres seines Lebens vorzugsweise beschäftigte, so berechtigt sein Eifer für die Sache des Protestantismus und der allgemeinen Aufklärung wohl zu der Annahme, daß das Unternehmen, welches Wilhelm von Oranien gegen den Thron Jakobs des Zweiten von England vorbereitete, der Gegenstand war, dem er in Bezug auf große europäische Politik die meiste Aufmerksamkeit zuwendete.

Er selbst hatte dieses Unternehmen fördern helfen. Wir wissen, wie er im Einverständniß mit Wilhelm von Oranien und um dessen Project zu maskiren, den Marschall von Schomberg in seine Dienste nahm und daß er den Plänen, die in dem klugen Haag ausgebrütet wurden, und die seiner eigenen politischen und religiösen Anschauung in so hohem Grade zusagten, fast stets seine eifrige Mitwirkung lieh.

Aber er sollte den großen Sieg des Protestantismus, der die Freiheit dieses Bekenntnisses für alle Zukunft verbürgte, nicht erleben. Erst ein halbes Jahr nach seinem Tode landete Wilhelms Flotte zu Torbay und ließ in dem Inselreiche die Sonne aufgehen, welche den Tag der Glaubensfreiheit heraufführte, deren unverbrüchliche Wächter England und Preußen seit jener Zeit gewesen sind.

II.

Unter Friedrich, dem ersten König.

(1688—1713.)

Erstes Kapitel.

Friedrich als Kurprinz. — Seine Geldverlegenheiten. — Der österreichische Gesandte schafft Rath. — Seine Bedingungen. — Die Huldigungsfeierlichkeiten. — Friedrich's Erzieher. — Schwerin und Dankelmann. — Friedrich strebt nach der Königswürde. — Unterhandlungen zu diesem Zwecke in Wien. — Der Jesuit Pater Wolff. — Friedrich wird König. — Der Papst weigert sich, ihn als solchen anzuerkennen. — Der Krönungszug von Berlin nach Königsberg. — Ein galanter Schwager und vornehmer Kutscher. — Friedrich als Ordensstifter. — Die Krönungsfeierlichkeiten. — Rückkehr nach Berlin. — Beschluß des Huldigungs- und Festsemesters.

Friedrich — der kränkliche, schwächliche, verwachsene, aber schon zum zweiten Male vermählte zeitherige Kurprinz — war nun Kurfürst und das Schicksal wollte, daß die Königskrone, die schon dem Haupte seines großen Vaters wohl angestanden haben würde, sich erst auf das seine herabsenken sollte. —

Wir haben gesehen, wie der Große Kurfürst, durch Alter, Krankheit und vielfache Sorgen seiner sonstigen Energie beraubt, in den letzten Jahren gegen seine Gemahlin immer größere Nachgiebigkeit gezeigt und ihren ältesten Sohn zum Erben eines großen Theils seiner Staaten bestimmt hatte. Den übrigen Kindern Dorotheens hatte er bedeutende Apa=

nagen ausgesetzt. Er wollte um jeden Preis Ruhe im Hause haben und wußte wohl, daß dies nicht anders geschehen konnte, als wenn er seiner Gemahlin den Willen that.

Kurprinz Friedrich hatte, seitdem er auf Befehl seines Vaters wieder von Cassel zurückgekehrt war und auch nach seiner zweiten Vermählung, sehr zurückgezogen gelebt. Diese Zurückgezogenheit hatte aber ihren Grund nicht allein in der Ungnade, in die er bei seinem Vater gefallen, oder in der Feindschaft, in welcher er mit seiner Stiefmutter lebte, sondern auch namentlich in einer der Folgen, welche dieser Zustand nothwendig für ihn hatte.

Sein Vater hatte ihn nämlich in Bezug auf Geld von jeher ein wenig knapp gehalten, besonders da er zeitig eine entschiedene Vorliebe für Pracht und Aufwand an ihm bemerkte. Diese Sparsamkeit des Großen Kurfürsten ward von seiner ersten Gemahlin vollkommen gebilligt, von der zweiten aber bei ihrer Habgier und ihrem Haß gegen ihre Stiefkinder nur noch höher gesteigert. Der Kurprinz sah sich daher im Geldpunkte auf das Nothwendigste beschränkt und würde zuweilen in die größte Verlegenheit gekommen sein, wenn ihm nicht von anderer Seite zuweilen Vorschüsse gemacht worden wären.

Mit diesen Unterstützungen hatte es freilich eine eigene Bewandtniß. Der Große Kurfürst hatte sich lange geweigert, dem Kaiser das Hülfskorps zu senden, welches dieser gegen die Türken doch so nothwendig brauchte. Er verlangte, daß vorher den ihm zustehenden Ansprüchen auf die schlesischen Herzogthümer genügt werde, und der Kaiser erbot sich endlich, ihm den Schwiebusser Kreis abzutreten, wenn er sich damit für die Zukunft befriedigt erklären wolle.

Friedrich Wilhelm willigte endlich ein und entsendete

gegen Abtretung des genannten Gebietstheiles jene achttausend Mann, deren Aus- und Einmarsch wir im vorigen Kapitel beigewohnt haben.

Ehe diese Abtretung jedoch erfolgte, sann der Bevollmächtigte des Kaisers, Baron Freitag, auch schon auf Mittel, um dieselbe in Zukunft wieder rückgängig zu machen. Er wußte — denn Jedermann wußte es — daß der Kurprinz oft in Geldverlegenheit war und erbot sich, ihm in dieser Beziehung, so wie auch gegen seine Stiefmutter und gegen seine Stiefgeschwister, allen möglichen Beistand zu leisten, wenn er ihm das schriftliche Versprechen geben wollte, Schwiebus, sobald er nach dem Tode seines Vaters zur Regierung käme, wieder herauszugeben.

Auf diese Weise geschah es, daß Friedrich Wilhelm am 8. April 1686 Schwiebus gegen Verzichtleistung auf alle weiteren Ansprüche annahm und einige Tage darauf das Hülfskorps ausrücken ließ, während doch schon zwei Monate vorher sein Sohn sich schriftlich verbindlich gemacht hatte, diesen schlesischen Gebietstheil gleich nach seiner Thronbesteigung wieder an Oesterreich zurückzugeben, gerade so wie ein leichtsinniger Student einem Wucherer einen Schein ausstellt, durch welchen er sich verpflichtet, die vorgestreckte Summe, sobald er in den Besitz seines Erbe gelangt, doppelt und dreifach wiederzubezahlen.

Wir werden später sehen, daß Oesterreich nach ächter Wuchererart die Erfüllung des Versprechens, welches der Kurprinz in seiner Bedrängniß gegeben, auch wirklich zu erzwingen wußte.

Die Huldigung des neuen Herrschers von Brandenburg und Preußen erfolgte am 14. Juni alten Styls. Nach Anhörung der Huldigungspredigt versammelte sich die gesammte

Ritterschaft und der Landadel in dem schönen neuen Saale des kurfürstlichen Schlosses zu Berlin. Friedrich der Dritte saß auf einem schwarzsammetnen Thron und rechts und links neben ihm standen seine vier Stiefbrüder, der Fürst von Anhalt als kurfürstlicher Statthalter, die übrigen in Berlin anwesenden fürstlichen Personen, die fremden Gesandten und eine große Anzahl Staatsbeamte und Offiziere. In zwei Reihen aufmarschirt standen fünfzig Mann Trabanten mit Hellebarden und in schwarzen goldgestickten Mänteln.

Die körperliche Erscheinung Friedrichs des Dritten, als er so auf dem Throne dasaß, war keineswegs eine imposante. Allerdings hatte er die Schwelle des Mannesalters kaum erst überschritten — er zählte jetzt erst zweiunddreißig Jahre — aber sein Gesicht war mager und blaß und seine ohnehin nicht hohe Gestalt gebeugt, natürlich nicht von der Last der Jahre, sondern in Folge eines Unfalls, den er in seiner frühen Kindheit erlitten. Auf einer jener raschen Reisen, welche seine Eltern sehr oft zu machen hatten, hatte seine Wärterin ihn fallen lassen und eine Verkrümmung des Rückgrats war die Folge dieses unglücklichen Sturzes. Es ist eine bekannte Sache, daß gerade Personen, die ein derartiges äußeres Gebrechen an sich tragen, viel eitler sind als schöne wohlgewachsene Leute, und wer weiß, ob nicht Friedrich der Dritte bei der ihm ohnehin angeborenen Prachtliebe gerade durch das Bewußtsein jenes Mangels angestachelt ward, der erste der preußischen Könige zu werden.

Als alle Anwesenden sich auf den ihnen angewiesenen Plätzen befanden, trat der Minister von Fuchs vor und hielt eine Ansprache, in welcher er hervorhob, wie der in Gott ruhende glorwürdigste Kurfürst seine Unterthanen als ein rechter Augustus und Vermehrer mit großer Sorge und Un=

kosten in glückseligen, geruhigen, ja höchst gesegneten Stand gesetzt habe, absonderlich nach dem schweren und landverderblichen dreißigjährigen Kriege, wo damals kaum hundert adelige Familien, „anjetzo aber fast eine große Zahl in höchster Vergnüglichkeit“ zu zählen.

Sodann ermahnte er die Stände, dem neuen Kurfürsten, als ihrem rechten Erb- und Lehnsherrn treu, gehorsam und gewärtig zu sein, wogegen er sie alle und jede schützen und lieben, bei ihren Lehns- und anderen Gerechtigkeiten, Freiheit des Gewissens und der Religion ungekränkt erhalten, sie als liebe Unterthanen hören, Recht und Gerechtigkeit fördern und einem jeden mit aller Sorgfalt, Clemenz und Gnade begegnen werde.

Nachdem hierauf die Stände den Eid der Treue geleistet, trat der Kurfürst auf eine nach dem großen Schloßplatz hinaus erbauete, ebenfalls mit schwarzem Sammet ausgeschlagene Tribüne, auf der ein Thron stand. Auf dem Schloßplatze waren die Bürger der sieben Haupt- und übrigen Städte der Kur und Mark Brandenburg auf und diesseits der Oder versammelt. Die meisten trugen lange Mäntel. Als der Kurfürst auf dem Throne Platz genommen, trat der Minister von Fuchs abermals vor und hielt von der Bühne herab eine zweite Rede, welche der Bürgermeister von Berlin beantwortete. Dann folgte die Eidesleistung von Seiten der Bürger und allgemeiner Vivatruf unter dem Donner der auf den Wällen aufgepflanzten Geschütze und den Musketensalven der in der Nähe des Huldigungsplatzes aufgestellten zahlreichen Regimenter.

An Ehrenpforten, Illuminationen und Feuerwerk fehlte es natürlich ebenfalls nicht. Aus den Schnäbeln von vier das Kurwappen haltenden Adlern floß den ganzen Nachmittag

rother und weißer Wein, dem das gemeine Volk tüchtig zusprach, so daß Mancher, der den Nachhauseweg nicht fand, seinen Rausch auf der Gasse ausschlafen mußte.

Friedrichs des Dritten Erzieher war der alte Oberpräsident Schwerin gewesen, der auf seinem Gute Altenlandsberg lebte und den schwächlichen Prinzen dort bei sich hatte, weil seine Mutter hoffte, daß er in der Abgeschiedenheit des Landlebens besser gedeihen würde als am Hofe. Schwerin's Gehülfe war der talentvolle junge Dankelmann, welcher den Prinzen namentlich in Sprachen, Geographie und Geschichte unterrichtete und, nachdem sein Schüler regierender Landesherr geworden, von diesem zu seinem einflußreichen Rathgeber gemacht ward, weshalb wir noch viel von ihm hören werden.

Die Flüchtlinge aus Frankreich, der Schweiz und der Pfalz fanden nach wie vor in Preußen ein Asyl. Der Prinz von Oranien erhielt sechstausend Mann als Beistand für seine Landung in England 1688. Zur Reichsarmee gegen Frankreich, welches in der Rheinpfalz seine Truppen hausen ließ, sandte Friedrich zwanzigtausend Mann und später fünfzehntausend Mann ebenfalls gegen Frankreich in die Niederlande, über die der nunmehrige König Wilhelm von England den Oberbefehl führte. Ueberhaupt unterstützte der neue Kurfürst den Kaiser in allen französischen Kriegen und auch in dem Türkenkriege stellte er ihm gegen eine Entschädigungssumme von 150,000 Thalern sechstausend Mann, die sich bei Solonkemen, Belgrad und Zentha auszeichneten.

Im Ryßwicker Frieden 1697 wurden für Brandenburg die Bedingungen des Westphälischen und des Friedens von St. Germain bestätigt.

Dem Vater Friedrichs des Dritten war die preußische

Königswürde angeboten worden, er hatte sie aber abgelehnt. Seinen Sohn gelüstete jedoch danach und der Wunsch ward um so verlangender, als er sich mit der schönen und geistvollen Prinzessin Sophie Charlotte von Hannover vermählt hatte, und der Kurfürst von Sachsen König von Polen, und Wilhelm von Oranien König von England geworden war.

Diesen Fürsten wollte Friedrich an Rang nicht nachstehen und der Frau, die ihn einen Aesop genannt hatte, wenigstens durch erhöhten Glanz imponiren, da sie auch sein geistiges Uebergewicht nicht anerkannte.

Dazu kam noch, daß man ihm, dem Kurfürsten, im Haag bei einer Conferenz der Fürsten die Ehre des Armstuhls verweigerte, die der König sicher erhalten hätte. Genug, wenn ein geheimer Wunsch einmal genährt werden soll, so finden sich stets neue Zuflußquellen.

Der Kurfürst besprach diese Angelegenheit mit Dankelmann; dieser beschleunigte die Sache gerade nicht, aber er hintertrieb sie auch nicht. Die Minister Fuchs und Schmettau stellten sie dagegen als ein Ding der Unmöglichkeit hin. Der Schloßhauptmann von Kolbe, der, obschon seit kurzer Zeit am Hofe, doch das Vertrauen des Fürsten in hohem Grade besaß, kam, um ihm zu schmeicheln, immer wieder auf dieses Projekt zurück und malte die Herrlichkeiten der schimmernden Krone in so blendenden Farben, daß sie ihre Reflexe wieder und wieder in die Seele des Herrschers warfen und er im Geiste alle Hindernisse übersprang.

Der General Graf Christoph von Dohna ward deshalb im Jahre 1699 nach Wien abgesandt, um diese Angelegenheit dort zur Sprache zu bringen und hinsichtlich der Gegenleistungen mit dem Kaiser Leopold zu unterhandeln.

Der Graf war nicht glücklich; die Unterhandlungen zo-

gen sich bis in's Jahr 1700 hin und er bat endlich um seine Abberufung, die er auch erhielt. Im Begriff abzureisen, erhielt er von Berlin die Weisung, daß er versuchen sollte, ob die vom Grafen Kinsky vorgeschlagene Summe vielleicht bei einem anderen Minister die gewünschten Früchte trüge. Der Name des Ministers war in Chiffern geschrieben, Dohna übergab die Depesche dem preußischen Gesandten und verließ Wien. Der Gesandte, Geheimer Rath Christian Friedrich Bartholdi, hielt die Chifferschrift für den Namen des Pater Wolff, eines einflußreichen Jesuiten, und wendete sich sogleich an ihn mit der Bitte um seinen Beistand.

Dieser unter dem Namen Pater Wolff bekannte Mann war ein Baron von Lüdingshausen, der früher im Gefolge des kaiserlichen Gesandten Grafen Lamberg, Bischofs von Passau, in Berlin gewesen war. Er wunderte sich also nicht so sehr über das ihm geschenkte Vertrauen, fühlte sich aber zugleich nicht wenig geschmeichelt, daß der protestantische Fürst den Beistand der Jesuiten suchte. Um ihm jedoch die Macht ihres Einflusses zu zeigen, bearbeitete er den Kaiser so lange, bis dieser seine Einwilligung gab. Freilich kostete diese Einwilligung sechs Millionen Thaler, von welcher Summe zweihunderttausend Thaler an die Jesuiten kamen.

Trotzdem sprach aber doch Prinz Eugen, dem die Zukunft hell vor die Augen stand, die Behauptung aus, die Minister, die dem Kaiser gerathen hätten, den König von Preußen anzuerkennen, „verdienten gehangen zu werden."

Ein anderer Biograph, der allerdings ebenfalls zugesteht, daß Bartholdi, durch den Zufall unterstützt, Preußen in ein Königreich verwandelt hätte, erklärt, daß in der Depesche gestanden hätte, der Gesandte könne alle Register ziehen, nur solle er den Pater Wolff v e r m e i d e n. Statt

dessen aber habe der Gesandte gelesen, er solle ihn nur verwenden.

Außer der Leistung jener Baarzahlung übernahm der neue König die Verbindlichkeit, zu allen Kriegen Oestreichs zehntausend Mann zu stellen. Der Kaiser bedurfte dieser Hülfe. Und vielleicht trug diese Aussicht eben so viel zu seiner Bereitwilligkeit, auf die Wünsche des Königs einzugehen, bei, als das Fürwort der Jesuiten. Am 1. November 1700 war der letzte König von Spanien aus dem Hause Habsburg gestorben und am 16. November 1700 kam der Kronenvertrag über die preußische Königswürde zu Stande.

Außer dem Kaiser erkannten England und Holland, der Kaiser von Rußland und der König von Dänemark den neuen König an. Karl der Zwölfte von Schweden erklärte zwar anfangs, der Kaiser könne nicht Könige nach Belieben schaffen, fügte sich jedoch, als der nordische Krieg ausbrach, 1703 in die Anerkennung. Von Frankreich ward die preußische Königswürde erst nach Beendung des spanischen Erbfolgekrieges im Utrechter Frieden 1713 anerkannt.

Der Papst verweigerte die Anerkennung auf das Bestimmteste und behauptete, die ehrwürdige heilige Königswürde könne nur auf dem Haupte eines katholischen Fürsten ruhen und durch ihn selbst ertheilt werden. Ueberdies besitze der Herrscher von Brandenburg ja Preußen nur durch den Abfall von der rechtgläubigen Kirche und sei der Usurpator der Güter derselben. Da hierauf weiter nichts erfolgte, so hielt Clemens der Neunte ein geheimes Consistorium und protestirte förmlich, indem er erklärte:

„Ihr habt vernommen, daß Friedrich, Markgraf von Brandenburg, mit Verachtung der Autorität der Kirche Gottes sich öffentlich den Namen und die Insignien eines

Königs von Preußen angemaßt hat. Es ist dies ein wahrhaft profaner und bei den Christen unerhörter Gebrauch, und er hat sich unvorsichtig genug der Zahl Derer beigesellt, von denen es in der Schrift heißt: „Sie haben regiert, aber nicht durch mich; sie waren Fürsten, aber ich kannte sie nicht."

Bei der Kaiserwahl Carls des Sechsten 1714 wollte der päpstliche Nuntius Cardinal Albani nochmals protestiren. Der preußische Wahlbotschafter, General Graf Dohna, erklärte ihm aber, er werde in Bezug als Gesandter zur Kaiserwahl nur als italienischer Edelmann betrachtet und werde es als solcher zu bereuen haben, wenn er sich auflehne. Zugleich drohte Dohna, ihm sein Uebergewicht auf so handgreifliche Weise zu zeigen, daß ihm die Lust des Einspruchs vergehen sollte. Vor so schlagenden Argumenten strich der geistreiche Herr die Flagge und stellte sogar später, als General Georg Abraham von Arnim-Boitzenburg — der als General-Feldmarschall und Ritter des schwarzen Adlerordens 1734 starb — Befehl erhielt, mit seinen preußischen Regimentern, die während des spanischen Erbfolgekrieges in Italien standen, in den Kirchenstaat einzurücken, in Abrede, daß er überhaupt habe protestiren wollen.

Der Papst begnügte sich nun blos damit, den König von Preußen in den römischen Staatskalender als „Marchese di Brandenburgo" eintragen zu lassen und übersendete dem Feldmarschall Daun noch im Jahre 1759 nach dem Siege bei Hochkirch einen geweihten Degen mit Hut, zum Zeichen, daß er Ketzer, so gut wie Alba die Niederländer und Sobiesky die Türken, besiegt habe.

Noch bei seinem Tode, im Jahre 1786, stand Friedrich der Große einfach als Marchese di Brandenburgo im rö-

mischen Staatskalender verzeichnet. Jedoch jetzt machte ein ernstes Wort Lucchesini's, des damaligen Staatsministers und späteren Gesandten in Wien, an den päpstlichen Staatssecretair dieser lächerlichen Komödie ein Ende, und vielleicht war auch hier, wie bei so vielen anderen Gelegenheiten, Lucchesini's persönlicher Einfluß von größerer Wirksamkeit, als alle vorzubringenden Motive des preußischen Hofes.

Friedrich der Dritte war so glücklich über die Realisirung seines Lieblingswunsches, daß er sofort zur feierlichen Krönung schritt, wenn ihm auch die späteren Protestationen des Pfalzgrafen Ludwig von Neuburg, als Hochmeister des deutschen Ordens, und des in Paris lebenden litthauischen Fürsten Radziwil sehr störend waren.

Kaum einen Monat nach Abschluß des Kronenvertrags trat er am 17. Dezember 1700 mit seinem ganzen Hofstaat die Reise nach Königsberg an, und diese Reise ist historisch berühmt geworden, denn es war eine der splendidesten und ward in Europa wohl nur durch den Triumphzug der Kaiserin Katharina von Rußland übertroffen.

Außer den dreihundert Karossen und Rüstwagen, in denen Personen und Bagage fortgeschafft wurden, mußten außer den Pferden des Marstalls und anderen aus Berlin mitgenommenen noch anderweite dreißigtausend Pferde zu Aushülfe und zum Vorspann bereit gehalten werden. Da der König nur die Vormittage unterwegs sein wollte, so dauerte die Reise zwölf Tage und an jedem Orte, wo er rastete, war Mittags große Galatafel und Abends fanden allerlei Festlichkeiten statt.

Die junge reizende Königin erfreute sich der Stallmeisterdienste ihres galanten Schwagers, des Markgrafen Albrecht, des Heermeisters zu Sonnenburg, der sogar den Kut-

scher von seinem Posten trieb. Er saß trotz Kälte und Schneewetter, im goldgestickten Sammtrock, mächtiger Perrücke, kurzen Beinkleidern und seidenen Strümpfen auf dem hohen Bocke und ließ sich durch die lange Dauer der Reise nicht beirren.

Der 18. Januar 1701 war zum Krönungstage bestimmt, aber schon am 29. Dezember 1700 traf der König in Königsberg ein, und eine eigens dazu niedergesetzte Kommission, an deren Spitze Herr von Kolbe stand, hatte die Krönungs-Ceremonien zu veröffentlichen und zu leiten. Zunächst ward das Programm gedruckt, dann riefen es prächtig gekleidete Herolde unter Dragonerbegleitung in der Stadt aus und die schaulustige Menge fand beständig etwas zu gaffen.

Am Tage vor der Krönung stiftete der König den höchsten von Preußens Orden, den schwarzen Adlerorden, der zur Erinnerung an Friedrich's Mutter, eine Oranien, am orangenfarbenen Bande getragen ward und anfänglich auch der Orden von Oranien hieß. So verwirklichte er jetzt ein Spiel seiner Kindheit, wo die junge Seele schon mit Bildern des Glanzes und der Pracht angefüllt war, die später sein Lebenselement wurden.

Als zehnjähriger Knabe, auf dem Gute seines Erziehers in Altenlandsberg, stiftete Friedrich nämlich schon den Orden „de la générosité“. Er ersann die Insignien selbst, erkundigte sich sehr genau nach dem Ceremoniell bei der Aufnahme der Johanniterritter zu Sonnenburg und schlug nach denselben in der Kirche beim Klange der Orgel seine Hofleute zu Rittern. Dabei nahm er auf einem großen Sessel Platz. Zu seiner rechten Hand lehnte das Schwert, links

lag das Cruzifix auf sammtenem Kissen und knieend empfingen die Ritter den Schlag.

Aber nicht zufrieden, blos Würden auszutheilen, verlangte er auch für sich, kaum sechszehn Jahre alt, von Karl dem Zweiten von England den Hosenbandorden, der an dem Knie seines Vaters immer ein Gegenstand des Neides für ihn war, gewiß nicht blos deshalb, weil das von Perlen und Steinen funkelnde Band ihm die Augen stach, sondern mehr der Auszeichnung halber, da früher, ehe dieser Orden erweitert ward, nur Personen von höchstem Range als Ritter zuläßig waren.

Der schwarze Adlerorden besteht aus einem goldenen Kreuz mit acht Spitzen, deren jede mit einem blau emaillirten goldumränderten Knopf verziert ist. In den Winkeln, welche die Spitzen bilden, sind vier schwarze Doppeladler mit ausgebreiteten Flügeln angebracht. Den Mittelpunkt bilden erhaben in Gold die Buchstaben F. R. Das Kreuz hängt an dem schon erwähnten breiten Bande, welches von von der linken Schulter über die Brust geht und über die rechte Hüfte fallen muß. Auf der linken Seite der Brust hängt an einem schmäleren Bande ein dazu gehöriger silberner Stern, in dessen Mitte ein auffliegender schwarzer Adler angebracht ist, der in der einen Klaue einen Donnerkeil, in der andern Klaue einen Lorbeerkranz hält; um beides läuft die Inschrift: Suum cuique.

Der König ist Großmeister des Ordens, nur die Vornehmsten oder Verdienstvollsten erhalten ihn, und wer ihn erhält, ist zugleich auch Ritter des rothen Adlerordens, der von König Friedrich Wilhelm dem Zweiten zum zweiten preußischen Orden erhoben ward.

Am Krönungstage selbst erschien Friedrich schon früh

vor acht Uhr im großen Saale des Königsberger Schlosses im vollständigen Krönungsornate. Sein scharlachfarbenes Kleid war mit Diamantknöpfen besetzt, von denen jeder dreitausend Ducaten an Werth hatte.

Seinen purpurfarbenen Krönungsmantel bedeckten in Gold gestickte Kronen und Adler. Er ward von einer Diamantagraffe zusammengehalten, die eine Tonne Goldes werth war.

Nachdem er den im Saale stehenden Thron bestiegen hatte, empfing er die Krone, die ihm Herr von Kolbe auf den Knien präsentirte, denn er, der den König am meisten auf dieser Bahn vorwärts getrieben hatte, sollte ihm heut der Nächste sein. Der König empfing also die Krone und drückte sie sich auf's Haupt, um dann die Huldigungen der Prinzen des königlichen Hauses und die seiner Hofleute zu empfangen.

Dann begab sich der Zug nach den Zimmern der Königin, die der König ebenfalls krönen wollte. Sie erwartete den Gebieter bereits und war eben so wie er in Purpur und Gold gekleidet. Der Mantel war mit Gold gestickten Kronen und Adlern übersäet und unter denselben sah man die Diamantknöpfe des Brustlatzes funkeln. Ueberdies trug sie ein Bouquet, aus Steinen und Perlen kunstvoll gefaßt. Sie war jedoch so unbefangen wie gewöhnlich, wenn sie auch die Krone knieend empfing.

Da der neue König hier den ganzen Act mit seiner gewohnten gravitätischen Steifheit beging und in dem so lange ersehnten Hochgenuß schwelgen wollte, so zog er die Ceremonie so in die Länge, daß Sophie Charlotte ungeduldig ward und zum Entsetzen des Hofes und zum großen Verdrusse des Königs eine Prise Schnupftabak nahm.

Natürlich unterließ der König nicht, ihr die gebührende Zurechtweisung zukommen zu lassen.

Von dem Saale aus begab sich der feierliche Zug in die Kirche. Dem König voraus schritten die beiden Obermarschälle, die Grafen Lottum und Wallenrode, mit erhobenen Stäben. Hinter ihnen kamen der Kanzler von Kreytpen mit dem Reichssiegel und der Landhofmeister von Perband mit dem Reichsapfel, auf rothsammtnem Kissen mit Gold getragen. Das Schwert trug der Oberburggraf Ahasver von Lehndorf blank und frei. Dann kam der König, in der rechten Hand das Scepter und am linken Arme die Königin, beide die blitzenden Kronen auf dem Haupte. Den Zipfel von des Königs Mantel trug der Oberkammerherr von Kolbe, die Schleppe der Königin die Herzogin von Holstein-Beck. Hinter ihnen kamen der Graf Dohna von Reichertswalde mit dem Reichspanier, der Herzog Friedrich Ludwig von Holstein-Beck, der Gouverneur von Preußen war, und so fort.

In der Kirche angelangt, nahm das königliche Paar seine Sitze ein und die Ceremonie endete mit dem Genuß des Abendmahls.

Hier figurirten die vom König geadelten Bischöfe Benjamin Ursinus von Bär und Dr. Leonhard von Sonden. Der Erstere war ein reformirter Geistlicher und reichte das Brot, der Zweite war lutherisch und reichte den Kelch. Beide salbten dann König und Königin, so daß dies, so wie der Segensspruch doppelt geschah.

Hierauf ging der Zug wieder zurück nach dem Schlosse. Vor demselben ritt der Geheime Kammerdiener Hofrath Stosch, um für zehntausend Thaler goldene und silberne Krönungs-

münzen unter das Volk zu werfen. Der Jubel war ungeheuer.

Im großen moskowitischen Saale fand bei Kerzenglanz und zugezogenen Fenstern Mittags zwei Uhr das Krönungsbanquet statt. Die neuen Majestäten speisten von goldenen Schüsseln und Alles war magnifik. Nachdem die Majestäten sich erhoben hatten, speisten die Minister, Cavaliere, die Stände, die gelehrten Collegia und die verschiedenen Corporationen an eigens für sie hergerichteten Tafeln und wurden auf das Splendideste bewirthet.

Eben so wie bei der Kaiserkrönung zu Frankfurt, ward während des Banquets ein auf einem freien Platze am Spieße gebratener ganzer Ochse verspeist. Seine Eingeweide bestanden jetzt aus Schafen, Ferkeln, Hasen, Rehen, Hühnern und anderem Geflügel, zum Zeichen, daß sich die Herrschaft des Königs über Alles erstrecke. Um den Kopf des Ochsen entspann sich ein Kampf und der, der ihn nach einigen empfangenen Wunden erbeutete, erhielt von dem König ein nicht unbedeutendes Geldgeschenk.

In der Nähe dieses Schauplatzes sprangen aus zwei Fontainen rother und weißer Wein und es war natürlich, daß sich eben so viel Volk an diese Quellen drängte als an den gebratenen Ochsen.

Abends war die Stadt prachtvoll erleuchtet. Da es an Blumen fehlte, so vertraten Tannenzweige deren Stelle. Allenthalben brannten Freudenfeuer und die Zahl der Transparente und brennenden Embleme war ungeheuer. Auch spielten überall Musikchöre. Unter dem feierlichen Geläute aller Glocken fuhr der Hof in sechzig Equipagen von sieben Uhr an durch die Straßen und ließ da anhalten, wo beson-

ders sinnreiche oder schmeichelhafte Ausschmückungen angebracht waren.

Am nächsten Vormittage war große Tour, Präsentation der Behörden und Corporationen und Handkuß für die hoffüchtigen Inländer; für auswärtige Notabilitäten und die Gesandten am Nachmittage. Dann folgten Feste auf Feste die ganzen Monate Januar und Februar hindurch bis zum 8. März, wo der Aufbruch nach Berlin erfolgte.

Während aller dieser Festlichkeiten ward ungeheure Pracht entfaltet. Man entnahm das Sujet für die verschiedenen Vorstellungen bald der Mythologie, bald der Geschichte, zuweilen aber auch der Bibel, wo natürlich namentlich der König Salomo herhalten mußte, denn der neue König fühlte sich nicht wenig geschmeichelt, als ein zweiter Salomo betrachtet zu werden.

Bei alle dem aber behielten die Feste etwas Schwerfälliges und Steifes, was natürlich in dem Geiste jener Zeit lag.

Der Zufluß der Fremden war ungeheuer; wer Anspruch auf Reichthum und hohen Rang machte, wollte sehen und sich sehen lassen und kein Opfer ward gescheuet, um Andere zu verdunkeln.

Obschon der königliche Zug am 8. März aufbrach, so zog er doch erst am 6. Mai in Berlin durch die hier erbaueten sieben Ehrenpforten ein. Feste und Empfangsfeierlichkeiten unterwegs hatten die Reise so sehr verzögert. In Berlin begannen sie aufs Neue und dauerten bis zum 22. Juni, wo ein großes Dank-, Buß- und Betfest den Cyklus der Feierlichkeiten schloß.

Der König ließ auf seine Kosten eine Beschreibung der Krönungsceremonie und der damit verbundenen Feste,

Aufzüge und Spiele drucken und zwanzig erläuternde Kupfertafeln dem Werke beigeben. Der Oberceremonienmeister Hofrath Besser war mit dieser Arbeit beauftragt worden und da sie zu des Königs vollkommenster Zufriedenheit beendet ward, so erhielt er eine Belohnung von zweitausend Thalern.

Inzwischen war die Annahme der Königswürde allen europäischen Höfen notificirt worden. Die deutschen Kurfürsten und Fürsten mit Ausnahme von Baiern und Köln, die Könige von Dänemark und England, die Generalstaaten und die evangelischen Cantone der Schweiz beantworteten diese Notification durch schriftliche Beglückwünschung. Von anderen Regierungen erfolgte dieselbe mündlich. So schickte der Kaiser einen außerordentlichen Gesandten in der Person des Grafen Joseph Paar, der König von Polen in der des Kronoberschenken Towiansky, und von Rußland erschien ebenfalls eine Gesandtschaft.

König Friedrich, der sich nun erst recht darin gefiel, den Pflichten der Etikette aufs Gewissenhafteste nachzukommen, unterließ nicht, sich für diese Gratulationen zu bedanken und schickte zu diesem Zwecke den Grafen Solms-Laubach nach Wien und den Obermarschall Graf Wallenrode nach Warschau.

Zweites Kapitel.

Eberhard Dankelmann. — Seine Herkunft und Ausbildung. — Er rettet Friedrich das Leben. — Sein allmäliges Aufrücken bis zum Premierminister. — Seine sechs Brüder. — Sein Sturz. — Er wird verhaftet und verbannt. — Seine Rehabilitation und sein Tod. — Feldmarschall von Barfuß. — Kolbe von Wartenberg. — Der Staatssecretair Ilgen. — Kolbe als Premierminister. — Der Hofmarschall von Wensen. — Kolbe-Wartenberg's Pläne mit seiner Frau und dem König. — Die drei „W". — Graf Wittgenstein. — Graf Wartensleben.

Eberhard Dankelmann, dessen Name bereits als der eines Sternes erster Größe am Hofe Friedrichs genannt worden, gehörte gleichwohl schon nicht mehr zu der Zahl der Säulen, deren Aufgabe es war, dem neuen Königsthron ein dauerndes Fundament zu geben.

Dankelmann's Laufbahn war eine glänzende, aber leider verhältnißmäßig kurze. Im Jahre 1643 zu Lingen im Nassauischen geboren und Sohn des Landrichters Sylvester Dankelmann, ward er, obschon von bürgerlichem Stande, doch mit zwanzig Jahren zweiter Erzieher des Prinzen mit dem Titel eines Studiendirectors und hatte in diesem Alter schon England, Frankreich und Italien selbstständig bereist. In Holland lernte ihn der Große Kurfürst kennen und nahm ihn mit nach Berlin. Zwei Jahre später, 1665, ward er Titularrath, 1669 halberstädtischer, 1676 kurmärkischer Regierungsrath und zuletzt Kammer- und Lehnsrath unter dem Großen Kurfürsten.

Zweimal vor Friedrichs Regierungsantritt rettete Dankelmann durch sein energisches Einschreiten seinem Zögling das Leben — das eine Mal bei dem angeblichen Vergiftungsversuche der Stiefmutter, das zweite Mal bei einem

Stickflusse, wo er dem Prinzen, trotz des Protestirens des Leibarztes, eine Ader öffnen ließ, als er sah, daß er zu athmen aufgehört hatte. Sofort kehrte das Leben zurück.

Später gelang es ihm auch, eine Aussöhnung zwischen dem Kurfürsten und seiner Stiefmutter zu bewirken. War es also zu viel, daß ihn sein dankbarer Schüler 1692 zum Regierungspräsidenten in Cleve und 1695 am 2. Juli bei offener Tafel zum Premierminister ernannte?

Somit bekleidete er nun die erste Stelle am Hofe und das eigenhändig von Friedrich dem Dritten aufgesetzte Beglaubigungsschreiben war vielleicht eben so werthvoll, als das Amt selbst, denn er stellte darin seinen neuen Premier als das Muster eines Beamten hin, dessen unbestechliche Treue und Loyalität volle Anerkennung verdiene.

Es war Dankelmann gelungen, seine sechs Brüder eben so zu placiren, daß sie ihren geistigen Fond verwerthen, und eine bedeutende Thätigkeit entfalten konnten.

Der Kurfürst trug bei dem Kaiser Leopold darauf an, daß Dankelmann in den Reichsfreiherrnstand erhoben würde. Da er sehr wohl wußte, daß diese Standeserhöhung nur dann Werth für ihn haben würde, wenn seine Brüder diese Ehre theilten und da auch diese sich dem Staate nützlich erwiesen hatten, so bat er, den neuen Titel auch auf sie auszudehnen.

Der Kaiser bewilligte das Gesuch in Bezug auf die Brüder, den Oberpräsidenten wollte er jedoch sogar in den Grafenstand erheben. Dankelmann lehnte dies aber ab. In dem Adelsdiplom ward dies ganz besonders bemerkt und in dem Wappen hingen sieben Scepter an einem Ringe zum Zeichen des Zusammenhaltens. Diese sieben Brüder hingen auch wirklich so innig an einander und arbeiteten sich so

harmonisch in die Hände, daß sie, die allgemein beim Volke beliebt waren, das Siebengestirn oder die sieben Planeten genannt wurden.

Auch ließ Dankelmann eine auf dieses seltsame Phänomen Bezug habende Münze prägen, die sich noch im Dankelmann'schen Familienarchive befinden soll.

Der Kurfürst verlieh seinem Liebling noch die Erbpostmeisterwürde, die Hauptmannschaft zu Neustadt an der Dosse und bedeutende Güter und Lehen für seine Familie, von welcher er der mittelste Sohn war. Der älteste, Johann, geb. 1636, gest. 1705, war Geheimerrath, Resident im westphälischen Kreise und Präsident der westphälischen Compagnie in Emden. Der zweite war Thomas, geb. 1638, gest. 1709, brandenburgischer Geheimerrath, englischer Rath, Envoyé extraordinaire beim König von England und Landrichter in Lingen. Sylvester, geb. 1640, war Geheimer Etatsrath, Kammergerichts- und Consistorial-Rath. Er war der erste der sieben Brüder, den der Tod aus seiner glänzenden Laufbahn riß; er starb den 6. August 1695, also bald nach der Erhebung seines Bruders Eberhard, welchen alle seine Brüder damals besucht hatten, um ihm zu danken und zu beglückwünschen.

Der Oberpräsident war der nun folgende Bruder. Dann kam Daniel, der fünfte, geboren 1648, gestorben 1709. Er bekleidete das Amt eines Generalkriegscommissairs und war zugleich Geheimer Etatsrath. Der sechste war 1650 geboren und überlebte Friedrich den Ersten noch im Staatsdienste. Er hieß Nicolaus, war erst Geheimer Rath, dann Kammerpräsident in Magdeburg und Kanzler zu Halle, im Jahre 1695 Envoyé extraordinaire beim Kaiserlichen Hofe und 1697 beim Ryswicker Friedensschlusse. Er starb 89 Jahre

alt 1739 auf seinem Gute Lodersleben in Thüringen, welches später das Stammgut der Familie ward, und war Stammvater der noch lebenden Linie, da seine Brüder theils unvermählt, theils kinderlos blieben oder ihre Nachkommen starben. Der siebente Bruder, Wilhelm, war 1654 geboren, ward ebenfalls Geheimerrath und starb als Kanzler zu Minden.

Eberhard Dankelmann stand damals, als ihn der Kurfürst öffentlich belobte, im Zenith seines Glückes. Seine Feinde — und deren besaß er viele, erstens in seiner Eigenschaft als Günstling und zweitens weil er von stolzem, unbeugsamem Charakter war und sein geistiges Uebergewicht allenthalben anerkannt wissen wollte — arbeiteten unaufhörlich an seinem Sturze.

Ganz besonders geschah dies von der alten Adelspartei durch Herrn von Kolbe, einen Mann, den Dankelmann erst an den Hof gezogen und, als er seine Talente erkannt, befördert hatte.

Kolbe war nicht blos klug, sondern auch listig und schlau. Er faßte Menschen und Verhältnisse schnell und richtig auf und wußte sie zu seinem Vortheile zu benutzen. Ganz besonders suchte er den Neigungen und Leidenschaften des Monarchen zu schmeicheln und langsam seine persönliche Anhänglichkeit an seinen ehemaligen Lehrer zu untergraben. Er wußte, daß er mächtige Unterstützung in seinem Vorhaben und an Dankelmanns düsterm Ernste und maßlosem Stolze die besten Bundesgenossen hatte.

Als Dankelmann fühlte, daß man ihn für entbehrlich hielt, reichte er sein Gesuch um Entlassung ein. Man konnte ihm dies nicht verargen. Wer so redlich wie er gewirkt und dem König so wichtige Dienste, persönliche Dienste, geleistet, wollte wenigstens mit Ehren vom Schauplatze der Thätigkeit abtreten.

Nur einen einzigen schwachen Versuch machte er, um sich die Gnade des Königs wieder zu sichern. Es war bei Gelegenheit der Einweihung seines neu erbaueten Hauses, wo er ein großes Fest gab. Man tanzte in dem prächtig decorirten Hause, die anmuthige Wirthin machte hier die honneurs, während Dankelmann und der Kurfürst in dem Arbeitskabinet des Letzteren standen und Friedrich die prächtigen Gemälde, so wie überhaupt die ganze Einrichtung bewunderte.

„Diese Bilder werden vielleicht bald eben so wie das ganze Haus in die Hände Ew. kurf. Durchlaucht übergehen, wenn es meinen Feinden gelingt, mir meines Fürsten Gnade zu rauben und mich zu stürzen."

Dankelmanns Stimme zitterte, über sein ernstes Gesicht breitete sich ein Schatten düsterer Trauer und der Kurfürst war so bewegt, daß er die Hand auf die auf dem Tische liegende Bibel legte und ihm die feierliche Versicherung gab, daß dieser Fall nie eintreten könne.

Und dennoch verging nur kurze Zeit, als sich dem bisherigen Günstling die Gewißheit aufdrängte, daß auf ein Fürstenwort oft weniger zu bauen sei, als auf das eines schlichten deutschen Mannes. Er sah sich, wie bei vielen Dingen, auch beim Abschluß der Ryswicker Friedenspräliminarien in den Hintergrund gedrängt und bat unter dem Vorwande, bei seiner zunehmenden Kränklichkeit den Arbeiten seines Berufs nicht mehr gewachsen zu sein, um seinen Abschied. Er erhielt ihn am 27. November 1697 mit einem Jahrgehalt von zehntausend Thalern als Belohnung für seine fünfunddreißigjährigen treuen Dienste.

Dankelmann war jetzt Minister ohne Portefeuille, er blieb jedoch in Berlin und erschien bei Hofe, wo der Kur-

fürst nach wie vor seine Unterhaltung suchte. Dies geschah auch am 10. December 1697 Abends. Allein kaum war er nach Hause zurückgekehrt, so erschien der Garde-Oberst von Jettau in demselben Hause, in welchem der Kurfürst ihm die Versicherung seiner unwandelbarsten Liebe gegeben. Es war dies in dem sogenannten Fürstenhause in der alten Friedrichstraße auf dem Werder.

Der Oberst hatte Befehl, Dankelmann festzunehmen und nach Spandau abzuführen, nachdem sein Eigenthum mit Beschlag belegt worden war. Alle seine Güter, Marzahne bei Berlin, Zimmerbude, Groß und Klein Quittainen in Preußen, Biesenbruch in der Uckermark, Ungelingen und Schönebeck in der Altmark und die Kohlenbergwerke bei Wettin wurden confiscirt. Sein Haus mit sammt der Einrichtung hatte dasselbe Schicksal; seine Ahnung hatte ihn also nicht betrogen, alles kam in die Hände des Kurfürsten und ihm ließ man nicht einmal die Freiheit. Ja, man betrachtete es sogar noch als einen Act der Gnade, daß man seiner Gemahlin gestattete, sein Gefängniß mit ihm zu theilen.

Später transportirte man ihn nach Peitz und auch dahin folgte ihm sein treues Weib, die Schwester des Kammerherrn Morian von Calbeck, eine Verwandte des General-Feldmarschall von Spaan. Sie verdient, daß der Griffel des Historikers ihren Namen verewigt, denn sie als Weib mußte den grausamen Wechsel des Schicksals tiefer empfinden als ihr Gatte, und dennoch war vielleicht ihre Anwesenheit allein im Stande, einige Sonnenblicke in dieses nun so düstere Leben zu werfen.

Bei der Geburt des ersten Enkels des Königs 1707 wurden viele Staatsgefangene begnadigt. Dankelmann befand sich ebenfalls unter ihnen, ward jedoch nur unter dem

Vorbehalt entlassen, daß er seinen Wohnsitz in den preußischen Landen nehme. Er wendete sich diesem Befehle zu Folge nach Cottbus, wo er seine Pension von zweitausend Thalern verzehrte. Erst nach Friedrichs Tode erhielt der siebzigjährige Greis eine Ehrenerklärung und der junge König Friedrich Wilhelm ging öffentlich mit ihm zur Kirche. Eine neue Anstellung erhielt oder begehrte Dankelmann nicht, wohl aber einen Jahrgehalt von zehntausend Thalern, was bei der Sparsamkeit des Königs unerhört war. Von seinem confiscirten Eigenthum erhielt er jedoch nichts zurück. Er starb 1722 im achzigsten Jahre, doch schweigt die Chronik davon, ob seine Gemahlin ihn überlebte.

Nach Dankelmanns Sturz ward der Feldmarschall Johann Albrecht von Barfuß Premierminister. Im Uebrigen nahm jedoch Graf Christoph von Dohna, der am meisten mit zu Dankelmanns Untergang beigetragen, in der Gunst des Königs seine Stelle ein und ging, wie schon erwähnt, später nach Wien. Johann Kasimir von Kolbe stand noch auf einer tieferen Sprosse der Leiter, deren höchste Höhe er um jeden Preis erreichen wollte.

Barfuß war 1631 geboren. Er stammte aus einer Patrizierfamilie aus Köln, die ihre Ahnen bis in die Römerzeit zurück verfolgte und dort den großen „Parfusen-Hof" am Berlich, sonst Palast der Mutter Constantins des Großen, der bekannten Kaiserin Helena, besaß. Mit den Kolonisten, die Albrecht der Bär aus Holland und den Rheinlanden nach den Marken zog, kamen die Barfuße nach der Altmark.

Johann Albrecht war schon vom großen Kurfürsten 1684 zum Generalmajor erhoben worden, denn er war ein tapferer Kriegsheld, der namentlich bei der Erstürmung Ofens 1686 gegen die Türken seine Schaaren geführt hatte. Nach der

Thronbesteigung Friedrichs avancirte er 1688 zum Generallieutenant. Er benutzte die Gunst des Königs, um Schöning im Jahre 1689 aus dem Wege zu intriguiren und dann allmälig Dankelmann aufs Korn zu nehmen. Nur mußte er hier vorsichtiger zu Werke gehen. 1695 stieg er zum General-Felmarschall-Lieutenant, 1696 zum General-Feldmarschall und 1698, nachdem Dankelmann beseitigt war, zum Oberkriegspräsidenten. Außerdem ward er Gouverneur von Berlin, erhielt die Dankelmann gehörige Herrschaft Quittainen in Preußen und die Herrschaft Cossenblatt bei Beskow.

Nachdem er einmal so weit gestiegen war, wollte er sich auch noch mit einer andern mächtigen Familie verbinden. Seine Gemahlin, eine geb. v. Schlabrendorf, war gestorben und er vermählte sich 1692, also im zweiundsechzigsten Jahre mit der Tochter des Grafen von Dönhoff. An diese Familie kam daher auch später das Gut Quittainen. 1699 erhob ihn der Kaiser Leopold in den Reichsgrafenstand.

Nur kurze Zeit jedoch gelang es ihm, sich in der Gunst des neuen Königs zu behaupten. Kolbe hatte nicht für ihn, sondern für sich selber, den allgemein beliebten Dankelmann beseitigt. Jetzt kam die Reihe an den Vordermann, dennoch konnte er ihn vor 1702 nicht ganz aus seinem Geschäftskreise verbannen, denn Barfuß stemmte sich mit zäher Energie, so lange er es vermochte. Endlich mußte er aber doch unterliegen und Kolbe das Feld räumen.

Dieser war zu Metz 1643 geboren und kam schon zu Zeiten des Großen Kurfürsten mit der Schwester seiner Gemahlin, der, ihrer Liebschaften wegen bekannten Marie von Oranien, Pfalzgräfin von Simmern, im Jahre 1682 als deren Oberstallmeister nach Berlin, wo sie einen Besuch abstattete. Er wußte sich damals schon am Hofe so beliebt zu

machen, daß es ihm gewiß nicht schwer geworden sein würde, dort eine Anstellung zu erhalten. Wie die Fama sagte, war er aber seiner Herrin unentbehrlich und fand jedenfalls seinen Vortheil dabei, in ihrem Dienste zu bleiben, wenn er ihr auch merken ließ, daß er anderweit begehrt ward. Als sie jedoch im Jahre 1688 starb, eilte er sogleich nach Berlin und obschon der Große Kurfürst seiner Schwägerin bald im Tode folgte, so ward er doch angestellt. Im Jahre 1690 ward er Hauptmann von Oranienburg, 1691 Schloßhauptmann zu Berlin, 1696 Oberstallmeister, und nach dem Tode des Grafen Friedrich Dönhoff erhielt er die Kammerherrnstelle, die dieser bekleidet hatte.

Mehr als der Kurfürst selbst hatte ihn anfangs Dankelmann gehoben, der bei der schweren Geschäftslast, die er zu tragen hatte, oft nicht die Zeit fand, den Ansprüchen des Kurfürsten auf Unterhaltung zu genügen. Hierzu paßte der geschmeidige aufgeweckte Kolbe vortrefflich, um so mehr, da Dankelmann ihm nicht die Befähigung zutraute, jemals selbstständig als Staatsmann wirken zu können. Mochte er aber nun diese Befähigung haben oder nicht, so besaß er den Ehrgeiz, höher als sein Gönner zu stehen, doch ganz gewiß, obschon er ihn unter gefälliger Bescheidenheit versteckte.

Wie schon erwähnt, nährte er die Leidenschaften des Kurfürsten, und gewann immer mehr Terrain, was er natürlich jeden Fußbreit Dankelmann abrang. Geschickt benutzte er jede Gelegenheit, jede Person und jeden zufällig scheinenden Umstand.

Am meisten wirkte er auf die Eitelkeit des Kurfürsten ein; er ließ ihn merken, daß er nur die Maschine und Dankelmaun die Seele sei, daß der stolze Mann sich nicht einmal die Mühe nähme, dies den Augen der Höflinge und des Vol-

kes zu verbergen, sondern jede Gelegenheit ergriffe, dies zu zeigen.

Dies wirkte und als er die letzte Mine springen ließ, zeigte sich der Kurfürst nicht blos undankbar und ungerecht, sondern beinahe grausam.

Dankelmann zweifelte an Kolbe's Befähigung zum Staatsmann, an seiner Schlauheit und Ausdauer aber konnte er nicht zweifeln, und die Ueberzeugung, daß er das Opfer eines doppelten Undanks sei, vermehrte sicher die schmerzliche Bitterkeit in seiner Seele.

Barfuß war von der Nemesis ereilt worden und Kolbe stand jetzt am Staatsruder, welches er dreizehn Jahre lang zur Zufriedenheit seines königlichen Herrn führte. Die ihm fehlende Befähigung mußte ein Anderer ersetzen. Dieser war der Staatssecretair Rüdiger Ilgen, der, obschon bürgerlich, doch von Kolbe, da er ihm unentbehrlich war, bis zu dieser Höhe gehoben ward. Er war seine rechte Hand und mit seiner Hülfe verwaltete er, neben den beiden schon genannten Hofämtern, die General-Oekonomie-Direktion, die Oberhauptmannschaft aller Chatoullenämter, die Oberaufsicht über die königlichen Schlösser, das Generalpostmeisteramt und das Marschallamt von Preußen. Ferner erhielt er die Oberaufsicht über die großen Bauten, die der König ausführen ließ, und leitete namentlich den Bau des neuen Schlosses in Berlin. Er erhielt die Curatel über alle Universitäten, auch über die noch von Dankelmann und Fuchs im Jahre 1694 gestiftete Universität Halle. Dann die Oberaufsicht über die neu gegründeten Akademien, namentlich die Maler- und Bildhauer-Akademie, die im Jahre 1699, und der Ritterakademie, die im Jahre 1705 gegründet ward.

Als der König gekrönt war, ward Kolbe Premiermini-

ster. Es geschah dies im Jahre 1701. Er dirigirte das Finanzwesen und wußte, nachdem der Wunsch seines Herrn in Bezug auf die Königskrone erfüllt war, ihn anzufeuern, es Ludwig dem Vierzehnten gleich zu thun. Obwohl der König diesen Fürsten gründlich haßte, so wollte er doch, was Luxus und Pracht betraf, gern mit ihm wetteifern, und Kolbe wußte auf diese Weise geschickt auf ihn einzuwirken.

Im Jahre 1704 ward er auf Verwendung des Königs vom Kaiser Leopold in den Grafenstand erhoben und da er ein altes Schloß in der Pfalz besaß, so ward er nach demselben Graf von Wartenberg genannt. Später gelang es ihm auch, Sitz in dem Wetterauischen Grafencollegium zu erhalten; nach seinem schimpflichen Sturz 1710 aber mußte er die Schande der Ausschließung erfahren.

Neben dem Premierminister verwaltete Paul von Fuchs die Justiz und die geistlichen Angelegenheiten bis zu seinem Tode 1704. Er war 1695 Präsident des Consistoriums geworden. Barfuß ward, wie schon erwähnt, Kriegsminister und die auswärtigen Angelegenheiten kamen in die Hände von Rüdiger Heinrich Ilgen, der später in den Adelstand erhoben ward.

Ehe Barfuß sich aus der Gunst des Königs vollständig verdrängen ließ, machte er einen Versuch, Kolbe zu stürzen, und ward in diesem Bemühen durch den Hofmarschall von Wensen, einen Lüneburger, den beiden Grafen Christoph und Alexander Dohna, den General-Kriegs-Commissair Grafen Otto Dönhoff, Sohn von Friedrich Dönhoff und deshalb sein Schwager, und von dem Grafen Lottum unterstützt.

Diese Bemühungen waren aber fruchtlos. Barfuß ward mit zwanzigtausend Gulden pensionirt und starb im einundachtzigsten Jahre. Die beiden Grafen Dohna und der Graf

Otto Dönhoff gingen auf ihre Güter, ob gezwungen oder freiwillig, ist nicht ermittelt worden. Graf Lottum, der General und Gouverneur von Spandau war, mußte den Oberfehl über die preußischen Truppen in Flandern übernehmen ùnd starb 1719 als Generalfeldmarschall und Gouverneur von Wesel achtundsechzig Jahre alt. Er war aus Cleve gebürtig, der Schwiegersohn des alten Oberpräsidenten Schwerin und seit 1704 Reichsgraf.

Am Schlimmsten erging es jedoch Wensen, den man für das Haupt dieses Complots hielt. Er verlor nicht blos seine Stelle, sondern auch seine Freiheit. Später machte ihn sein Verwandter, der Memoirenschreiber Pöllnitz, durch den Einfluß seiner Cousine, der Freundin der Königin, wieder frei, doch erhielt er seine Freiheit nur unter der Bedingung, die preußischen Lande zu meiden.

Kolbe, jetzt Graf Wartenberg, konnte nun unumschränkt walten. Das Kriegsministerium erhielt der Generalfeldmarschall Reichsgraf Alexander Herrmann von Wartensleben, und das Hofmarschallamt der Reichsgraf August von Wittgenstein. Beide waren ebenfalls Fremde im Lande, eben so wie ihr Protector, und da sie so ziemlich miteinander sympathisirten und auf Kosten des Landes den eigenen Vortheil wahrten, so nannte man dieses Kleeblatt, dessen Namen sich alle drei mit dem W anfingen, die „Drei Wehen" des Landes. Diese Benennung ist eben so bekannt geblieben, wie die des Siebengestirns der edlen Brüder Dankelmann.

Wartenberg fühlte sich jetzt so ziemlich sicher, indessen konnte es nichts schaden, seine Hülfsquellen noch um einen Hauptstrom zu vermehren. Er suchte daher den König zu bewegen, nach dem Beispiele des großen Ludwig eine Favoritin zu unterhalten. Diese Favoritin sollte Niemand an=

ders sein als seine eigene Gattin. Die Gräfin Wartenberg sollte durchsetzen, was dem Grafen nicht gelang, und ihre Geschicklichkeit übertraf in der That noch seine Erwartungen. Später mehr von ihr.

Wittgenstein war der Neffe des bekannten Grafen Johann, der beim Westphälischen Frieden brandenburgischer Principalgesandter war. Er war hart, hochfahrend und bornirt, mißtrauisch und egoistisch, aber von dem Premierminister so abhängig, daß er die beabsichtigte Heirath mit der Raugräfin Amalie Elisabeth, einer Tochter des Kurfürsten von der Pfalz und der Degenfeld aufgab, weil Wartenberg sie nicht billigte. Die Herzogin von Orleans schrieb damals aus Marly an die Königin unter dem 2. März 1702:

„Was ist denn dem Grafen Wartenberg für eine Quinte angekommen, daß er dem Grafen Wittgenstein das Heirathen verbieten will, da er doch weder sein Vater, sein Bruder, noch sein Vormund ist? Ich hoffe, die liebe Königin wird die Sache schon wieder zu rechte bringen."

Dies war jedoch nicht der Fall, denn Wittgenstein heirathete 1703 seine Cousine.

Wittgenstein's Gehalt betrug eigentlich nur 30,000 Thaler, er wußte jedoch seine Einnahmequellen so zu vervielfältigen, daß seine Revenüen beinahe denen Wartenberg's gleich kamen.

Wartensleben stand zuerst bei dem französischen Heere, dann nahm er im Hessischen Dienste und später befehligte er die gothaischen Truppen. 1702 zog ihn Wartenberg nach Preußen, er ward General-Feldmarschall und Gouverneur von Berlin. Später ward er Ritter des schwarzen Adlerordens und noch später in den Reichsgrafenstand erhoben. Der Titel erbte fort. Sein Sohn, der die Erbgräfin von

von Flodrop geheirathet hatte, erhielt ihn. Seine Tochter vermählte sich mit dem Feldmarschall Grafen Katte und ward die Mutter des unglücklichen Jugendfreundes Friedrichs des Großen, dem seine Anhänglichkeit an seinen fürstlichen Freund das Leben kostete.

Wartensleben starb 1734, 83 Jahre alt. Er war weit besser als seine beiden Collegen, allein so ängstlich und abhängig von Wartenberg, daß er sich von ihm unbedingt leiten ließ und ihm blindlings folgte. Vereint beherrschten sie Alles, dennoch behaupteten sich die Minister Fuchs und Ilgen neben ihnen, regierten aber freilich nur in ihrem Geiste. Später erhielt auch Daniel Ludolf Dankelmann, den der Sturz seines Bruders mit hinabgerissen hatte, die Stelle des General-Kriegs-Commissairs, die Dönhoff bekleidet hatte. Er war besonnener als sein Bruder, und durch das Schicksal dieses gewitzigt, legte er Wartenberg nichts in den Weg, sondern suchte die Ehrerbietung gegen ihn mit seinen Bemühungen für das Wohl des Staates zu vereinigen.

Drittes Kapitel.

Sophie Charlotte, die philosophische Königin. — Ihre ausgezeichnete Geistesbildung. — Verschiedenheit ihres Charakters von dem ihres Gemahls. — Ihre Mutter, die große Kurfürstin von Hannover. — Sophie Charlotte in Venedig und Paris. — Heirathsprojecte mit einem französischen Prinzen. — Vereitelung derselben. — Sophie Charlotten's Vermählung mit dem „brandenburgischen Aesop." — Sie erbaut Lützelburg, das spätere Charlottenburg. — Ihre Leutseligkeit. — Ihre Umgebung, ihre Feste und Unterhaltungen. — Ihr Verkehr mit Leibnitz. — Ihr Talent für Musik. — Das Theater in Lützelburg. — Ihre musikalische Bibliothek. — Fräulein Pöllnitz. — Frau von Bülow. — Legationsrath Isaak von Larrey. — Graf von Dohna. — Aeußere Erscheinung der Königin. — Ein Carneval in Hannover. — Der moderne Trimalchio. — Raugraf Karl Moritz. — Friedrich's des Großen Urtheil über Sophie Charlotte und Leibnitz. — Der Jesuit Vota. — Sophie Charlotte erkrankt. — Ihr philosophisches Ende. — Ihr prachtvolles Begräbniß.

Die erste Stelle am Hofe des neuen Königs, nächst diesem selbst, behauptete unbedingt seine Gemahlin, die geistreiche Sophie Charlotte, geborene Prinzessin von Hannover.

Während sie die schönen Künste schützte und überhaupt auf einer für die damalige Zeit ungewöhnlichen Bildungsstufe stand, wußte sie bei aller Leutseligkeit gegen das Volk doch den Höflingen, und namentlich Wartenberg gegenüber, ihre Entschiedenheit, und neben der Gräfin, als der königlichen Geliebten, ihre Würde und Hoheit stets zu wahren.

Mit ihrem Gemahl harmonirte sie in vielen Dingen nicht, am wenigsten in seiner Prunksucht und dem beinahe ängstlichen Anklammern an die Etikette, die er für den schützenden Panzer der Herrscher- und vorzugsweise Königswürde hielt, hinter dem sich aber in Wahrheit der Mangel an wirklicher Hoheit und Majestät versteckte. Sie bespöttelte sogar zuweilen seine Schwächen, die Niemandem greller in

die Augen springen konnten, als ihr, der vorurtheilsfreien Frau. —

Die philosophische Königin, wie sie genannt wird, war im Jahre 1668 auf dem Schlosse Iburg im Stifte Osnabrück geboren. Dort war ihr Vater Bischof, denn erst im Jahre 1679 ward er Herzog und später Kurfürst von Hannover. Ihre Mutter war Sophie, Tochter Friedrich's des Fünften von der Pfalz, und seiner Gemahlin Elisabeth, der einzigen Tochter Jakob's des Ersten, für welche Kurfürst Georg Wilhelm weder „Holz noch Butter" gehabt hatte.

Als mit dem Tode der Königinnen Maria und Anna, der Töchter Jakob's des Zweiten, der englische Thron frei ward, bot die englische Nation ihn der Großen Kurfürstin, wie man Sophien Charlottens Mutter nannte, an. Sie lehnte ihn jedoch für sich selbst, nicht aber für ihre Nachkommen ab, und ihr Sohn, der Kurfürst Georg von Hannover, bestieg ihn im Jahre 1714.

Die Kurfürstin Sophie besaß bedeutende Vorzüge des Geistes und des Herzens, die sie auf ihre Tochter vererbte und durch eine sorgfältige Erziehung noch weiter ausbildete. Sie überwachte ihren geistigen Bildungsgang selbst und ward hierbei namentlich durch die Erzieherin Sophie Charlottens, die Geheime Räthin von Harling, die 1702 starb, auf's Erfolgreichste unterstützt.

Im Winter des Jahres 1680—81, also im Alter von zwölf Jahren, besuchte die junge Prinzessin in Begleitung ihrer Eltern Italien und wohnte in Venedig dem Carneval bei. Es ist nicht zu verkennen, daß bei ihrem elastischen Geiste die hier empfangenen Eindrücke bleibende sein mußten und den späteren Festen in Lützelburg, die so berühmt wur=

den, die ungewöhnliche Färbung gaben, welche so Viele entzückte. —

Auch was Kunst, Literatur und Musik betraf, war der Aufenthalt in Italien für sie von Wichtigkeit, denn der an Aufmerken gewöhnten Prinzessin entging nichts und ihre persönliche Liebenswürdigkeit fesselte auch interessante Leute an sie. Im Sommer 1681 hielt sie sich mit ihren Eltern in Pyrmont auf. Dort erregte sie die Aufmerksamkeit ihres späteren Gemahls und die Folge war eine sehr dringende Einladung nach Berlin, der ihre Eltern auch im Winter 1682 nachkamen und wo sich der jungen Dame die verschiedensten Genüsse, wenn auch in anderer Weise, boten als in Italien.

Das Jahr 1683 brachte sie beinahe ganz mit ihrer Mutter in Paris zu und, abgesehen von dem sprachlichen und nationalen Interesse, welches dieser neue Wechsel bot, fand sie dort wieder ganz andere Umgangskreise. In der Hauptsache war sie so ziemlich auf die Schwester ihrer Mutter, die Aebtissin von Maubuisson Louise Hollandine und zwei Cousinen, die ihrer Briefe wegen berühmten Charlotte Elisabeth von der Pfalz, Herzogin von Orleans, und die Prinzessin Condé, beschränkt, aber diese Frauen mußten von unendlichem Einfluß auf die Richtung sein, die ihr Geist später nahm, denn das Treiben an jenem Hofe und in der Weltstadt schauete sie nur mit den Augen ihrer Verwandten.

Charlotte Elisabeth richtete bekanntlich alle ihre Briefe an ihre Tante Sophie Stuart, so lange diese lebte, und hing überhaupt mit großer Verehrung an ihr. Sie haßte den intriguanten sittenlosen Hof Ludwigs des Vierzehnten, ward jedoch von dem König hochgeachtet. Man kann sich denken, daß sie über den Besuch ihrer Verwandten sehr entzückt war

und namentlich die ungewöhnlichen Reize der jungen Prinzessin am Hofe zu Versailles zur Geltung zu bringen wünschte. Es gelang ihr dies vollkommen, denn nicht blos der König zeichnete sie aus, sondern auch seine Cavaliere wetteiferten, ihr ihre Huldigungen zu Füßen zu legen.

Man sprach damals stark davon, daß der König die junge Prinzessin mit einem französischen Prinzen zu vermählen beabsichtige. Die Mutter war ganz damit einverstanden und da die in allen drei Confessionen unterrichtete Tochter noch kein Glaubensbekenntniß abgelegt hatte, so glaubte man, daß Religionscontroverse nicht hindernd in den Weg treten könnten. Dessenungeachtet kam keine Verbindung zu Stande und die Kurfürstin und ihre Tochter kehrten im Frühjahr 1684 nach Hannover zurück.

Obschon sich aber die Wünsche von Mutter und Tochter nicht realisirt hatten, so schienen diese sich doch auch nicht weiter hierüber zu betrüben, um so mehr, da die Prinzessin noch so jung war und ihre Reize sich noch immer mehr entfalteten.

Bald darauf erschien der von ihr verspottete Aesop als Freier und wenn auch anzunehmen ist, daß dem jungen Mädchen einer der ritterlichen galanten Prinzen des französischen Königshauses lieber gewesen wäre, so mochten doch andere Interessen so überwiegend sein, daß der Ehekontrakt unterzeichnet und die Hochzeit im Herbst desselben Jahres (1684) im Schlosse zu Herrenhausen vollzogen ward.

Wie schon erwähnt, wichen Neigungen und Geschmacksrichtungen der jungen Fürstin sehr von denen ihres Gemahls ab; dennoch versuchte sie den an sie gestellten Anforderungen nachzukommen und ein freundliches Verhältniß aufrecht zu erhalten.

Sie sah jedoch bald ein, daß niemals Harmonie zwischen ihnen nur annähernd stattfinden könnte und da sie allen Zwang haßte, so that sie später nichts mehr um die Kluft auszufüllen, die sich durch ihren Wegzug nach Lützelburg, welches fortan ihre Wohnung sein sollte, noch erweiterte. Hier lebte sie völlig getrennt.

Bei einem Ausfluge in die Umgebungen Berlins war ihr nämlich die hübsche Lage des Dorfes Lützen aufgefallen. Sie faßte den Plan, sich hier ein Landhaus zu bauen und sich Tage und Wochen lang von dem Zwange des Hoflebens frei zu machen. Diese Emancipation war übrigens von ihr schon angebahnt, denn sie lud regelmäßig Personen ein, deren Unterhaltung ihr zusagte, und man musicirte, conversirte und spielte oft so lange, daß die Gäste der Königin zuweilen erst heimkehrten, wenn der König bereits aufgestanden war und seine Günstlinge ihm aufwarteten.

Als die Königin den Wunsch aussprach, ein Sommerpalais zu besitzen, schenkte ihr der König den Monbijou-Garten und eine bedeutende Fläche dazu. Die Königin zog es aber vor, dieses Areal in einzelnen Baustellen an ärmere Bürger zu verschenken und den wohlhabenderen für einen billigen Miethzins zu überlassen. Dadurch entstand ein Theil der Dorotheenstadt und die Spandauer Vorstadt.

Die socialen Verhältnisse Berlins verbesserten sich dadurch wesentlich und manches Dankgebet für die junge liebenswürdige Königin stieg zu Gott auf, denn Viele, deren friedliche Wohnung die Kriegsfurie zerstört, bekamen nun wieder ein gastliches Dach über den Häuptern ihrer Familienglieder. Uebrigens kam die Königin hierdurch auch in direkten Verkehr mit diesen Leuten. Sie hörte ihre Klagen an und fand auf diese Weise den Weg zur Abhülfe in so mancher Noth,

in welcher der Arme seufzend zu Grunde geht, während die Mittel einer Königin ihr erlauben, mit leichter Mühe zu helfen.

Sophie Charlotte beharrte auf ihrem Entschluß, ihren Hof nach dem lieblich an der Spree gelegenen Dorfe Lützen zu verlegen, und da durch einen Neubau die Realisirung ihres Wunsches mehr in die Ferne gerückt worden wäre, so erkaufte sie von ihrem Kammerherrn, Baron Dobrzinsky, dessen dort gelegenes Landgut Ruheleben. Erst im Jahre 1695 ließ sie sich durch Baumeister Schlüter das Schloß Lützelburg im italienischen Style erbauen und die prächtigen Gärten anlegen. —

Dies war gewissermaßen das Fundament für die Stadt Charlottenburg, die sich unter dem Schutze ihrer Herrscherin hier lagerte und ausbreitete. Nach dem Tode der Königin ward auch das Schloß so genannt und in der Jetztzeit weiß man kaum, durch wen es berühmter geworden ist, ob durch die geistvolle von jedem Preußenherzen geliebte Gründerin, oder durch die Ruhestätte, welche Preußens guter Genius, die vergötterte Königin Louise, hier fand, deren Lieblingsaufenthalt Charlottenburg war und deren gelungenstes Bild hier durch Rauchs Meisterhand aus dem rohen Marmor hervorgezaubert steht.

Am 14. Juli 1699 ward das Schloß feierlich eingeweihet. Es war gerade der Geburtstag des Königs; diesem Feste folgten in ununterbrochener Reihenfolge eine Menge anderer, und die Königin war erfinderisch genug, einen steten Wechsel in dieselben zu bringen. Es war dies um so erfreulicher, als damals in Deutschland sich noch nicht wie später mehrere geistreiche Frauen auf den Thronen an Eifer überboten, hervorragenden Geistern eine ihrer würdige Stellung

zu bieten und Künste und Wissenschaften zu fördern. Sophie Charlotte stand damals noch einsam; sie war so zu sagen die Vorkämpferin der Civilisation an den deutschen Höfen und wußte der Prunksucht und der Verschwendung ihres Gatten edlere Motive zu unterbreiten.

Das darauf folgende Jahr ward ein neues Fest zum Geburtstage des Königs in Lützelburg oder „Lustenburg", wie es der Volswitz nannte, gegeben und Leibnitz hat in einem Briefe an die Kurfürstin Mutter in Hannover die Beschreibung desselben der Nachwelt aufbewahrt. Man feierte nämlich einen Jahrmarkt. Alle Personen erschienen maskirt und die hervorragendsten Rollen wurden durch das Loos vertheilt. Dem Kurprinzen fiel die Rolle eines Taschenspielers zu, die Königin erschien als Quacksalberin und das Loos gab ihr den Geheimen Rath von Osten zum Gefährten.

„Man hatte," heißt es in dem eben erwähnten französisch geschriebenen Briefe von Leibnitz, „alles in der größten Eile arrangiren müssen, um bis zu dem bestimmten Tage damit fertig zu sein. Man stellte einen Jahrmarkt in einer kleinen Stadt vor und es gab demzufolge eine Menge Buden, in welchen man Schinken, Würste, Rindszungen, Wein, Limonade, Thee, Kaffee, Chokolade und ähnliche Dinge verkaufte. Der Markgraf Christian Ludwig, der holländische Gesandte Herr von Obdam, der General du Hamel und Andere standen als Verkäufer in diesen Buden. Herr von Osten, der den Quacksalber spielte, hatte seine Harlekine und Gaukler, unter welche sich der Markgraf Albrecht auf angenehme Weise mischte. Der Wunderdoctor hatte auch Springer, welche, wenn ich nicht irre, der Graf von Solms und Herr von Wassenaer waren. Nichts aber war niedlicher als sein Taschenspieler. Dieser war der Kurprinz — der damals

noch nicht ganz zwölf Jahr alte nachmalige König Friedrich Wilhelm der Erste — der seinen Hocuspocus auf ausgezeichnete Weise machte.

„Die Kurfürstin — Königin ward Sophie Charlotte erst gegen das Ende dieses Jahres (1700) — war die Frau des Wunderdoctors. Der französische Gesandte Desaleurs — einer der bemerkenswerthesten Anbeter der schönen Monarchin — spielte die Rolle des Zahnbrechers sehr gut. Bei der Eröffnung des Theaters erfolgte der feierliche Einzug des Wunderdoctors, der auf einer Art Elephanten ritt, und die Frau Doctorin zeigte sich in einer von ihren Türken getragenen Portechaise. Der Taschenspieler, die Harlekine, die Springer und der Zahnbrecher kamen hinterdrein und als das ganze Gefolge des Doctors vorüber war, ward von den Damen des Hofes ein Zigeunertanz aufgeführt.

„Eben so sah man auch einen Astrologen mit dem Telescop in der Hand. Diese Rolle war eigentlich mir zugedacht gewesen, der Graf von Wittgenstein aber hatte die Gefälligkeit, mir sie abzunehmen. Er näherte sich dem aus der nächsten Loge zuschauenden Kurfürsten und prophezeihete ihm viel Schönes und Gutes. Die Prinzessin von Hohenzollern als erste Zigeunerin that bei der Kurfürstin dasselbe und zwar auf die angenehmste Weise in deuschen Versen, die von dem Ceremonienmeister von Besser gedichtet waren. So sagte sie zum Beispiel zu ihr:

„Wofern mir meine Kunst recht kund
Zeigt dieser Strich, der so zertheilet:
Daß sie viel tausend zwar verwundt,
Allein noch keinen hat geheilet!“

„Der Kammerjunker von Quirini, ein Venetianer und Bankdirector in Hannover, war Lakai der Doctorin und ich

stellte mich so vortheilhaft wie möglich, um durch meine Brille alles genau zu sehen und Ew. Kurf. Durchl. darüber berichten zu können. Das Ehrenfräulein der Prinzessin von Hohenzollern hatte Zahnschmerzen und der Zahnbrecher brachte mit seiner Schmiedezange einen Zahn zum Vorschein, der so stark war wie ein Arm — es war nämlich ein Wallroßzahn. Der Doctor lobte seinen Zahnbrecher und ließ die Gesellschaft beurtheilen wie geschickt er sein müsse, einen solchen Zahn auszuziehen, ohne wehe zu thun."

Unter den Kranken, welche Arzneien verlangten, befanden sich die Herren von Alefeld und von Flemming, der erste dänischer, der zweite polnischer Gesandter und der hannöversche Minister von Ilten. Alle waren als Bauern ihres Landes gekleidet und jeder mit seiner Frau am Arme. Die Obermarschallin Gräfin Lottum war die Frau des Zahnbrechers und half ihm seine Instrumente zurechtlegen. Mehrere mischten auf geschickte Weise allerhand Lobsprüche auf den Kurfürsten und die Kurfürstin in die Worte ihrer Rolle. Herr von Obdam that dies auf Flamländisch und Herr von Flemming als guter Pommer, denn er schloß mit den Worten:

„Vivat Friedrich und Charlott!
Wer's nicht recht meint, ist ein Hundsfott."

Uebrigens ging es zu wie bei dem Thurmbau zu Babel, denn Jeder redete seine Sprache. Gegen das Ende des Jahrmarktes erschien ein Friedensstörer in der Person des sächsischen Gesandten am polnischen Hofe, Herrn von Reisewitz, welcher den wirklichen Doctor oder Stadtphysikus gab und dem Wunderdoctor das Handwerk legen wollte. Es erfolgte nun ein sehr ergötzliches Wortgefecht. Nachdem der Wunderdoctor seine Papiere, Pergamente, Privilegien und Atteste von Kaisern, Königen und Fürsten vorgezeigt, spot=

tete der Stadtphysikus darüber und zeigte auf die an seinem und seiner Frau Halse hängenden schönen goldenen Medaillen und sagte, er habe dieselben durch seine Geschicklichkeit erworben und sie seien ein gültigerer Beweis dafür als zusammengelesene Papiere.

Zuletzt kam der Kurfürst, als holländischer Matrose gekleidet, selbst aus seiner Loge herunter und machte hier und da an den Jahrmarktsbuden allerhand Einkäufe. Von Zeit zu Zeit spielten die Musikanten auf dem Orchester, und alle Anwesenden, die nur aus Personen vom Hofe oder von Distinction bestanden oder bestehen sollten, versicherten, daß eine Oper, welche tausende von Thalern gekostet hätte, den Sängern sowohl als den Zuhörern weniger Vergnügen gemacht haben würde.

Die Musik liebte die Königin vorzugsweise. Es verging kein Tag, an dem sie nicht selbst spielte, obschon sie stets Gelegenheit hatte, musikalischen Aufführungen beizuwohnen. Im Jahre 1698 kam der damals funfzehnjährige Händel nach Berlin und spielte bei Hofe. Sie suchte auch den König so weit für Musik zu interessiren, daß über der Reitbahn ein Theater eingerichtet ward, wo neben Schauspielen auch Opern aufgeführt wurden und der ehemalige Kammerdiener des Königs, der Oberbürgermeister von Berlin, Herr von Hessig, suchte dadurch, daß er in seinem Hause eine Bühne einrichten und Opern aufführen ließ, die Vorliebe für Musik auch im Volke weiter zu verbreiten.

Im Jahre 1702 ward das Theater in Lützelburg fertig und nun kam zur Oper auch das Ballet; Personen der königlichen Familie, von welcher die jüngeren Glieder alle musikalisch waren, wirkten mit, oder führten Stücke ohne Beihülfe fremder Künstler auf. Oft kamen die besten Werke

der französischen und italienischen Dichter und Componisten zur Aufführung.

Der berühmte Componist Buononcini studirte seine Oper Polifemo dem Hofpersonal ein, die Königin selbst wirkte mit, sie saß in der Mitte des Orchesters am Clavier. Dieses war ein Geschenk ihrer Cousine, der Herzogin von Orleans, und das Werk eines Pariser Künstlers.

Man schätzte die Musikalien der Königin auf den Werth einer Tonne Goldes und die besten Sachen wurden durch Friedrich Wilhelm den Ersten der königlichen Bibliothek einverleibt. Friedrich der Große entzog sie derselben wieder und schenkte sie seiner Schwester, der Prinzessin Amalie. Diese vermachte später alle ihre Bücher und Schriften dem Joachimthal'schen Gymnasium. Dieses hätte folglich auch die Musikalien erben sollen, allein sie waren verschwunden und nur das Verzeichniß noch vorhanden.

Die Königin componirte selbst, sie hielt sich ihre eigne Kapelle. Ihr Kapellmeister war der berühmte Attilia Ariosti. Ihr erster Sänger, der besonders Peter dem Großen sehr gefiel und den Charlotte im Hause ihrer Eltern im Jahre 1697 zuerst sah, war der Italiener Ferdinando. Ganz besonders liebte sie jedoch den berühmten Violinenvirtuosen Corelli, der sich, mehr noch als durch sein feines Spiel, als Componist der seelenvollsten Melodien berühmt gemacht hat.

Zur Einweihung des neuen Theaters im Schlosse ward abermals der Geburtstag des Königs gewählt. Man führte die Oper I Trionfi del Parnasso auf und neben den Sängern Antonio Tosi, Paolina Feidelin und Regina Schönäs spielten noch die Schwester des Königs, die Herzogin von Kurland, ihr Sohn Friedrich Wilhelm, der letzte vom Kettlerschen Stamme, und ihre Tochter, die Prinzessin Maria, mit.

Wie Leibnitz berichtet, dauerten die Feste in Lützelburg bis spät in die Nacht, und die Herzogin von Orleans schreibt einmal in ihrer bekannten derben Weise am 8. April 1702 aus Meudon an die Raugräfin, ihre Schwester: „Wie ich gehört habe, geht es am Hofe der Königin in Preußen ganz toll zu.“

Leibnitz schreibt an die Kurfürstin Mutter, daß er von dem Feste erst um drei Uhr zurückgekehrt sei und überhaupt ein ganz liederliches Leben führe, wie sie doch finden müsse.

Leibnitz stand in hoher Gunst bei Mutter und Tochter und so tief seine Gelehrsamkeit auch war, so setzte ihn doch die Wißbegierde und der Forschungstrieb der Königin zuweilen in Verlegenheit, so daß er einmal halb verzweifelt ausrief:

„Es ist gar nicht möglich, Sie zufrieden zu stellen! Sie wollen das Warum des Warum wissen.“

Unter den vielen Lobsprüchen, die ihren persönlichen, so wie geistigen Eigenschaften gezollt werden, fällt das Urtheil dieses Gelehrten am meisten ins Gewicht, denn er war ihr intimster Freund und Vertrauter und wußte wohl das Oberflächliche vom Gründlichen zu unterscheiden. Er nennt sie die vollendetste Fürstin der Erde und unter den Gelehrten hieß sie nur die philosophische, oder wohl gar die republikanische Königin.

Und in der That waren sowohl in religiöser wie in politischer Beziehung ihre Ansichten sehr abweichend von denen der Frauen ihres Jahrhunderts, die der Geist der Emancipation noch nicht berührt hatte. Sie machte auch kein Hehl daraus.

Nach ihrem Tode schrieb Leibnitz unter dem 10. Juli 1705 an Wotton: „Sie besaß eine unglaubliche Wissenschaft;

das Streben, mehr zu erfahren und zu erforschen, war jedoch noch größer. Ihre Unterredungen mit mir gingen stets dahin, ihrer Wißbegierde Genüge zu leisten. Nie habe ich eine geistreichere und leutseligere Fürstin gesehen. Da sie mich oft ihrer Unterhaltung würdigte und ich an dieses Glück gewöhnt war, so habe ich diesen Verlust in der allgemeinen Trauer mehr wie andere empfunden. Als ich hörte, daß sie die Welt verlassen hatte, verfiel ich in eine schwere Krankheit, habe mich nur langsam erholt und bedauere noch jetzt, daß ich, während sie in Hannover starb, in Berlin verweilte."

Die Königin Sophie Charlotte — sagt einer ihrer neuern Biographen — war so glücklich, in ihrer nächsten Umgebung einige Personen zu besitzen, denen sie nicht blos ihre Liebe und Freundschaft schenkte, sondern die ihr auch, was Vorzüge des Geistes und des Herzens betrafen, nahe standen. Besonders war es ein Fräulein Pöllnitz, eine Cousine des Kammerherrn von Pöllnitz, der manche Sittenschilderung und manchen leichtfertigen Angriff auf ganze Höfe oder einzelne Personen an denselben in die Welt geschleudert hat, die sich ihrer besondern Gunst erfreuete. Sie besaß neben einer lebhaften Phantasie und schlagendem Witz auch die Gabe, Abwechselung in den trägen Lauf des Alltagslebens zu bringen, die Feste pikanter zu machen und alle ihr zu Gebote stehenden Mittel und Kräfte so zu vertheilen, daß sie sich nicht unter einander beeinträchtigten.

Die Königin, die diese für den geselligen Verkehr so werthvollen Talente bemerken mußte, überließ ihr zum großen Theile die Anordnungen ihrer Feste und ihres Hauswesens.

Die böse Welt wollte allerdings von freien Sitten und großer Vorliebe für die Tafelfreuden in Bezug auf Fräulein

von Pöllnitz sprechen, dies waren jedoch gewiß nur die Stimmen der Neider, deren eine Staatsdame und specielle Freundin der Königin, die ihre Stellung als Hauptperson am Hofe zur Geltung zu bringen wußte, nothwendig eine große Zahl haben mußte, und deren gallige Anschwärzungen in dem Maße zunahmen, wie die zu ihrem Sturze eingeleiteten Intriguen an der Festigkeit ihrer Beschützerin machtlos abprallten.

Besser als jede Schilderung wird das vertraute Verhältniß der Königin zwischen ihr und ihrer Hofdame durch nachfolgenden Brief bezeichnet, der mit einigen andern noch aus der großen Sammlung vorhanden ist, die sich im Besitze dieser Dame befanden. Es mag sonderbar scheinen, daß die Königin, die doch die Dame am Hofe, also in ihrer nächsten Umgebung hatte, zur Feder gegriffen haben sollte. Allein wer den Hang der Königin, die sich eben so wie ihre Verwandte, die Herzogin von Orleans, zum schriftlichen Gedankenaustausch gedrängt fühlte, kannte, mußte es begreiflich finden, daß sie, sobald sie die Freundin nicht augenblicklich bei sich hatte, jeden empfangenen Eindruck ihr auf diese Weise mittheilte, oder ihren Gedankengang ihr schriftlich entwickelte, wenn sie behindert war, sie ohne Zeugen zu sprechen.

„Meine liebe Pöllnitz, — Ich kann Ihre Artigkeiten nicht alle erwidern, dennoch aber will ich lieber, daß Sie an meiner Intelligenz als an meiner Freundschaft zweifeln. Ihre Mutter sagt, daß Sie in acht Tagen wieder ausgehen werden und ich freue mich schon im Voraus innigst darauf. Ich habe jetzt nicht einmal das Vergnügen, über die Albernheiten zu lachen, die um mich herum vorgehen; mit wem sollte ich es auch? Die Bülow besitzt jenen dickhausbackenen Verstand, der nur in großen Stiefeln einherschreitet. Ge=

wisse Finessen, jene Kleinigkeiten, welche Sie so gut auffassen, entgehen ihrem Scharfsinne, und die Andern sind Kinder. Da meine liebe Pöllnitz die Seele meiner Beschäftigungen ist, so geht es mit diesen jetzt nicht vorwärts. Der Abbé sagt, er könne den Pegasus spornen wie er wolle, dieser sei eine Schindmähre. Da ich gerade von Schindmähren spreche, so erwähne ich, daß die, welche, wie man vermuthet, die Ehre hat, B. zu dienen, gestern geputzt kam wie ein Altar, aber wie einer jener höllischen Altäre, die dem Teufel gewidmet sind.

„Ein gewisser Philosoph verabscheuet das Leere und ich, liebe Pöllnitz, verabscheue das Volle. Ich hatte gestern an meinem Hofe zwei Damen, die B. und die Y. — beide dick bis an die Zähne, boshaft bis zum Wirbel und dumm bis an die Fersen. Glauben Sie, meine Liebe, daß Gott, indem er dergleichen Wesen schuf, sie nach seinem Bilde geschaffen habe? Nein, er schuf sie nach einer ganz besonderen und verschiedenen Form, um uns durch den Vergleich den Werth der Anmuth und der Schönheit zu lehren. Wenn Sie dies boshaft finden, so weiß ich, zu wem ich spreche.

„Da ich heute einmal boshaft gestimmt bin, so muß ich auch so fortfahren.

„Ich habe zwei Pinsel von Ausländern gesehen. Wenn Gold, Tressen und Fransen das Verdienst bezeichneten, so würde keins dem ihrigen gleichkommen. Da ich aber auf Pracht und Glanz wenig gebe, so habe ich sie nach ihrem richtigem Werthe taxirt. Ich begreife, daß der Anblick hochstehender Personen einschüchtern und dem Geiste die Fähigkeit, zu glänzen und sich hervorzuthun, rauben kann; dann ermuthige ich. Wenn aber der Dünkel sich darein mischt und Anmaßung und Dummheit den nur dem wahren Ver=

dienste gebührenden Beifall usurpiren wollen, dann bin ich unerbittlich und schone nichts. Wie schätzbar ist das Mißtrauen gegen unsern eigenen Werth, aber wie selten ist diese Tugend! Glauben wir nicht immer, einige Karat mehr werth zu sein als andere Leute? Der Stolz ist ein häßliches Ding und dennoch ist dieses Gefühl unser treuester Begleiter. Großer Leibnitz! Wie viel Schönes sagst Du über diesen Gegenstand! Du klagst, Du überredest, aber Du besserst nicht! —

„Ich fange an zu moralisiren und das Concert beginnt. Der neue Sänger soll singen. Sein Ruf ist ihm vorangegangen; wenn er denselben rechtfertigt, so werde ich meine Zeit angenehm zubringen. Adieu, adieu — wie, Sie halten mich auf, während die Musik mich erwartet? Ich opfere die Freuden den Talenten. Adieu sage ich Ihnen nochmals und diesmal ohne Widerruf.“

„Zwei Worte, meine liebe Pöllnitz,“ heißt es in einem andern Briefe. „Schicken Sie diese Diamanten zu meinem Armband an die Liebmann (die Hofjüdin, von welcher später mehr erzählt werden wird). Ich habe ihr schon in Bezug auf die Façon meine Befehle ertheilt — ich habe nicht viel Zeit. Die Frau Kurfürstin ist angekommen. Was für Etikette giebt es da zu beobachten! Nicht als ob ich den Prunk haßte, wohl aber wünschte ich ihn unabhängig vom Zwange — — aber was wünschte ich nicht alles, ganz besonders Sie, die Sie mir wesentlich fehlen! Man verspricht Ihnen einen gewissen Prinzen: um so schlimmer und um so besser; ich werfe mich in mein Bett. Adieu, gute Nacht; man ziehe den Vorhang zu. Ihre Königin, Ihre Freundin schläft ein.“

In einem dritten Briefe macht die Königin dieser in=

timen Freundin noch vertraulichere Mittheilungen. Wenn der König nämlich die Absicht hatte, seine Gemahlin noch spät Abends zu besuchen, ließ er sich dadurch anmelden, daß er gewisse Polsterkissen voraussendete. Einmal beim Schreiben an Fräulein Pöllnitz ward die Königin von einer solchen Anmeldung überrascht und schloß daher ihren Brief schnell mit den Worten:

„Ich muß schließen, theure Freundin; die furchtbaren Kissen kommen. Ich gehe zum Altare. Was denken Sie davon? Wird das Opfer geschlachtet werden? Ihre Krankheit langweilt mich. Erholen Sie sich, meine Theure."

Von der Markgräfin von Baireuth wird Fräulein von Pöllnitz durchaus nicht so vortheilhaft geschildert, als man nach den Briefen der philosophischen Königin vermuthen sollte. Sie sagt von ihr, ihr Gemüth sei ein sehr schlechtes und intriguantes gewesen; ihre giftige Zunge habe Niemanden geschont und man habe an ihr nur drei kleine Fehler wahrgenommen, nämlich die Liebe zum Spiel, zu den Männern und zum Wein. Man darf jedoch hierbei nicht vergessen, daß dieses Urtheil zwanzig Jahre später niedergeschrieben ward und daß dabei in hohem Grade verletzte Eitelkeit im Spiele war.

Die Herzogin von Orleans, deren Beobachtungsgabe, wie wir schon mehrfach gesehen, eine sehr scharfe und dabei ziemlich vorurtheilsfreie war, schreibt von ihr unterm 19. November 1706 aus Versailles:

„Ich finde, daß Fräulein Pöllnitz zu loben ist, Niemanden mehr nach ihrer Königin zu dienen, weil sie zu leben hat; sie machts auch wie St. Paulus sagt: wer heirath, thut wohl, wer nicht heirath, thut besser."

Nach dem im Jahre 1705 erfolgten Tod der philoso-

phischen Königin, auf den wir weiter unten ausführlicher zurückkommen, verließ nämlich Fräulein von Pöllnitz den preußischen Hof und lebte noch viele Jahre lang von einem Jahrgehalt des Königs von Großbritannien. Siebzehn Jahre nach dem Tode ihrer früheren Gebieterin machte sie wieder einen Besuch in Berlin und gab der geistreichen Schwester Friedrichs des Großen dabei Gelegenheit, das oben angeführte sehr zu ihren Ungunsten lautende Urtheil auszusprechen.

In fast gleicher Gunst wie Fräulein von Pöllnitz soll Frau von Bülow gestanden haben, die schon als Kammerfräulein mit von Hannover gekommen war und später Oberhofmeisterin wurde. Aus dem oben mitgetheilten Briefe der Königin geht jedoch hervor, daß diese Dame mit ihrem „dickhausbackenen Verstand, der nur in großen Stiefeln einherschritt", der geistreichen Königin weit weniger zusagte als ihre liebe Pöllnitz.

Oberhofmeister der Königin war anfangs Eusebius von Brand, der Freund des Dichters Canitz, später ward es Herr von Bülow; und obschon die persönlichen Vorzüge dieses Letzteren keine gewöhnlichen waren, so dankte er doch wohl hauptsächlich diesen Ehrenposten der Gunst, in der seine Gemahlin stand.

Der Legationsrath Isaak von Larrey war der Vorleser der Königin. Er hatte seine Wohnung ebenfalls im Schlosse und wurde nächst Leibnitz am meisten in ihre Gesellschaft gezogen. Er war selbst Schriftsteller und las der Königin manches seiner Werke, wie z. B. Eleonore von Guyenne, noch im Manuscript vor. Er starb 1719 und war der Schwiegervater des bekannten Jakob Paul Gundling.

Der Erzieher des Kronprinzen, Graf Alexander von

Dohna, war ebensowohl in Folge seiner Ergebenheit, als durch den Dienst täglich an die Person der Königin gefesselt, und jedenfalls auf Anregung dieser Männer gründete sie die Akademie der Wissenschaften in Berlin, deren Präsident Leibnitz wurde.

Natürlich umgab auch sie jener unvermeidliche Schwarm von Hofleuten, deren Namen alte und berühmte waren, die aber ihrem an raffinirte Genüsse gewöhntem Geiste keine besondere Nahrung bieten konnten. Aus diesem Grunde zog sie fremde Gelehrte an ihren Hof, oder suchte bei Besuchen, die sie in Hanover abstattete, bevorzugten Persönlichkeiten zu begegnen, oder deren auf ihren Reisen kennen zu lernen. So setzte sie in Leipzig den Gelehrten Carpzow durch ihre Kenntniß von Schriften in Erstaunen, die sie genauer studirt hatte, als er selbst. Im Haag ließ sie Peter Bayle zu sich befehlen und den Deisten Toland mußte Leibnitz bei ihr einführen. Jetzt konnte sie manche ihr zweifelhaft gebliebene Frage des Christenthums erörtern, und der Engländer erstattete über sie und die Gegenstände ihres Gesprächs an den Herzog von Sommerset einen Bericht, der im Jahre 1705 gedruckt ward und worin es heißt:

„Sophie Charlotte ist die schönste Fürstin ihrer Zeit. Sie steht, was richtigen Verstand und zierliche Ausdrucksweise betrifft, keinem Menschen nach. Sie hat viel gelesen und kann über alle Gegenstände sprechen. Man bewundert ihren scharfen gewandten Geist eben so, wie das gründliche Wissen in den schwersten Punkten der Philosophie, und ich muß frei von aller Schmeichelei bekennen, daß ich in meinem Leben Niemand gehört habe, der geschicktere Einwürfe hätte machen können. Auch die Unzulänglichkeit und Sophisterie vorgebrachter Argumente und Schlüsse findet sie sofort heraus und

sondirt geschickt die Schwäche oder Stärke einer vorgebrachten Meinung.

„Alles, was lebhaft und gebildet ist, findet sich an ihrem Hofe zusammen und man findet dort zwei Dinge vereinigt, die man sonst für unvereinbar hält: Tiefes Studium und die heitersten Genüsse.

„Ihre Gestalt ist nicht sehr groß, dabei ist sie ziemlich stark, ihre Gesichtsbildung ist regelmäßig, ihre Farben wunderschön und, was das Merkwürdigste ist, sie hat zu blauen Augen und dem schönsten weißen Teint kohlschwarzes Haar, das sie frei aus der Stirn gekämmt und ohne Puder trägt."

Ihr gelungenstes Portrait findet sich auf einem Bild von Leygebe, die vom ersten König von Preußen gestiftete Tabacksgesellschaft darstellend. Sie steht lebensgroß, nach der damaligen Mode gekleidet, die Brust frei im Vordergrunde und reicht ihrem Gemahle, der sich hinabbeugt, um die Pfeife anzuzünden, den brennenden Fidibus.

Am Hofe in Hanover wurden ebenfalls große Feste gegeben und namentlich erregte ein klassisches Maskenspiel, welches Leibnitz in einem Briefe an eine Fürstin von Hohenzollern-Hechingen beschreibt, in ganz Europa Aufsehen. Es war ein römisches Zechgelag nach der Schilderung Petrou's, wobei so starke Scherze vorkamen, daß der König seiner Gemahlin Vorwürfe über ihre Theilnahme daran machte und ein ganzes Jahr dazu gehörte, um die Folgen dieses Zwistes auszugleichen.

Leibnitz schreibt an die Fürstin:

„Ihre Majestät die Königin wünscht, daß ich Ihnen einen kleinen Bericht über Das abstatte, was hier vorgeht, wo sie sich nicht übel amüsirt, eben so wie ihre Schwester,

die Herzogin von Kurland. Maskeraden und Bälle, Spiel, Theater folgt eins aufs andere; zuweilen giebt es auch Zwischenspiele, welche Abwechselung in die Vergnügungen bringen.

„Neulich hatte man ein römisches Fest veranstaltet, welches das des berühmten Trimalchio vorstellen sollte, wovon Petronius eine Beschreibung hinterlassen hat. Der moderne Trimalchio war der Raugraf (Karl Moritz, über welchen weiter unten mehr), und seine Gemahlin Fortuna ward durch Fräulein von Pöllnitz vorgestellt, welche, wie die Fortuna des Alterthums, in dem Hause ihres Trimalchio über alles verfügte und alles anordnete. Es gab hier Betten für die Gäste. Die vornehmsten von diesen waren die Königin, der Kurfürst (Georg von Hannover) und der Herzog Ernst August (sein jüngster Bruder). Die Kurfürstin (Sophie Stuart, Mutter der Königin Sophie Charlotte), der Herzog von Celle und andere fürstliche Personen kamen blos um zuzuschauen.

„Man sah die Trophäen Trimalchio's, welche aus geleerten Flaschen bestanden. Auch gab es eine Menge Sprüche, welche seine schönen Eigenschaften, besonders seinen Muth und seinen Geist hervorhoben.

„Als die Gäste in den Saal traten, rief ein Sklave: „Den rechten Fuß vor!“ Man hatte schon auf den Betten Platz genommen und Eumolpe (Mauro, ein italienischer Abbate, welcher schon vor zwanzig Jahren mit dem Herzog Ernst August von dessen Reise in Italien nach Hannover gekommen war) declamirte in Versen das Lob des großen Trimalchio, bis dieser selbst, auf einem Gerüst getragen, ankam, während Jäger, Trommler, Musikanten und Sklaven voranschritten und nicht wenig Lärm machten.

„Man sang nun Verse zu seinem Lobe, wie zum Beispiel:

„Bei Hofe wie beim Heere
Bedeckst Du Dich mit Ehre,
Und Mars' wie Bacchus' Dräuen
Brauchst nimmer Du zu scheuen.“

„Die Heldenthaten von Pescaret, von Wien und andern Orten und ganz besonders die Art und Weise, auf welche er es verstanden hat, das Herz der Frau von Wintzingerode (einer vertrauten Hofdame der Kurfürsten Sophie) zu erweichen, wie Hannibal die Felsen der Alpen, waren Gegenstand dieser Verse.

„Nachdem Trimalchio auf diese Weise mehr als ein Mal die Runde durch den Saal gemacht, setzte er sich auf sein Bett und begann zu essen und zu trinken, indem er seine Gäste zugleich freundlichst aufforderte, ihm nachzuahmen. Sein Vorschneider hieß Coupé, damit er ihn rufen und dabei zugleich ihm befehlen konnte. Es war dies der Carpus in der Beschreibung des Petronius, zu welchem sein Herr sagte: carpe, was eben so viel wie coupez (schneidet) bedeutet.

„Man sah eine Henne, deren Eier, als man sie öffnete, beinahe völlig ausgebrütet waren, denn man glaubte, es wären Küchlein darin, aber es waren Ortolane. Man sah kleine Kinder, welche Pasteten und Vögel trugen, die aus einer andern Pastete herausflogen und von den Jägern wieder eingefangen wurden. Ein Esel war mit Oliven und mehrern andern außerordentlichen Figuren beladen, welche Abwechselung in das Fest brachten und die Zuschauer überraschten — alles nach dem römischen Original. Es gab auch einen Thierkreis mit Gerichten, welche den zwölf Zeichen

entsprachen und Trimalchio begann hierüber einen sehr amüsanten astrologischen Vortrag zu halten.

„Fortuna ward mehrmals gerufen, ehe sie sich zu Tische setzen wollte, denn Alles drehte sich um sie. Trimalchio, welcher ungeheuer gelehrt that, ließ den Catalog seiner burlesken Bibliothek bringen und so wie man aus diesem die Titel vorlas, bezeichnete er die schönen Stellen derselben oder kritisirte sie.

„Man trank nur Falerner, und Trimalchio, welcher den ungarischen Wein jedem andern vorzieht, mäßigte sich dennoch um seiner Gäste willen so ziemlich. In Bezug auf seine Bedürfnisse that er sich keinen Zwang an, sondern ging, so oft er es nothwendig fand, mit großer Ceremonie hinaus und kam eben so wieder herein. Uebrigens ward ihm auch ein Nachtgeschirr von ungeheurer Größe, in welchem er sich hätte ersäufen können, überall hin nachgetragen. Er sagte, es wäre dies dasselbe, welches Bacchus in der Gigantomachie, als der große Enceladus den Himmel erstürmen wollte, einem Riesen an den Kopf geworfen habe.

„Nachdem er mehrere Betrachtungen über das Glück und gleichzeitig die Eitelkeit aller Herrlichkeiten dieser Welt angestellt, ließ er sein Testament bringen und vorlesen. Er verordnete darin, wie er begraben sein wollte, welches Monument man ihm errichten sollte, und setzte Vermächtnisse aus — alles auf höchst drollige Weise."

Wir werden später sehen, daß dieser kecke Trimalchio, der so mit dem Tode zu spielen wagte, kaum ein Vierteljahr nach diesem Feste wirklich ins Jenseits abgerufen ward.

„Er gab", heißt es in dem Berichte weiter, „seinen Sklaven, welche während der Vorlesung des Testaments allerhand klägliche Grimassen machten, die Freiheit nach seinem

Tode. Während des Festes selbst aber schenkte er die Freiheit sofort dem, welcher Bacchus hieß und stolz darauf that, daß er die Götter in seiner Gewalt hätte. Der Sklave setzte vor allen Dingen zum Zeichen der Freiheit den Hut auf. Wenn der Gebieter trank, machten diese selben Sklaven einen Lärm, welcher dem Krachen der Geschütze, oder vielmehr dem Donner des Jupiter glich, der von guter Bedeutung war, wenn er von der linken Seite kam.

„Mitten unter dem Jubel aber warf die Göttin der Zwietracht einen ihrer Aepfel hinein. Ein Zwist entspann sich zwischen Trimalchio und Fortunata; er warf ein Glas nach ihr und man hatte viel Mühe, sie mit einander auszusöhnen. Dennoch gelang dies und Alles endete auf die angenehmste Weise von der Welt. Der Zug mit den Jagdhörnern, Trommeln, musikalischen Instrumenten und Gesängen schloß wie er begonnen hatte. Ohne etwas von Fortunata zu sagen, kann man behaupten, daß Trimalchio sich selbst übertroffen hatte."

Der Raugraf, der in dem vorstehend beschriebenen Festspiel die Hauptrolle übernommen hatte, war Karl Moritz, ein halbbürtiger Sohn des Kurfürsten Ludwig von der Pfalz, und diente als Oberstlieutenant in der preußischen Armee. Er gehörte, trotzdem daß sein Aeußeres durchaus nicht schön zu nennen war, wegen seines kecken Humors, seiner tollen Einfälle und seines abenteuerlichen Wesens zu den Lieblingen der philosophischen Königin, mußte aber leider seine Ausschweifungen frühzeitig mit dem Leben büßen. Er starb, wie schon oben bemerkt worden, noch im Sommer desselben Jahres, wo jenes Maskenspiel stattgefunden, nachdem er kaum sein zweiunddreißigstes Lebensjahr zurückgelegt.

Das Urtheil, welches die Herzogin von Orleans in

ihrer kernigen Sprache über ihn fällt, klingt durchaus nicht fein.

„Er ist,“ schreibt sie in einem ihrer Briefe, „alle Tage blindvoll zu Berlin besoffen, bringt dann einen Haufen toll Zeug bei Ihrer Liebden, der Kurfürstin von Brandenburg, vor, das ist doch eine rechte Schand. Landgraf Karl von Rheinfels giebt ihm schlecht Lob, sagt, er sei ein Krakeler, Voll-Säufer und lache alle Menschen aus, das sind drei schlimme Qualitäten.“

„Wenn er,“ heißt es in einem andern Briefe, „den Wein nicht so sehr geliebt hätte, wäre er ein perfekter Philosoph gewesen, hats aber theuer genug bezahlt, denn ich bin sicher, daß sein Saufen sein Leben verkürzt hat; daß er nicht ohne Trinken sein konnte, erwiese, wie seine Leber verhitzt und verbrennt war. Ich wollte, daß er mir sein gut Gedächtniß hätte vermachen können.“

Leibnitz war der innigste und würdigste Freund und Vertraute der philosophischen Königin und ihr großer Enkel Friedrich der Zweite, schrieb von dieser Freundschaft: „Da Diejenigen, welche vom Himmel bevorrechtete Seelen erhalten haben, sich auf gleiche Stufe mit den Monarchen erheben, so schenkte die Königin diesem Gelehrten ihre Freundschaft.“ Ueber Politik und Religion dachte sie sehr vorurtheilsfrei und sprach sich auch hierüber sehr offen und ohne Rückhalt aus. Sie erhielt deswegen nicht blos das Prädicat der philosophischen, sondern auch der republikanischen Königin.

Der als sehr witzig und weltklug bekannte Jesuit Vota, welcher Beichtvater des Königs August des Starken war und eines Tages in Gegenwart Charlottens bei einer Conversation mit evangelischen Geistlichen über religiöse Gegenstände in allzu großen Eifer gerathen zu sein glaubte, ent-

schuldigte sich deshalb bei ihr. Sie schrieb ihm hierauf, sie wundre sich durchaus nicht, daß er im Lande der Freiheit in kurzer Zeit eine Menge Dinge gehört habe, die man im Lande der Autorität in vierzig Jahren nicht zu hören bekommen. Nicht lange darauf übersendete sie ihm auf Grund der ihr von dem reformirten Hofprediger Lenfant ausgearbeiteten Vorlagen einen mit viel Witz und Laune geschriebenen Angriff auf die Unfehlbarkeit des heiligen Augustinus, des heiligen Hieronymus und der Kirchenversammlungen.

Ein späterer Besuch in Hannover ward verhängnißvoll für sie und das, was ein fröhlicher Carnevalsbesuch sein sollte, endete sehr tragisch. Sie starb, erst dreißig Jahre alt, am 1. Februar 1705, im elterlichen Hause, im Tode so philosophisch wie im Leben

Schon vor ihrer Abreise in Berlin fühlte sie sich unwohl; eine Halsentzündung war im Anzuge, dennoch bestand sie auf der Reise nach Hannover. Das Uebel verschlimmerte sich, in drei Tagen war sie eine Leiche und einer ihrer Verehrer rief im Uebermaß seines Schmerzes:

„Wenn Leibnitz bei ihr gewesen wäre, wäre sie nicht gestorben;" Leibnitz empfing die Condolenz-Besuche aller Großen und Würdenträger, als hätte das Unglück ihm persönlich betroffen, in Berlin.

Als die Nachricht von ihrem bevorstehenden Abscheiden sich verbreitete, eilte der französische Prediger de la Bergerie zu ihr und bot ihr seinen religiösen Beistand an. Sie entgegnete ihm jedoch mit vollkommener Ruhe:

„Ich danke Ihnen dafür, daß Sie mir Ihre Dienste zu einer Zeit anbieten, wo ich nichts mehr für Sie thun kann. Was die Religion betrifft, so bin ich im Klaren. Sie können mir nichts mehr sagen, das ich nicht schon nach allen

Richtungen hin überlegt hätte. So viel kann ich Ihnen aber versichern, daß ich ruhig sterbe."

Zu einer ihrer Hofdamen, die verzweiflungsvoll an ihrem Lager standen, sagte sie heiter:

„Beklagen Sie mich doch nicht; ich freue mich, jetzt Aufschluß über die Dinge zu erhalten, die mir Leibnitz nicht erklären konnte. Zugleich verschaffe ich dem König durch mein Leichenbegängniß die Gelegenheit, die Pracht zu entfalten, die er ja so sehr liebt. Er wird es gewiß an Nichts fehlen lassen."

Als der König die Nachricht von dem so plötzlichen Hinscheiden seiner blühenden Gemahlin erhielt, ward er ohnmächtig. Ein Aderlaß verhinderte einen Schlaganfall. Der Verlust hatte ihn tief erschüttert, denn wenn sie ihm auch ziemlich kalt gegenüber stand und seine Schwächen bespöttelte, so erkannte er doch ihren Werth vollkommen. Eigenhändig, wie er es bei allen seinen Galatagen that, schrieb er die Anordnung für die Leichenfeierlichkeiten, die nicht weniger als zweihunderttausend Thaler kosteten.

Das Trauergerüst kostete allein achtigtausend Thaler, und eben so viel Fremde sollen damals in Berlin anwesend gewesen sein, um den Trauerfeierlichkeiten beizuwohnen. Zur Gedächtnißfeier ward eine Schrift herausgegeben, welche den Titel führte:

„Kurze Beschreibung des prächtigen Mausolei, welches J. M. in Preußen zur unsterblichen Ehre und immerwährendem Andenken für dero glorwürdigste und höchstselige Gemahlin Sophie Charlotte im Dome aufrichten lassen."

Einen noch erschütternderen Eindruck als auf ihren Gemahl machte der Tod der Königin auf Leibnitz, der in ihren letzten Augenblicken nicht bei ihr sein konnte, weil er sie nicht

nach Hannover begleitet hatte, sondern in Berlin zurückgeblieben war. Sein freundschaftliches Verhältniß zu ihr war ein so allgemein anerkanntes und geehrtes, daß er, wie schon vorhin bemerkt, nach dem Eintreffen der Nachricht von ihrem Tode von den fremden Gesandten und andern hohen in Berlin anwesenden Personen förmliche Condolenzvisiten erhielt. Seine eigene Krankheit, welche ihn abgehalten, der Königin nach Hannover zu folgen, mochte ihm um so schmerzlicher sein, als er der Meinung war, daß er, wenn er bei ihr gewesen wäre, ihr wohl noch hätte helfen können. Daß er dies glaubte, geht aus einem Brief hervor, den er deswegen an den Baron Goriz schrieb.

Einen lebendigen Ausdruck seiner Trauer über diesen Verlust findet man in dem Briefe, den er aus diesem Anlaß an Fräulein von Pöllnitz schrieb.

„Ich beurtheile," heißt es in diesem Briefe, „Ihre Gefühle nach den meinigen. Ich weine nicht, ich klage nicht, aber ich weiß, was mich betroffen hat. Der Verlust der Königin scheint mir ein Traum zu sein, aber wenn ich aus meiner Erstarrung erwache, finde ich, daß er nur zu wahr ist. Ihr Unglück übertrifft das meine in keiner Beziehung, ausgenommen darin, daß Sie lebhaftere Gefühle besitzen und daß Sie von dem gemeinsamen Unglück in der Nähe betroffen worden sind. Dies ermuthigt mich auch, an Sie zu schreiben und Sie zu bitten, Ihren Schmerz zu mäßigen, wenn es möglich ist, damit er Ihnen nicht nachtheilig werde. Nicht durch einen schwarzen Kummer werden Sie das Andenken einer der gebildetsten und geistreichsten Fürstinnen der Erde ehren; nur dadurch, daß wir sie bewundern, können wir dies thun und die vernünftige Welt wird sich uns anschließen. Mein Brief ist philosophischer als mein Herz und

ich bin nicht im Stande, genau meinen eigenen Rathschlägen zu folgen, aber deswegen sind sie nicht weniger vernünftig. — Der König scheint untröstlich zu sein und die ganze Stadt befindet sich in einem Zustand von Bestürzung und Betäubung. An die Kurfürstin wage ich nicht zu schreiben, weil ich die Stimmung ihres Gemüthes nicht kenne."

„Sophie Charlotte," sagt Leibnitz an einer andern Stelle, „war eine Fürstin, begabt mit allen Reizen des Geistes und des Körpers, erfüllt von Majestät und Sanftmuth und durch ihre Tugenden und ihren Verstand die Zierde ihres Jahrhunderts."

Ein ganzes Jahr trauerte der Hof tief in Schwarz; am 1. März 1706 legte der Hof die Trauer mit Violet an und zum Osterfest hörte sie gänzlich auf.

Viertes Kapitel.

Die Gräfin Wartenberg. — Ihre Spaziergänge mit dem Könige. — Ihre Herkunft. — Der Lakai Biedekap. — Ihre Vermählung mit Kolbe-Wartenberg. — Sie wird von der Königin gedemüthigt. — Vermählung des Kronprinzen. — Seine Kinder und ihre Täuflingsleiden. — König Friedrich vermählt sich zum dritten Male. — Die Gräfin Wartenberg erhält bei Hofe den Vortritt. — Sie rauft sich mit der Gemahlin des holländischen Gesandten. — Ihre Unverschämtheit gegen die Königin. — Frau von Matuoff. — Der Kronprinz als Feind der Wartenbergs. — Mylord Raby. — Der „große" und der „kleine" Kamecke. — Wittgenstein wird verhaftet. — Kolbe-Wartenberg und seine Gemahlin werden verbannt. — Sein Tod. — Skandalöser Lebenswandel seiner Wittwe.

Niemand am ganzen Hofe frohlockte in so hohem Grade über den Tod der Königin als die Gräfin Wartenberg, denn Niemand als die Königin allein wagte ihr die Spitze zu

bieten und ihre eben so hoffährtigen, wie ehrgeizigen Gelüste niederzuhalten. Es war natürlich, daß diese jetzt um so ungezügelter hervorbrachen, wo Niemand wagte, seinem Hasse gegen sie Luft zu machen.

Kolbe behauptete, daß sie nur die Freundin des Königs sei, der um ihre eben so belebte wie geistreiche Conversation zu genießen, im Sommer täglich eine Stunde im kleinen Garten des Schlosses und im Winter eine Stunde in den königlichen Zimmern mit ihr auf und abginge. Die Welt würde ihm vielleicht geglaubt haben, wenn sich die Gräfin in der Achtung des Volkes und der Hofleute zu behaupten gewußt hätte, da sie aber mit der ganzen Arroganz eines weiblichen Parvenü die Gemeinheit ihres früheren Standes vereinigte, so lieh jenes beinahe als Hohn geltendes Basrelief über den Zimmern, in welchen der König die Frau seines Ministers empfing, — jenes Basresief, welches der Baumeister Schlüter entworfen und das einen schlafenden Löwen darstellt, auf dem die Venus ruhend, mit der einen Hand die Keule des Herkules hält und mit der andern mit dem Liebesgott spielt, — der allgemeinen Entrüstung nur den rechten Ausdruck. —

Das Verhältniß mag jedoch gewesen sein, wie es wolle, die unheilvollen Folgen dieser Beziehungen waren nicht zu verkennen und mußten jetzt nach dem Tode der Königin noch mehr ins Gewicht fallen, denn wer dem Lebenslaufe dieses Weibes gefolgt war, konnte eine gewisse Energie in ihr nicht verkennen.

Sie hieß Catharine Rückert und war die Tochter eines Weinschenken in Cleve, der unter dem großen Kurfürsten durch die Protektion seines Kammerdieners Biedekap die Weinlieferungen für den Hof erhielt, und es ist leicht zu ergründen,

daß die Reize der schönen Tochter den Kammerdiener zu so großer Dienstfertigkeit anstachelten. Er hatte sie auf einer Reise des Kurfürsten nach Cleve kennen gelernt, heirathete sie und führte sie nach Berlin, wo sie bald die Aufmerksamkeit des Herrn von Kolbe erregte und seine Geliebte wurde.

Es ist möglich, daß sie damals noch so unverdorben war, ihren Mann nicht aus Speculation, sondern aus Liebe um seiner selbst willen zu heirathen. Wahrscheinlicher ist es jedoch, daß sie sein Haus nur als Dach betrachtete, welches ihre Sicherheit schirmen sollte, denn wäre dies nicht der Fall gewesen, so würde Kolbe nicht so schnell reussirt haben. Sie besaß aus der Ehe mit Biedekap einen Sohn und eine Tochter, die der Kurfürst später vom Kaiser in den Reichsfreiherrnstand erheben ließ. Sie hießen Freiherr und Freiin von Aspach, und die 1693 geborene Tochter heirathete 1706 schon den Sohn des 1660 in den Grafenstand erhobenen Johann Dietrich Schlieben-Birkenfeld, Ernst Siegmund, Graf Schlieben, der hohe Staatsämter bekleidete.

Plötzlich starb Biedekap und im Jahre 1696 heirathete Kolbe die zweizwanzigjährige Wittwe. Die Hochzeit ward im Hause des ersten Kammerdieners des Kurfürsten vollzogen und der hohe Herr befand sich selbst als Zeuge dabei.

Jedenfalls war dies der erste Schritt, um die Aufmerksamkeit des Kurfürsten auf sie zu lenken, und er trug seine Früchte. Die junge Günstlingin beherrschte den Monarchen bald mehr als ihr Gemahl und brachte Dinge zur Sprache, die sonst Niemand auszusprechen wagte. So viel der Kurfürst und spätere König ihr aber auch gewährte, eins erreichte sie nicht, den Zutritt zu den Zirkeln der Königin in Lützelburg, und wenn sie sich sonst bei Hoffesten begegneten, so demüthigte die Königin sie fortwährend, am meisten aber

dadurch, daß sie sie französisch anredete, obwohl sie wußte, daß die Wartenberg nicht französisch sprach.

Man kann sich daher denken, daß die Gräfin nun, nachdem die Königin todt war, erleichtert aufathmete und sich im Bewußtsein ihrer jetzt unbeschränkten Macht aufblähete. Allein oft ist das, was wir lange ersehnt haben und als ein großes Glück betrachten, gerade die Ursache um das im Verhältniß Geringere, was wir besitzen, zu untergraben. So ging es auch hier.

Wäre die Königin am Leben geblieben, so hätte sich doch immer eine Schranke für die Anmaßungen der Gräfin gefunden, die nun so übermüthig ward, daß sich Alles zu ihrem Sturze verschwor.

Im Jahre 1706, also ein Jahr nach dem Tode der Königin, vermählte sich ihr einziger Sohn, der Kronprinz, mit der Tochter ihres Bruders, des späteren Königs Georg von England. Die Prinzessin Sophie Dorothea gebar im nächsten Jahre 1707 einen Prinzen, der jedoch 1708 schon wieder starb. Man erzählt, daß er an Krämpfen gestorben sei, die er in Folge des Kanonendonners bei seiner Proklamirung als Prinz von Oranien durch den Schreck erhalten habe. —

Während der König noch durch das betrübende Ereigniß erregt und erschüttert war, bemühte sich Graf Wittgenstein, seine Besorgnisse, ob er Ersatz für den verblichenen Enkel zu erwarten habe, durch übertriebene Schilderung von dem beklagenswerthen Körperzustande der Prinzessin zu steigern und deutete darauf hin, daß die Zukunft der direkten Thronfolge vielleicht eher gesichert werde, wenn er sich selbst zu einer neuen Vermählung entschließen könnte.

Da der König sich dazu nicht abgeneigt zeigte, so schlug

der Graf die dreiundzwanzigjährige Prinzessin von Mecklenbnrg-Schwerin vor und der einundfünfzigjährige König vermählte sich drei Jahre nach dem Tode seiner zweiten Gemahlin wirklich zum dritten Male.

Kurz vor der Vermählung eröffnete der Kronprinz seinem Vater, daß sich die Kronprinzessin abermals in interessanten Umständen befände. Der König war beinahe bestürzt und erklärte, daß er, wenn er dies eher gewußt hätte, sich nicht wieder vermählt haben würde.

1709 ward die Kronprinzessin von einer Tochter entbunden und 1710 von einem Prinzen, der jedoch im nächsten Jahre, eben so wie sein Bruder von der Wucht seiner Würde und zwar diesmal buchstäblich von der Last der Krone erdrückt ward, die der Ober-Ceremonienmeister, trotz ihrer massiven Schwere, während des Taufaktes auf seine Stirn setzen ließ, während der schwere Stern des schwarzen Adlerordens, der auf der Hüfte des Mannes zu ruhen bestimmt ist, die kleine Brust bedrückte. Nach der Taufe fand sich ein blauer Flecken auf dem zarten Schädel des Täuflings und es ist anzunehmen, daß ein Stoß die Wirkung des Drucks noch erschwert hatte.

Endlich, am 24. Januar 1712, erblickte Friedrich der Große das Licht der Welt und lieferte damals schon den physischen Beweis, daß er die Last der Krone zu tragen vermochte.

Die oben erwähnte 1709 geborene Prinzessin Friederike Sophie Wilhelmine war die später durch ihre Memoiren berühmt gewordene Markgräfin von Baireuth, welche in diesen Memoiren die traurige Geschichte ihrer Jugend, ihrer Angst um den geliebten Bruder und ihrer Furcht vor der Härte des Vaters erzählt. Welch ein Hohn auf ihr aller kindlichen

Freuden entbehrendes Leben ist jene Begebenheit, die alle Geschichtsschreiber als Beweis von ihres Großvaters maßloser Eitelkeit und Verblendung hinstellen. Bei ihrer Geburt befanden sich nämlich die Könige Friedrich von Polen und Dänemark in Berlin, der König von Preußen selbst war der dritte Friedrich. Dies war besprochen worden und eben so der Jubel des Königs über den neuen Beweis von der Fruchtbarkeit seiner Schwiegertochter. Ein hessischer Edelmann, von Meisebuch, benutzte dies zu einem Gedicht, in welchem er die Prinzessin mit dem Christuskinde und die drei Könige mit den drei anbetenden Königen des Morgenlandes verglich.

So abgeschmackt nun auch dieser Vergleich war, so entzückte er doch den König dergestalt, daß er dem Verfasser ein Geschenk von 1000 Ducaten zukommen ließ. Die beiden fremden Monarchen vertraten Pathenstelle und die Tauffeierlichkeit war möglichst großartig. Dennoch ward jenes neue, von dem König bei seiner letzten Vermählung entworfene Ceremoniell in der Rangordnung, welches damals so viel Aufsehen erregte, auch hier trotz der Anwesenheit der Monarchen beobachtet und rief einen Schrei allgemeiner Entrüstung hervor.

Es hieß nämlich in derselben: „Der Premier und Oberkammerherr Graf von Wartenberg hat den Vortritt vor allen nicht regierenden Fürsten, und die Gräfin, seine Gemahlin, vor allen unverheiratheten oder nicht mit regierenden Fürsten vermählten Prinzessinnen. Dann hat der Königin Oberhofmeisterin den Rang erst nach der Gemahlin des Premiers und Oberkämmerers und den Fürstinnen. Dann die Oberhofmeisterin der Kronprinzessin und dann der Königin gräfliche Kammerfräulein. Nach ihnen die Frauen der

wirklichen Geheimen Räthe." Den Hofmeisterinnen der Markgräfin von Brandenburg und den Kammerfräuleins der Kronprinzessin stand die Präcedenz vor allen wirklichen Kammerfrauen zu und den Fräuleins der Markgräfin vor den Frauen der Obersten.

Sehr viele Damen des höchsten Adels unterließen in Folge dessen, den Hof zu besuchen und schrieben diese Zurücksetzung der Wartenberg zu, die sie nun um so mehr haßten. Diese kümmerte sich jedoch nicht im Geringsten darum und beutete ihre vortheilhafte Stelle auf alle Weise aus. Die Herzogin von Holstein hatte ihr sogar ihren Vorrang für zehntausend Thaler, die der König ihr auch wirklich auszahlen ließ, abgetreten. Als sich aber der Zug, der das sogenannte Christuskind in die Kapelle begleiten sollte, in Bewegung setzte, trat die Gemahlin des holländischen Gesandten, die Baronin von Lintelo, aus einer Nische hervor, an welcher die Prozession vorüber mußte, und in die Reihen, so daß sie der Gräfin Wartenberg den Rang ablief. Die Gräfin wollte dies nicht leiden und gab der Holländerin eine Ohrfeige, die die Baronin durch einige Püffe erwiderte, und so geriethen sie denn in einen so heftigen Kampf, daß der Zug in's Stocken kam und die Kämpfenden in eine förmliche Puderwolke gehüllt waren.

Die Gräfin behauptete endlich das Feld, natürlich aber auf Kosten ihrer sehr beschädigten Toilette, die stückweise in den Händen der triumphirenden Gegnerin blieb, welche sehr wohl wußte, daß sie die Gräfin entstellt und also auf das Empfindlichste beleidigt hatte. Natürlich hatte der Oberceremonienmeister die Gräfin beigestanden, die Baronin war aber jetzt zufrieden, denn sie war überzeugt, daß ihr heimlich alle Damen Beifall zujauchzten.

Nach Beendigung der Taufhandlung beklagte sich die Wartenberg beim König. Er verlangte, daß die Baronin Abbitte thun sollte und drohte im Weigerungsfalle, durch seine in Holland stehenden Truppen diesem seinen Befehle Nachdruck geben lassen zu wollen.

Die Gemahlin des Gesandten war also gezwungen, angesichts des ganzen Hofes die befohlene Abbitte zu thun, und der Uebermuth der Gräfin wuchs durch diesen Vorfall um kein Geringes. Sie machte ihn sogar der Königin gegenüber so lange geltend, bis diese, über alle Maßen aufgebracht, eine neue Unverschämtheit in der Abwesenheit des Königs benutzte, um sie unter der Drohung, aus dem Fenster werfen zu lassen, aus ihrem Zimmer zu weisen.

Der König befand sich nämlich in Leipzig, um auf der Neujahrsmesse mit dem König von Polen zusammen zu treffen. Es war 1710 und die Königin, mit einer Arbeit für den König beschäftigt, lud die Damen des Hofes ein, ihr dabei behülflich zu sein. Sie wagte nicht, die Wartenberg auszuschließen. Diese kam auch, ließ sich jedoch von ihrem eigenen Kammerdiener den Kaffee in dem Zimmer der Königin serviren. Die Königin befahl ihr, hierüber entrüstet, sofort ihre Zimmer zu verlassen. Die Gräfin brach in ein helles Gelächter aus und erklärte, daß sie nicht von der Stelle gehen würde, worauf die Königin ihre Diener rief und diesen befahl, die Gräfin aus dem Fenster zu stürzen. Jetzt entfernte sie sich schleunigst und die Königin führte schwere Klage beim König. Er tröstete sie durch die Versicherung, daß er die Gräfin demüthigen wolle, aber diese Demüthigung bestand in weiter nichts als in der halb ernsten, halb spöttischen Abbitte, welche die Wartenberg der Königin leisten mußte.

Sie hatte sehr bald abermals Gelegenheit, zu beweisen, wie wenig des Königs Ermahnungen, wenn überhaupt solche vorgekommen waren, gefruchtet hatten.

Die Frau des russischen Gesandten bei den Generalstaaten, Frau von Matuoff, reiste durch Berlin und der russische Gesandte, Herr von der Lieth, gab ihr zu Ehren ein Diner, wobei die höchsten Personen eingeladen waren. Die Gräfin Wartenberg verlangte vor Frau von Matuoff den Vorrang, und als ihr der Gesandte begreiflich machte, daß er sich in diesem Falle nicht fügen könne, erschien sie nicht beim Diner. Frau von Matuoff beklagte sich beim König, und da diesmal die Insolenz der Favoritin in der Russin den Zaaren verletzt hatte, den der König zugleich hochschätzte und fürchtete, so wußte er auch seinem Befehl Nachdruck zu geben. Die Wartenberg mußte in der feierlichsten Weise Abbitte thun, und zwar in Gegenwart einer Menge von hochgestellten Personen, die Frau von Matuoff dazu eingeladen hatte.

Niemand ward durch das Treiben der Wartenbergischen Clique am Hofe mehr empört als der Kronprinz. Er hatte jedoch immer vergebens auf ein Mittel gesonnen, sie unschädlich zu machen, da die Partei zu mächtig war. So viel Bundesgenossen er auch im Geheimen haben mochte, öffentlich wagte sich Niemand hervor, denn das Barfuß'sche Complott von 1702 mit seinen Folgen stand Allen noch zu lebhaft vor der Seele. Wensen, der auch eine kurze Zeit Hofmarschall gewesen war, hatte zu Protokoll gegeben, daß Wartenberg's Tafel dem Hofe jährlich 30,000 Thaler koste, und wollte nachweisen, daß die Gräfin ununterbrochen Summen nach London schicke, die in der Bank niedergelegt wür=

den. Er büßte seine Kühnheit durch Festungshaft in Küstrin und man fuhr fort, das Land auszusaugen.

So ärgerte sich auch der Kronprinz, daß sein Gouverneur Graf Alexander Dohna, der Liebling seiner Mutter, nicht wagte, das Zeichen zur Eröffnung der Tafel zu geben, so lange Wartenberg nicht da war, obschon die Etiquette befahl, es nach Ankunft des Königs zu thun. Der Vorfall bei dem russischen Gesandten kam ihm sehr erwünscht und er berieth nun, die Mißstimmung des Königs benutzend, mit Grumbkow, seinem Liebling, und Ilgen, der schon lange gern an Wartenberg gehandelt hätte, wie dieser an Dankelmann, die Schritte, die jetzt vielleicht zu dem erwünschten Ziele führen könnten.

Sie beschlossen, dem Könige zu sagen, daß die Wartenberg dem Staate gefährlich sei, dessen Geheimnisse sie an Holland für Geld verriethe und an England dadurch, daß sie Mylord Raby, der blos deshalb ein Liebesverhältniß mit ihr eingeleitet, um die Staatsgeheimnisse zu erfahren, im Uebermaß ihrer Zärtlichkeit mittheilte, was er zu wissen wünschte. Dies war ein gewaltiger Schlag. Er traf gleichzeitig zwei sehr leicht zu verletzende Punkte im Innern des Königs und die Gegner Wartenberg's und seiner Gemahlin erreichten ihren Zweck um so eher, als manche Wahrnehmung des Königs für die Wahrheit ihrer Angaben sprach.

Mylord Raby war ein schöner imponirender Mann und konnte als Liebhaber dem Könige schon gefährlich werden. Er war zuerst außerordentlicher und später accreditirter Gesandter in Berlin und als gewandter schlauer Diplomat eben so gefährlich, besonders da er über die Börse des Herzogs von Marlborough, der damals am Rhein commandirte, verfügen konnte, wenn es galt, werthvolle Nachrichten zu er=

kaufen und Spione zu bezahlen. Ilgen hatte er ebenfalls für sich zu gewinnen gesucht, um die Ministerialbeschlüsse vollkommen zu beherrschen. Ilgen lag jedoch daran, Wartenberg zu stürzen und endlich Revanche für seine lange Herrschaft über ihn zu nehmen. Er suchte sich daher seine Selbstständigkeit zu bewahren, wußte die hinter seinem Rücken eingefädelten Intriguen zu vereiteln und ward daher von dem Lande tödtlich gehaßt.

Wie geschickt Raby agirte, beweist der für England so vortheilhafte Frieden von Utrecht im Jahre 1713, den er als Graf Strafford abschloß, denn seit 1712 führte er diesen Titel, den ihm sein Aufenthalt in Berlin vielleicht mit verdienen half.

Die Herzogin von Orleans beschäftigt sich in ihren Briefen viel mit ihm.

Der Plan zum Sturze war also fertig, der König befand sich in geeigneter Stimmung und es fehlte blos noch an Personen, die geschickt genug waren, vorsichtig die Lunte an das Pulverfaß zu legen. Sie fanden sich ebenfalls in den Personen zweier Lieblinge des Königs, der beiden Herren von Kamecke, zweier pommerschen Edelleute, die Vettern waren. Der sogenannte große Kamecke, Paul Anton, war früher Page des Königs gewesen und jetzt Grand Maître de la garderobe. Er war ein einfacher ehrlicher Mann, ohne alle Ansprüche. Der „kleine Kamecke“, Ernst Bogislaw, war klüger und unterrichteter. Er war zum reformirten Glauben übergetreten und hatte dadurch den König eben so erfreuet, wie er es beständig dadurch that, daß er ihn im Schachspiel gewinnen ließ, während er Andern alle Partien abnahm. Der König hatte ihn zu seinem Geheimen Rathe ernannt und da sein Humor gleichmäßig gut war und er

stets etwas Neues zu erzählen wußte, so war sein Einfluß nicht unbedeutend und er konnte die wichtige Sache mit Geschick vortragen.

Er leitete demgemäß die Sache so ein, daß sein Vetter, als Diener des Königs, Wittgenstein wegen Veruntreuung anklagen mußte, denn er folgerte sehr richtig, daß im Laufe der deshalb einzuleitenden Untersuchung die Schuld Wartenberg's zu Tage treten müßte. Die Befreundeten konnten dann schon das Uebrige thun. Der Plan war ganz gut.

Am 27. December 1710 erschien ein einfacher Lieutenant mit zwanzig Mann, um den Reichsgrafen Abends zehn Uhr zu verhaften. Am nächsten Morgen mußte ihm der General Gersdorf den schwarzen Adlerorden abfordern. Er erklärte nun feierlich, daß er nicht selbstständig und eigenmächtig, sondern blos auf Befehl des Premierministers gehandelt habe. Gersdorf erstattete natürlich hierüber sofort Bericht. Allein bald darauf kam der General Tettau um Wittgenstein zu erklären, daß er Befehl habe, ihn nach Spandau zu bringen. Wirklich ward er auch am 29. December dorthin abgeführt. Obschon ihn ein Oberstlieutenant der Garde mit zwölf Mann Garde du corps escortirte, so machte doch das Volk seinen Haß in lauten Verwünschungen Luft und folgte in Haufen dem Wagen, dessen Fenster der Gefangene eilig herabgelassen hatte.

Wittgenstein hatte dem König nur aus Haß gegen den Kronprinzen den Rath gegeben, sich wieder zu vermählen, und der Kronprinz, der dies sehr wohl wußte, sah es nicht ungern, daß er jetzt den verdienten Lohn erhielt.

Das Volk freute sich schon deshalb, weil er die erste Brandversicherungscasse in Deutschland stiftete. Die Leute aus dem Volk wußten nämlich sehr wohl, daß er ihnen die

Beiträge nicht abpreßte, um ihnen einen Ersatz für ihre verlorene Habe zu sichern, sondern nur um im Fall der Noth stets einen Fond in Bereitschaft zu haben. Man wußte, daß dieses eingezahlte Geld untreu verwaltet wurde und trug sich mit Besorgnissen, die auch nicht unbegründet waren.

Wittgenstein's Schwiegermutter, die Oberhofmeisterin der Königin, und seine Tochter, die Ehrenfräulein bei derselben war, wurden ebenfalls verhaftet, so wie eine Menge Personen, die Hofämter oder Aemter im Staatsdienst bekleideten und seine Creaturen gewesen waren.

An dem Tage, wo Wittgenstein abgeführt wurde, erhielt auch Kolbe-Wartenberg Befehl, sich mit seiner Gemahlin nach seinem Gute Woltersdorf, zwei Meilen von Berlin, zu begeben, nachdem ihm Ilgen, auf Befehl des Königs, die Siegel abgefordert und ihm erklärt hatte, daß er sich aller Einmischung in die Geschäfte zu enthalten habe. Er wohnte damals in seinem neuen, vom Baumeister Schlüter prachtvoll ausgestatteten Hause auf der Königsstraße, links von der langen Brücke, demselben Gebäude, welches später zum Postgebäude eingerichtet ward.

Wartenberg, der den König genau kannte, wußte, daß er sich vor der Hand fügen müsse, wenn er ihn nicht noch mehr aufbringen wollte. Er erklärte daher, bis zum 2. Januar 1711 fertig zur Abreise sein zu wollen, ließ jedoch den König bitten, noch einmal seine Kniee umfassen zu dürfen, um ihm für alle empfangenen Wohlthaten zu danken. Der König bewilligte ihm eine Audienz für den 7. Januar und Wartenberg erfaßte die Hände des Königs, um sie mit seinen Thränen zu benetzen, umklammerte seine Kniee und bat ihn, zu seinen Füßen sterben zu dürfen, wenn er einmal den

Trost und die Freude nicht mehr haben sollte, das theure Antlitz zu sehen und Zeuge seiner so segensvollen Regierung zu sein.

Der König ward durch diese Komödie so gerührt, daß sich seine Augen ebenfalls mit Thränen füllten. Er umarmte den Grafen, zog einen Ring von mehr als zwanzigtausend Thalern Werth vom Finger und schenkte ihn Wartenberg mit der Aufforderung, ihn seiner Familie als bleibendes Andenken an die Freundschaft seines Königs zu bewahren. Was jedoch seine Entfernung betreffe, so müsse er darauf bestehen, da die Interessen des Staates dieselbe forderten.

Unmittelbar nach dieser Audienz fuhr Kolbe nach dem Hotel Lord Raby's, bei welchem er mit seiner Gemahlin zu Mittag speiste. Abends fuhren sie nach Woltersdorf und am nächsten Tage reisten sie nach Dresden ab, wo man sie mit Auszeichnung empfing.

Nach ihrer Abreise bat Lord Raby ebenfalls um seine Abberufung und da diese sehr bald erfolgte, so reiste er zur großen Erleichterung Ilgens aus Berlin ab.

Von Dresden ging Wartenberg nach Frankfurt am Main, bat jedoch den König brieflich, sein Gut Woltersdorf und den Monbijou-Garten, den der König nach dem Tode seiner Gemahlin der Gräfin Wartenberg geschenkt hatte, mit dem von ihr erbauten Palais und dem Porzellankabinet als Geschenk anzunehmen, da er selbst ja nun auf den Genuß dieser Besitzthümer verzichten müsse.

Der König antwortete, daß er diese Besitzungen allerdings übernehmen wolle, aber die Zahlung des vollen Werthes in der kürzesten Zeit leisten werde, da er nicht beabsichtige,

seinen ehemaligen Günstlingen das Geringste zu entziehen. Kurz darauf traf die Zahlung auch wirklich ein.

Bei der Untersuchung stellten sich, in Bezug auf den Grafen Wittgenstein, vielfache Veruntreuungen, gefälschte Rechnungen und Unterschleife heraus. Er wälzte hartnäckig alle Schuld auf seinen Vorgesetzten und verlangte, ihm gegenüber gestellt zu werden. Da jedoch der König absichtlich jede Verwicklung Kolbe's in den Prozeß vermieden wissen wollte, und dieser durch ein Document Friedrich's, welches selbiger ihm bei der Uebernahme der Verwaltung der Domainen- und Chatoullengüter unbegreiflicher Weise ausgestellt hatte, unantastbar war, so mußten sich seine Feinde begnügen, ihn Landes verwiesen zu sehen und konnten es nicht hindern, daß er, der ohne das geringste Vermögen nach Berlin gekommen war, mit mehreren Millionen abzog. Dabei waren die Juwelen der Gräfin, die man auf 500,000 Thaler schätzte, nicht mitgerechnet und lange Zeit fürchtete die Gräfin wirklich, daß man ihr ihre Schätze abnehmen würde. Dies stand jedoch nicht zu erwarten und der König setzte vielmehr Kolbe einen Jahrgehalt von 24,000 Thalern aus, den nach seinem Tode seine weit jüngere Gemahlin forterhalten sollte.

Um diese Freigebigkeit der Oeffentlichkeit gegenüber zu motiviren, hieß es, Wartenberg dürfe, um seine Pension zu genießen, in keines andern Fürsten Dienste treten, und müsse sie in Frankfurt am Main verzehren. Der Oberkammerherrn-Schlüssel und das Patent des General-Erbpostmeisters ward ihm erst auf der Reise noch durch einen Courier abgefordert.

In dem oben erwähnten Document, dem Wartenberg

seine Straflosigkeit dankte, hieß es, daß er, der mit Geschäften ohnehin überhäufte Beamte, sich entschlossen habe, noch die Oberverwaltung der Chatoullen= und Domainen=Aemter zu übernehmen, doch habe er sich dabei vorbehalten, bei etwaigen Nachlässigkeiten oder Unrichtigkeiten nicht zur Verantwortung gezogen zu werden, denn diese, von den Subalternen begangenen, müßten auch blos diesen zur Last fallen.

Der Exminister lebte nun in Frankfurt und schien die Trennung von seinem königlichen Herrn weit eher ertragen zu können, als dieser, denn der König forderte ihn auf, wieder nach Berlin zurückzukehren, jedoch ohne seine Frau, die in der Verbannung bleiben müsse.

Wartenberg antwortete, daß es ihm unmöglich sei, sich von seiner Gattin zu trennen, und so blieb er in Frankfurt, wo er fünfzehn Monate später, im März 1712, starb.

Er ward auf seinen Wunsch in Berlin begraben, und der König, der durch seinen Tod auf's Tiefste erschüttert war, weinte laut, als der Leichenzug die königlichen Fenster passirte. Auch in diesem Wunsche Wartenberg's lag Berechnung. Der König war nicht im Stande, seiner Familie, unter dem Einflusse tiefer Trauer und wach gerufener Erinnerungen, ihre Güter zu entziehen und aus Pietät für den Vater nahm er den Sohn in seine Dienste.

Dieser Sohn war 1699 zu Berlin geboren, ward Ritter des rothen Adlerordens, bekleidete mehrere hohe Aemter und starb 1772. Sein Sohn ward pfälzischer, sein Enkel bairischer General. Letzterer war kinderlos und deshalb starb sein Name mit ihm aus. Die Grafschaft, die jetzt nicht mehr so unbedeutend war, kam an die Söhne seiner

Schwester, die Grafen Erbach, und hieß die Grafschaft Wartenberg-Roth.

Die Gräfin-Wittwe begleitete Lord Strafford nach Utrecht und lernte dort den französischen Gesandten, Marschall d'Huxelles, kennen, der dafür sorgte, daß sie nach Paris kam und einen ihr zusagenden Umgangskreis fand. Die Herzogin von Orleans schreibt unterm 18. Juli 1715:

„Die Gräfin Wartenberg ist noch in Paris, sie führt ein toll Leben. Ich habe sie nicht gesehen, denn sie kommt nicht mehr nach Hofe. Sie hat sich mit einem jungen Sachsen, Namens Minkwitz, verlobt, er hat ihr alle ihre Juwelen gestohlen und ist damit nach Flandern gegangen. Sie hat ihn verklagt, man hat ihn aufgegriffen und zurückgebracht. Er hat ihr aber einen offenen Brief geschrieben, in welchem es heißt, daß er, als ihr Verlobter, nicht als Dieb bezeichnet werden könne. Ueberdies habe sie einem Polen 50,000 Franken versprochen, weil er die Franzosen von ihr bekomm habe. Nun sei es gewiß, daß es ihm zwei Mal geschehen, also müßte er auch doppelt bezahlt werden. Der Cavalier ist freigesprochen worden, hat jedoch die Juwelen zurückgeben müssen. Sie hat die Unkosten zu bezahlen. Keine ehrbare Dame empfängt sie mehr. Ein schändlicher Leben, als sie führt, kann Niemand führen. Man sagt sogar, daß es nicht richtig mit ihr und ihrem Sohne steht. Er ist ein Junge über funfzehn Jahr, und sie will nicht leiden, daß er in einem andern Bette, als dem ihrigen schläft. Man hat sie gewarnt und ihr gesagt, daß die Leute übel von ihr denken, sie fragt jedoch nichts darnach."

Später ging die Gräfin nach dem Haag, wo sie ihren schlechten Lebenswandel fortsetzte, obschon sie in die Jahre

kam. Sie war so frech, zu behaupten, daß man eher die Muscheln am Strande zu Scheveningen als ihre galanten Abentheuer zählen könnte. Sie hatte alle Männer umstrickt, die in ihre Nähe kamen, nur einer entging ihr, August der Starke von Sachsen, mit Hülfe seiner physischen Kraft. Mylord Raby traf nämlich, als er einmal bei seiner Geliebten eintrat, den Polenkönig bei ihr, für welchen sie schon lange eine geheime Flamme nährte. Sie hielt ihn umschlungen, und der Lord war Zeuge, mit welchem Aufwand von Kraft er sich loswand. Sie starb 1734, also sechzig Jahre alt.

Nach der Entfernung der drei „Wehen" vom Staatsruder bekam der „große Kamecke" den Schlüssel des Oberkämmerers, behielt sein bisheriges Amt bei und erlangte noch mehrere Titel. Der „kleine Kamecke" erhielt das Oberpostmeisteramt und der Finanzen. Wittgenstein ward am 18. Mai wieder aus Spandau entlassen, mußte jedoch das Land meiden und eine Geldstrafe zahlen. Er ging zum Herzog von Sachsen-Weißenfels und trat später in kurpfälzische Dienste, in welchen er 1735 starb. Seinen Posten erhielt der Schloßhauptmann Marquard Ludwig Baron v. Printzen aus einer schlesischen Familie. Wartensleben's Kriegsministerstelle bekam Johann Moritz, Baron von Blasspiel.

Fünftes Kapitel.

Sophie Louise von Mecklenburg, dritte Gemahlin des Königs. — Ihre Intoleranz. — Sie leidet an Geistesstörungen. — Ein gespenstischer Ueberfall. — Tod des Königs. — Seine Werke. — August Herrmann Franke in Halle. — Der Schloßbau in Berlin. — Baumeister Schlüter. — Die Perücken- und Kleidersteuer. — Die Jungfernsteuer ꝛc. — Christian Friedrich Kraut. — Die Hofjuden. — Der Goldmacher Ruggiero.

Wir haben schon erwähnt, daß Wittgenstein den König aus Haß gegen den Kronprinzen bewog, sich nochmals zu vermählen. Jedenfalls hatte er aber seinem Herrn selbst den schlechtesten Dienst durch diesen Rath geleistet, denn neben manchen andern Disharmonien trat besonders die Religionsverschiedenheit in den Vordergrund. Auch wurde bei dieser Gelegenheit durch eine eigens publicirte Information das seit dem Jahre 1442 Kurbrandenburg auf die Lande Mecklenburg zustehende Eventual-Successionsrecht in Erinnerung gebracht.

Die Prinzessin Sophie Louise hatte am Hofe ihres Bruders, des Herzogs von Mecklenburg-Schwerin, ziemlich flott gelebt. Als Frau und Königin aber ward sie mit einem Male fromm und eine frühere Hofdame von ihr, ein Fräulein von Grävenitz, die sich ganz dem Pietismus zugeneigt hatte, bestärkte sie in dieser Rolle. Dasselbe that ihr Beichtvater, der lutherische Prediger Porst an der Nicolaikirche in Berlin. Er leitete den Verkehr zwischen der Königin und dem seiner Frömmigkeit wegen berühmten Stifter des Waisenhauses in Halle, Franke, ein und unter solchen Einflüssen ward der Hof der Königin beinahe ein Kloster. Welch ein Contrast zwischen diesem Hofhalt und dem der Königin Charlotte!

Die Königin begnügte sich aber nicht blos mit Beten und Bußübungen für ihre Person, sie wollte auch Proselyten machen. Deshalb verfolgte sie die Andersgläubigen und sprach sich hierüber sogar gegen den König aus, indem sie behauptete: „Kein Reformirter könne selig werden.“ „Ach,“ sagte lachend der König, „wenn Sie dieser Meinung sind, dann können Sie nach meinem Tode ja nicht sagen: der selige König.“ „Dann werde ich sagen: der liebe, verstorbene König,“ versetzte sie nach kurzem Nachdenken.

Diese letzte Bemerkung erbitterte den König so sehr, daß er den letzten Funken von Liebe für seine Gemahlin erkalten fühlte. Fräulein von Grävenitz, welche die Königin gegen den Willen des Königs im Schlosse einquartirt hatte, erhielt Befehl, Berlin zu verlassen, Franke ward nach Halle zurückgeschickt und Porst erhielt eine sehr nachdrückliche Mahnung, nicht zu weit zu gehen. Der König kam von nun an fast gar nicht mehr in die Nähe seiner Gemahlin und diese Veränderung äußerte nachtheilige Folgen auf die Stimmung der Königin, daß sie sogar zuweilen an Geistesstörung litt, jedoch ohne daß der König, der sich seit jenem Zwiste, wie eben gesagt, ganz fern gehalten hatte und selbst leidend war, es bemerkte. Desto erschreckender war für ihn ein Vorfall, der, wie man mit Grund vermuthete, eine Hauptursache seines frühzeitigen Todes war.

Der König war nämlich in seinem Lehnstuhl eingeschlummert. Weil er an asthmatischen Beschwerden litt, befand er sich in sitzender Stellung stets besser. Plötzlich stürzte eine halb angekleidete in weiße Gewänder gehüllte Frau in sein Zimmer, umschlang ihn wie wüthend mit ihren Armen und überschüttete ihn mit einem Strome von Vorwürfen. Der kranke Mann konnte dieses die Spuren gänzlicher Gei=

stesszerrüttung tragende Wesen nicht für Preußens Königin halten und glaubte im ersten Schrecken und noch halb im Schlafe, es sei die weiße Frau, die ihn an seine Sterbestunde mahnen wolle. Er bekam heftiges Fieber, mußte sich zu Bett legen und schickte nach dem Hofprediger, der ihn zum Tode vorbereiten sollte. Der Tod kam jedoch nicht ganz so plötzlich. Der König lag noch sechs Wochen und starb am 25. Februar 1713 nach fünfundzwanzigjähriger Regierung im erst sechsundfunfzigsten Lebensjahre. „In der Welt ist doch Alles nur eine Comödie, die bald zu Ende ist; wer nichts Besseres kennt, als diese, der ist übel daran —" dies waren die letzten Worte des Fürsten, dessen Herz von Jugend auf so sehr an Pracht und Glanz gehangen hatte.

Die Königin hatte bei jenem Anfalle von Tobsucht sich dadurch, daß sie die Glasscheiben einer Thür einschlug, mit Gewalt einen Weg gebahnt. Sie war noch im Nachtgewandt, ihr Haar hing wirr um ihre Schultern und das Blut floß aus Armen und Händen, die durch die Glasscherben verletzt worden waren. So eilte sie durch die Gänge des Schlosses und mußte erst mit Gewalt wieder zurück in ihr Zimmer gebracht werden. Bald darauf ward sie in ihre Heimath zurückgebracht und blieb in Grabow, wo ihre Mutter, die verwittwete Herzogin, lebte.

So war denn Preußens erster König zur Ruhe gegangen, die Würde blieb jedoch für seine Nachkommen, und wenn sein Hof auch wie die meisten Höfe seiner Zeit roh und frivol zugleich gewesen, so hatte er doch auch manches Gute geschaffen, was erst später segenbringend hervortreten sollte. Hierher gehört die Gründung der Universität Halle und der Akademie zu Berlin, der Schloßbau in Berlin und mancher Fortschritt in der Cultur, zu dem er durch den rastlosen Eifer

seiner Gemahlin Charlotte angefeuert wurde, welche die geistige Ausbildung an die Stelle der Rohheit zu setzen strebte und Künste und Wissenschaften unterstützte, wo sie es vermochte.

Außer den schon erwähnten Staatsmännern hatten daher auch manche Männer der Wissenschaft sich unter sein Panier geflüchtet, wie zum Beispiel Spener, der seines edlen, sanften Charakters wegen der deutsche Fénélon genannt werden kann. Er war vierzehn Jahre lang Probst an der Domkirche zu Berlin und starb am 5. Februar 1705, vier Tage nach der Königin, die ihn so hoch geschätzt hatte. Er war mit dem Staatsmann Fuchs, dem Dichter Canitz, dem Herrn Veit Ludwig von Seckendorf und dem Baron Canstein, der die Bibelanstalt in Halle gegründet hat, befreundet.

Professor Thomasius in Halle war seines Einflusses auf die Bildung der jüngeren Generation wegen berühmt. Er hielt die ersten Vorlesungen in deutscher Sprache und gab ein deutsches Journal heraus. Er erklärte sich gegen die schrecklichen Hexenprozesse, die Tortur und das römische Recht und ward somit der Vorkämpfer des neuen Liberalismus. Sogar bei Friedrich dem Großen fanden seine Bestrebungen die vollste Anerkennung, wie aus einem Briefe vom 11. November 1780, den der König an Herzberg schrieb, hervorgeht.

In andern Kreisen, aber eben so segensreich, wirkte der 1727 zu Halle verstorbene August Herrmann Franke. Es war nicht genug, daß er durch die Gründung des Waisenhauses manchem Kinde aus der Mitte des Volkes aus Laster und Gemeinheit den Weg zur Tugend bahnte. Er wußte auch dem Adel und den Höflingen manche Summe, die sonst nutzlos vergeudet worden wäre, für sein Unternehmen abzu=

locken und brachte mit Hülfe derselben einen besseren Umschwung in die Missionsthätigkeit der protestantischen Kirche.

Weit weniger Einfluß gewann jedoch die letzte Gemahlin des Königs als Schützerin des Pietismus, denn ein Mann, der dadurch, daß er dem Philosophen Wolf seinen Schutz zusicherte, seine Meinung deutlich genug ausgesprochen hatte, konnte nicht das Werkzeug der Gegenpartei werden.

Was den schon erwähnten Schloßbau zu Berlin betrifft, so würde dieses Meisterwerk der Baukunst schon allein den Namen des Baumeisters Schlüter unsterblich gemacht haben, wenn auch nicht noch das Zeughaus und das Modell zur Statue des Großen Kurfürsten auf der langen Brücke ihn der Nachwelt aufbewahrt hätten.

Andreas von Schlüter war aus Hamburg nach Berlin gekommen, wo er anfangs viel Glück machte. Beim Bau des Zeughauses fand er einen Rivalen in dem Architekten Johann de Bodt, der ihn auch später ganz verdrängte. Das Meisterhafteste bei dem ganzen Bau, die einundzwanzig Gesichter sterbender Krieger, welche die Schlußsteine über den Fenstern bilden, sind jedoch sein Werk.

Peter der Große hatte den genialen Baumeister bei dem Besuche, den er 1712 in Berlin abstattete, kennen gelernt und als er hörte, daß sein Stern in Berlin gesunken war, berief er ihn zu sich nach Petersburg. Schlüter folgte dem Rufe und siedelte 1713 nach Petersburg über, wo er jedoch schon 1714 starb.

Es ist natürlich, daß die Bauten, manche andere kostspielige Unternehmungen und die Uebernahme der Krone viel Geld gekostet hatten. Die dadurch herbeigeführte Geldnoth machte sich nach der wartenbergischen Verwaltung noch fühlbarer. Da man mit Recht die Weigerung der Land=

stände, neu aufzulegende Grundsteuern zu bewilligen, fürchtete, so mußten andere Hülfsquellen eröffnet werden und namentlich speculirte man auf den Luxus in der Kleidung.

Im Jahre 1698 ward daher die Perrückensteuer eingeführt, d. h. es mußten bei einer inländischen sechs, bei einer französischen oder andern fremden aber fünfundzwanzig Procent ihres Werthes als Abgabe bezahlt werden. 1701 übergab man die Eintreibung der Steuer einem Franzosen, Elie Papus de Laverdauge, der dafür einen gewissen Pacht zahlte und den Titel Perückeninspector erhielt.

Obschon die Perrücken durch ein Zeichen mit spanischem Lack gestempelt sein mußten und die Aufsichtsbeamten sogar auf öffentlicher Straße nach dem mit der Perrücke zugleich empfangenen Erlaubnißschein fragen konnten, so geschah doch mancher Unterschleif und die Visitationen hatten oft so ärgerliche Auftritte zur Folge, daß die Verpachtung aufgehoben wurde und man je nach Rang und Vermögen einen jährlichen Durchschnitt annahm, so daß die Vornehmsten 2½ Thaler, die Geringsten, wie Handwerksgesellen u. s. w. einen halben Thaler zu zahlen hatten. Prediger, Schullehrer, Schüler und Kinder unter zwölf Jahren waren frei.

Eben so wurden die Kleider besteuert, am höchsten Gold, Silber oder Stickerei, auch so die Equipagen, Chaisen und Kalleschen-Wagen, die angeblich das Pflaster ruinirten. Die Damen mußten ihre Fontangen und ihren Kopfputz versteuern. Es gab eine Strumpf-, Schuh-, Stiefel-, Pantoffel- und Hutsteuer von einem Thaler an bis herab zu einem Groschen. Die Kopfsteuer schreibt sich ebenfalls noch aus jener Zeit und wer Thee, Kaffee oder Chocolade trinken wollte, mußte sich diesen Genuß durch eine jährliche Abgabe von zwei Thalern erkaufen.

Die Kopfsteuer erstreckte sich auf alle Stände ohne Ausnahme. Der König machte mit viertausend Thalern den Anfang, dann folgten die Prinzen, und so ging es durch alle Stände fort, sogar im Militair, bis zum gemeinsten Mann und der geringsten Arbeiterin, die ihre vier Groschen Kopfsteuer entrichten mußte.

Die Jungfernsteuer mußte von jedem Mädchen, welches über zwanzig Jahre alt war, bis zu ihrer Verheirathung, oder wenn eine solche nicht erfolgte, bis zum vierzigsten Lebensjahr bezahlt werden und betrug jährlich einen Thaler.

Am raffinirtesten in Erfindung neuer Steuern und Auflagen war der Geheime Rath Christian Friedrich Kraut, der die Kriegskasse, die Schatullenkasse und noch sechs andere Kassen zu verwalten hatte und später Minister ward. Die große Entschuldigung, welche den Staatsbürgern gegenüber beim Ausschreiben einer neuen Abgabe allemal geltend gemacht ward, war das Heer, dessen Unterhaltung allerdings auch wirklich ungeheure Summen verschlang. Seitdem der Große Kurfürst das preußische Heer geschaffen, hatte es sich durch seine Tapferkeit und musterhafte Disciplin einen europäischen Ruf erworben und seine Hülfe ward deshalb von Verbündeten fortwährend in Anspruch genommen. Außer dem Reichscontingent, welches 1688 bis 1697 mit gegen die Franzosen focht, mußte der neue König von Preußen dem Kaiser in Folge des mit diesem abgeschlossenen „Kronenvertrags“ auf Erfordern zehntausend Mann stellen und schon ein Jahr nach Abschluß dieses Vertrages sah der Kaiser sich wegen des spanischen Erbfolgekriegs in der Lage, von jener Vertragsbedingung Gebrauch zu machen. So kam es, daß, obschon König Friedrich keine Kriegserklärungen erließ, seine

Truppen doch bald am Rhein, in den Niederlanden und Italien gegen die Franzosen, bald in Ungarn gegen die Türken fochten, und die preußische Armee kostete schon vor dem Jahr 1706 über zwei Millionen Thaler jährlich. Da sie immerwährend noch vermehrt ward, so daß sie 1712 über vierzigtausend Mann zählte, so stieg auch der Aufwand unaufhörlich.

Indessen, Preußen war stolz auf seine Armee und dies mit Recht, und der schlaue Kraut wußte, daß seine neuen Steuerprojecte von dem Volke mit geringerem Widerwillen aufgenommen wurden, wenn gesagt ward, das Geld sei zur Erhaltung und Mehrung des preußischen Waffenruhms nothwendig.

Kraut war 1661 in Magdeburg geboren, hatte die Kaufmannschaft erlernt und servirte nach Beendung seiner Lehrzeit in einem Berliner Handelshause. Eine reiche Heirath setzte ihn in den Stand, ein Bankiergeschäft zu etabliren. Er betrieb dieses nicht blos mit Fleiß und Geschick, sondern auch, was die Hauptsache ist, mit Glück. Hierzu kam, daß er in Folge seiner Verheirathung mit mehreren vornehmen und tonangebenden Familien in Connexion stand und auf diese Weise auch mit Dankelmann bekannt ward.

Dieser empfahl ihn dem König, der bei seinem fortwährenden Geldbedürfniß gute Finanziers brauchte und zu schätzen wußte. Aus dem zeitherigen Bankier ward daher sehr bald ein geheimer Rath und da Kraut das ihm anvertraute Departement wirklich mit einer bis dahin noch unbekannt gewesenen Umsicht und unermüdlicher Thätigkeit leitete, so war es ganz natürlich, daß diese Ueberlegenheit ihre Früchte trug und Kraut's Stellung eine immer bedeutendere und einflußreichere ward.

Daß er über dem Interesse seines Fürsten auch den eigenen Nutzen nicht aus den Augen verlor, läßt sich von einem so klugen Mann erwarten. Es dauerte nicht sehr lange, so war er einer der reichsten Männer am Hofe, führte ein glänzendes Haus, kaufte umfangreiche Grundstücke und legte einen prachtvollen Garten an. Die Krautsgasse in der Stralauer Vorstadt hat von ihm den Namen. Der Erbe seines bedeutenden Vermögens war sein Neffe, der sich dann sehr erfolgreich bemühte, es in Paris auf die genialste Weise durchzubringen.

Auch Kraut selbst war, ehe er alt ward, durchaus kein trockener Zahlen- und Rechnungsmensch, sondern auch ein Lebemann, welcher namentlich in Gesellschaft seines Freundes und Verwandten, des uns schon bekannten Hofpoeten von Besser, mancher Flasche den Hals brach und auch mit den übrigen Freuden und Genüssen des Lebens eine ganz leidliche Bekanntschaft machte. Er hatte zwar einen Sohn gehabt, diesen aber wegen seiner Verheirathung mit einer jungen Flamländerin von geringem Stande verstoßen und ihm alle fernere Unterstützung entzogen. Die Folge hiervon war der frühzeitige Tod dieses Sohnes und der hartherzige Vater benutzte die bedrängte Lage der armen Wittwe, um ihr gegen eine Summe von fünfzigtausend Thalern die schriftliche Erklärung abzupressen, daß ihre Ehe nicht rechtsgültigerweise vollzogen worden sei. Ihre Kinder wurden durch diese Erklärung Bastarde, die den Namen des Vaters nicht führen durften.

Kraut theilte auf diese Weise das Schicksal so vieler andern Emporkömmlinge am Berliner Hofe, bei welchen das in so gewaltigen Massen zusammengescharrte Geld ebenfalls nicht an den dritten Erben kam. Außer ihm starben auch

Fuchs, Meinders, Spanheim, Bartholdy, Ilgen und Kreutz ohne Nachkommen und die Geschlechter der Wöllner, Distelmeyer, Derfflinger, Blasspiel, Cocceji und andere erloschen ebenfalls in der zweiten oder dritten Generation schon wieder.

Mit leichtem Herzen hatte der stolze Geldmann sich aber doch nicht von der Summe getrennt, mit deren Hülfe er sich seiner Enkel entäußert, denn er, der früher beinahe verschwenderisch gewesen, ward später im höchsten Grade geizig. Er zog sich gänzlich von der Welt zurück und schloß sich in sein gutvergittertes, wohlverwahrtes Haus ein. Die Furcht, bestohlen zu werden, ward bei ihm fast zur fixen Idee, so daß er, vielleicht auch durch die Erinnerung an das Unrecht gequält, welches er an seinem Sohne begangen, an Geistesstörungen litt.

Eben dieser zerrüttete Zustand seines Geistes mochte auch die Ursache sein, daß er, der sonst so redliche und pünktliche Mann, unter Friedrich Wilhelm dem Ersten in eine Untersuchung gerieth, welche seinen Neffen noch einen bedeutenden Theil der Erbschaft kostete, die außerdem ungeheuer gewesen sein würde.

Die Unterhaltungskosten des königlichen Hofs unter Friedrich dem Ersten betrugen beinahe eben so viel als die des Civilstaates und der Collegien in der Kur-, Alt- und Neumark, so wie in den Herzogthümern Preußen, Cleve, Pommern und Magdeburg, in den Fürstenthümern Halberstadt, Minden und Camin und in dem 1707 neuerworbenen Fürstenthum Neuschatel, was zusammen den damaligen preußischen Ländercomplex ausmachte. Selbst Kraut's geschicktes Haushaltertalent und geübte Erfindungsgabe im Erschließen neuer Zuflußquellen reichten zuweilen nicht aus.

Der König nahm deshalb nach schon damaliger Sitte seine Zuflucht zu den Juden und zwar zunächst zu dem reichen Hofjuwelier Joel Liebmann, der zu allen Stunden ungehindert Zutritt bei ihm hatte.

Liebmann stand in Berlin in fast noch größerem Ansehen, als seine Glaubensgenossen Oppenheimer in Wien und Lehmann in Dresden. Sehr häufig ward er auch von andern Personen benutzt, die etwas vom König zu erreichen wünschten.

Nach seinem Tode „setzte die Wittwe das Geschäft fort", und wußte dieses noch besser auszubeuten, als ihr Mann, so daß die Forderungen, die sie an den Hof hatte, zuletzt eine riesige Höhe erreichten. Bei Friedrich's Hang zu Pracht und Glanz, welchen die schlaue Jüdin zu benutzen wußte, konnte er ihren Verlockungen nur selten widerstehen. Er kaufte die Pretiosen und Kleinodien, die sie ihm anbot, zu hohen Preisen und die außerdem geleisteten baaren Vorschüsse wuchsen, da die Zinsen nur selten abgetragen wurden, wahrhaft lawinenartig.

Wer das Geld hat, hat die Macht und selbst Könige müssen sich ihm beugen. Dies erfuhr auch Friedrich der Erste und die schlaue Jüdin konnte im Voraus überzeugt sein, daß keine ihrer Bitten, die sie für sich oder für Andere an den König stellte, ihr abgeschlagen ward. Es versteht sich von selbst, daß sie aus dieser Macht über den König fast eben so viel Gewinn zog, als aus ihren directen Geld- und Kaufgeschäften mit ihm. Jeder, der von dem König etwas zu erlangen wünschte, erkaufte mit schwerem Gelde ihre Verwendung und die Hofjudenwittwe, wie man sie nannte, blieb bis zum Tode des Königs die einflußreichste Person im Lande. Der neue Regent liebte, wie wir später sehen wer-

den, die Sparsamkeit in hohem Grade und ließ daher alle zusammengekauften Kostbarkeiten ins Geld setzen, um die Schulden seines Vaters zu bezahlen.

Geld brauchte er aber auch, ebenso wie Leute, die es augenblicklich schaffen konnten, so daß auch er seinen Hofjuden hatte. Dieser hieß Marcus Magnus und war natürlich ein gehaßter Nebenbuhler der Wittwe Liebmann. Beide standen an der Spitze zweier feindlichen Parteien ihrer Glaubensgenossen, denn da die Juden in Berlin viel Freiheit genossen, so hatten sich ihrer dort sehr viele angesiedelt. Im Jahre 1697 hatten sie sich eine Synagoge gebaut, welche eben der Zankapfel für beide Parteien ward.

Beim Regierungsantritt Friedrich Wilhelms hoffte Marcus Magnus, daß der neue König den Streit zu seinen Gunsten entscheiden würde. Friedrich Wilhelm schlug jedoch in seiner energischen Weise zur Beseitigung dieses Judenzwistes einen ganz andern Weg ein, als man erwartet hatte.

Bereits im Jahr 1711 war nämlich von dem Professor Eisenmenger zu Heidelberg, einem getauften Juden, ein Buch unter dem Titel „Das entdeckte Judenthum" erschienen, welches den Zweck hatte, „der Jüden Bosheit" zu enthüllen. Die Juden, welchen das Erscheinen eines solchen Buches natürlich durchaus nicht in den Kram paßte, suchten das Bekanntwerden desselben im großen Publikum dadurch zu verhindern, daß sie beim kaiserlichen Hofe in Wien dreimal nach einander ein Verbot auswirkten, in Folge dessen alle noch vorzufindenden Exemplare weggenommen wurden. Dieses Buch ließ König Friedrich Wilhelm jetzt auf eigene Kosten drucken und verkaufen und der Schrecken, der dadurch unter die Juden fuhr, war so gewaltig, daß sie, um dem gemeinsamen Feind so kräftig als möglich widerstehen zu können,

sofort einig wurden und den König mit ihren Streitigkeiten nicht weiter belästigten.

Die Familie Liebmann war selbstverständlich eine sehr reiche und ihr Geld kam durch Verheirathung der Töchter in die Familien Beer — aus welcher Meyerbeer, der Componist des Propheten, und Michael Beer, der Dichter des Struensee, stammen — und Ephraim, aus welcher letztern die jetzigen Familien Ebers und Eberti hervorgegangen sind. Die „Hofjudenwittwe", die es nie verschmerzen konnte, ihre einflußreiche Stellung bei Hofe eingebüßt zu haben, intriguirte, um diese Stellung wieder zu erobern, auf so hartnäckige und anstößige Weise, daß König Friedrich Wilhelm endlich die Geduld verlor und die alte Ränkemacherin aus der Stadt wies.

Aus der Geschichte des Großen Kurfürsten wissen wir, daß er den unter seinen Zeitgenossen allgemein verbreiteten Glauben an die Goldmacherkunst theilte und es ließ sich erwarten, daß sein Sohn, der des Goldes in noch weit größeren Quantitäten bedurfte, als er, den Betrügern und Wundermännern, die sich damals an allen Höfen umhertrieben, um so leichter zur Beute werden würde. Namentlich war dies mit dem Adepten der Fall, welchen der bereits mehrmals genannte Mylord Raby 1705 am Hofe vorstellte.

Don Domenico Manuel Gaetano Conte de Ruggiero, Neapolitano — so lautete seine Karte — hatte bereits in Madrid am königlichen Hofe, sowie bei dem Kurfürsten Max Emmanuel von Baiern, welcher als Statthalter in Brüssel residirte, bei Kaiser Leopold und bei Kurfürst Johann Wilhelm von der Pfalz, der sich damals in Wien aufhielt, viel Glück gemacht. Er war, als er in Berlin auftrat, wirklicher kurbaierischer Feldmarschall, General-Feldzeugmeister,

Etatsrath, Oberster über ein Infanterie-Regiment und Commandant von München.

Ruggiero kam in prächtiger vierspänniger Equipage angefahren, hielt eine zahlreiche in Gold und Scharlach gekleidete Dienerschaft, besaß neben zwei Kammerdienern und zwei Pagen auch einen Maître d'Hôtel und bat den König um Schutz gegen die Verfolgung auswärtiger Feinde.

Natürlich hatte er sich zuvor genau über den Charakter des Königs unterrichtet. Er kannte die Freigebigkeit desselben gegen Ausländer und wußte, daß er den Baron Böttichcr, der in Dresden durch seine Wunderpulver den Hof in Erstaunen setzte, und von dem wir bei der Geschichte des sächsischen Staats und Hofes viel erzählen werden, als preußisches Landeskind reclamirt hatte. Er konnte also hoffen, hier sein Glück zu machen, wenn er vorsichtig zu Werke ging, und als er sich erbot, Proben seiner Kunst abzulegen und den Schatz des Königs zu füllen, war dieser natürlich gern bereit, auf den Antrag einzugehen, und befahl dem Kanzleirath Dippel als Sachverständigen, weil dieser sich ebenfalls vielfach mit dergleichen Studien und Versuchen beschäftigte, den Wundermann zu prüfen.

Dippel kam diesem Befehle nach und Ruggiero verwandelte vor seinen Augen, mittelst eines weißen Pulvers, Quecksilber in Silber. Bei einer spätern Production waren nicht blos der König, sondern auch der Kronprinz und die drei Grafen: Wartenberg, Wittgenstein und Wartensleben zugegen. Vor so hohen Personen mußte natürlich nicht blos Silber, sondern auch Gold hergestellt werden und Ruggiero brachte diesmal ein rothes Pulver in Anwendung, wodurch er ein Pfund Quecksilber in Gold verwandelte. Nach glücklich vollbrachtem Werke schenkte er dem König eine Quantität

roth und weiße Tinktur, welche dasselbe Wunder bewirken sollte, und versprach ihm überdies, nach Ablauf von sechzig Tagen so viel Gold und Silber bereitet zu haben, daß sechs Millionen Thaler daraus geprägt werden könnten.

Der König war hierüber sehr erfreut, überließ ihm das früher von Dankelmann bewohnte sogenannte Fürstenhaus auf dem Friedrichswerder, wo jetzt gewöhnlich fremde Fürsten und Gesandte zu logiren pflegten, speiste ihn aus der Hofküche, überhäufte ihn mit Artigkeiten aller Art und schickte ihm unter andern zwölf Flaschen alten französischen Wein, was ein besonderer Beweis von Gunst war, weil er mit diesem Wein in hohem Grade haushälterisch umging.

Ein solches Geschenk entsprach nun freilich den Erwartungen des angeblichen Goldmachers nicht. Er hatte vielmehr gehofft, daß der König ihm eine beträchtliche Geldsumme auszahlen lassen würde, um ihm dadurch die Mittel zur Ausstellung der großartigen Experimente zu gewähren, durch welche in dem Schatz des Königs eine noch nie dagewesene, aber sehr wünschenswerthe Fluth herbeigeführt werden sollte. Dieser Hoffnung würde der König sicherlich auch entsprochen haben, wenn er nicht geglaubt hätte, ein Mann, der wie Ruggiero sich einen förmlichen Hofstaat hielt und mit Juwelen und Gold bedeckt einherstolzirte, müsse sich beleidigt fühlen, wenn man ihm Geld anböte.

Auf diese Weise vergingen, unter beiderseitigem Warten, mehrere Wochen und als der König immer noch nicht Miene machte, eine verhältnißmäßig kleine Saat Gold zu streuen, um dann das edle Metall in Hülle und Fülle zu ernten, ward der Wundermann ärgerlich und reiste nach Hildesheim. Als der König davon benachrichtigt ward, glaubte er, der Italiener habe sich entfernt, weil man ihm noch nicht genug

Ehre erwiesen, und schickte ihm daher sein in Brillianten gefaßtes Portrait. Ruggiero sah sich durch diesen neuen Beweis königlicher Huld veranlaßt, nach Berlin zurückzukehren, und glaubte, der König werde nun endlich merken, was man von ihm begehrte.

Dennoch sah er sich abermals getäuscht. Der König konnte sich immer noch nicht des Gedankens entschlagen, daß ein Mann wie Ruggiero blos deshalb für ihn Gold bereiten wolle, weil er dessen selbst schon genug habe, und es blos als Mittel benutze, um dadurch der hohen Ehre theilhaftig zu werden, mit hohen Häuptern in Berührung zu kommen. Nachdem Ruggiero daher wieder einige Wochen gewartet, verlor er die Geduld zum zweiten Male und verreiste wieder, diesmal nach Stettin.

Der König sendete ihm ein Patent als Generalmajor der Artillerie, von einem huldvollen Handschreiben begleitet, nach und Ruggiero sah nun ein, daß er, wenn er seinen Zweck erreichen wollte, direct mit der Sprache herausgehen müsse. Er kehrte daher wieder nach Berlin zurück und begann mit dem König zu unterhandeln. Zuerst verlangte er, zur Deckung für die zu seinen Vorbereitungen nothwendigen Auslagen, fünfzigtausend Thaler und als der König Bedenken trug, diese Summe zu bewilligen, erbot sich Ruggiero, sein Geheimniß für eine runde Summe ein für allemal zu verkaufen.

Auf dieses Anerbieten war der König nicht abgeneigt einzugehen, dafern Ruggiero sich noch verbindlich machen wollte, den vorhin erwähnten Kanzleirath Dippel in der Herstellung und Anwendung der Goldtinctur zu unterrichten, und es würde dem schlauen Italiener, vielleicht, im Einverständniß mit Dippel, am Ende doch noch gelungen sein, sich

mit einer ansehnlichen Summe aus dem Staube zu machen, wenn nicht, gerade als die Unterhandlung noch schwebte, ihm von auswärts her ein gewaltiger Strich durch die Rechnung gemacht worden wäre.

Der König erhielt nämlich von dem Kurfürsten von der Pfalz einen Brief, worin er vor Ruggiero, als einem schlauen Beträger, gewarnt ward, und mußte dadurch um so stutziger und mißtrauischer gemacht werden, als wenige Tage darauf eine zweite ähnliche Warnung von dem kaiserlichen Hofe zu Wien einging. Ruggiero, der in der Nähe des Königs seine Spione hatte, erhielt hiervon ungesäumte Nachricht und suchte, da der Boden nun anfing, ihm unter den Füßen zu brennen, so schnell wie möglich das Weite zu gewinnen. Unter dem Vorwand, daß er wegen einer neuen wichtigen Entdeckung auf dem Gebiete der Goldmacherkunst nach Italien zurückkehren müsse, von wo er, nachdem er damit ins Klare sei, ungesäumt nach Berlin zurückkommen werde, bat er um Wiedererstattung des während seines Verweilens in Berlin gehabten Aufwandes und um tausend Ducaten Reisegeld.

Nun aber ward aus einem andern Tone mit ihm gesprochen. Der König fing an, diese Manövers und Ausflüche zu durchschauen, und befahl ihm, die früher gegebenen Versprechungen zu erfüllen, oder sich der Anwendung von Gewaltmaßregeln zu versehen. Ruggiero, der diese Versprechungen natürlich selbst beim besten Willen nicht halten konnte, entfloh bei Nacht und Nebel und gelangte glücklich nach Hamburg, wo er sich vor dem Arme des Königs, dessen Golddurst er so sehr gereizt, sicher glaubte. Eben so aber wie der Große Kurfürst den Baron von Kalkstein in Warschau auf öffentlicher Straße hatte wegfangen und nach

Memel bringen lassen, so ließ auch jetzt König Friedrich, ohne erst lange mit auswärtigen Behörden zu correspondiren, den Italiener in Hamburg eines Morgens in seiner Wohnung überfallen, in einen Wagen packen und nach der Festung Küstrin transportiren.

Hier ward ihm von dem Commandanten eröffnet, daß er nicht eher Hoffnung habe, die Thore dieser Mauern sich ihm öffnen zu sehen, als bis er die dem König gemachten Zusagen in ihrem vollen Umfange erfüllt habe. Ruggiero machte hierauf vorstellig, daß er hier, wo er kein Laboratorium habe, diesem Verlangen unmöglich entsprechen könne. Wolle man ihm dagegen erlauben, nach Berlin in seine frühere Wohnung zurückzukehren, die mit allen zu seinen Arbeiten nöthigen Einrichtungen versehen sei, so sei er gern bereit, dem König zu halten, was er ihm versprochen.

Der Commandant erstattete hierüber seinen Bericht an den König und dieser war, trotz der schon gemachten Erfahrungen und erhaltenen Warnungen, dennoch leichtgläubig und schwach genug, dem Wundermanne seinen Wunsch zu erfüllen. Ruggiero kam wieder nach Berlin zurück, natürlich aber bloß in der Absicht, um wieder zu entwischen, was ihm auch, trotz der über ihn verhängten Aufsicht, schon nach wenigen Tagen gelang. Diesmal begab er sich nach Frankfurt am Main, hatte aber hier dasselbe Schicksal wie in Hamburg. König Friedrich bedurfte hier nicht einmal eigener Häscher, um den Italiener wieder in seine Gewalt zu bekommen, sondern erhielt ihn auf einfache Requisition von der Frankfurter Behörde bereitwilligst ausgeliefert.

Zum zweiten Male umfingen ihn die unheimlichen Mauern von Küstrin, die er nun nicht wieder verlassen sollte. Man baute ihm, um ihm alle Ausreden abzuschnei-

den, ein kleines Laboratorium in seinem Gefängniß und als er nach einigen Wochen fruchtloser Versuche sich gezwungen sah, zu bekennen, daß er gar nicht im Stande sei, Gold zu machen, ward er als Betrüger und Frevler an der Person des Königs zum Tode verurtheilt. Obschon sein Leben die goldenen Hoffnungen, die er sich und Andern davon gemacht, nicht erfüllt hatte, sollte doch sein Ende ein goldenes sein. Zum grausamen Hohne zog man nämlich dem Unglücklichen ein mit Flittergold beklebtes Kleid an und hing ihn an einen auf dieselbe Weise geschmückten Galgen. Der König, der sich jetzt seiner Leichtgläubigkeit schämen mochte, untersagte seiner Umgebung aufs Strengste, jemals wieder in seiner Gegenwart den Namen des Betrügers zu nennen, der ihn so lange in Hoffnungen gewiegt, die niemals in Erfüllung gehen sollten.

Sechstes Kapitel.

Die Hofrangordnung unter Friedrich dem Ersten. — Seine Tagesordnung. — Nachäffung französischer Sitten und Moden. — Vornehme Gäste am Hofe von Berlin. — Peter der Große von Rußland und die moskowitische Gesandtschaft. — Der Herzog von Marlborough. — Prinz Eugen, der „edle Ritter". — Drei große Hoffamilienfeste. — Uniformirung der Garde und des übrigen Militärs unter König Friedrich dem Ersten.

Wir haben schon mehrfach Gelegenheit gehabt, zu erwähnen, daß König Friedrich der Erste im Punkte der Etiquette überaus peinlich war, und es als eine seiner selbst würdige Aufgabe betrachtete, die Hofrangordnung eigenhändig zu entwerfen und später, je nach dem wirklichen oder scheinbaren Bedürfniß, wiederholt abzuändern und umzuarbeiten.

In der letzten dieser Hofrangordnungen, welche ihn noch im letzten Jahre seines Lebens beschäftigt hatte, finden wir zwölf Oberhofämter und im Ganzen nicht weniger als hundertundeinundvierzig Rangabstufungen, die allerdings vom Minister an bis auf den Hofkellerschreiber herunterreichen.

Nicht blos gewisse Titel und Formen nahm die Majestät damals in Anspruch, sondern monopolisirte auch sogar bestimmte Farben und noch im Jahr 1710 verbot Friedrich der Erste allen Herren seines Hofes, so wie überhaupt allen seinen Unterthanen, violetpurpurne Kleider zu tragen, oder Stoffe von dieser Farbe zu ihrem Hausgeräth zu verwenden, weil er sie als königliche Farben für sich und die Königin allein reserviren wollte.

Daß auch die Tagesordnung des Königs streng geregelt war und nur durch Krankheit oder andere außerordentliche Umstände gestört werden konnte, läßt sich leicht voraussetzen, und es ist interessant zu wissen, wie ein königlicher Herr zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts sich früh von seinem Erwachen an bis Abends zum Schlafengehen bewegte.

In seinen jüngern Jahren pflegte König Friedrich um drei oder vier, später aber, als er älter und kränklich ward, erst um fünf oder sechs Uhr aufzustehen. Sobald er erwacht war, rief der Kammerlakai, der die Wache gehabt, die Kammerdiener, welche sofort eintraten, die Bett- und Fenstergardinen öffneten und dem übrigen Dienst die Anzeige machten, daß der König auf sei. Der dienstthuende Kammerherr, die Kammerjunker und die wachhabenden Offiziere traten, sich tief verneigend ein. Dann kamen die Leibärzte, um sich zu erkundigen, wie der König geschlafen habe.

Hierauf ward eine silberne Tafel ins Zimmer gebracht, auf welcher der Kaffee servirt war. Der erste Kammerdiener

präsentirte dem König seine Tasse auf einem goldenen Teller, die Kammerlakaien den beim Lever des Königs anwesenden Standespersonen, die nothwendig zwei Tassen trinken mußten, wennn sie sich nicht den Zorn des Königs zuziehen wollten. Alsdann ward die Tafel hinausgetragen, die Anwesenden mußten noch eine halbe oder dreiviertel Stunde bleiben, dann entließ sie der König durch eine grüßende Bewegung mit der Mütze, außer den Kammerdienern, welche blieben um den nun beginnenden Toilettendienst zu verwalten.

Nun zog sich der König in sein Cabinet zurück, um sein Morgengebet zu verrichten. Inzwischen ward sein Bett gemacht, dann bald darauf trat Wartenberg ein, welcher ihm über die eingegangenen Nachrichten zu rapportiren hatte. Dies dauerte bis gegen zehn Uhr, wo die Sitzungen begannen. In der Regel dauerten sie eine Stunde und nach Ablauf derselben zog der König sich wieder in sein Cabinet zurück, nachdem er den Befehl gegeben, die Vorbereitungen zur Mittagstafel zu treffen.

Ein Paar Paukenschläger auf den beiden Balkonen des Schloßhofes gaben das Zeichen zum Auflegen der Couverte. War der Tisch gedeckt, so ertönten die Pauken zum zweiten Male. Inzwischen ging der König von dem Kronprinzen und seinen Brüdern, den Markgrafen, begleitet, durch den Saal der Garden nach den Appartements der Königin, wo sich alle Prinzessinnen befanden, um sie zu Tische abzuholen. Zwei Musikchöre, die auf den sich gegenüberliegenden Balkonen aufgestellt waren, gaben unter Vortritt der Pauker das Zeichen, daß aufgetragen werde. Zwei Gardes du Corps und sechs von der Schweizergarde nahmen den Speisesaal ein, um sich später, die Partisanen in der Hand, hinter den Majestäten bis zur Wand hin aufzustellen. Dann erschien War-

tenberg in seiner Eigenschaft als Oberkammerherr und meldete, den Stab in der Hand, daß aufgetragen sei.

Nun erst setzte sich der Zug nach dem Speisesaale in Bewegung. Der König schritt voraus, dann kam die Königin mit den Kronprinzen, die Markgrafen mit der Kronprinzessin und den Markgräfinnen. Beim Eintritt in den Saal bekamen die diensthabenden Kammerherren den Hut und Stock des Königs und den Fächer und die Handschuhe der Königin zum Aufbewahren. Zwei Kammerjunker präsentirten in einem großen Vermeilbecken Waschwasser und Servietten, doch nur der König und die Königin wuschen sich.

Dann schlug der Obermarschall, der an der Mitte der Tafel dem König gegenüber stand, mit seinem Stabe auf die Tafel und verneigte sich tief. Ein Page stand neben ihm und verneigte sich noch tiefer, dann sprach er ein kurzes Tischgebet, nach der Beendigung desselben setzte sich das Herrscherpaar in die Fauteuils, die königlichen Hoheiten auf ihre Stühle mit Rücklehnen und der Vorschneider schritt zur Tafel vor, kostete die Speisen und bediente den König, die Königin und die Prinzen und Prinzessinnen nach ihrem Range. War der König durstig, so befahl er dem Pagen, den dienstthuenden Kammerjunker zu benachrichtigen, worauf dieser zum Buffet ging und zwei Caraffen auf einem goldenen Teller mit Wein und Wasser brachte. Der Kammerherr kostete beides und präsentirte es dem König und der Königin, auf deren Gesundheit der König dann sein Glas leerte, während sie es auf die seinige that.

Wenn das Diner vorüber war, erhoben sich die hohen Herrschaften und eine Verbeugung gegen den Hofmarschall zeigte an, daß der Hof entlassen sei und nur die zur Aufwartung nöthigen Personen mußten bleiben, um Befehle ein=

zuholen, ob der König auszufahren wünsche, oder sonst etwas beschlossen habe. Ehe das Dessert aufgetragen ward, wurde der Obermarschall oder, wenn dieser fehlte, sein Stellvertreter gerufen, und wenn sich der König erhoben hatte, wurde ihm und allen seinen Familiengliedern Wasser zum Ausspülen des Mundes gereicht; dann führte der König die Königin in ihre Zimmer zurück, wartete hier noch kurze Zeit und ging dann in das seinige um Mittagsruhe zu halten.

Nach seinem Erwachen traten der Kammerherr und Kammerjunker in das Kabinet. Zuweilen besuchte ihn des Nachmittags die Königin, manchmal der Premierminister, in Geschäften. Bei schönem Wetter und vorzugsweise im Sommer machte der König Ausflüge, fischte oder jagte, ganz besonders liebte er die Reiherjagd. Sechs Uhr war er stets zurück und brachte eine Stunde bei der Königin zu, dann ging er in die Tabagie, wo er in Gesellschaft der dazu befohlenen Herren Tabak rauchte und seine Partie Schach spielte. War die Partie zu Ende, so plauderte er ganz unbefangen und hier waren die Kamecke Herren des Feldes. Wenn er die Gesellschaft entlassen wollte, rief er seinen Grand Maître und ertheilte ihm seine Befehle wegen des Kleides, das er am folgenden Tage zu tragen wünschte. Hierauf zog sich Alles zurück. Der König ging in sein Zimmer, und die Kammerdiener erschienen um den Nachtdienst zu vollenden.

Ein großer Theil dieses alltäglichen Ceremoniells war dem am Hofe Ludwigs des Vierzehnten nachgeahmt, wie denn überhaupt die Sucht, alles Französische nachzuäffen, welcher, wie wir wissen, schon der Große Kurfürst durch das Verbot der Reisen ins Ausland entgegenzuarbeiten gesucht, wieder bedenklicherweise überhand genommen hatte. Allerdings fehlte es auch schon damals nicht an Stimmen, die sich laut gegen

dieses undeutsche Unwesen erhoben, aber sie waren nicht kräftig genug um durchzudringen und wurden von der großen Masse übertäubt.

Einen interessanten Beweis von der Opposition, welche gute Deutsche damals gegen diese Gallomanie erhoben, liefert eine schon im ersten Regierungsjahre Friedrichs erschienene kleine Schrift, welche den Titel: „Der deutsch französische Modegeist, wer es liest, der verstehts“ führt und die Nachäfferei unserer Landsleute in der kernigen derben Sprache jener Zeit scharf tadelt.

„Sonsten,“ heißt es in diesem Buche, „wurden die Franzosen bei den Deutschen nicht ästimirt; heutzutage können wir nicht ohne sie leben und muß alles französisch sein. Französische Sprache, französische Kleider, französische Speisen, französischer Hausrath, französisch Tanzen, französische Musik, französische Krankheiten und ich befahre, es werde auch ein französischer Tod darauf erfolgen, weil ja die hierdurch verübten Sünden nichts anderes prognosticiren. Der stolze, falsche und liederliche Franzosengeist, der uns durch liebkosende Worte, schmeichelnde Reden und viele Versprechungen, wie die Schlange unsern ersten Eltern im Paradiese gethan, gleichsam eingeschläfert hat, war längst bemüht, uns nach und nach um unsere liebe deutsche Freiheit zu bringen, weil er gesehen hatte, daß wir zu seiner liederlichen Lebensart sonderlich incliniren. So sind die meisten deutschen Höfe französisch eingerichtet und muß, wer heutzutage an denselben versorgt sein will, französisch können und besonders in Paris, welches gleichsam eine Universität aller Leichtfertigkeit ist, gewesen sein; wo nicht, so darf er sich keine Rechnung am Hofe machen.

„Wenn die Kinder kaum ausgekrochen sind und nur

vier oder fünf Jahre zurückgeleget, so werden sie gleich dem französischen Moloch aufgeopfert und zu den französischen Galanterien angeführet. Wenn die Kinder, so zu sagen, kaum den Kopf aus dem Mutterleibe gestecket, so sind die Eltern schon auf den französischen Sprach- und Tanzmeister bedacht. In Frankreich redet Niemand deutsch, außer etwa die Deutschen unter einander so sich da aufhalten, aber bei uns Deutschen ist die französische Sprache so gemein geworden, daß an vielen Orten bereits Schuster, Schneider, Kinder und Gesinde dieselbige zu reden pflegen. Will ein Junggesell heutzutage bei einem Frauenzimmer Adresse haben, so muß er mit französischem Hütchen, Weste, galanten Strümpfen rc. rc. angestochen kommen. Wenn dieses ist, mag er sonst eine krumme Habichtsnase, Kalbsaugen, Buckel, Raffzähne, krumme Beine und dergleichen haben, so fragt man nichts darnach. Genug, daß er sich nach langem Lernen à la mode frans stellen kann. Man hält ihn für einen recht geschickten Kerl, ob er gleich sonst nicht für einer Fledermaus Erudition im Kopf und statt des Gehirns Heckerling hat. Er ist und bleibt Monsieur, bevoraus, wenn er etwas weniges parliren kann.

„Mit den Kleidungen dürfte ich fast sagen, geht es in Frankreich selbst nicht so arg her als in Deutschland. Wie ich denn selbst in Paris so vielerlei Moden und Veränderungen der Kleider als in Deutschland niemalen gesehen habe. Es melden zwar die Historienschreiber, daß die Franzosen besonders das Frauenzimmer sehr prächtig in Kleidung einhergehn und solches gemeiniglich sich auch über ihren Stand und Vermögen trage und dürfen auch die Männer ihnen solche Pracht nicht wehren, damit sie solche nicht erzürnen, sondern sie müssen helfen, damit sie gnädige Frauen haben.

„Wie denn auch alle Cavaliers zu Hofe, benebst denen ritterlichen Uebungen als Reiten, Tanzen, Turnieren, Aufzüge halten und andere Kurzweil die meiste Zeit zubringen, damit sie dem Frauenzimmer aufwarten und so gut als sie nur können und wissen, solche bedienen. O, wie sauer läßt sichs so Mancher werden, eine galante Nachtmusik zu bringen! Wie viel Paar Schuhe gehen des Jahrs lang nicht darauf, da man stündlich, wohin man etwa seine Inclination hat, vor dem Fenster herumtrampelt, ob man die Ehre haben könne, die Jungfer, oder doch an deren Stell' die Magd oder die Katze oder den Pudelhund zu grüßen! Wie viel Zeit wendet man nicht auf verliebte Briefchen, so man aus denen Romans zusammengestoppelt.

„Also sehe man auch eine Jungfer oder eine Näh- und Klöppelmagd an, ob nicht alles an ihr französisch sei? ob sie sich nicht fast durchgehends über ihren Stand halten? ob sie nicht Tag und Nacht auf dergleichen Galanterien bedacht sind? Die Köpfe sehen aus, daß man dafür erschrickt und nicht weiß, ob es Schweinsköpfe sind oder ob sie Rußbutten feil tragen. Wie viel tausend Mal sind die Hauben bisher geändert worden! Bald trägt man Standarten, bald Cornethauben, bald fliegende Fahnen, bald Wiedehoppen-Nester. Und ist das allerärgste, daß nicht nur das Frauenzimmer deswegen selbst nach Frankreich reist, sondern auch noch Modelle oder angekleidete Puppen aus Frankreich kommen läßt für viele Thaler, damit man ja genau des Teufels Hoffahrt nachmachen könne. Wie viel Millionen Geld ist nicht in Kurzem für Band nach Frankreich geschickt worden!

„Hört man in Deutschland, daß es dem Frauenzimmer wohl anstehe, wenn es hohe Hüften habe, gleich ist man bemüht, dergleichen sich selbst zu machen. Und da müssen alle

Schnupftücher und also genannten Salveten herhalten. Ist demnach so weit gekommen, daß wo man nur hört, daß etwas französisch sei, man es auch gleich beliebt nachzumachen, sollte es auch gleich so abgeschmackt herauskommen, daß nichts drüber."

An vornehmen Gästen fehlte es an dem prachtliebenden Hofe Friedrichs des Ersten natürlich auch nicht und wir erwähnen hier beispielsweise den Besuch Peters des Großen von Rußland und des Herzogs von Marlborough.

Ersterer war zwei Mal in Berlin, 1697 und 1712. Das erste Mal kam er mit der berühmten moskowitischen Gesandtschaft, die damals nach Wien ging, um den Frieden mit den Türken zu unterhandeln, welcher zwei Jahre später in Carlowitz zum Abschluß kam. Peter der Große befand sich nur incognito bei dieser Gesandtschaft und es war dies blos den Vornehmsten des Hofes, sonst aber Niemandem bekannt, denn er hatte allen seinen Leuten bei Todesstrafe verboten, etwas von seiner Anwesenheit zu verrathen. Er befand sich damals auf dem Wege nach Amsterdam und hielt sich nur einige Tage in Berlin auf, wo er in deutscher Kleidung in den Straßen herumspazierte und, nachdem er noch im Thiergarten gespeist, mit nur einigen Begleitern weiterreiste, während seine Gesandtschaft noch einige Tage blieb, um dann den Weg nach Wien weiter fortzusetzen.

Die philosophische Charlotte, damals noch Kurfürstin, war zu dieser Zeit in Hannover zum Besuch bei ihren Eltern und hatte gemeinschaftlich mit ihren Eltern und Brüdern eine besondere Zusammenkunft mit dem russischen „Wunderthiere", wie sie ihn in ihren Briefen nennt. Diese Zusammenkunft fand vier Meilen von Hannover zu Koppenbrück in Friesland statt.

„Ich habe den Großczar gesehen", schreibt sie an den Geheimen Rath Paul Fuchs. „Er hatte brieflich mit mir eine Zusammenkuuft in Koppenbrück verabredet, wußte aber nicht, daß die ganze Familie da sein würde. Dies war die Ursache, daß wir eine Stunde unterhandeln mußten, um ihn für uns sichtbar zu machen. Endlich verständigten wir uns mit ihm dahin, daß der Herzog von Celle, meine Mutter, meine Brüder und ich mit ihm in dem Zimmer zusammentreffen sollten, wo man speisen wollte. Er wollte gleichzeitig durch eine andere Thür eintreten, um nicht gesehen zu werden, denn die vielen Leute, die er bei seiner Ankunft bemerkt, hatten ihn bewogen, das Dorf wieder zu verlassen.

„Meine Mutter und ich machten zuerst unser Kompliment und er ließ seinen Begleiter General Lefort für sich antworten, denn er schien schüchtern zu sein und bedeckte sich das Gesicht mit der Hand und sagte blos: ‚Ich kann nicht sprechen.' Wir machten ihn jedoch sehr bald zahm und er setzte sich bei Tische zwischen meine Mutter und mich, wo wir uns dann beide beeiferten, ihn zu unterhalten. Zuweilen antwortete er selbst, zuweilen ließ er es durch zwei Dolmetscher thun. Alles, was er sagte, war sehr treffend, mochte man ihn bringen auf welchen Gegenstand man wollte. Meine Mutter that in ihrer lebhaften Weise eine Menge Fragen an ihn, die er auf dieselbe treffende Weise beantwortete, und ich wundere mich, daß er durch die Conversation nicht ermüdet ward, denn man sagt, daß sie in seinem Lande nicht sehr gebräuchlich ist.

„Was seine Grimassen betrifft, so hatte ich mir sie schlimmer gedacht als ich sie fand, und einige davon sind von der Art, daß es nicht in seiner Macht steht, sie sich abzugewöhnen. Man sieht auch, daß er keinen Lehrer gehabt hat, um

ordentlich essen zu lernen, aber er hat dabei in seinem ganzen Wesen etwas Natürliches und Ungezwungenes, was mir gefiel. Es dauerte nicht lange, so fühlte er sich ganz heimisch, und nachdem er den diensthuenden Cavalieren und sämmtlichen Damen, die er anfangs nicht hatte sehen wollen, den Eintritt gestattet, ließ er seinen Leuten die Thür verschließen.

„Hierauf rief er seinen Günstling, den er seinen rechten Arm nennt, zu sich, ließ große Gläser bringen und Jedem drei oder vier Mal einschenken, indem er bemerkte, daß er es zu Ehren der Gesellschaft thue. Ich ließ ihm etwas vorsingen, um zu sehen, was für ein Gesicht er dazu machen würde. Er sagte, es gefiele ihm, besonders Ferdinando, den er wie die Herren des Hofes mit einem Glase belohnte.

Wir saßen vier Stunden bei Tafel und tranken, um ihm gefällig zu sein, auf moskowitisch, das heißt, alle gleichzeitig und stehend, seine Gesundheit. Um ihn tanzen zu sehen, ließ ich Lefort bitten, seine Musikanten kommen zu lassen, was auch nach der Mahlzeit geschah. Er wollte jedoch nicht eher anfangen als bis er gesehen hätte, wie wir tanzten, und wir thaten es, um ihm gefällig zu sein und um es ihm zu zeigen. Er konnte und wollte nicht eher anfangen, als bis er Handschuhe hätte und ließ in seinem Gepäck darnach suchen, ohne jedoch deren finden zu können.

„Meine Mutter tanzte mit dem dicken Commissair Golofkin und General Lefort mit der Tochter der Gräfin Platen. Alles ging sehr gravitätisch ab und der moskowitische Tanz ward sehr niedlich gefunden. Mit einem Worte, wir waren alle sehr zufrieden mit dem Großczaren und er schien es ebenfalls zu sein. Sein Narr kam auch zum Vorschein. Derselbe ist sehr dumm, aber dennoch mußten wir lachen,

als sein Herr einen großen Besen nahm und anfing ihn zu kehren."

Die Gesandtschaft selbst, welche Peter nur einige Tage lang incognito begleitete, bestand aus ungefähr zweihundertundsiebzig Personen, unter welchen sich vierzig Volontairs von den Vornehmsten des Reichs und siebzig Soldaten in grüner moskowitischer Kleidung befanden.

Der Geheime Staats- und Kriegsrath Dankelmann und der Ceremonienmeister von Besser fuhren der Gesandtschaft eine halbe Meile aus der Stadt entgegen und holten sie feierlichst ein. Neben dem kurfürstlichen Wagen, in welchem die Hauptpersonen saßen, gingen vierundzwanzig Trabanten mit vergoldeten Hellebarden. Die moskowitischen Volontairs waren sämmtlich zu Pferde und trugen grüne Uniformen mit silbernen Tressen. Die Pagen und Heiducken gingen scharlachroth und die Offiziere der grün uniformirten Soldaten ebenfalls roth mit silbernen Knöpfen, auch sechs Tartaren zu Pferde mit Pfeilen und anderer barbarischer Kriedsrüstung waren dabei.

So ging der Zug vor der kurfürstlichen Residenz vorbei, wo der Kurfürst selbst ihn in Augenschein nahm. Bei der Abendmahlzeit waren Dankelmann und Besser abermals angewiesen, Gesellschaft zu leisten. Ersterer brachte die Gesundheiten aus und die Tafelmusik bestand aus sechs Trompetern und einem Pauker.

Drei Tage später war der feierliche Empfang bei Hofe. Alle Straßen und Plätze waren dabei von einer so ungeheuern neugierigen Menschenmasse angefüllt, daß die Gesandten mit ihren zwölf zweispännigen Kutschen und sechszig Reitern eine volle Stunde brauchten, um den kurzen Weg von ihrer Wohnung bis zum Schlosse zurückzulegen. Bei ihrer

Ankunft hier rührten die aufgestellten fünf Compagnien Leibgarde das Spiel, und Pauken und Trompeten, Trommeln, Pfeifen und andere Instrumente machten, wie es in dem Bericht hierüber heißt, „ein so martialisches Getön und Geräusche, daß es den Herren Großgesandten und sonderlich den beiden ersten nicht anderst als wohlgefallen konnte.“

Der Kurfürst saß mit bedecktem Haupte unter dem mit Gold- und Silbertroddeln eingefaßten Thronhimmel und trug ein scharlachrothes Kleid mit reicher Diamantengarnitur, sowohl auf dem Hut und Ritterorden als auch auf dem Degen. Neben ihm zur rechten Hand standen der Markgraf Albrecht der Feldmarschall von Barfuß und der Geheime Rath von Fuchs mit andern Großen des Hofs, und links der Oberpräsident Dankelmann, welcher im Namen des Kurfürsten reden sollte, nebst den andern Räthen und Großen des Landes.

Auch hierbei dienten die Empfänge, so wie sie in ähnlichen Fällen zu Versailles stattfanden, zum Vorbild und da das ganze Personal der Gesandschaft in dem Audienzsaale nicht Platz hatte, während doch alle den Kurfürsten sehen wollten, so gestattete man, daß die Tartaren und Diejenigen, welche die Geschenke trugen — gerade so wie in Versailles zu geschehen pflegte — nachdem sie sich tief verneigt, an dem Throne vorbei der Länge nach durch den Saal gehen und sich in das anstoßende Zimmer begeben durften.

„Die Herren Gesandten,“ heißt es in dem Bericht weiter, „vor welchem unmittelbar vier ungemein kleine, sehr rare und artige Zwerge in blonden Perrücken hergingen, konnten vor Gedränge die beiden ersten Reverenzen kaum recht machen, doch neigten sie sich tief bei der letztern vor dem Throne, da Se. Durchl. sie zu grüßen aufstand und das Haupt entblößte, sich aber alsobald wieder niedersetzte und bedeckte. Der erste

Gesandte stand zwischen den andern beiden und alle drei stunden zwischen dem Herrn Generalkriegscommissario von Dankelmann und dem Ceremonienmeister von Besser. Der kurfürstliche Dolmetsch stellte sich zur Rechten, der moskowitische zur Linken am Fuße des Thrones, der moskowitische Legationssecretarius aber hinter den Gesandten. Darauf redete der Oberpräsident in Sr. Kurf. Durchl. Namen die Großgesandten an und bezeugte, daß, wie es Sr. Kurf. Durchl. zum sonderbaren Gefallen gereichte, daß J. Czaarische Maj. eine so ansehnliche Gesandtschaft an sie abgefertigt, sie nunmehro auch froh sein würden, zu vernehmen, was derselben Anbringen wäre.

„Sie thaten ihren Vortrag stehend und unbedeckt und in ihrer russischen Sprache. Der Erste redete zuerst und sagte, daß weil die in diesem Kriege und sonderlich wider die Türken erworbene Glorie der kurbrandenburgischen Waffen bei ihnen auch in der Moscau sich ausgebreitet, J. Maj. dadurch bewogen worden, diese Großgesandtschaft an Se. Kurf. Durchl. abzuschicken und Sie J. Czaar. Maj. Freundschaft zu versichern. Er sagte zu Anfang den ganzen czaarischen und kurfürstlichen Titel her, wie es an allen Höfen gebräuchlich, auch Se. Kurf. Durchl. aufstunden und ihren Hut abnahmen.

„Se. Kurf. Durchl. beantwortete solches in eigener hoher Person, bedankte sich für das geneigte Andenken J. Czaar. Maj. und fragten nach ihrem jetzigen Zustande. Der andere sagte, daß sie bei ihrer Abreise J. Czaar. Maj. noch wohl hinterlassen und daß J. Maj. ihnen unter Anderem aufgetragen, J. Kurf. Durchl. für die zugeschickten Constables und Feuerwerker zu danken, deren S. Maj. sich gar nützlich in der Asow'schen Belagerung bedienet habe. Der dritte nahm das Czaarische Creditiv von dem Legationssecretario und gab

es dem andern, dieser dem ersten und der erste Sr. Kurf. Durchl., welche solches stehend und unbedeckt annahmen und es hernach dem Herrn Oberpräsidenten zustellten.

„Hierauf wurden sie wie gewöhnlich zu dem Bewillkommungs-Komplimente berufen, da die Gesandten alle drei sich dem Throne näherten und jeder unter ihnen absonderlich sich gegen Sr. Kurf. Durchl. tief mit der Hand und dem Haupt zur Erden und Se. Kurf. Durchl. hingegen sich etwas mit dem Leibe gegen jedweden der Gesandten neigte. Nachgehend betete auch der dritte und ließ die Geschenke hereinbringen. Sie bestanden in Zobelpelzen und asiatischen Stoffen.

„Zuletzt sprach der Oberpräsident und berührte nach seiner gewöhnlichen expressiven Beredsamkeit mit Gewicht und Nachdruck, wie Se. Kurf. Durchl., wenn es das gemeine Beste anginge, J. Maj. mit etwas noch viel Wichtigerem als den überschickten Constables an die Hand zu gehen bereit wären.“

Damit war die Audienz zu Ende und am Abend schickte der Kurfürst den Gesandten zwölf absonderliche Gnadenessen in vergoldetem Geschirr und dazu seine eigene Kammermusik in ihre Wohnung.

Einige Tage später machte die Gesandtschaft ihren Besuch bei dem Oberpräsidenten Dankelmann, wo Conferenz gehalten ward, nach welcher die Gesandten zur Tafel blieben. Abends war Feuerwerk, wo des Czaaren Namen und Wappen mit einem Vivat darüber, der streitbare Ritter St. Georg von brennenden geharnischten Pikenieren umgeben und endlich die russische Schiffsflotte vor Asow dargestellt ward.

Nachdem an den darauf folgenden Tagen mehrere andere Visiten und Revisiten mit allerhand Lustbarkeiten verbunden stattgefunden hatten, erfolgte die Abschiedsaudienz und Abreise, wobei der Kurfürst im Namen des Czars einen gro-

ßen Rubin zum Geschenk erhielt. Dieser Rubin bildete später den Leib des Adlers, der auf der Spitze des Scepters angebracht war, dessen Friedrich sich drei Jahre später bei seiner Krönung bediente.

Der Herzog Marlborough erschien im Laufe des spanischen Erbfolgekrieges nicht weniger als drei Mal in Berlin und zwar das erste Mal am 22. September 1704 nach dem großen Siege, welchen er bei Blenheim davongetragen. Abends sechs Uhr begab er sich aus dem für ihn in Bereitschaft gehaltenen Hotel nach dem Palast des Königs zur Audienz und ward hier auf die zuvorkommendste Weise empfangen. Wir wissen, wie lebhaft sich schon Friedrichs Vater für das Projekt Wilhelms von Oranien hinsichtlich des Throns von England interssirte, weshalb bereits 1688 unter Zuziehung von Bentinck, den nachmaligen Lord Portland, Schomberg, Fuchs und Dankelmann ein geheimes Bündniß geschlossen ward, welchem zufolge Preußen sich verbindlich machte, Wilhelm dem Dritten auf Verlangen sechstausend Mann zur Behauptung des englischen Thrones zu stellen.

Natürlich gab es auch jetzt noch fortwährend geheime Dinge zu verhandeln, denn der neue englische Thron, der jetzt nach Wilhelms des Dritten Tode an die Königin Anna übergegangen, stand immer noch nicht auf vollkommen festen Füßen und Marlborough hatte daher gleich bei diesem seinen ersten Besuch mit König Friedrich eine geheime Unterredung, die über eine halbe Stunde dauerte. Dann begrüßte er die Königin und den Kronprinzen und speiste bei dem König.

Aus später in die Oeffentlichkeit gekommenen Nachrichten scheint allerdings hervorzugehen, daß das anfängliche gute Verhältniß mit England sich damals ein wenig getrübt hatte, denn aus der Depesche, welche der damalige russische Gesandte

am sächsischen Hofe, der bekannte Patkul, welchen Karl der Zwölfte später auf so grausame Weise hinrichten ließ, an den russischen Minister Grafen Golowyn schrieb, geht hervor, daß dieser erste Besuch Marlborough's bei König Friedrich eine fast drohende Absicht hatte. Nach Patkul's Meinung hatte Marlborough nämlich dem König von Preußen zu erkennen gegeben, „wie daß man aus dem mouvement der Völker in Preußen nichts Gutes, sondern vielmehr dieses vermuthen müßte als ob ein dessein vorhanden, sich in das Wesen von Polen zu mischen, und weil solches dem Vermuthen seiner Königin nach, ein großes Feuer im römischen Reich mit der Zeit könnte hineinziehen, zumalen Schweden in Brandenburg seine revanche nehmen und also andere auch darin Gelegenheit nehmen dürften, sich zu mengen, so ersuchte man ihn, von allem deme abzustehen, oder man würde es eben also mit ihme machen, wie mit Dänemark zu Anfange dieses Krieges geschehen und was dergleichen harte Komplimenten mehr gewesen."

Ein anderer historisch merkwürdiger Gast war der berühmte Prinz Eugen, der „edle Ritter," welcher 1710 nach der Schlacht bei Pultawa in einem außerordentlichen Auftrage vom kaiserlichen Hofe zu Wien in Berlin erschien. Er nahm sein Quartier bei dem Fürsten von Anhalt-Dessau und hatte den nächstfolgenden Tag seine Audienz beim König. Er ward nicht blos vom König, sondern auch von der Königin, dem großbritanischen Gesandten Mylord Raby, von welchem bereits mehrfach die Rede gewesen, vom Kronprinzen und vom Feldmarschall von Wartensleben glänzend bewirthet und erhielt bei seiner nach fünftägigem Verweilen erfolgenden Abreise vom König noch mehrere kostbare Geschenke, deren Werth auf dreißigtausend Thaler angeschlagen ward. Auch Alles,

was er im Auftrage des Kaisers wegen der in Italien und anderwärts stehenden preußischen Truppen von dem König verlangt, war von diesem bewilligt worden.

Da wir dieses Kapitel einmal der Schilderung von Hoffeierlichkeiten unter Friedrich dem Ersten gewidmet haben, so wird auch hier der rechte Ort sein, dreier großen Hoffamilienfeste zu gedenken, die in den Jahren 1700, 1706 und 1708 von dem Hofceremonienmeister von Besser arrangirt wurden.

Das erste war die Hochzeit der Prinzessin Louise, die sich in ihrem zwanzigsten Jahre mit dem damaligen Erbprinzen von Hessen-Cassel, dem Bruderssohne ihrer Mutter, vermählte. Sie wäre Königin von Schweden geworden, wenn sie nicht gestorben wäre, ehe ihr Gemahl gekrönt wurde. Sie starb 1705, also das Jahr zuvor, ehe ihr Stiefbruder, der Kronprinz Friedrich Wilhelm, sich vermählte.

Als der hessische Prinz aus Italien zurückkehrte, kam er selbst nach Berlin, um in Gegenwart aller Gesandten und des ganzen Hofes am 24. Januar 1700 um die Hand der Prinzessin anzuhalten. Das Verlobungsmahl und der übliche Brauttanz ward im oranischen Saale gehalten, welcher deshalb so genannt ward, weil die Tapeten die Geschichte des Hauses Oranien darstellten und das Bild König Wilhelms des Dritten von England zu Pferde ihn schmückte. Dann reiheten sich eine Woche lang Feste an Feste. Den ersten Februar reiste der Prinz wieder nach Cassel ab.

Nun wurden die Vorbereitungen zur Vermählung getroffen. Der ganze kurfürstliche Hofstaat, die Garden und die Regimenter zu Fuß und zu Pferde wurden sämmtlich neu gekleidet und die neuen Hoflivreen, alle reich mit Gold

und Silber betreßt, bis zu denen der Küchen- und Keller-bedienten herab aus Frankreich verschrieben. Der berühmte Tenorist, Lauten- und Guitarrenspieler König Ludwig des Vierzehnten von Frankreich, de St. Luc, der sich in Wien hören lassen wollte, ward erst nach Berlin citirt, wo schon der Sänger Bellarini aus Wien und der berühmte Hautboist Le Riche aus Dresden anwesend waren, welche die einheimischen Künstler Attilio Ariosto und die beiden Riecks unterstützten. Markgraf Albrecht unterzog sich der Leitung der Hochzeitsfeierlichkeiten.

Am 28. Mai 1700 Nachmittags war der feierliche Einzug des Bräutigams in Begleitung seines Vaters und seiner Mutter, der Prinzessin Sophie von Kurland. Der Bräutigam saß zu Pferde und ritt einen feurigen Neapolitaner, der glänzend aufgezäumt war; er selbst trug ein Scharlachgewand mit Goldstickerei.

Abends ward im Oraniensaale gespeist. Die Ehrenplätze an der Tafel erhielten an diesem Tage und noch drei Tage nach der Trauung das Brautpaar, dann folgten der Landgraf und die Landgräfin, der Kurfürst und die Kurfürstin und die fremden Gäste. Jede Person hatte einen Kammerherrn, einen Kammerjunker und einen Pagen hinter sich zur Aufwartung. So oft das Brautpaar trank, wurden sechs Stücke und so oft die andern fürstlichen Personen tranken, wurden drei Stücke gelöst. Der Bräutigam hatte die Nachtparole für die Wachen auszugeben. In den Nebenzimmern standen drei Tafeln für die Hofdamen und drei für die Hofherren und Minister. Man hatte die Tafeln so gestellt, daß die Speisenden dem Concerte, welches abwechselnd von der Kammermusik und von den kurfürstlichen Trompetern aufgeführt ward, folgen konnten.

Dies war der erste Abend, Sonnabend, am 29. Mai, den 30., also den Pfingstsonntag, begab sich erst der ganze Hof in die Kirche, dann fuhr er in ungefähr achtzig Kutschen, die den offenen mit zwölf Pferden bespannten herrschaftlichen Wagen folgten, in der Dorotheenstadt unter den Linden spazieren.

Der nächstfolgende Tag war der Trauungstag, an welchem der Hof am Vormittage dem Gottesdienste beiwohnte und Abends sich zur Trauung im weißen Saale versammelte. Dieser Saal ist das Paradezimmer nach der Schloßfreiheit zu, wo außer der berühmt schönen Decke mit ihrer kunstvollen Stuccaturarbeit auch noch die Statuen der zwölf Kurfürsten des brandenburger Hauses in weißem Marmor in Lebensgröße in kunstvoll gearbeiteten Bogen stehen.

Am oberen Ende des Zimmers stand der eben so kunstvoll ausgeführte Kamin und über demselben war der Thron aufgerichtet. Rechts von demselben saßen auf rothen Sammtbänken die Gesandten, links die Minister. Vor dem Throne stand der mit persischem Goldstoff belegte Trauschemel und der für den Prediger improvisirte Altar. Hinter dem Throne lief die mit Schweizern und Gardes du Corps besetzte Galerie hin, die bis zu den Thüren hin mit diesen Wachen angefüllt war. An die Bänke schlossen sich die mit Ketten festgemachten Reihen Stühle für die Damen, dann kamen die Dienst habenden Hofkavaliere und zuletzt erhöhete Plätze für die Zuschauer. Eine zahllose Menge weißer Wachskerzen brannten in den Girandolen und Guéridons von massivem Silber.

Am untern Ende des Saals in der Mitte stand das Augsburger Büffet, rechts die Kammermusik und links hatten die Pauken und Trompeten Posto gefaßt.

Gegen sieben Uhr Abends, als der Ehecontract unterzeichnet war, gaben die kurfürstlichen Pauker durch dreimaligen Paukenschlag das Zeichen, daß sich Alles in Bereitschaft halten sollte. In dem Zimmer der Braut versammelten sich alle Fürsten, um dem Aufsetzen der Brautkrone beizuwohnen. Hierher ward auch der Bräutigam um acht Uhr abgeholt. Zwei Marschälle mit ihren Stäben geleiteten ihn; der des Obermarschall Grafen Lottum war mit dem Kur-Adler versehen, der des Hofmarschalls von Wensen aber ohne diese Auszeichnung.

Um neun Uhr führten die Marschälle den Bräutigam in Begleitung des Kurprinzen und des Markgrafen Philipp unter Vortragen von Nachtfackeln durch Pagen in den großen Saal. Eine Viertelstunde später erschien die Prinzessin, von ihrem Vater und Schwiegervater geführt; ihr folgte die Landgräfin von Markgraf Albrecht, die Kurfürstin von Markgraf Ludwig und die Markgräfin Philipp und die Prinzessin Sophie von Cassel von zwei Cavalieren geführt. Dann kamen die übrigen Gäste in endloser Reihe.

Das Kleid der Prinzessin war von so schwerem Silberstoff, daß es einen Centner wog; die Diamanten, die es zierten, wurden auf vier Millionen Thaler geschätzt. Die Schleppe der Mante von goldenem Point d'Espagne war sieben Ellen lang und so schwer, daß die sechs weiß gekleideten Kammerfräulein, die sie eigentlich zu tragen hatten, noch zwei eigens dazu gemachte Brautpagen als Hülfe erhielten. Das Kleid des Prinzen war ebenfalls aus Silberstoff, ein Mantelkleid mit Silberspitzen, über welchem er das blaue Band des Elephantenordens, den ihm der König von Dänemark kurz vor der Trauung überschickt hatte, trug. Der Hofprediger Ursinus hatte dieselbe zu vollziehen und

während des Ringwechsels wurden die Stücke auf dem Schloßplatz und den Wällen dreimal gelöst. Trompeten schmetterten, Pauken wirbelten und die ganze Gesellschaft begleitete dann die Prinzessin wieder in ihr Zimmer.

Im großen Saale ward unterdeß die Tafel mit einem Ueberfluß und einer „unendlichen Hurtigkeit" bedient, so daß der erfahrene Küchenmeister Christian mehr als fünfhundert der auserlesensten Speisen mit den Entremets in der Zeit von anderthalb Stunden aufzustellen wußte, ohne der andern sechsundachtzig Tafeln der Hofbedienten zu vergessen.

Nach aufgehobener Tafel bewegte sich der Zug nach dem Zimmer der Landgräfin, der Saal ward für den bevorstehenden Ball frisch beleuchtet und dieser durch den üblichen Brauttanz mit Fackeln eröffnet, der wahrscheinlich noch aus der Römerzeit oder der der alten Germanen stammt, die sich bei ihren Hochzeitsfesten Kienfackeln vortragen ließen.

Zunächst tanzte die Braut mit dem Bräutigam, dann mit dem Landgrafen, mit ihrem Vater, dem Kurprinzen, den drei Markgrafen, mit jedem drei verschiedene Tänze und allemal unter Trompeten- und Paukenschall und nicht blos in Begleitung der die Schleppe tragenden sechs Kammerfräulein, sondern auch von vierundzwanzig der vornehmsten Hofleute, von welchen sechs Paar vor ihr und sechs Paar hinter ihr mit weißen brennenden Wachsfackeln tanzen mußten und von den Marschällen mit den Silberstäben in der Hand angeführt wurden.

Hinter der Braut tanzten die übrigen fürstlichen Damen in der nämlichen Weise.

„Weil es," erzählt der Ceremonienmeister von Besser in seinem Berichte über diese Festlichkeiten weiter, „weil es darüber schon spät worden, die Braut auch allbereits von

den vielen Tänzen sowohl als auch der großen Last ihres Kleides in etwas ermüdet war, eilte man endlich gegen drei Uhr des Morgens zu den Toiletten und Brautbette, deren Schönheit und Kostbarkeit aus alle dem Uebrigen leicht abzunehmen und dannenhero auch, die Neu-Verehlichten gleichsam nicht länger davon abzuhalten, mit Stillschweigen allhier übergangen werden soll. Nur muß man noch einer alten Weise gedenken, die bei den meisten Hochzeiten pflegt beobachtet zu werden und nach welcher noch die Braut mit verbundenen Augen drei Personen aus den in dem Brautgemache um sie herum tanzenden Reihen ergreifen und ihnen dero Krone zustellen mußte — zu dieser vermeinten untrüglichen Wahrsagung, daß jedwede von diesen Ergriffenen noch dasselbige Jahr Ihrer Durchlaucht in der Verehelichung nachfolgen würde."

„Man legte hierauf Braut und Bräutigam zu Bette, nachdem vorher Ihre Kurf. Durchl. die Kurfürstin der Braut und S. Kurf. Durchl. dem Bräutigam das Hemde gegeben, die Braut aber den einen von ihren Strumpfbändern Sr. Durchlaucht dem Herrn Landgrafen, und den andern Sr. Kurf. Durchl. dem Herrn Vater überreicht, die solche nachgehends, der Braut zu Ehren, als ein empfangenes Liebeszeichen um ihren Degen gewunden."

Den 1. Juni, also den Tag nach der Hochzeit, kam der Kurfürst zeitig am Morgen, um sich nach dem Befinden der Neuvermählten zu erkundigen und zugleich zu sehen, wie sein Geschenk, die reiche Ausstattung eines Zimmers in Silber, aufgenommen worden war. Dann erschien der Landgraf und die Landgräfin, um ihrer jungen Schwiegertochter einen Diamantschmuck zu überreichen. Dann statteten die fremden Gesandten ihre Glückwünsche ab.

Nachmittag fünf Uhr begann die Vorstellung des Ballets und Singspiels: „La Festa di Himenaeo“, die Worte waren vom Abbate Mauro in Hannover, die Composition von Attilio Ariosti, die Tänze vom kurfürstlichen Tanzmeister Desnoyers arrangirt.

Den 2. Juni war große Tafel im großen Saale und Abends Maskerade im Oraniensaale. Die Masken speisten im Costüm an einer langen Tafel, die in der Mitte in Form eines Hufeisens offen, inwendig mit Spiegeln ausgelegt war und unten ein prächtiges Blumenparterre hatte. Die Lichter waren unter Laubwerk beinahe versteckt.

Vom dritten Juni an nahmen der Landgraf und die Landgräfin die ersten Plätze am Hofe ein, der Erbprinz und die Erbprinzessin traten wieder in den Rang der Kinder, saßen jedoch den Eltern am nächsten. Der Landgraf gab die Parole aus und Mittags war offene Tafel im großen Saale. Nachmittags veranstaltete der Oberhofjägermeister von Pannewitz ein Kampfjagen im Hetzgarten. Abends wurde in der Küchenstube gespeist „wo Kurf. Durchlaucht öfters zu speisen pflegen, weilan sie darinnen unter andern auch die Gemächlichkeit haben, daß von ihren zwölf Meisterköchen jedweder seine Schüssel ganz warm auftragen kann.“ An diesem Tage schwebte die gedeckte Tafel an der Decke. Sie senkte sich herab und verschwand, nachdem die Gerichte gekostet waren, in den Fußboden. So änderte sich die Scene viermal.

Nach der Abendmahlzeit ließ der Generalfeldzeugmeister, Markgraf Philipp, auf dem Stadtwalle ein Feuerwerk abbrennen. Oberst Schlund dirigirte die Anstalten dazu und führte die Oberaufsicht.

Den 4. Juli fuhr der Hof, früh 9 Uhr, nach Oranien=

burg und besah vor dem Diner die neue Gallerie mit den eingemauerten Porzellangegenständen, die der Kurfürst selbst geordnet hatte. Dann begaben sich die Herrschaften nach dem Pavillon Friedrichsthal und der damit verbundenen Eremitage. Nach der Rückkehr ward in dem von Eosonder angelegten künstlichen Garten, im Sommersaale des Lustgartens, eine deutsche Operette aufgeführt, wozu Besser den Text, und der jüngere Rieck die Composition geliefert hatte, und die den Titel führte: „Triumph der Liebe über Götter, Menschen und Thiere“.

Der neu geschaffene Garten bestand aus Gängen von Ziersträuchern, die damals weit seltener und schwerer zu erlangen waren, als in unserer Zeit. Laubgewinde schlangen sich hinüber und herüber und der Gang, in welchem die fürstlichen Personen einherschritten, war zu beiden Seiten mit Orangenbäumen besetzt.

In ihrem Gefolge erschien der als Günstling Friedrich Wilhelm's des Ersten so berühmt gewordene Hauptmann bei des Kurprinzen Regiment zu Fuß, v. Grumbkow, eben nun vermählt mit seiner langjährigen Verlobten, dem Kammerfräulein von Chevallerie, zum ersten Male öffentlich mit seiner Gemahlin. Die Vermählung der Prinzessin hatte also zwei glückliche Menschen gemacht, und für den Hof war es ein Ereigniß, daß dieses ewige Brautpaar endlich in den Hafen der Ehe eingelaufen war.

Man setzte sich zur Tafel, die Spiegelwand verschwand und hinter derselben ward eine hell erleuchtete Grotte sichtbar, worin die Meeresgötter, Thetis und Peleus auf eine große Urne gestützt, lehnten, aus der das Wasser in der Stärke eines Mannes rauschte, über Eisblöcke stürzte und sich in einem Bassin sammelte. Sie und zehn andere Fluß-

götter begannen hierauf das Spiel, welches für die Anwesenden sehr ergötzlich war. Die hohen Herrschaften schliefen in Oranienburg und fuhren erst am nächsten Tage nach Berlin zurück.

Hier war wieder feine Tafel, dann unternahm der Hof eine Spazierfahrt nach Schönhausen und Rosenthal. Abends ward in der Grotte des Schloßgartens gespeist, „da man von oben nicht nur auf den Stadtwall und die Blumenbeete des Gartens, sondern auch auf den durchfließenden, schiffreichen Strom, die Spree, sehen kann, indeß daß man von unten durch das stete Springen der vielen Wasserkünste auch bei der größten Hitze genugsam gekühlet und erfrischt wird."

Sonntag, den 6. Juni, ward erst der Gottesdienst besucht, dann schickten die Neuvermählten ihre Stellvertreter zu der Taufe des Kindes ab, welches dem französischen Gesandten des Alleurs geboren worden. Alsdann war Diner im Oraniensaale, wo der französische Virtuos de St. Luc mit einer stillen Musik auf Theorbe, Laute und Guitarre aufwartete.

Abends ward die Operette, „Der bestrafte Betrug des Schäfers Atis" vom Abbate Mauro und Attilio Ariosti bei der Kurfürstin in Charlottenburg aufgeführt.

Den 8. Juni verbrachten die Herrschaften in Potsdam und den 9. ward eine Wirthschaft aufgeführt, wobei die Masken an einer langen Tafel speisten, die, wenn man von oben herabsah, eine weite Perspective darbot. Es sollte dies der über den herannahenden Abschied bekümmerten Prinzessin andeuten, das Cassel nicht allzu fern von Berlin sei, wenn es auch so schiene.

Am 10. Juni erfolgte die Abreise.

Sechs Jahre später, 1706, vermählte sich der Kronprinz Friedrich Wilhelm mit Sophie Dorothea von Hannover. Auch zu dieser Hochzeit fertigte Besser ein Singspiel und Ballet: „Sieg der Schönheit über die Helden", mit einem Vorspiel. Obschon die eigentliche Hochzeit natürlich in Hannover gefeiert ward, so wollte doch Berlin sich ebenfalls zeigen, und alle hoffähigen Personen drängten sich zu den Rollen und studirten sie gut ein.

Die Herzogin von Orleans, welche für ihre Tante die Stoffe zu den Brautkleidern u. s. w. aus Paris besorgte, schreibt bei dieser Gelegenheit an ihre Schwester, die Raugräfin Louise in Frankfurt:

„Marly, 29. Juli 1706. Der König in Preußen sucht hervor, was möglich ist, um Ceremonien zu haben, das kann ich wohl begreifen, denn wie Ihr wißt, bin ich der Ceremonien Erbfeind. Das ist aber kein Wunder, daß man bei ein königlich Beilager en robe sein wird, es wäre recht ridicule anderst, und sollte man meinen, es wären nur Kammermägde so sich heirathen u. s. w. Ich habe ma tante unterdessen einen Unterrock gewählt, so nicht häßlich ist, natürliche Blumen mit Goldfaston auf einem schwarzen Grund — die deutschen Figuren sind nicht anders, als die französischen, denn man trifft ja keine andere Tracht in Deutschland, als hier."

Später schreibt sie aus Versailles:

„Morgen werde ich expreß nach Paris, um mit Mons. Schultes die Stoffen von der Prinzeß Kleider zu wählen — ich werde ihn aber nicht vor seiner Abreise sehen, denn der Schultes ist so impertinent mit mir umgegangen, daß ich nichts mehr von dem Flegel hören will ꝛc. Mich däucht, Lack und Porzellan sind zu saubere Sachen, um vor einen

Kackstuhl zu dienen, es müßte denn ein Schauscheiß sein, wie man in den Gastereien vor diesem Schauessen hatte in Deutschland."

Zum Vermählungsfeste des Königs mit seiner dritten Gemahlin, der Prinzessin von Mecklenburg, am 28. November 1708, hatte Besser wieder ein Singspiel: „Alexanders und Roxanens Heirath" geschrieben, welches in Berlin aufgeführt ward, und woraus wir im nächstfolgenden Kapitel einige Strophen zur Probe des Styls mittheilen werden, in welchem dergleichen Poesien damals abgefaßt wurden. Markgraf Albrecht dirigirte. Die Musik war von dem königlichen Kammermusikanten Stricker componirt, die Operncostüme waren, nebst der Einrichtung und Maschinerie des Theaters, von dem Oberbaudirector, Obersten von Eosander angeordnet und die Decorationen von dem Hofmaler Wenzel gefertigt.

Dem Singspiel ging ein Vorspiel voran, in welchem Jupiter in einer Wolke, Apollo, die neun Musen und Cupido auftraten. Von den in der eigentlichen Oper auftretenden Personen ward Alexander der Große, König von Macedonien, von Herrn Grünewald aus Hamburg, Roxane, eine persische Prinzessin, Verlobte des großen Alexanders, von Jungfer Conradine, der unter dem Namen der schönen Conradine bekannten Primadonna, Oxiartes, Vater der Roxane, ein Fürst der Bactrianer, von Herrn Frobese, Teronbazes, ein junger persischer Prinz, „der auf Roxanen eine Absicht gehabt," von Herrn Bösewillebald, Cleone, Gespielin der Roxane von Jungfer Blesendorf, und Hephästion, Alexanders vertrautester Freund, von dem italienischen Castraten Antonio Campiola gegeben.

In dem den Beschluß dieser theatralischen Vorstellungen

bildenden Ballet tanzten Prinzen von Anhalt-Zerbst, von Cöthen und eine Menge andere Cavaliere und Hofdamen.

Wir wissen bereits, daß die mit so vielem Glanz eingeweihete dritte Ehe des Königs Friedrich eine höchst unglückliche war. Bevor noch fünf Jahre verflossen waren, hatte ihn der Tod dahingerafft und seine Gemahlin befand sich als Geisteskranke in Gewahrsam bei Verwandten.

(Ende des ersten Bandes.)



Druck von F. W. Nietack in Berlin, Neue Friedrichs-Straße 34.

Inhalts-Verzeichniß.

Einleitung.

Geschichte des preußischen Staates und Hofes seit Beendung des dreißigjährigen Krieges.

I.

Unter Friedrich Wilhelm, dem Großen Kurfürsten.

(1640—1688.)

Drittes Kapitel.

Viertes Kapitel.

Fünftes Kapitel.

Sechstes Kapitel.

Friedrich Wilhelms unverbrüchliches Festhalten am Protestantismus. — Die polnische Königskrone wird ihm angeboten. — Seine Antwort auf dieses Anerbieten. — Nochmalige Zurückweisung der polnischen Magnaten. — Der Kurprinz Karl Emil. — Der Schwede Benoit Skytte und seine Gelehrtenstadt. — Der Hofdichter Freiherr von Canitz. — Ein Maskenscherz. — Die Maler Gebrüder Honthorst. — Die Architekten Memhard und Nering. — Die Erbauung von Oranienburg. — Philipp de la Chieze. — Erbauung des Schlosses in Potsdam. — Chieze erfindet die „Berline".

Siebentes Kapitel.

Die Beziehungen des Großen Kurfürsten zu Frankreich. — Oesterreich verbündet sich mit Holland. — Der Große Kurfürst muß mit gegen Frankreich ziehen. — Einfall der Schweden in Brandenburg. — Friedrich Wilhelm bereitet einen entscheidenden Schlag vor. — Sein Eilmarsch aus dem Elsaß bis Magdeburg. — Die Schlacht bei Fehrbellin. — Der treue Stallmeister Froben. — General Derfflinger. — Die Bauern organisiren sich zum Kampfe gegen die Schweden. — Zweite Niederlage derselben bei Wolgast. — Stettin capitulirt. — Die Schweden im Herzogthum Preußen. — Ein Winterfeldzug zu Schlitten. — Die Schweden werden gänzlich vertrieben. — Ludwig der Vierzehnte macht die von dem Großen Kurfürsten errungenen Vortheile zum Theil wieder rückgängig. — Die Herzogthümer Liegnitz und Brieg. — Friedrich Wilhelms weise Mäßigung. — Noch einmal General Derfflinger. — Sein schlagender Witz. — Sein Tod, seine Familie.

Achtes Kapitel.

Das neue Steuersystem. — Steigerung der Staatseinnahmen. — Einwanderung der vertriebenen Reformirten. — Der Widerruf des Edicts von Nantes. — Ludwig der Vierzehnte und Frau von Maintenon. — Verfolgung der Hugenotten. — Ihre Aufnahme in fremden Ländern. — Die französische Kolonie in Berlin. — Verleihung von Hof- und Militairchargen an vornehme Franzosen. — Stammväter berühmter Nachkommen. — Maßregeln gegen eingewanderte Taugenichtse und Faullenzer. — Betriebsamkeit und Gewerbthätigkeit der französischen Einwanderer. — Gründung von Fabriken und Manufacturen.

Neuntes Kapitel.

Man tadelt die allzugroße Freigebigkeit des Großen Kurfürsten gegen die Einwanderer. — Graf Friedrich Schomberg. — Er wird kurfürstlicher Obergeneral. — Ein Brief des Kurfürsten an den alten Derfflinger. —

Dessen Antwort. — Schomburg unter Wilhelm von Oranien. — Sein Erscheinen im englischen Unterhause. — Sein Tod in der Schlacht am Boyne. — Die brandenburgische Marine. — Der Holländer Benjamin Raulé, Generaldirector der brandenburgischen Marine. — Die brandenburgischen Fregatten als Kaper. — Raulé gründet die Kolonie Friedrichsburg. — Die afrikanische Handelscompagnie. — Der Abenteurer von der Gröben. — Raulé's Glanz und Sturz. — Ducaten mit hundert Procent Agio.

Zehntes Kapitel.

Das Auswanderungsverbot. — Die Briefe der Herzogin von Orleans. — Urtheil der Frau von Traubenberg. — Religiöse Ansichten der Herzogin von Orleans. — Ihr Sohn. — Zwei „häßliche Schatzer". — Sittliche Verworfenheit der Pariser Gesellschaft. — Schamlosigkeit der Frauen. — Paris stellt Sodom und Gomorra in den Schatten. — Der Actienschwindler Law und die feinen Damen. — Nachahmungssucht der Deutschen. — Die Motive des Reiseverbotes. — Die weiße Frau im Schlosse zu Berlin. — Wer sie eigentlich ist. — Ihre Begegnung mit Kurt von Burgsdorf. — Das Gerippe. — Entlarvte Gespenster.

Eilftes Kapitel.

Der Große Kurfürst als Gönner und Förderer der Goldmacherkunst. — Helvetius im Haag. — Der Lübecker Kaufmann und Gustav Adolph. — Dr. Glauber in Amsterdam. — Johann Joachim Becher von Speyer. — Der Alchymist Johann Kunkel. — Seine Goldküche auf der Pfaueninsel. — Taschenspielereien der Alchymisten. — Kunkel kommt in Untersuchung. — Er geht nach Schweden. — Er kehrt nach Brandenburg zurück. — Kurt von Burgsdorf. — Seine Virtuosität im Zechen. — Louise von Oranien ist ihm abgeneigt. — Der Hofprediger Blasspiel. — Burgsdorf's Widersetzlichkeit gegen das neue Abgabensystem. — Er fällt in Ungnade. — Seine Tochter. — Sie verschreibt sich einen Mann aus Paris. — Ihr Sohn Canitz. — Starker Tabak. — Baron Joachim Rüdiger von der Goltz.

Zwölftes Kapitel.

Die Union der Reformirten mit den Lutheranern. — Verfolgungswuth dieser letztern. — Das Casseler Colloquium. — Paul Gerhard wird seines Amtes entsetzt und des Landes verwiesen. — Der berühmte Theolog Spener aus Sachsen. — Der Historiograph und Diplomat Puffendorf. — Er geht nach Schweden. — Er erhält einen Ruf nach Berlin. — Seine Werke. — Ein italienischer Historiker. — Der Ceremonienmeister Besser aus Kurland. — Seine Abenteuer in Leipzig. — Die schöne Bürgermeisterstochter.

— Besser wird zur Gratulation nach London geschickt. — Er macht mit einem alten Venetianer kurzen Prozeß. — Noch ein Bravourstück. — Besser's Aufenthalt in Paris. — Seine Wiederankunft in Potsdam. — Der Minister Meinders. — Sein französischer Jahrgehalt. — Seine Wittwe, die reichste Frau in Preußen. — Der Tourist Baron Pöllnitz. — Seine europäischen Kreuz- und Irrfahrten. — Der Minister Fuchs. — Seine Absichten auf die schöne Leipzigerin. — Einweihung der Universität Halle. — Fuchs tritt zur reformirten Kirche über. — Trotz seines geringen Gehaltes stirbt er sehr reich.

Dreizehntes Kapitel.

Pöllnitz' Urtheil über Meinders und Fuchs. — Klugheit und Gewandtheit der preußischen Diplomaten. — Der Oberstallmeister Pöllnitz und sein Pistolenduell in Wien. — Ezechiel Spanheim. — Seine Laufbahn als Professor, Erzieher, Schriftsteller und Diplomat. — Seine Tochter. — Der Holländer Wicquefort als brandenburgischer Correspondent am französischen Hofe. — Er wird in die Bastille gesetzt. — Er wird freigelassen und ausgewiesen. — Er geht nach dem Haag. — De Witt's Ermordung. — Wicquefort wird in Haft genommen, entflieht aber mit Hülfe seiner Tochter. — Der erste wirkliche preußische Gesandte am französischen Hofe. — Seine Audienz bei dem Cardinal Mazarin und bei Ludwig dem Vierzehnten in Bayonne. — Ein tartarischer Gesandter in Berlin. — Sein verstümmelter Dolmetscher. — Ein russischer Gesandter als Geizhals und Sonderling. — Eine abermalige tartarische Gesandtschaft. — Ein französischer Gesandter und seine Geschenke. — Er verliert eine Wette.

Vierzehntes Kapitel.

Das Familienleben des Großen Kurfürsten. — Louise von Oranien. — Ihre Klugheit und Mäßigung. — Ihr Sterbebett und stummer Abschied. — Ihre Söhne. — Der Kurprinz Karl Emil. — Prinz Friedrich. — Friedrich Wilhelms zweite Gemahlin, Dorothea von Holstein. — Ihr Charakter. — Sie tritt zur reformirten Religion über. — Ihre Kinder. — Plötzlicher Tod des Kurprinzen. — Die Kurfürstin der Giftmischerei verdächtig. — Prinz Friedrich flieht zu seiner Tante. — Friedrich Wilhelms Testament. — Der Kurprinz Friedrich vermählt sich. — Das Brechpulver und seine probate Wirkung. — Plötzlicher Tod der Kurprinzessin. — Der Kurprinz vermählt sich zum zweiten Male. — Tod ihrer Kinder. — Vermählung des Prinzen Ludwig mit der Prinzessin Radziwil. — Die vergiftete Orange. — Die Untersuchungscommission. — Dorotheens Kinder. — Markgraf Karl Wilhelm und die schöne Italienerin.

Fünfzehntes Kapitel.

Musterung und Ausmarsch des Hülfskorps gegen die Türken. — Siegreicher Wiedereinmarsch desselben. — Besuch des Prinzen von Oranien in Potsdam. — Besuch des Kurfürsten Johann Georgs des Dritten von Sachsen. — Ein Fackelständchen von hundert Violinen. — Beschreibung der Feierlichkeiten bei Vermählung des Prinzen Ludwig. — Heimfall des Stifts Magdeburg. — Huldigung des Kurfürsten in Magdeburg und Halle. — Die „incommoditât an Händen und Füßen". — Der Große Kurfürst rüstet gegen Frankreich. — Damalige Uniformirung der preußischen Armee. — Reise des Großen Kurfürsten nach Hamburg und Itzehoe. — Brunnenkuren in Bad Freienwalde. — Der Große Kurfürst erkrankt lebensgefährlich. — Er nimmt Abschied von seiner Familie und seinen Dienern. — Er stirbt. — Die Thorsperre und der österreichische Gesandte. — Vereidung des Militairs. — Der Große Kurfürst auf dem Paradebett. — Sein Begräbniß. — Was seine Gedanken zuletzt beschäftigt haben mag.

II.

Unter Friedrich, dem ersten König.

(1688—1713.)

Erstes Kapitel.

Friedrich als Kurprinz. — Seine Geldverlegenheiten. — Der österreichische Gesandte schafft Rath. — Seine Bedingungen. — Die Huldigungsfeierlichkeiten. — Friedrichs Erzieher. — Schwerin und Dankelmann. — Friedrich strebt nach der Königswürde. — Unterhandlungen zu diesem Zwecke in Wien. — Der Jesuit Pater Wolff. — Friedrich wird König. — Der Papst weigert sich, ihn als solchen anzuerkennen. — Der Krönungszug von Berlin nach Königsberg. — Ein galanter Schwager und vornehmer Kutscher. — Friedrich als Ordensstifter. — Die Krönungsfeierlichkeiten. — Rückkehr nach Berlin. — Beschluß des Huldigungs- und Festsemesters.

Zweites Kapitel.

Eberhard Dankelmann. — Seine Herkunft und Ausbildung. — Er rettet Friedrich das Leben. — Sein allmäliges Aufrücken bis zum Premierminister. — Seine sechs Brüder. — Sein Sturz. — Er wird verhaftet und verbannt. — Seine Rehabilitation und sein Tod. — Feldmarschall von Barfuß. — Kolbe von Wartenberg. — Der Staatssecretair Ilgen. — Kolbe als Premierminister. — Der Hofmarschall von Wensen. — Kolbe

Drittes Kapitel.

Viertes Kapitel.

Fünftes Kapitel.

Sechstes Kapitel.



Die Veröffentlichung dieses Werkes wurde bisher nicht gestattet.

Vertraute Geschichte

der

Europäischen Höfe und Staaten

seit Beendung des dreißigjährigen Krieges.

Neues Licht aus geheimen Archiven,

aufgesteckt

von

ARNIM.

I. Abtheilung.

Preußen.



Berlin.
Julius Abelsdorff's Verlag.

Vertraute Geschichte

des

Preußischen Hofs und Staats

seit Beendung des dreißigjährigen Krieges.

Neues Licht aus geheimen Archiven,

aufgesteckt

von

ARNIM.

Zweiter Band.



Berlin.

Julius Abelsdorff's Verlag.

II.

Unter Friedrich, dem ersten König.

(Fortsetzung).

Siebentes Kapitel.

Noch einmal die Hofpoeten Canitz und Besser. — Canitzens Stellung nach dem Tode des Großen Kurfürsten. — Er geht in einer diplomatischen Sendung nach Hamburg. — Er wird Ritter des Johanniterordens. — Seine Abneigung gegen das Leben am Hofe. — Weitere diplomatische Sendungen. — Sein Landgut brennt nieder. — Tod seiner Gattin. — Seine Wiedervermählung. — Er geht nach dem Haag. — Er kehrt krank zurück. — Seine Standhaftigkeit im Tode. — Seine äußere Erscheinung, sein Charakter und seine vielseitige Bildung. — Johann von Besser. — Seine Erhebung zum Oberceremonienmeister. — Seine Einkünfte. — Proben aus seinen Singspielen. — Vermählung seiner Tochter. — Sein Verhältniß zur „schönen Conradine." — Ein Minister als Scheerenschleifer. — Besser tritt nach dem Sturz seiner Gönner immer mehr in den Hintergrund. — Er wird „gestrichen."

Wenn das von dem dürren, öden Glanze des Hoflebens unter dem prachtliebenden Friedrich geblendete und ermüdete Auge nach einer grünen Oase spähet, auf der es, wenn auch nicht mit Bewunderung, doch mit dem weit wohlthätigeren Gefühl stillen Behagens und Wohlgefallens verweilen kann, so bietet sich namentlich in dem edel bescheidenen Dichterleben des Freiherrn von Canitz eine solche dar.

Seine Bekanntschaft haben wir bereits unter dem Großen Kurfürsten gemacht und dabei zugleich einen flüchtigen Blick auf seine gesammte Lebenslaufbahn geworfen. Gegenwärtig

wird es unsere Aufgabe sein, die letzten zwölf Jahre seines Lebens, welche in die Regierungszeit des Kurfürsten Friedrichs des Dritten fielen — die Erhebung desselben zum König erlebte er nicht mehr — in verhältnißmäßig eingehender Weise zu besprechen. — Wir können dies nicht besser thun als theilweise mit den Worten eines seiner neuern Biographen.

Der Tod des Großen Kurfürsten führte in Canitzens Verhältnissen zum Hofe keine wesentliche Aenderung herbei. Der neue Kurfürst gab ihm sofort Beweise seines Wohlwollens, indem er ihn zum Geheimen Rath ernannte und seine Dienste unverweilt wieder in Anspruch nahm. Er ward nämlich nach Wien gesendet um die Anzeige des hohen Todesfalls an den Kaiser zu überbringen, und kaum nach Berlin zurückgekehrt, mußte er abermals nach Wien reisen, um von der inzwischen erfolgten Geburt eines Kurprinzen Meldung zu thun. Gleichzeitig ward ihm befohlen, einstweilen als Gesandter am kaiserlichen Hof zu bleiben. In dieser Eigenschaft verwaltete er fünf Monate lang die Geschäfte zur größten Zufriedenheit sowohl des Kurfürsten als des Kaisers.

Zum Neujahr 1689 kam er nach Berlin zurück, mußte aber schon im Februar in einer neuen Sendung nach Hamburg abgehen, um daselbst den Geheimen Rath von Fuchs in dem schwierigen Vermittelungsgeschäft zwischen Holstein und Dänemark als zweiter Gesandter zu unterstützen. Die Verhandlungen ließen keinen beschleunigten Ausgang hoffen und Canitz beschloß, für den längern Aufenthalt sich häuslich dort einzurichten, nahm seine Gattin und eine Nichte dahin mit und bezog in der schönsten Gegend der Stadt, am Jungfernstieg, eins der ansehnlichsten und bequemsten Häuser, dem reichen portugiesischen Juden Tereira zugehörig. Der unselige Rangstreit aber, welcher in frühern Zeiten alle diplo=

matischen Verhältnisse so sehr erschwerte, verhinderte auch diesmal den freien Umgang unter den Gesandten, die außer ihren geschäftlichen Verrichtungen nur noch etwa in den deutschen Singspielen und in dem damals berühmten Ankelmanischen Garten beim Spazierengehen zusammenkamen.

Endlich gerieth man auf die Auskunft, daß angenommen werde, nicht die Gesandten selbst, sondern gleichsam nur ihre Gemahlinnen empfingen die Gesellschaft, da denn die Aengstlichkeit der strengen Etikette, unbeschadet aller bestrittenen Ansprüche, wegfallen durfte, und der gesellschaftliche Verkehr sich bald in angenehmster Weise gestaltete. Die Gesellschaften bei Frau von Canitz waren besonders ausgezeichnet; die Klugheit und feine Lebensart der Wirthin, ihr richtiger Sinn für alles Angemessene, und ihr edler Geschmack in jeder Anordnung, erhöhten den Glanz ihres Aufwandes, und machten ihr Haus zu dem besuchtesten Sammelplatz der vornehmen Welt.

So vergingen sechs Monate, zwar unter schwierigen Geschäften, aber in dem angenehmsten Leben, die Streitigkeiten der beiden Höfe wurden endlich beigelegt, und die Gesandten, deren Bemühen die Vermittelung gelungen war, kehrten wohlbeschenkt heim. Canitz, der sonst wohl klagen konnte, daß, „während er gelaufen, Andere die güldenen Aepfel aufgelesen," empfing bei dieser Gelegenheit besonders von dem holsteinischen Hof ein ungewöhnliches Geschenk von mehreren tausend Thalern.

Nach der Rückkehr begab er sich, da der Hof gerade abwesend war, sogleich auf sein Gut Blumberg, in der Hoffnung, wie er an seinen Freund Zapfe schrieb, daselbst im Genusse der Landluft bis zur Ankunft des Hofes seinen Kohl

in Ruhe zu pflanzen. Doch unmittelbar darauf nahm ihn schon wieder ein neues Geschäft in Anspruch.

Der Herzog von Sachsen-Lauenburg war als letzter aus dem askanischen Stamm ohne sichere Erben gestorben, und der Herzog von Celle hatte das Land sogleich in Besitz genommen; gegen ihn machten Kursachsen und das Haus Anhalt ihre, wie sie behaupteten, näheren Ansprüche geltend, und Canitz wurde beauftragt, von Seiten Brandenburgs die Rechte des letzteren Hauses nachdrücklich zu unterstützen. Er besuchte in dieser Angelegenheit die sämmtlichen braunschweigischen Höfe, kehrte aber, da die Sache ein langwieriges Ansehen bekam, und zur Entscheidung des Kaisers nach Wien gezogen wurde, gegen Ende des Novembers wieder nach Berlin zurück, und erstattete dem Kurfürsten über seine vergebliche Sendung mündlichen Bericht.

Zum Schlusse dieses Jahres reiste er nach Sonnenburg, wo die feierliche Einsetzung des Fürsten von Waldeck als neuerwählten Heermeisters des Johanniterordens stattfand, und auch er selbst als Ritter aufgenommen wurde.

Bei allen seinen Verdiensten und rastlos thätigen Leistungen, deren Werth stets günstig anerkannt wurde, scheint doch auch Canitz auf seiner Bahn den großen und kleinen Kränkungen nicht entgangen zu sein, für welche das Verhältniß des Staatsdienstes vor andern zugänglich und empfindlich ist. Der Eifer des Ehrgeizes war in Canitz weder heftig noch ungemessen, und ihm konnte desto leichter das Treiben desselben verleidet werden, als die Zurückgezogenheit ihm in seinen Neigungen und Gaben den trostreichsten Ersatz bot. Wirklich brachte er das ganze Jahr 1690 von Staatsgeschäften entfernt und großentheils auf seinem Gute Blumberg in stiller Muße zu, beglückt durch Gattin und Kinder, durch

bewährten Freundesumgang und durch die Ausübung der Dichtkunst. Daß er indeß dem Hofe nicht ganz fremd wurde, sondern ein angenehmes Verhältniß auch in dieser Richtung fortbestand, bezeugen ein paar Gedichte, welche er bei Gelegenheit sogenannter Wirthschaften verfaßte, darunter eines auf die noch lange nachher berühmte „Scheerenschleifer-Wirthschaft", von welcher wir unten noch mehr erzählen werden.

An seinen Freund Zapfe, mit welchem er ununterbrochen Briefe wechselte, bald in deutscher, bald in französischer Sprache, schrieb er in dieser Zeit:

„Der Hof hat nicht genug Reize für mich und ich betrachte die Aemter, welche man an demselben mit so vielem Eifer sucht als Fesseln, welche uns abhalten, uns des vollen Genusses unserer Freiheit zu erfreuen, welche doch höher steht als alle Reichthümer der Welt und deren wahren Werth niedrige Seelen nicht kennen."

Höchst wahrscheinlich entstand eben zu jener Zeit der stillen beschaulichen Muße seine berühmte Satyre auf das Hofleben. Es liegen derselben unverkennbar Beziehungen und Anspielungen zu wirklichen Personen und Vorgängen zu Grunde und da wir unsern Lesern in der bis jetzt erzählten Geschichte des Berliner Hoflebens unter dem Großen Kurfürsten und seinem Sohn und Nachfolger einen großen Theil dieser Personen und Vorgänge vorgeführt haben, so wird es ihnen interessant sein, einige Stellen aus diesem Gedicht mitgetheilt zu erhalten.

So sagt er unter andern:

„Treibt das Verhängniß mich zu einem großen Mann,
Der selten helfen will, und immer schaden kann,
Mein Gott! wie muß ich mich in Zeit und Stunden schicken,
Eh mir es widerfährt, sein Antlitz zu erblicken!
Zum öftern will er nicht im Schlafe sein gestört,

Ob man von Weitem gleich sein Brettspiel klappern hört;
Zuweilen eh wir's uns am wenigsten vermuthen,
Schwimmt er, als wie ein Fisch, durch der Klienten Fluthen.
Wohl mir, wenn er alsdann so lange sich verweilt,
Daß mir ein kurzes Nein zur Antwort wird ertheilt,
Dieweil gemeiniglich es ihm also beliebet,
Daß er durch's Hinterhaus sich in die Flucht begiebet.
Wenn ich dann kalt und matt auf meine Ruh bedacht,
Ist schon was Neues da, das mich verzweifeln macht,
Ich finde mich umringt von einem Bettlerhaufen,
Ich, der ich möchte selbst vor fremde Thüren laufen;
Die wollen, sonder Geld, und mit dem bloßen Nein,
Das ich davongebracht, nicht abgewiesen sein.

Zu dem Verdruß über so schnöde Begegnung, welcher selbst hoher Rang und Verdienst nicht entgehen können, gesellt sich die fast noch größere Unlust auch der entgegengesetzten Beeiferung, die ihn veranlaßt, zu sagen:

„Man sieht ein sichres Volk an Höfen und in Städten,
Das, wie um's Tagelohn, das Pflaster pflegt zu treten;
Das, weil es Arbeit haßt, und doch nicht stille sitzt,
Aus Vorwitz in dem Schooß des Müßigganges schwitzt.
Dergleichen Leute sind die Diebe meiner Stunden,
Es ist ihr Höflichsein mit Ungestüm verbunden.
Da heißt's: Wie geht es euch in eurer Einsamkeit?
Ich denke: Ziemlich wohl, wenn ihr nicht bei mir seid.
Das Wetter nach dem Sturm hat sich schon aufgekläret.
Ach, wünsch' ich, hätt' es doch bis in die Nacht gewähret,
So dringet ihr vielleicht, wie nun, bei Sonnenschein
Mit eurem Mückenschwarm nicht in mein Zimmer ein!"

Im Unwillen gegen solche Leute vergleicht er sie mit gemeinen Verbrechern:

„Der mich verwundet hat, von Jachzorn angetrieben,
An dem wird das Gesetz bald seinen Eifer üben;
Wie aber geht es dem für so genossen aus,
Der mir, mit Vorbedacht, fällt in mein eigen Haus,
Und da mit eitlem Tand, den er mit Worten spicket,
Aus Freundschaft, einen Dolch bis in das Herze drücket?

All' diesem Unwesen entflieht er zuletzt in freiem Blumberg, wo er im Genusse des Landlebens aufathmet und den Geist mit edlerer Beschäftigung stärkt.

Es ist jedoch eine alte Erfahrung, daß das, worauf man verzichtet, sich oft leichter darbietet als das, wonach man strebt, und so mußte auch Canitz eher wieder in das thätige Staatsleben eintreten als er es selbst wünschte. Schon zu Anfange des Jahres 1691 ward er mit einer Sendung an den fürstlichen Hof nach Zeitz beauftragt, und als nach dem Tod des Herzogs von Mecklenburg-Schwerin zwischen den fürstlichen Häusern Grabow und Strelitz ein wichtiger Erbfolgestreit sich erhob, mußte er, um einen gütlichen Vergleich unter den Streitenden zu vermitteln, nach Niedersachsen reisen. Dieses Geschäft war ein so langwieriges, daß er erst nach zwei Jahren damit zu Ende war und nach Hause zurückkam, leider aber nicht, um in fortdauernder Thätigkeit oder in neuer Muße wie bisher eines heitern Glückes sich zu freuen, sondern um eine Reihe von trüben Begegnissen zu bestehen, welche ihn endlich mit dem härtesten Schlage trafen und ihn wohl erkennen ließen, daß der glücklichere Theil seines Lebens vorüber sei.

Die Mutter seiner Doris, welche der Leser bei einer frühern Gelegenheit in einem Maskenspiele als Gärtnerin kennen gelernt, erkrankte und starb in dem letztgenannten Jahre, eine jüngere Schwester derselben wurde gleichfalls gefährlich krank und jene als treue und sorgsame Pflegerin, von äußerer Anstrengung und innerer Theilnahme gleich erschüttert, litt selbst an ihrer Gesundheit, die sich von jener Zeit nicht wieder völlig herstellte.

Im Anfange des folgenden Jahres widerfuhr Canitz das Unglück, daß sein Gut Blumberg durch eine heftige

Feuersbrunst großentheils abbrannte. Er saß gerade bei der Abendmahlzeit mit seiner Familie und guten Freunden zu Tische als ihm die Hiobspost gebracht ward, die ihn um so härter traf als es damals noch keine Brandversicherungskassen gab. Kaum hatte er jedoch die Erzählung des Boten angehört, als er sogleich, den eigenen Verlust weniger als den seiner Insassen beachtend, mit ruhiger Fassung die Worte sprach: „Ich will den armen Leuten ihre Häuser wieder aufbauen lassen," was er auch durch die That alsbald bewährte.

Aber eine noch weit ernstere und härtere Prüfung stand seinem weichen Dichtergemüth bevor — eine Prüfung, gegen die er nicht, wie gegen die bisher erlittenen Verluste, mit Kraft und Festigkeit gewaffnet war.

An einem Sonnabend als seine Gattin eben zur Beichte gehen wollte, um sich für den folgenden Tag zum heiligen Abendmahl vorzubereiten, ward sie fast auf der Schwelle ihres Zimmers plötzlich unwohl. Da sie guter Hoffnung war, so deutete man den Zufall, der keine beunruhigenden Anzeichen hatte, als einen in solchen Umständen gewöhnlichen und brachte sie zu Bett. Schon am folgenden Tage stand es aber so schlimm mit ihr, daß man die ernstesten Befürchtungen für ihr Leben hegen mußte. Sie ward unter großen Schmerzen frühzeitig entbunden, ihre Kräfte schwanden fast ganz und sie fühlte, daß ihr Ende herannahete.

In diesem Zustande bat sie ihren Gatten, ihr zu erlauben, daß sie ihm noch ein Zeichen ihres dankbaren und auch künftig für sein Leben besorgten Herzens geben könne. Dies betraf die Wahl einer künftigen Gattin, zu welcher sie ihm eine ihrer Freundinnen vorschlug, deren Werth ihr durch vieljährigen vertrauten Umgang wohl geprüft und genau bekannt war. Canitz lehnte in tiefster Herzensbewegung einen

solchen Antrag fern von sich ab, die Sterbende aber fügte zur Unterstützung desselben nach kurzem Stillschweigen noch die Worte hinzu:

„Ich weiß, daß Er sich um das Hauswesen weder jemals bekümmert, noch wegen Seiner Staatsgeschäfte und vielen Verschickungen dessen sich annehmen können; aber Sein jüngst abgebranntes Landgut, Seine schwere Haushaltung, Seine eigene Gesundheit und sonderlich unser noch unerzogener Sohn erfordert eine so kluge Vorsteherin und meine Eigenliebe findet dabei einen tröstlichen Antheil, weil ich hoffen darf, daß Er sich in Gesellschaft einer mir bisher so geneigten Freundin desto öfter Seiner getreuen Doris erinnern werde."

Dieses „Er" jener Zeit, welches zwischen dem „Du" und dem später aufkommenden „Sie" die Mitte hielt, schwebte zwischen Vertrauen und Achtung und hatte noch keine Spur von der Zurücksetzung und Verächtlichkeit, welche erst in späterer Zeit entschieden damit verknüpft ward.

Die scheidende Doris nahm, nachdem sie noch einige letztwillige Verfügungen und Vermächtnisse für Schulen, Kirchen und Arme angeordnet, von allen ihren anwesenden Freunden herzlichen Abschied, legte sich dann zur Ruhe und sagte mit freudigem Gesicht: „Sehet, ich schlafe schon wirklich!" So entschlief sie auch sanft und lächelnd, ohne Schmerz und Zucken, nachdem sie kurz vorher ihr neununddreißigstes Lebensjahr zurückgelegt.

Durch den lebhaften und vielfachen Antheil, der sich damit verknüpfte, ward dieser Trauerfall zu einem großen allgemeinen Ereigniß, das in der sittlichen wie in der dichterischen Welt geraume Zeit in fruchtbarem Andenken stand. Man brauchte Canitzens Doris nur zu nennen, um ein

leuchtendes Vorbild weiblicher Tugend und Liebe, reinsten Eheglückes und würdigster Verherrlichung hervorzurufen. In der That fehlte ihr keine Eigenschaft, um sie zu einer höchst begabten seltenen Erscheinung zu machen. Ihre liebevolle Güte und sanfte Frömmigkeit ruheten auf einem herzhaften Gemüth und freien Geist, die anmuthigste belebteste Weltbildung auf innerer Tüchtigkeit.

Die Trauer des verwaisten Gatten sprach sich durch ein Gedicht aus, welches bei den gesteigerten Ansprüchen, welche die Neuzeit an die Dichtkunst stellt und bei dem durch unsere Dichterheroen seit jener Zeit geläuterten Geschmack einen fast komisch-wehmüthigen Eindruck macht, damals aber und noch lange Zeit als eins der höchsten Erzeugnisse deutscher Dichtkunst verehrt und auswendig gelernt ward.

Obschon Jedem, der die klassischen Dichter der Neuzeit kennt, diese Poesie auf den ersten Anblick wie die hausbackenste, gereimte Prosa vorkommen muß, so läßt sich dennoch nicht leugnen, daß sie der, wenn auch uns zuweilen ungeschickt erscheinende, Ausdruck ächten Schmerzes und wahrer Innigkeit ist.

Erst mehrere Jahre nach dem Tode seiner Doris und nachdem er längere Zeit und wiederholt in diplomatischen Missionen abwesend gewesen, entschloß er sich mit Rücksicht auf sein in große Unordnung gerathenes Hauswesen und auf dringendes Anrathen seiner Freunde und sogar des Hofes, die letzte Bitte seiner sterbenden Doris zu erfüllen und vermählte sich mit der ihm empfohlenen liebsten Freundin derselben, der Freiin Dorothea von Schwerin, einer Tochter des brandenburgischen Gesandten, den er auf seinen Reisen in London schon vor vielen Jahren kennen gelernt hatte.

Kurfürst Friedrich selbst war mit dem ganzen kurfürst-

lichen Hause bei der am 29. December 1696 vollzogenen zweiten Trauung des liebenswürdigen Dichters anwesend und ertheilte dem neuen Ehepaar die gnädigsten Versicherungen. Auch ward Canitz in der That gleich zu Anfang des Jahres 1697 zum wirklichen Geheimen Rath ernannt.

Er lebte mit seiner zweiten Gattin, die er, wie wir schon bei einer frühern Gelegenheit bemerkt, in seinen Gedichten, zum Unterschied von der ersten, Dorilis nannte, in derselben Eintracht und Zutraulichkeit wie früher mit seiner Doris, deren schönes und segensreiches Andenken in dem neuen Bündnisse nur noch leuchtender hervortrat.

Das Glück wollte, daß Canitz dieses erste Jahr seiner Wiedervermählung größtentheils im Schooße heiterer Muße und ländlicher Beschäftigung zubringen konnte. Er vollendete den Wiederaufbau seines abgebrannten Gutes, und Wohnhaus und Garten wurden größer und schöner wiederhergestellt. Seine dichterischen Arbeiten und sein Briefwechsel mit werthen Freunden blieben nicht vernachlässigt und einige der geistlichen Gedichte, die sich in seiner nachgelassenen Sammlung finden, rühren wahrscheinlich aus dieser Zeit her.

Zu Anfange des Jahres 1698 erfuhr Canitz eine Standeserhöhung, indem der Kaiser Leopold ihn unter Ertheilung eines neuen Wappens zum Reichsfreiherrn erhob, während ihm zugleich von seinem Landesfürsten wieder eine wichtige Sendung nach Holland übertragen ward, wobei er auf der Hinreise in Hannover dem Kurfürsten Georg, wegen dessen Vaters Ableben, die Beileidsbezeigungen seines Hofes zu überbringen hatte.

Im Haag fanden damals in Folge der Friedensschlüsse von Ryßwick sehr wichtige Verhandlungen statt, bei welchen die politischen Verhältnisse fast sämmtlicher europäischen

Staaten in Frage kamen und wobei auch Brandenburg in mehr als einer Beziehung wesentlich betheiligt war. Eine Mittelmacht wie Brandenburg damals war, konnte der Natur der Sache nach beim Gegeneinanderwirken der eigentlichen Großmächte nicht sowohl mit Nachdruck und Schärfe als vielmehr blos mit Klugheit und Vorsicht zu Werke gehen, und Canitz führte die Geschäfte seines Hofes mit jenem hohen Grade von gewinnender Haltung und feiner Besonnenheit, durch welche er sich bei seinen diplomatischen Verrichtungen von jeher ausgezeichnet und dieselben gefördert hatte. Dem König Wilhelm von Großbritannien, dem Freunde des Großen Kurfürsten und seines Sohnes, hatte er, als derselbe sich ebenfalls im Haag einfand, mehrmals persönlich die wichtigsten Eröffnungen zu machen und es ward dabei zum Vortheil und Glanze des kurfürstlichen Hauses, namentlich wegen Erhebung desselben zur Königswürde, Manches eingeleitet, was der nahen Zukunft auszuführen beschieden war, wiewohl der gewandte und treue Vermittler es nicht erleben sollte.

Als Canitz über ein Jahr auf diese Weise unter eifriger Thätigkeit in Holland verlebt, ließ zunehmende Kränklichkeit, die sich bald zu einem ernstlichen Brustübel gestaltete, ihn nach heimathlicher Ruhe und Pflege verlangen. Kurfürst Friedrich bewilligte sein nur allzubegründetes Gesuch; Canitz verabschiedete sich im Haag und kam im Frühling des Jahres 1699 am Pfingstabend schon sehr leidend in Berlin bei den Seinigen an.

Schon frühzeitig war Canitz von Uebeln heimgesucht worden, die bei einer rauhen und strengen Lebensweise nur selten, bei einer verfeinerten und bequemen dagegen weit häufiger vorkommen. Seit seinem dreißigsten Jahre litt er

nämlich abwechselnd an Kolik, Steinschmerzen und Podagra, obschon nicht so heftig, daß er dadurch in den Pflichten seines Berufs, oder im gewohnten Lebensgenusse sonderlich gestört worden wäre; jetzt jedoch hatte sich neben diesen Uebeln auch eine Brustkrankheit herausgebildet, die schnell seine Kräfte aufzehrte und die Hoffnung auf Genesung immer mehr schwinden ließ. Von allen Seiten ward ihm die lebhafteste und innigste Theilnahme bezeigt, der Kurfürst selbst besuchte ihn in seinem Hause und ertheilte ihm tröstliche Versicherungen.

Canitz bewies unter allen Schmerzen und Widerwärtigkeiten seines Zustandes die größte Fassung und Heiterkeit und suchte für sich und die Seinigen allen Trost nur in freudiger Hingebung in den Willen Gottes. Um über seinen Zustand völlige Gewißheit zu erlangen, berief er die sämmtlichen königlichen Leibärzte zu einer Berathung, deren Ergebniß ihm auf sein muthiges und standhaftes Drängen unverhohlen mitgetheilt ward. Als er aus dem Conferenzzimmer trat, sah er im Vorzimmer seinen Freund und Collegen, den Hofceremonienmeister Besser, welchen er nebst andern Gästen, darunter auch die Aerzte, zur Tafel geladen hatte, ging auf ihn zu und sagte ihm leise ins Ohr: „Ich soll nicht länger als noch sechs oder sieben Tage leben, womit ich sehr wohl zufrieden bin; aber ich bitte, sich dessen gegen Keinen und am wenigsten gegen meine Gemahlin zu äußern.“

An der Tafel selbst waren Alle sehr niedergeschlagen, außer Canitz, der sich ganz vergnügt und unbefangen benahm und nachher den Aerzten insgeheim sogar verwies, daß sie über ihn solche Betrübniß bezeigten, da sie ihm doch nur fröhliche Botschaft gebracht. Diese heitere Fassung blieb ihm

treu bis ans Ende. Unter andern ließ er aus dem Beinhause sich einen Todtenkopf bringen, über welchen er seine besondern Betrachtungen anstellte, der Weissagung des Propheten Ezechiel gedenkend, welcher die auf dem Felde liegenden verdorrten Gebeine wieder lebendig werden sah.

Inzwischen machte seine Krankheit immer weitere Fortschritte. Er konnte zwar bis zuletzt immer noch umhergehen, aber das Athmen wurde ihm immer schwerer und mit bewundernswürdiger Gelassenheit sah er stündlich seinem Tod entgegen. Endlich am 11. August, neun Tage nach jener ärztlichen Berathung, starb er den glücklichsten und erhabensten Tod, welchen der Mensch nach menschlichem Ermessen je wünschen kann. Er stand am frühen Morgen auf, ließ sich völlig ankleiden und trat an das Fenster, welches er öffnete, um frische Luft zu schöpfen. Die Sonne ging eben auf und mit freudigem Staunen genoß er den Anblick der wundervollen Pracht. Als er eine Weile unverwandt hinausgeschauet, sagte er zu einer Verwandten, die ihn stützte: „Ei, wie schön ist heute der Himmel!" und sank vom Schlage getroffen todt in ihre Arme.

Er starb kaum erst vierundvierzig Jahr alt und ward schon am Tage nach seinem Tode in der Marienkirche neben seiner Doris beigesetzt. Acht Tage darauf hielt Spener in der Nicolaikirche vor zahlreichen Zuhörern ihm eine Gedächtnißpredigt.

Canitz war von mittlerer wohlgewachsener Gestalt, in den spätern Jahren etwas untersetzt und stark; sein Gesicht voll, offen, wohlgebildet und geistreich; seine blauen Augen lebhaft, sein Gang aufgeweckt, sein Ansehen männlich, die Sitten edel. Bei einer weißen Haut und freien Stirn hatte er einen freundlichen Mund, der sich aber doch manchmal

eines ironischen Lächelns nicht erwehren und den angeborenen Hang zur Satyre nicht ganz verbergen konnte. Seine Kleidung war nett, wohlgewählt, aber ohne kleinliche Sorgsamkeit.

Man hatte ihn kaum gesehen, so war man ihm gewogen, und kaum gesprochen, so blieb man ganz von ihm eingenommen. Er war gesprächig, höflich, frei von Eigensinn und Widerspruchsgeist, für Jedermann gefällig und aufmerksam, Fähigkeiten und Neigungen leicht durchschauend, jedem Gegenstande wie jeder Persönlichkeit und jedem Verhältnisse sich leicht bequemend, mit einem Wort ein vollkommener Mann von Welt, der aber mit allem Reize solch äußeren Behagens den tiefen Werth innerer Bildung vereinigte. Sein Verstand war schnell, sein Urtheil richtig und scharf, sein Gedächtniß vortrefflich; Witz und Laune standen ihm zu Gebot und seine geistreichen Einfälle, dergleichen damals der Ton am Hofe gern hervorrief, machten Glück.

Seine Kenntnisse waren mannigfach, seine Belesenheit ausgebreitet und er schrieb und sprach lateinisch, französisch und italienisch sehr gut, verstand aber außer diesen Sprachen auch noch Holländisch, Englisch und Spanisch. Das Dichten trieb er, wie andere angenehme Unterhaltung, ohne Mühe und Arbeit als leichtes Spiel, im Auf- und Abgehen, bei einer Pfeife Tabak am Kamin, ja wohl gar in solch häuslicher Bequemlichkeit, die sich verbergen muß. Auch der Musik war er sehr kundig und liebte deren Genuß. In Geschäften war er streng und fest, bei großer Leichtigkeit von vorsichtiger Haltung. Alle seine Eigenschaften wurden hier zu Vorzügen. In den meisten Verhandlungen war er glücklich, denn er wußte um zu überreden und zu gewinnen, Ernst

und Sanftmuth zu vereinen und besaß im Friedenstiften, Vermitteln und Versöhnen ein einziges Talent.

Daß auch sein einziger Sohn ihm im Tode bald nachfolgte, haben wir bereits erwähnt. Er starb wenige Wochen nach ihm nicht viel über dreizehn Jahr alt an den Blattern.

Eine nicht ganz so wohlthuende Erscheinung wie Canitz, aber immerhin eine höchst interessante und namentlich für die vertraute Geschichte des preußischen Hofes jener Zeit ungemein wichtige, ist sein College, der schon oft erwähnte Hofpoet und Oberceremonienmeister Johann von Besser, über dessen Carrière unter dem ersten König von Preußen wir hier ebenfalls noch einiges Bemerkenswerthe nachzutragen haben.

Mit der Königskrone, welche Friedrich am 18. Januar 1701 sich zu Königsberg aufsetzte, erhob sich auch für Besser eine neue Stufe des Glücks. Sein Gönner, bereits Oberkammerherr und erster Minister, war, wie uns bekannt, für diese Gelegenheit durch den Kaiser zum Reichsgrafen von Wartenberg ernannt worden und setzte sich in der Gunst seines Herrn immer fester. Besser selbst empfing die neue Ehrenstelle eines königlichen Oberceremonienmeisters, dabei eine Besoldungszulage von fünfhundert Thalern jährlich und freies Futter für sechs Pferde.

Neuen ersprießlichen Vortheil hatte sogleich auch sein Talent von jenem großen Ereigniß einzuziehen. Die Krönung in Versen zu besingen und in Prosa zu beschreiben, gehörte gleichsam zu seinen Rechten und Obliegenheiten, und mit angestrengtem Eifer wendete er seinen Fleiß dieser Arbeit zu, mit welcher er erst im folgenden Jahre zu Stande kam. Als er sie, ehe sie dem Druck übergeben ward, dem König

vorlas, fand sie dessen Beifall in so hohem Grade, daß er ein Geschenk von zweitausend Thalern dafür erhielt.

Auch bei dem neugestifteten Ritterorden vom schwarzen Adler ward Besser zum Ceremonienmeister und als er bald nachher selbst mit dem Orden de la générosité geschmückt ward, durfte er diesen am orangefarbenen Bande jenes Ordens tragen. Von jedem neugeschlagenen Ritter empfing er satzungsmäßig vierhundert Thaler und da er in seiner Stellung bei allen Gelegenheiten auch von fremden Höfen und deren Gesandten mit Geschenken und Gaben bedacht wurde, so stiegen seine Einkünfte bedeutend.

Auf den Tod seiner hohen Gönnerin, der Königin Charlotte, dichtete er eine große Trauer- und Trostode von siebzig Strophen und las sie dem König vor, der dadurch in die tiefste Rührung versetzt ward. Bei diesem Anlasse geschah es auch, daß er durch Vermittelung des Grafen von Wartenberg für die Wiederherausgabe der ihm früher verliehenen Verschreibung auf eine Domherrnstelle, deren Erledigung sehr ungewiß war, die Summe von dreitausend Thalern ausgezahlt erhielt.

Im vorigen Kapitel haben wir erzählt, daß bei der Vermählung des Kronprinzen Friedrich Wilhelm mit der Prinzessin Sophie Dorothea von Hannover ein von Besser auf Befehl des Königs gedichtetes Ballet und Singspiel in drei Acten aufgeführt ward. Diese Vorstellung fiel überaus glänzend aus und verschaffte dem Verfasser abermals ein Geschenk von tausend Thalern. Daß er im Ausdruck des Sinnreichen und Zarten besonders glücklich war, beweist folgende in diesem Theaterstück vorkommende lyrische Strophe:

„Ein Herz mit seiner Gegenwehr
Gleichet dem erregten Meer

Unter seinem Stürmen.
Anstatt sich dadurch zu schirmen,
Giebt in dem größten Stürmen
Seine Schätz' und Perlen her.
Es giebt in dem Sturm uns mehr,
Als wenn es geruhig wär'.
Will es wällen, will es stürmen,
Kann es minder sich beschirmen.
Es giebt in dem Sturm uns mehr,
Als wenn es geruhig wär'."

Das Singspiel „Alexander und Roxane," welches zwei Jahre später, wie ebenfalls im vorigen Kapitel bereits erwähnt worden, bei der Wiedervermählung des Königs mit der Prinzessin Sophie Louise von Mecklenburg-Schwerin aufgeführt ward, ward dem Dichter mit zweitausend Thalern honorirt. Zum Beweis, daß Bessers Operntexte sowohl an Gedankeninhalt als auch an gefälliger runder Form des Ausdrucks vielen unserer heutigen nicht nur gleichkommen, sondern sie sogar übertreffen, theilen wir aus dem hier zuletzt erwähnten einige kurze Stellen mit.

„O du wunderbare Pein,
Der man sich umsonst verziehen,
Weil kein Mensch dir kann entfliehen,
Mußt du Gott,
Oder etwas Göttlichs sein!
Mit dir trieb ich ehmals Spott;
Aber weil dir zu entfliehen,
Keinem Menschen ist verliehen,
Mußt du Gott,
Oder etwas Göttlichs sein!"

* * *

„Das Verschieben
In dem Lieben
Dient uns oft zur Arzenei.
Den ein Anblick heut gewonnen,

Wird oft, wenn er sich besonnen,
Morgen wieder frei."

* * *

„Schweres Lieben, wenn man schweigen,
Und sein Leid verhehlen muß!
Meinen peinlichen Verdruß
Darf ich keinem Menschen zeigen!
Auch der, die mein Herze bricht,
Auch selbst der Roxanen nicht.
Schweres Lieben, wenn man schweigen,
Und sein Leid verhehlen muß!"

* * *

„Sei Roxane, voller Freuden,
Dies erfordert dein Geschick.
Sei vergnügt; nur laß mich leiden,
Gönne mir dies herbe Glück!
Gönne, daß bei deinen Freuden
Sich mein Herze mit erfreu;
Aber auch bei seinem Leiden
Für sich selbsten traurig sei."

Im häuslichen Leben ereignete sich während dieser Zeit eine Veränderung für Besser durch die Heirath seiner einzigen Tochter Sophie Charlotte. Diese vermählte sich nämlich im Jahre 1708 mit Herrn von Drost aus Königsberg, dessen eine Schwester an den Staatssecretair von Ilgen, eine andere an den Staatsminister von Kraut — zwei uns sehr wohlbekannte Persönlichkeiten — verheirathet waren. Durch diese in doppelter Beziehung günstige Verwandtschaft ward bewirkt, daß die Gnade des Königs dem Schwiegersohn den Titel eines Ceremonienmeisters und die Anwartschaft auf das Hofamt seines Schwiegervaters verlieh, der auch sogleich zur größern Sicherung von seiner Besoldung jährlich fünfhundert Thaler auf jenen übertrug.

Frau von Drost, die Tochter der schönen Kühleweinin, vereinigte mit allen Vorzügen der von ihrer Mutter ererbten Körperschönheit auch die der feinsten Weltbildung. Die Königin Sophie Charlotte hatte sie früher zur Hofdame zu machen gewünscht, was aber Besser's Absichten weniger entsprach. Sie war ihm als glänzende Führerin seines Hauswesens unentbehrlich und auch verheirathet vertrat sie dasselbe mit dem größten Anstande.

Besser war vielmals aufgefordert worden und zuweilen selbst versucht gewesen, zur zweiten Ehe zu schreiten. Seine Freunde ließen es sich angelegen sein, ihm vortheilhafte Partien auszusuchen und vorzuschlagen, allein Umstände und Bedenklichkeiten traten jedesmal dazwischen und so blieb er Wittwer und begnügte sich mit vorübergehenden galanten Verhältnissen. Namentlich war es eine Tänzerin, die ebenfalls im vorigen Kapitel erwähnte „schöne Conradine", welche seine Gluth am stärksten erregt zu haben scheint. Er besang ihre Reize in einem huldigenden Gedicht, welches verschiedene Wünsche zu erkennen gab. Auch nahm er an ihrem fernern Geschicke besorglich Theil und nicht ohne seine Mitwirkung geschah es, daß sie in der Folge den Grafen Gruzewski heirathete und dadurch zu einer behaglichen und angesehenen Stellung in der Welt gelangte.

Was Besser's Eigenschaften als Dichter betrifft, so stand er seinem Freund und Collegen Canitz an Innigkeit und Tiefe des Gefühls offenbar nach, in Bezug auf Witz, Satyre und schlagenden Ausdruck that er es ihm jedoch oft weit zuvor. Man wird dies schon aus der nachstehend mitgetheilten kleinen Probe ersehen.

Bei Gelegenheit einer sogenannten Wirthschaft, welche der Hof im Januar 1690 zu Berlin gab, hatte Dankel-

mann, der damals schon erster Minister war, durch das Loos, wahrscheinlich aber nicht ohne absichtliches Zuthun einiger schadenfrohen Höflinge, die untergeordnete Rolle eines Scheerenschleifers erhalten und befand sich in Verlegenheit, wie er sich den ganzen Abend in dieser ohne Zweifel vielfachem Spott ausgesetzten Rolle schicklich betragen sollte. Besser, an den er sich deshalb wendete, half ihm aus der Noth, indem er ihm rieth, anstatt Spott einzunehmen, lieber dessen auszutheilen, und schrieb ihm dazu eine Reihe satyrische Strophen, durch welche der Scheerenschleifer auf einmal zur bedeutendsten Person der ganzen Wirthschaft gemacht ward.

In diesen Versen ward die ganze versammelte Gesellschaft auf die unbarmherzigste Weise durchgehechelt und unter der Form von Scherz so grimmiger beißender Ernst losgelassen, daß die unerwartet Getroffenen, die nicht im mindesten erwartet hatten, den ernsten Staatsmann so launig zu finden, sich zum Lachen zwangen, um ihren Aerger so gut als möglich zu verbeißen.

Der maskirte Saatsminister begann seinen Umzug in dem Saale mit den einleitenden Worten:

„Zum Scheerenschleifer hat das Loos mich heut erkoren.
Ich bin es eben nicht, auch nicht darzu geboren:
Jedoch weil sich der Mensch in alles schicken soll,
Gefällt auch dieser Stand mir diesesmal gar wohl.
Wohlan, so will ich dann, durch die vermummte Schaaren,
Der Schleifernahrung nach, mit meinem Wagen fahren.
Was nur den Stein verträgt, und sich der Mühe lohnt,
Das schleif ich ab und zu, der Größten unverschont.
Es ist doch heute Brauch, in fremdes Amt zu greifen,
Trägt's mit den Scheeren nichts, so werd' ich Menschen schleifen.“

Und nun sprühete rechts und links der keckste Muthwillen, der beißendste Hohn, so daß die Sache mehrmals weit

über die Grenzen des Scherzes hinausging. Nur der mächtige Premierminister durfte dergleichen auszusprechen wagen, wiewohl die zahlreichen allzufreien Anspielungen, die heutiges Tages in vornehmer Gesellschaft unerträglich sein würden, auch damals kaum zu dulden waren. Wir erwähnen hier beispielsweise die auf den Ratzenfänger und dessen Frau, eine Dame vom Hofe, deren Athem übel empfohlen war:

„Hört, Meister Fledermaus, geöhrter Ratzenfänger,
Was führt ihr an der Hand für einen alten Gänger?
Mein Handwerk dient euch nicht, doch kann mein Rath was stiften,
Fangt ihr die Ratzen nur, das Weib mag sie vergiften;"

oder an den Schloßhauptmann von Kolbe, der einen Koch vorstellte:

„Wie manches groß- und klein- und ungebohrtes Loch,
Hat euer Bratspieß nicht gemacht, berühmter Koch?
Weil aber ihr nicht freit, will euer Spieß wo fehlen?
Ich schleife nicht allein, ich kann auch wohl verstählen."

Nicht gar zu freundlich und fein, obwohl sonst gut ausgedrückt, war auch der Schluß, in welchem die Narren bei der Wirthschaft zu einander sagten:

Wir Narren müssen heut uns zu der Narrheit zwingen.
Ein Amt, das mancher hier natürlich kann vollbringen.
Was aber gäben sie, für uns dies Werk zu treiben?
Wir sind's auf Einen Tag, sie müssen Narren bleiben."

Diese „Scheerenschleiferwirthschaft" und die Gedichte darauf wurden in der That einige Jahre später dazu gebraucht, die Zahl der Beschuldigungen zu vermehren, welche gegen Dankelmann, als er in Ungnade fiel, vorgebracht wurden. Im Augenblick selbst aber war der Erfolg eben so glänzend als unfehlbar und Niemand wagte, sich offen dagegen auszusprechen. Noch vor der letzten Erhebung des höchst

begünstigten und mächtig schaltenden Staatsmannes hatte Besser auf ihn eine ausdrücklich sogenannte Lobschrift von beinahe sechshundert Versen gedichtet, worin derselbe nach seinen Eigenschaften, Umständen und Beziehungen förmlich durchgelobt und auf allen Seiten so glatt und blank gerieben ward, daß man ordentlich fürchten mußte, er möchte beim geringsten Hauche wieder anlaufen. Dabei war das Gedicht zugleich mit für den Kurfürsten eingerichtet, der dasselbe kaum von Besser hatte vorlesen hören, als er sogleich den Druck anbefahl, welcher auch alsbald in Leipzig mit aller Pracht veranstaltet ward. Die Abdrücke wurden am Hofe und im ganzen Lande freigebig vertheilt und neue Lobgedichte strömten auf Besser wegen seines Lobgedichtes zurück.

Nach Dankelmann's Sturz bewies auch der neue Günstling, Graf Kolbe von Wartenberg, sich dankbar für den Weihrauch, den Besser ihm und seiner Gemahlin, der Favoritin des Königs, streuete, bis endlich auch diese beiden in völliger Ungnade Hof und Land verlassen mußten und eine neue Gestaltung der Dinge sich schon für die nächste Zukunft immer deutlicher ankündigte. Zwar behielt Besser auch nach dem Falle seines Beschützers noch seine Würden und Einkünfte so wie seine Functionen, allein die Stimmung am Hofe war merklich verändert und selbst die Gelegenheit, durch Leistungen in gewohnter Art Eifer und Talent darzuthun, verschwand endlich ganz.

Einige Strophen auf den Geburtstag des Königs am 12. Juli 1710 sind gleichsam der letzte Athemzug von Bessers Dichtkunst am Hofe von Berlin. Ohne den Hof aber vermochte er kaum noch zu dichten; von daher mußte ihm Anlaß, Trieb und Belohnung kommen. Außerhalb dieses Elementes fühlte er sich in gemeine Prosa versetzt, ohne Reim

und Sylbenmaß, und seine dichterische Ader versiegte für geraume Zeit. Mit dem Tode Königs Friedrichs des Ersten am 25. Februar 1713 trat das von Besser längst befürchtete Geschick ein, denn in der vertrauten Geschichte des preußischen Hofes unter König Friedrich Wilhelm dem Ersten, werden wir sehen, wie eine der ersten Maßnahmen dieses neuen, dem Princip strenger Sparsamkeit huldigenden Königs in der Abschaffung der vielen unnützen Hofbedienungen bestand und wie er mit einem Federzuge die lange Reihe von Namen durchstrich, in welcher Besser den ersten Platz einnahm.

III.

Unter Friedrich Wilhelm dem Ersten.

(1713—1740.)

Erstes Kapitel.

Friedrich Wilhelm's erste Maßregel nach seiner Thronbesteigung. — Gewaltige Reduction des Hofetats. — Der Ceremonienmeister Besser zum letzten Male. — Er nimmt Abschied von Berlin und geht nach Dresden. — Friedrich Wilhelm's Erziehung. — Seine Lehrer und Lehrerinnen. — Seine Gespielen. — Die harte Aufgabe beider. — Das goldstoffene Schlafröckchen. — Ein neues Schönheitsmittel. — Die verschluckte Schuhschnalle. — Widerspruchsgeist des jungen Prinzen. — Er zeigt sich frühzeitig als guter Haushalter. — Wusterhausen. — Graf von Dohna. — Ein fürstlicher Bosco. — Friedrich Wilhelm's sinnliche Verirrungen. — Karoline von Anspach. — Franzosenhaß. — Die wandelnden Carricaturen. — Reise nach den Niederlanden. — Baldige Heimkehr. — Der lange Creutz. — Vermählung. — Sophie Dorothea von Hannover. — Die Schlacht bei Malplaquet. — Besuch Peters des Großen in Berlin.

König Friedrich der Prachtliebende war todt und Friedrich Wilhelm der Sparsame bestieg den Thron. Die Befürchtungen, welche der Schwarm müßiger, den Schweiß des Landes im Nichtsthun verprassender Hofschranzen schon längst gehegt, sollten sich nun in einem Grade verwirklichen, der Alles mit Staunen und Entsetzen erfüllte.

Bis zum letzten Athemzuge des scheidenden Vaters hatte der Sohn bei ihm ausgeharrt, dann kehrte er auf sein Zimmer zurück und die erste Maßregel des neuen Herrschers be=

stand darin, daß er seinen Kammerdiener zu dem Obermarschall von Printzen schickte und diesem sagen ließ, er solle sich unverweilt mit dem Hofetat einfinden.

Der Obermarschall erschien, Friedrich Wilhelm riß ihm in seiner barschen Weise das endlose Leporello-Register aus den Händen, überflog es mit den Augen, griff dann zur Feder und durchstrich es mit grausamem Ruck von Anfang bis zu Ende. Der Obermarschall prallte bestürzt einen Schritt zurück. Ein solcher Strich durch die Rechnung schien ihm nichts mehr und nichts weniger als ein Vorbote von Wahnsinn zu sein; König Friedrich Wilhelm aber sah ihn hohnlächelnd an und erklärte ihm mit kurzen Worten, daß hiermit sämmtliche Hofchargen aufgehoben seien, doch solle Jeder bis nach der feierlichen Bestattung des verstorbenen Herrn auf seinem Platze bleiben. Wohl kaum je hatte der Tod eines Königs seine Höflinge mit aufrichtigerem Herzeleid erfüllt als hier unter diesen Umständen der Fall war.

Der Obermarschall, dem der Schrecken durch alle Glieder gefahren war, trat zitternd und zagend aus dem Cabinet des Königs in das Vorzimmer, wo die von einem dunkeln Vorgefühl durchschauerte Höflingsmenge mit ängstlicher Spannung harrte. Zunächst der Thür stand der General Tettau, wegen seines sarkastischen Witzes bekannt und gefürchtet. Als Printzen an ihm vorüberkam, riß er diesem das durchlöcherte Register aus der Hand, warf einen Blick darauf und rief zu den Anwesenden gewendet: „Meine Herren, unser guter Herr ist todt und der neue König schickt Euch alle zum Teufel!"

Das erste, auf dieser dem Fürsten der Finsterniß geweiheten Liste oben anstehende Schlachtopfer war unser Freund, der Oberceremonienmeister von Besser, dessen Schicksal wir

im letzten Kapitel des vorigen Abschnitts unserer Geschichte bereits andeuteten.

Als der neue König den grausamen Strich zog, war außer dem Obermarschall von Printzen auch noch der königliche Leibarzt von Gundelsheim zugegen. Dieser, Besser's vertrauter Freund, beeilte sich, ihn von dem Schlage, der ihn unbewußt getroffen, in Kenntniß zu setzen, und Besser, welcher der Ansicht war, daß ihm durch diese Absetzung ein Unrecht geschehe, welches er sich nicht gefallen zu lassen brauche, setzte sich sofort an seinen Schreibtisch und entwarf eine Eingabe an den König, worin er diesem vorstellig machte, daß er dem Hofe über dreißig Jahre lang treu und redlich gedient, daß er mit seiner Frau, der schönen Bürgermeisterstochter, ein bedeutendes Vermögen ins Land gebracht und zu Ehren des Hofes aufgewendet, und daß ihm somit wohl das Recht zustehe, auf eine anständige anderweite Versorgung Anspruch zu machen.

Dankelmann, bei welchem Besser schon früher gut gestanden und der nach König Friedrichs Tode von dessen Nachfolger sofort wieder nach Berlin berufen worden, gab, als er diese Eingabe im Concept gelesen, dem Verfasser wohlmeinend den Rath, eine andere, in bescheideneren und devoteren Ausdrücken abgefaßte, zu entwerfen. Davon aber wollte Besser nichts hören, sondern schickte die Schrift so, wie er sie einmal geschrieben, an den König ab.

Dieser hatte kaum einige Zeilen davon gelesen, so warf er sie mit den Worten: „Was untersteht sich dieser Hundsfott?" ins Feuer und war auch später durch demüthigere Bitten des armen Besser eben so wenig als durch Fürsprache hochgestellter Freunde zu einer Aenderung des einmal gefällten harten Ausspruchs zu bewegen.

Besser war so klug, oder besaß auch trotz seines langen Lebens am Hofe noch genug männlichen Stolz, um weiter kein Wort zu verlieren, sondern fügte sich in das Loos, welches er allerdings weniger verdient hatte als viele Andere, die davon zu gleicher Zeit mit ihm ereilt worden. Er schaffte seine Equipage ab, schränkte sein Hauswesen ein und ließ seine Tochter mit ihrem Gatten, der seine Besoldung und Anwartschaft auf das Amt des Schwiegervaters ebenfalls eingebüßt hatte, auf dessen Güter nach Preußen sich zurückziehen.

Für Besser selbst bot bei dem Rufe, den er sich in seinem Fache als Poet und Ceremonienmeister erworben, die Welt noch vielerlei günstige Aussichten, und viele angesehene Freunde blieben ihm auch nach seinem Sturze mit Rath und That zur Seite. Zu diesen gehörten namentlich der Geheime Staatsrath von Kamecke, der Dompropst von Bredow und ein Herr von Schweinichen. Die Meinung, welche er von der Schätzbarkeit seiner Kenntnisse und Erfahrungen, von seinem Dichtertalent und sonstigen Werth hegte, ward auch in der That sehr bald durch vortheilhafte Anträge, die ihm von verschiedenen Seiten her gemacht wurden, in ehrenvoller Weise bestätigt.

Der russische Gesandte bemühete sich, ihn unter glänzenden Versprechungen für den Dienst des Hofes von St. Petersburg zu gewinnen, der auch Besser's ungemein reichhaltige und besonders in Bezug auf das Ceremonienwesen einzige Bibliothek anzukaufen wünschte. Eben so wurden ihm auch wegen schwedischer und holsteinischer Dienste durch den Freiherrn von Görtz und den Geheimen Rath von Bassewitz Eröffnungen gemacht, und Graf von Dehn wollte ihn zum Vorsteher der Ritterakademie zu Wolffenbüttel berufen lassen.

Besser stand jedoch jetzt schon im sechzigsten Lebensjahre

Vor der weiten Reise nach Rußland war ihm bange und den übrigen Anträgen hätte er lieber einen Ruf nach Wien vorgezogen, zu dem sich ihm auch Aussichten eröffneten. Darüber aber vergingen mehrere Jahre. Die Anerbietungen zerschlugen sich eine nach der andern und aus einer Anstellung am Wiener Hofe ward zuletzt ebenfalls nichts.

Um letztere Angelegenheit, die er sehr gern verwirklicht gesehen hätte, zu fördern, hatte er sogar noch einmal den Hippogryphen gesattelt und ein Heldengedicht auf den Prinzen Eugen von Savoyen in Alexandrinern angefangen. Natürlich blieb dieses Epos, sobald der Dichter sah, daß es ihm nichts helfen würde, sofort wieder liegen.

Trotzdem, daß er sich nach seiner Entlassung aus dem Hofdienst bedeutend einschränkte, war er doch an mancherlei Bedürfnisse gewöhnt, die immer noch einen gewissen Aufwand erforderlich machten. Die Summen, welche sein Schwiegersohn und andere Freunde, namentlich der uns aus dem ersten Bande unserer Geschichte bekannte Staatsminister von Kraut, vorstreckten, reichten nicht aus. Er gerieth in drückende Schulden und sah sich bald von allen Seiten im mißlichsten Gedränge. Die Rückerinnerung an seine frühere glänzende Lage machte ihm seine jetzige so gedrückte und kummervolle nur um so peinlicher. Berlin, dieser Schauplatz seiner früheren Herrlichkeit, verwandelte sich jetzt unter dem neuen König in einen strengen Kriegs- und Waffenort. Deshalb ward dieser Aufenthalt ihn immer verhaßter und er wünschte sehnlich, ihn mit einem andern zu vertauschen.

Das Glück wollte, daß sich ihm in der That nochmals eine sehr gute Gelegenheit zur Verwirklichung dieses seines Wunsches darbot, und er versäumte nicht, sie beim Schopfe zu fassen.

Der sächsische Feldmarschall Graf von Flemming war als erster Minister des Königs von Polen und Kurfürsten von Sachsen immitten eines vielbewegten Hofes auf einem Platze, der sich nur unter fortgesetzter regsamer Thätigkeit behaupten ließ. Hierzu bedurfte er natürlich Werkzeuge und Talente von allen Arten und war gern bereit, Leute von Fähigkeiten und Ruf in seine Nähe zu ziehen. Ihm selbst war Besser's Geschicklichkeit hinlänglich bekannt, der sächsische Gesandte in Berlin, Graf von Manteuffel, machte nicht vergebens darauf aufmerksam, welchen Nutzen der Hof von Dresden bei den Feierlichkeiten, die wegen der Vermählung des königlichen Prinzen bevorstanden, und bei jeder künftigen Gelegenheit von der Wissenschaft eines Mannes ziehen könnte, der in Ceremonielsachen nicht seines Gleichen habe.

Der König August der Starke nahm auf den Antrag dieser beiden Herren Besser sofort in seinen Dienst und machte ihn mit einer Besoldung von fünfzehnhundert Thalern zum Geheimen Kriegsrath, Ceremonienmeister und Einführer der Gesandten. Flemming schoß ihm zur Bezahlung der dringendsten Schulden viertausend Thaler auf seine Bibliothek vor, um vor allen Dingen diesen Schatz, auf dessen Fortbringung man in Berlin eifersüchtig sein konnte, durch ein bestimmtes Anrecht für den sächsischen Hof zu sichern und Manteuffel brachte darauf in seinem eigenen Wagen Besser'n selbst nach Dresden, wo dieser sogleich in sein neues Verhältniß eintrat.

Somit nehmen wir von unserm Freund Besser in der Vertrauten Geschichte Preußens Abschied, bis wir ihm in der des sächsischen Hofes und Staates wiederbegegnen werden.

Da König Friedrich Wilhelm den Ceremonienmeister vor allen andern Dingen für entbehrlich erachtete, so ließ sich daraus mit Recht der Schluß ziehen, daß auch ein großer

Theil der Ceremonien selbst als überflüssig betrachtet und abgeschafft werden würde. Dies war auch der Fall. Die von Friedrich dem Ersten kunstvoll übereinander gebauten einhundertundvierundvierzig Rangabstufungen brachen bis auf vierundvierzig zusammen und die entschiedene Vorliebe des Königs für das Militair verwandelte den Hof, so zu sagen, in eine immerwährende Wachtparade.

Der neue, bei seinem Regierungsantritt fünfundzwanzig Jahr alte König schien aber auch in der That zum Soldaten geboren. Im Gegensatz zu seinem von Kindheit an schwächlichen und verwachsenen Vater besaß er einen überaus kräftigen Körperbau und war eben so wild, widerspenstig und unruhig als sein Vater fügsam, gelehrig und wißbegierig gewesen war.

Seine Mutter, die philosophische Königin Sophie Charlotte, liebte ihn vielleicht eben um dieses Gegensatzes zu ihrem Gemahl willen, dessen Schwächen sie verachtete, um so mehr, und auch seine Großmutter, die Kurfürstin Sophie von Hannover, fand an seiner Art und Weise so überaus großen Gefallen, daß sie ihn schon in seinem fünften Jahre zu sich nach Hannover einlud, um ihn hier mit dem Prinzen Georg, späterem König von England, gemeinschaftlich zu erziehen.

Dieser Erziehungsplan erwies sich jedoch als durchaus unausführbar, denn die Geschmacksrichtungen und Charaktere der beiden Prinzen waren einander so entgegengesetzt, daß man vielmehr bedacht sein mußte, sie sobald als möglich wieder von einander zu trennen, wenn man die tagtäglichen Zänkereien und Prügeleien zwischen ihnen nicht vielleicht einen verhängnißvollen Ausgang nehmen sehen wollte. Anstatt sich zu befreunden, faßten sie vielmehr einen unversöhnlichen Haß gegen einander, dem beide auch bis zu ihrem letzten Stünd-

lein unverbrüchlich treu blieben. Zu dieser frühzeitigen Abneigung gesellte sich noch der erschwerende Umstand, daß Georg später Friedrich Wilhelms erste Liebe, die geistreiche Prinzessin Karoline von Anspach, heirathete; so daß der tiefgewurzelte Haß wenigstens von Seiten des Preußenkönigs gewissermaßen ein berechtigter ward. Er nannte seinen ehemaligen Spielkameraden nie anders als den „Tanzmeister" oder „Komödianten" und ward von diesem wiederum nie anders als der „Korporal" genannt.

Fast scheint es, als ob die philosophische Königin die Starrköpfigkeit ihres Söhnchens bestärkt und ermuthigt habe. Wenigstens schien sie es blos als einen sehr verzeihlichen Streich zu betrachten als ihr zum Beispiel einmal gemeldet ward, daß der junge Prinz ein Schlafröckchen von Goldstoff, welches sein Vater ihm anzuziehen befohlen, beharrlich zurückgewiesen und endlich, um diesem Ansinnen ein für allemal überhoben zu sein, ins Feuer geworfen habe.

Eben so machte es ihr köstlichen Spaß, als sie einmal auf einer Gartenpromenade in Potsdam ihren Sohn im grellsten Sonnenscheine auf dem Grase liegen sah und zugleich bemerkte, daß er sich das Gesicht mit Fett bestrichen hatte, um auf diese Weise den weibischen Knabenteint sobald als möglich zu verlieren und eine gebräunte, ächt soldatische Farbe zu bekommen.

Die beiden Frauen, deren Obhut er zunächst anvertraut ward, hatten eine schlimme Aufgabe zu lösen, denn er gab, wenn man ihm nicht den Willen that, Dinge an, die für ihn von den verderblichsten Folgen sein konnten und seine Hüterinnen der größten Verantwortlichkeit aussetzen mußten. So sprang er zum Beispiel einmal, um einer wohlverdienten Züchtigung zu entrinnen, auf die Schwelle des geöffneten

Fensters, um sich in den Schloßhof hinunterzustürzen. Zum Glück war noch ein handfester Kammerdiener im Zimmer, der das Bürschchen beim Kragen packte und von seinem selbstgewählten gefährlichen Standpunkte herunterriß.

Ein andermal verschluckte er eine silberne Schuhschnalle, mit welcher seine Gouvernante ihn nicht spielen lassen wollte. Der ängstlich herbeigerufene Leibarzt nöthigte das halsstarrige Fürstenkind, auf diese harte Speise einen den Umständen angemessenen Trank zu sich zu nehmen und die Schnalle kam glücklich, wenn auch auf entgegengesetztem Wege, wieder zum Vorschein. Wer sich für dergleichen Reliquien interessirt, kann diese unverdaute Schuhschnalle noch heute auf der Kunstkammer in Berlin in Augenschein nehmen.

Mit dem Lernen wollte es, trotzdem daß die Anlagen des Prinzen nicht die schlechtesten waren und namentlich sein Gedächtniß als ein sehr gutes betrachtet werden konnte, durchaus nicht recht fort und er war in dieser Beziehung nicht blos das Gegentheil seines Vaters, sondern auch seiner Mutter, deren hohe Geistesbildung sie, wie Leibnitz erklärte, an die Spitze aller damals lebenden Fürsten stellte und welche gar so gern aus ihrem Sohne ebenfalls einen Schöngeist gemacht hätte.

Fast möchte es scheinen, als ob diese Versuche, dem Prinzen Friedrich Wilhelm möglichst frühzeitig eine vielseitige Bildung beizubringen, nicht deshalb scheiterten, weil es ihm an den nöthigen Fähigkeiten gefehlt hätte, sondern weil ihm bei seiner angeborenen Hartnäckigkeit und Widerspruchslust nichts mehr Vergnügen machte, als das, was er thun sollte, nicht zu thun.

Um ihrerseits alles Mögliche aufzubieten, ließ seine Mutter, die, wie wir wissen, ihren besondern Hofhalt in Lützel-

burg hatte, ihn wöchentlich zwei Mal dorthin zu sich kommen. Hier mußte er ihr vorlesen und sich von ihr überhaupt über seine Schularbeiten examiniren lassen. Aber trotz aller Mühe erlebte sie in dieser Hinsicht an ihrem Sohn keine Freude. Die Träume und Hoffnungen, die sie sich von ihm gemacht, zerrannen in nichts und sie gewann eben so wie die übrige Umgebung des Prinzen immer mehr die Ueberzeugung, daß er nur für zwei Leidenschaften zugänglich war — Soldatenliebhaberei und Geldgier.

In Bezug auf letztere trug vielleicht Graf von Dohna, sein ihm vom siebenten Lebensjahre an beigegebener Erzieher, einen großen Theil der Schuld, denn dieser war selbst ein sehr genauer Mann und unterließ daher nicht, diesen Lieblingshang, als er ihn an seinem Zögling bemerkte, zu nähren und auszubilden. Die Mutter gewahrte dies wohl und äußert sich hierüber in einem Briefe an ihre geliebte Pöllnitz, wo es heißt: „Dohna ist ein ehrlicher Mann. Er besitzt Rechtschaffenheit und Edelsinn, aber er hat auch den Fehler der Sparsucht und man kann an Andern nicht wohl einen Fehler bessern, dem man in seinem Innern selbst huldigt." — „Mein Gott," sagt sie in einem andern Briefe, „geizig in einem so zarten Alter! Andere Laster kann man vermindern, dieses aber wächst!"

Kaum acht Jahr alt führte Friedrich Wilhelm über seine Ausgaben ein förmliches Buch unter dem Titel: „Rechnung über meine Dukaten." Wir werden in der Folge noch oft Gelegenheit haben, Beispiele von diesem mit den Jahren sich immer mehr entwickelnden Hang zur Sparsamkeit anzuführen.

Nur ein — der eben angedeutete — Punkt, die Soldatenliebhaberei, war es, in Bezug worauf er keine Sparsam=

keit kannte, sondern oft mit der größten Verschwendung zu Werke ging. Die Ducaten, über welche er schon als Knabe so gewissenhaft Buch und Rechnung führte, waren ihm nicht zu lieb als er auf den Einfall kam, eine aus adeligen Kadetten bestehende Compagnie zu errichten, die er commandirte und in welcher unter andern auch der uns aus dem ersten Bande unserer Vertrauten Geschichte hinlänglich bekannte Baron Pöllnitz diente.

Er fand an diesem Zeitvertreibe so großes Vergnügen, daß er neben dieser ersten Kadettencompagnie sehr bald eine zweite errichtete, zu deren Commandanten er seinen Cousin, den Herzog von Kurland, ernannte. Freilich war diese Stellung eine keineswegs beneidenswerthe oder unabhängige, denn der arme Kurland mußte sich oft die größten Unwürdigkeiten gefallen, mit Faustschlägen und Fußtritten regaliren und an den Haaren herumschleppen lassen.

Der Schauplatz, wo Friedrich Wilhelm in dieser Weise zuerst in seiner Haupteigenschaft als Exerziermeister auftrat, war das Schloß Wusterhausen an der alten schlesischen Straße, ungefähr vier Meilen südöstlich von Berlin, in einer flachen, moorigen, an Torf und Sand, aber auch an guten Jagdrevieren reichen Gegend.

Seine ersten Erzieherinnen waren die Französin Martha von Montbail, welche später den Oberst von Rocoulles heirathete, und eine Deutsche, die Kammerfrau Eversmann.

Als er das siebente Lebensjahr erreicht hatte, ward, wie schon erwähnt, seine fernerweite Erziehung männlichen Händen, nämlich denen des würdigen, nur ein wenig allzu gravitätischen und steifen Grafen Alexander von Dohna anvertraut. Dieser war vor allen Dingen instruirt, ihm die lateinische Sprache beizubringen, zu welcher aber der fürstliche

Schüler keine sonderliche Lust bezeigte und daher auch trotz seines guten Gedächtnisses nur geringe Fortschritte darin machte.

Wie mit den Wissenschaften ging es auch mit den Künsten, namentlich mit der Musik, wovon Friedrich Wilhelm durchaus nichts wissen mochte. Dagegen verrieth er einige Lust zum Malen, Ausschneiden und ähnlichen Handfertigkeiten und wir haben schon früher gesehen, daß er bei einem Hoffeste als zwölfjähriger Knabe einen sehr guten Taschenspieler darstellte, der durch seine Künste den ganzen Hof in Erstaunen setzte.

Freilich hat ein Prinz in solchen, wie in vielen andern Dingen, eine sehr leichte Aufgabe, und Leistungen, die, wenn sie von andern Menschenkindern ausgehen, als etwas sehr Gewöhnliches betrachtet werden, gewinnen ein hohes Interesse und werden als etwas Außerordentliches angestaunt, wenn eine hohe Person sich damit befaßt.

Wie es oft im Leben geschieht, daß der Mann das Gegentheil von dem wird, was der Knabe zu werden versprach, so geschah dies mit Friedrich Wilhelm wenigstens im Punkte der Neigung zum schönen Geschlecht. Er, der in spätern Jahren einen förmlichen Frauenhaß an den Tag legte und sich auf seine Treue als Ehemann nicht wenig zu gute that, war kaum dem Knabenalter entwachsen, als er schon auf Galanterien verfiel, für die er noch keineswegs reif war.

Einen großen Theil der Schuld an dieser vorzeitigen Verirrung trug seine Mutter, die philosophische, aber in diesem Punkte sehr unphilosophische Königin. Besonders begünstigte sie ein vertrautes Verhältniß ihres Sohnes mit ihrer Freundin, dem schon oft genannten Fräulein von Pöllnitz, und schrieb dieser, als sie sich einmal über die Einmischung des

Grafen von Dohua beschwert haben mochte, ausdrücklich: „Sagen Sie dem Grafen von Dohna, er solle sich den Galanterien des Kronprinzen nicht widersetzen. Die Liebe glättet den Geist und sänftigt die Sitten. Wohl aber möge er seinen Geschmack lenken, damit dieser nicht auf etwas Gemeines verfalle!"

Friedrich Wilhelm selbst schob, als er später diese Ausschweifungen bereuete und mit sich selbst grollte, daß er sich jemals so weit hatte vergessen können, die Schuld einzig und allein auf seine Mutter, die er anklagte, ihn verzogen zu haben. „Meine Mutter," sagte er oft, „war wohl eine kluge Frau, aber eine böse Christin." Besonders ärgerlich waren ihm diese Erinnerungen als sein eigener Sohn — Friedrich der Große — auf gleiche Abwege gerieth und dann, wenn ihm Vorstellungen darüber gemacht wurden, sich allemal damit zu entschuldigen versuchte, daß sein Herr Vater es ja auch nicht besser gemacht habe.

Eine wirkliche ernste und nachhaltige Neigung hegte er zu der schönen Prinzessin Karoline von Anspach, die aber leider fünf Jahre älter war als er und ihn deshalb, wie man zu sagen pflegt, nicht für voll ansah, oder, mit andern Worten, ihn als den Knaben behandelte, der er in der That auch noch war.

Eine ganz besonders charakteristische Eigenschaft Friedrich Wilhelms, die er von seinem Eltern durchaus nicht ererbt, war sein Haß gegen alles Französische, der sich nicht blos auf Sitte und Sprache, sondern auch auf Kleidung und andere Aeußerlichkeiten erstreckte. So setzte er zum Beispiel die ihm von jeher zuwider gewesene französische Perücke bei dem Leichenbegängniß seines Vaters zum letzten Male auf und verbannte sie dann auf immer — die Perücke und gleichsam

alles Andere, dessen Symbol sie war. Er verschmähete es, dem Frosch in der Fabel nachzuahmen und, wie sein Vater gethan, sich zur Größe des Stiers von Versailles aufblasen zu wollen. Er war grunddeutsch und stolz darauf, es zu sein.

Dieser Haß gegen das Französische gab sich später, als Friedrich Wilhelm unabhängiger Regent geworden war und sich keinen Zwang mehr anzuthun brauchte, oft auf ziemlich drastische Weise kund. So erschien einmal ein Graf Rothenburg, ein geborener Preuße und gewandter Diplomat, aber durch langen Aufenthalt in Paris und Versailles durch und durch französirt, als französischer Gesandte in Berlin. Ganz natürlich trug er das neueste französische Costüm — dreieckigen Hut, Perücke, Tressenrock und anderen Zubehör. So pflegte er mit einer Zahl eben so eleganter Begleiter sich öffentlich zu zeigen und Friedrich Wilhelm fürchtete, daß ein solches Beispiel eine verderbliche ansteckende Wirkung auf seine Berliner äußern könnte. Verbieten konnte er den Franzosen natürlich in diesem Punkte nichts, wohl aber stand ihm frei, sie lächerlich zu machen und er that dies nach seiner gewohnten derben Weise.

Bei Gelegenheit einer großen Parade und Musterung nämlich, wo, wie er bestimmt wußte, das französische diplomatische Korps sich ebenfalls einfand, ließ er eine große Anzahl Regimentsprofoße durch ungeheure eine Elle im Durchmesser haltende Dreimaster, bis auf die Hüften herabhängende Perücken und ähnliche Dinge in gräßliche Karrikaturen der neuesten französischen Mode verwandeln, unmittelbar nach abgenommener Parade auf ein Trompetensignal aus ihrem Versteck hervortreten und unter dem Jubel der versammelten Tausende von Zuschauern dicht an den Franzosen vorübermarschiren. Diese Verhöhnung des französischen Mo=

begeistes blieb nicht ohne die beabsichtigte Wirkung und Graf Rothenburg erschien, um nicht wieder der lachlustigen Menge zur Zielscheibe zu dienen, so lange er noch in Berlin verweilte, in deutschem, einfachem Costüm.

Als Friedrich Wilhelm sein sechszehntes Lebensjahr zurückgelegt hatte (1704) bat er seinen Vater um Erlaubniß zu einer Reise nach den Niederlanden und nach England. Es läßt sich bei der Eigenthümlichkeit seines Charakters, der alles Ausländische und Fremde eher mit Abneigung als mit Neugier oder gar Vorliebe betrachtete, fast mit Gewißheit, vermuthen, daß es ganz besonders seine Mutter war, die ihn bewog, diese Reise zu unternehmen. Sie glaubte, es werde dies das beste Mittel sein, um die vielen schroffen Ecken, die sie noch an ihrem Sohne wahrnahm, abzuschleifen, seine Weltanschauung zu erweitern und zu veredeln und ihm mit einem Worte die Politur zu geben, die er in Berlin und Wusterhausen nun wohl schwerlich erhielt.

Es war, als sie ihn entließ, als ob eine innere Stimme ihr sagte, daß sie ihn nicht wiedersehen würde, und wir wissen, daß diese Ahnung leider nur zu bald in Erfüllung gehen sollte, denn schon zu Anfange des nächstfolgenden Jahres starb die philosophische Königin und ihr Sohn, für welchen der Herzog von Marlborough schon ein Schiff zur Ueberfahrt nach England bereit hielt, mußte nun unverweilt nach Berlin zurückkehren.

Es läßt sich nicht leugnen, daß das Unterbleiben dieses beabsichtigten Besuchs in England als ein Nachtheil für Friedrich Wilhelms Bildungsgang zu betrachten war und daß die Hoffnungen, welche seine Mutter sich davon gemacht, sich, wenn auch nicht ihrem ganzen Umfange nach, doch zum

Theil verwirklicht haben würden, wenn ihm vergönnt gewesen wäre, auch die außerpreußische Welt kennen zu lernen.

Daß dies auch Friedrich Wilhelms eigene Ansicht gewesen sei, läßt sich freilich mit gutem Grund bezweifeln, und als ihm sein Vater nicht lange nach seiner Rückkehr ein Infanterieregiment schenkte, war seine Freude darüber so groß, daß er alles Andere darüber vergaß. Dieses Geschenck erzeugte gleich bei der ersten Musterung, die er über dasselbe hielt, in ihm nicht blos den Wunsch, möglichst viel Soldaten, sondern auch möglichst lange Soldaten zu haben.

Der Auditeur dieses Regiments war Ehrenreich Bogislaus Creutz, der durch seine außerordentliche Körperlänge Friedrich Wilhelms Aufmerksamkeit in so hohem Grade erregte, daß er sofort eine entschiedene Vorliebe für ihn faßte, ihn zu seinem Secretair und dann zum Finanzminister machte. Wir kommen später ausführlicher auf ihn zurück.

Das nächstfolgende Jahr war für Friedrich Wilhelm ein sehr wichtiges. Zu Anfange desselben machte er unter Marlborough und Eugen den Feldzug am Rhein mit und im vorletzten Monate feierte er seine Vermählung mit der Prinzessin Sophie Dorothea von Hannover.

Diese — die Mutter Friedrichs des Großen — wird als eine lange schlanke Dame mit blauen Augen und braunem Haar geschildert. Ihr Teint war fein und zart und ihre Manieren waren gebildet nnd lebhaft. Zu diesen angenehmen Eigenschaften gesellten sich freilich auch die weniger anziehenden eines ungemessenen Stolzes und Ehrgeizes. Sie stand in ihrem neunzehnten Lebensjahre und war folglich ein Jahr jünger als ihr jugendlicher Gemahl.

Während der nächstfolgenden Jahre gab es wieder Feldzüge am Rhein, welche Friedrich Wilhelm abermals unter

Marlborough und Eugen mitmachte und auf welchen der lange Creutz als Secretair und General Finkenstein als Adjutant ihn begleiteten. Die Schlacht bei Malplaquet 1709, eine der blutigsten, die je geschlagen worden und bei welcher sechzigtausend Mann blieben, machte auf seine Erinnerung einen so bleibenden Eindruck, daß er den Jahrestag dieses Sieges alljährlich feierte.

Kurz vor dieser Schlacht unterhielten sich im Lager zwei englische Offiziere in Friedrich Wilhelms Beisein auf ziemlich verächtliche und anmaßende Weise über die Wehrkraft des preußischen Staates und warfen die Frage auf, ob der König von Preußen ohne Zuschuß von andern Staaten eine stehende Armee von fünfzehntausend Mann unterhalten könne. — „O, wenn es sein muß, dreißigtausend im Frieden und siebzigtausend im Kriege!" rief Friedrich Wilhelm hitzig und war von diesem Augenblick an fest entschlossen, sein Wort wahr zu machen und die preußische Armee der Quantität sowohl wie der Qualität nach auf die achtunggebietende Höhe zu bringen, die sie seit seiner Zeit behauptet hat.

Den Besuch, welchen Peter der Große 1712 am Hofe Friedrichs des Ersten abstattete, haben wir bereits erzählt und hier in Bezug darauf nur noch zu erwähnen, daß der Kronprinz Friedrich Wilhelm sich von dem ganzen Thun und Wesen des nordischen Gastes sehr angezogen fühlte und für ihn eine Vorliebe faßte, der er auch später unverbrüchlich treu blieb. Fünf Jahre später erschien Peter der Große auf der Reise von seiner berühmten französischen Reise abermals in Berlin, worüber in einem unserer nächsten Kapitel mehr.

Zweites Kapitel.

Umgestaltung des Hofes. — Friedrich Wilhelms zwei ersten Günstlinge. — Wilhelm von Grumbkow. — Er ist mit sechs Jahren schon Hofkavalier. — Seine Feigheit. — Sein vermeintes Attentat gegen Karl den Zwölften. — Biberius. — Ein König als Wolf bei Tafel.. — Grumbkow's Bestechlichkeit. — Er fällt in Ungnade. — Seine stattliche Gemahlin. — Der alte Dessauer. — Die „Anna Liese." — Fürst Leopold auf Reisen. — Er heirathet die Apothekerstochter wirklich. — Seine eigenthümliche Staatsökonomie. — Seine Feldzüge. — Aehnlichkeit mit Friedrich Wilhelm. — Zerwürfnisse mit Grumbkow. — Ein unblutiges Duell. — Der alte Dessauer zieht sich vom Hofe zurück. — Er wird von den hallischen Studenten geärgert. —

Schon zu Anfange des vorigen Kapitels haben wir erzählt, daß mit Friedrich Wilhelms Regierungsantritt eine totale Umgestaltung des Lebens am Hofe eintrat. Am Bündigsten und Treffendsten wird diese Umgestaltung von Friedrich Wilhelms Tochter der Markgräfin Wilhelmine von Baireuth geschildert, indem sie sagt:

„Sechs Monate blieb der Hof noch auf dem alten Fuße, dann ward er völlig umgeändert. Wer des Königs Gunst erlangen wollte, mußte Sturmhaube und Küraß anlegen; Alles war Offizier und Soldat, von dem alten Hofe blieb keine Spur übrig. General-Major von Grumbkow kam an die Spitze der Geschäfte und besaß nebst dem Fürsten von Anhalt-Dessau das ganze Vertrauen des Königs."

Diese beiden eben genannten Persönlichkeiten — Grumbkow und der alte Dessauer — sind es, die uns in diesem Kapitel vorzugsweise beschäftigen werden.

Friedrich Wilhelm von Grumbkow war 1678 geboren und Sohn des bereits bei dem Großen Kurfürsten in hoher Gunst stehenden Generals und Finanzpräsidenten Joachim

Ernst von Grumbkow. Schon als sechsjähriger Knabe fungirte er als Hofcavalier, indem er seinen Vater, als dieser 1684 für den Kurprinzen Friedrich um die Hand der geistreichen Sophie Charlotte von Hannover anhielt, dorthin begleitete und ihr einen Brief von dem Kurprinzen überreichte. Er that dies mit einem Anstand, der allgemeine Bewunderung erregte.

Mit Recht überzeugt, daß er für den Hofdienst geboren sei, machte er, um sich die dafür erforderliche Ausbildung anzueignen, die damals übliche Cavaliertour nach Paris und erhielt nach seiner Rückkehr sofort eine Anstellung als Kammerjunker und als Lieutenant bei einem Infanterieregiment. Mit seinem Avancement ging es so rasch, daß er kaum fünfundzwanzig Jahr alt schon Brigadier und Oberschenk war.

In den Feldzügen, die er mitmachte, lieferte er ziemlich unverkennbar den Beweis, daß er bei einem Galadiner eher an seinem Platze war als „im rauhen Gewühle des Gefechts.“ So hielt er sich zum Beispiel in der mörderischen Schlacht bei Malplaquet während der ganzen Zeit des Kampfes in einem Graben versteckt, und als er später mit vor Stralsund geschickt ward, wußte er sich klüglich noch vor Beginn des eigentlichen Feldzugs ein Bein zu verrenken, so daß es ihm anscheinend unmöglich war, mit in den Laufgräben zu agiren.

Alle Kriegshelden jener Zeit, mit denen er in Berührung kam, verachteten ihn übrigens gründlich und Prinz Eugen sagte ihm einmal geradezu ins Gesicht: „Sie werden in einem Gefängniß sterben, oder in einem Palast.“ Grumbkow besaß die göttliche Frechheit, darauf zu erwidern: „Das sehe ich selbst voraus und werde mich wenigstens bemühen, es zu verdienen.“

Es ist auffallend, daß er bei einem Fürsten, der, wie

Friedrich Wilhelm ein geschworener Feind aller Feigheit und Heuchelei war, sich dennoch so in Gunst erhalten konnte, wie es der Fall war. Schon Friedrich Wilhelms Vater war ihm sehr geneigt und schickte ihn in das Lager des Schwedenkönigs Karls des Zwölften bei Altranstädt. Hier hatte er mit Karl eine Unterredung, die über eine Stunde dauerte und, wie er selbst in einem Briefe an Marlborough erzählt, durch einen sonderbaren Zufall unterbrochen ward.

„Der König," sagt er, „hielt sich auf einen kleinen Tisch gestützt, ein Fuß dieses Tisches brach und der König fiel zu Boden. Der Lärm des Falles und des zusammenbrechenden Tisches lockten den Minister Grafen Piper und den Kabinets=secretair Hermelin ins Zimmer. Als sie hereinstürzten, hielt ich den König umfangen, um ihn wieder vom Boden aufzu=helfen. Aus ihren verstellten Geberden las ich die Besorg=niß, daß sie glauben mochten, der Preuße habe sich an der geheiligten Person seiner Majestät vergangen. Der König lachte von Herzen und entließ mich dann, nachdem er das Gespräch noch einige Minuten fortgesetzt hatte, mit einem gnä=digen Lächeln."

Wir wissen, daß Friedrichs des Ersten Günstling der Graf Kolbe von Wartenberg war. Anfangs machte Grumb=kow einige Versuche, ihn auszustechen, sah aber bald ein, daß sein Gegner fest im Sattel saß. Deshalb hielt er sich klüglicher=weise ausschließlich zu dem Kronprinzen und wußte sich die=sem immer unentbehrlicher zu machen.

Seine Berechnung täuschte ihn nicht und als aus dem Kronprinzen ein König ward, ward aus dem seitherigen Ober=sten sofort ein Generallieutenant der Infanterie und später ein dirigirender Staats= und Kriegsminister. Jedes Geschäft von Bedeutung ging fast ausschließlich durch seine Hand und

da der neue König ihn tagtäglich um sich hatte und so zu sagen nicht ohne ihn sein konnte, so läßt sich leicht ermessen, daß sein Einfluß immer höher steigen mußte. Geschickt wußte er sich in alle Launen seines Gebieters zu fügen, ließ ihn, wenn er zornig ward, erst austoben, ehe er Widerspruch oder Einwendungen zu erheben wagte, und schien mit dem größten Freimuth und ganz treuherzig zu Werke zu gehen, während er doch die größte Schlauheit und Verschmitztheit entwickelte.

Dabei war Grumbkow ein Gutschmecker erster Sorte und seine Virtuosität im Weintrinken war so außerordentlich, daß er den Spitznamen Biberius erhielt. Der König, dem die Bewirthung fremder Fürsten und Gesandten bei seiner übertriebenen Sparsamkeit oft viel zu schaffen machte, glaubte am besten zu thun, wenn er diese Traktamente gegen eine Bauschsumme veraccordirte und Grumbkow erklärte sich bereit, gegen eine Zahlung von zwölftausend Thalern jährlich diese Bewirthungen zu übernehmen. Der König ging in seinem Geize so weit, daß er, wenn er Lust hatte, einmal recht delikat zu tafeln, sich selbst bei Grumbkow zu Gaste lud, und sich auf diese Weise angelegen sein ließ, mit dazu beizutragen, daß Grumbkow an diesen zwölftausend Thalern so wenig als möglich profitirte. So schrieb Grumbkow einmal an seinen vertrauten Freund, den österreichischen Gesandten Graf Seckendorf: „Seine Majestät speiste gestern bei mir wie ein Wolf, soupirte auf dieselbe Weise, bedufelte sich und ging um Mitternacht nach Hause."

Diese Vertrautheit Grumbkow's mit dem österreichischen Gesandten hatte ihren Grund darin, daß er bei seiner verschwenderischen Lebensweise und da er noch obendrein für eine beträchtliche Familie zu sorgen hatte, mit dem Ertrag seiner verschiedenen Aemter, obschon derselbe sich auf jährlich sechs-

unddreißigtausend Thaler belief, bei weitem nicht auslangte und sich daher genöthigt sah, die ihm von fremden Höfen gebotenen Bestechungen anzunehmen. So kam es, daß er anfangs in englischem und später in österreichischem Solde stand. Seit Abschluß des Traktats von Wusterhausen (1726) erhielt er vom Wiener Hof eine jährliche Pension von tausend Dukaten, und 1732, nachdem die Heirath des Kronprinzen (Friedrichs des Großen) mit einer Nichte der Kaiserin, der Prinzessin von Braunschweig-Bevern — woran dem Wiener Hofe ungemein viel lag — zu Stande gekommen war, vierzigtausend Gulden auf einem Bret.

Von seinen Kollegen, den übrigen Ministern, ward Grumbkow im höchsten Grade gehaßt, aber auch gefürchtet. Seine unversöhnliche Feindin aber war die stolze Königin Sophie, besonders nachdem er (1730) auf Oesterreichs Antrieb die von ihr gewünschte Vermählung ihres Sohnes mit der englischen Prinzessin Amalie vereitelt hatte. Dennoch vermochte selbst sie im Bunde mit den Ministern nicht, den verhaßten Günstling, zu stürzen und dieser wußte sich allen Machinationen zum Trotz in der Gunst seines Gebieters zu behaupten, bis er endlich sich nicht blos von England und Oesterreich, sondern auch noch von Frankreich bestechen ließ, was durch Seckendorf's Nachfolger, den Fürsten Wenzel Lichtenstein, dem König verrathen ward. Zum Glück für ihn erfolgte dieser Sturz erst kurz vor seinem Tode und als Friedrich Wilhelm die Meldung von dem Ableben seines Günstlings erhielt, rief er: „Nun werden die Leute doch endlich aufhören zu sagen, daß Grumbkow alles thut! Hätte er noch vierzehn Tage gelebt, so hätte ich ihn verhaften lassen.“

Der König, der seinen Günstling nur um ein Jahr überlebte, scheint, so gern er auch Grumbkow um sich sah, doch

gefühlt zu haben, daß derselbe nicht als ein Ehrenmann betrachtet werden konnte, und daher gewann er es auch nie über sich, ihm, dem mit mehreren auswärtigen hohen Orden Geschmückten, die höchste preußische Hofehre, den schwarzen Adlerorden, zu verleihen, so oft auch Grumbkow seine Wünsche in dieser Beziehung zu erkennen gab und so sehr es ihn auch kränken mußte, andere Staatsdiener, die an Rang unter ihm standen, wie zum Beispiel den preußischen Gesandten am Wiener Hofe, Gotter, der gar nicht einmal von Adel war, diesen Orden tragen zu sehen.

Verheirathet war Grumbkow mit einer Hannoveranerin aus einer französischen Emigrantenfamilie und frühern Hofdame der Königin Charlotte, einer Baronesse La Motte de la Chevallerie. Sie zeichnete sich namentlich durch ihre stattliche Gestalt und Körpergröße aus, was freilich für sie selbst die Schattenseite hatte, daß sie bei allen Hofmaskenbällen in jeder Verkleidung sofort erkannt ward.

Der zweite, ungleich würdigere Günstling Friedrich Wilhelms war Fürst Leopold von Anhalt-Dessau, der sogenannte alte Dessauer, dessen Name noch heute, wäre es auch nur in Folge des nach ihm benannten Marsch- und Trinkliedes: „So leben wir, so leben wir ꝛc.“ wenigstens in Norddeutschland, sich in allgemeiner Popularität erhalten hat.

Fürst Leopold war ein Cousin des Königs, denn seine Mutter war eine Oranien und Schwester der frommen Louise, ersten Gemahlin des Großen Kurfürsten. Zu Dessau im Jahre 1676 geboren, ward er mit vieler Nachsicht erzogen und trat nach dem Tode seines Vaters 1693 unter der Vormundschaft seiner Mutter die Regierung an. Ein Liebesverhältniß mit der Tochter des Apothekers Föhse in Dessau, welches in der neuesten Zeit einem unserer Lustspieldichter

den Stoff zu dem sehr beliebt gewordenen Stück „Die Anna Liese“ geliefert hat — veranlaßte seine Mutter, ihn auf Reisen zu schicken, nachdem er zuvor vom Kurfürsten von Brandenburg das Regiment seines Vaters erhalten hatte.

Zwei Jahre lang durchreiste er Deutschland und Italien und trieb es in seinem übersprudelnden Jugendmuthe überall wohin er kam, ziemlich bunt und toll. Die Entfernung verhält sich aber zu der Liebe wie der Wind zum Feuer — eine kleine Flamme wird dadurch ausgelöscht, eine große dagegen nur um so stärker angefacht. So war es auch der Fall mit dem alten oder vielmehr jungen Dessauer, und als er drei Jahre nach seiner Rückkehr selbstständiger Regent ward, heirathete er trotz aller Einwendungen seiner Mutter und ohne sich um die Mißbilligung anderer Höfe zu kümmern, seine geliebte Anna Föhse.

Diese Ehe war eine ungemein glückliche und schon nach drei Jahren wurden die bis dahin aus derselben hervorgegangenen zwei Söhne für vollkommen ebenbürtig und erbfolgefähig erklärt, die Mutter selbst aber zur Reichsfürstin von Anhalt erhoben. Von dem Antritt seiner Regierung an behielt er die Verwaltung und Bewirthschaftung seines kleinen aber fruchtbaren Landes stets im Auge und begann die Reihe von Verbesserungen, Ankäufen und Bauten, die von da an sein ganzes Leben fortdauerten. Sein Land bot im ersten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts inmitten des deutschen Reiches die einzige Erscheinung eines Fürstenthums ohne Adel dar. Aller Grund und Boden war Eigenthum der Krone. Der ächte Wohlstand hörte auf. Nur die Juden, welche gegen ein jährliches hohes Schutzgeld in großer Anzahl in Dessau wohnen durften, behaupten noch einige Wohlhabenheit.

Dabei aber verwendete Fürst Leopold seine nach Ver-

hältniß außerordentlich vermehrten Einkünfte größtentheils auf Emporbringung des Landes selbst. Es entstanden neue Dörfer und Vorwerke, wüste Steppen wurden urbar gemacht und Kirchen, Mühlen, Brücken, Straßen und Dämme gebaut.

Mit seinen Unterthanen stand er im Ganzen genommen auf gutem Fuße und obschon seine rauhe Gewalt den Einzelnen schreckte und traf, so söhnte doch andererseit seine Natürlichkeit, sein Zutrauen und sein oft derber Mutterwitz die große Menge wieder mit ihm aus.

Sein Hauptaugenmerk jedoch blieb das Kriegshandwerk und er hielt sich einen großen Theil seiner Zeit in Halberstadt bei seinem Regimente auf, wo er den Gleichschritt der Kolonnen so wie die eisernen Ladestöcke einführte und dadurch den Grund zu einer Fertigkeit im Schießen legte, die man früher bei keiner Truppe gekannt hatte.

1700 ward er zum Gouverneur von Magdeburg ernannt und der Streit um die spanische Erbfolge eröffnete ihm die endliche Aussicht auf Kriegsruhm. Am Niederrhein, vor Kaiserswerth, bei Venlo, Fort St. Michel, Roermonde und Stephanswerth, vor Geldern, bei Hohenheim und Höchstedt — überall zeichnete er sich durch Umsicht, Tapferkeit, Unerschrockenheit und rastlose Thätigkeit aus. In der Schlacht bei Cassano watete er vom Ungestüm hingerissen unter dem Kugelregen der Franzosen durch den reißenden Ritorto und erklomm mit mehreren Bataillonen das jenseitige Ufer, für welche Heldenthat er von den Landeseinwohnern den obenerwähnten Kriegsmarsch gewidmet erhielt.

Mit neuem Ruhme bedeckte er sich in der Schlacht bei Turin am 7. September 1706, wo er, nachdem ihm sein Pferd unter dem Leibe getödtet worden, ein Stück Commisbrod in

der einen und den Degen in der andern Hand haltend, eine feindliche Batterie von vierzig Kanonen zu Fuß erstürmte.

Nachdem er noch mehreren Treffen und Belagerungen mit immer gleicher Tapferkeit beigewohnt, weigerte er sich, ferner in Italien zu dienen, wenn dem Herzoge von Savoyen, den er wegen seiner Lauheit in diesem Kriege haßte, der Oberbefehl daselbst übertragen würde, kehrte mißvergnügt nach Dessau zurück und zerstreuete sich durch die Jagd, denn Pulverdampf und Todtschlag mußte es geben, wenn er sich wohlfühlen sollte. Von den edleren Freuden des Menschenherzens hatte er keinen Begriff.

Zum Günstling Friedrich Wilhelms war er wie geboren und es herrschte zwischen beiden eine fast ans Wunderbare grenzende Aehnlichkeit der Geschmacksrichtungen und charakteristischen Eigenschaften. In der ersten Zeit nach Friedrich Wilhelms Regierungsantritt war Fürst Leopold fast fortwährend um die Person des neuen Königs und äußerte auf die Regierungsgeschäfte wenigstens eben so viel Einfluß als Grumbkow. Selbst später, als er sich mit seinem Nebenbuhler entzweiete, behauptete er einen entscheidenden Stand, wie dies aus einem Briefe Seckendorfs an den Prinzen Eugen hervorgeht, worin es heißt:

„Der Fürst hat das ziemlich gegen ihn animirt gewesene königliche Gemüth dermalen wieder gänzlich eingenommen und kann in der That den König durch eine Submisse und extraordinaire Gefälligkeit zu allem bringen. Er geht blindlings in alle Kleinigkeiten ein, in die der König geräth, er trachtet dadurch auf alle Weise sich in Credit zu erhalten. Schwerlich kann Jemand des Königs Inclination und Humor besser erkennen, daher er auch ohne Consideration auf Gerechtigkeit und Billigkeit aller Passion des Königs entgegengeht und sel-

bige durch Schmeicheln und Submission so weit zu favorisiren weiß, daß er auf gewisse Art dadurch des Königs Gemüth zugleich bezwingt und nach Gefallen alsdann, so lange er bei ihm gegenwärtig, dirigiren kann. Auch hat der König sich gegen des Fürsten Durchlaucht äußerlich ungemein favorable und höflich gestellet, aber man wohl gemerkt, daß es nur gezwungene Contestation gewesen, die mehr auf eine vermeinte Nothwendigkeit, daß der König dafür hält, des Fürsten Person bei Kriegszeit nicht missen zu können, als aus einer wahren Liebe und Aestime herzurühren gar klärlich geschienen."

Kurz nach Friedrich Wilhelms Regierungsantritt rieth ihm Fürst Leopold, der, wie wir oben bemerkt, alle Güter in seinem Lande zusammengekauft hatte, es eben so zu machen, und stellte ihm vor, daß Dessau verhältnißmäßig noch einmal so viel einbringe, als der preußische Staat dem König. Grumbkow erklärte sich gegen ein solches auf das Entschiedenste und setzte dem König auseinander, daß er, wenn er sich ganz vom baaren Gelde entblößte und den Adel aus dem Güterbesitz vertriebe, endlich eben so wie der Fürst von Dessau in seinem Lande nichts weiter haben werde als „Juden und Betteleute."

Ueber diese, übrigens sehr wahre Bemerkung, gerieth Fürst Leopold in solche Wuth, daß er Grumbkow sofort auf Pistolen forderte und der König nur mit Mühe das wirkliche Zustandekommen dieses Duells zu hindern vermochte. Es unterblieb, aber das Feuer glomm unter der Asche fort und beide Gegner haßten sich fortan aufs Grimmigste. Nach einigen Jahren, als Grumbkow wieder einmal ein erkleckliches Sümmchen von England erhalten, warf ihm Fürst Leopold seine Bestechlichkeit in Gegenwart mehrerer andern Cavaliere vor;

Grumbkow wußte mit nichts weiter zu antworten als mit Schimpfworten und die Folge war eine zweite Herausforderung, die der Fürst indessen auf abermalige Vermittlung des Königs zurücknahm. Grumbkow, den die ihm von dem Fürsten angethane Blame natürlich nicht wenig wurmte, suchte sich an seinem Gegner dadurch zu rächen, daß er ihn an ein Versprechen erinnerte, welches er einmal einer seiner Töchter gegeben, bei der er Pathenstelle vertreten hatte. Diese stand nämlich jetzt im Begriff, sich zu vermählen, und ihr durchlauchtiger Pathe, der ihr für diesen Fall ein Geschenk von fünftausend Thalern versprochen hatte, machte jetzt gleichwohl keine Miene, dieser freiwillig übernommenen Pflicht zu genügen.

Fürst Leopold hatte mit König Friedrich Wilhelm auch die Aehnlichkeit, daß er Geld lieber einnahm als ausgab, und als er daher um Bezahlung einer für seine Begriffe so bedeutenden Summe angegangen ward, zog er es vor, es lieber zu Zank und Schimpfworten kommen zu lassen, die dann wieder eine Herausforderung zur Folge hatten. Grumbkow mochte geglaubt haben, der König werde, wie die ersten beiden Male, so auch jetzt wieder die Sache vermitteln, sah sich aber in dieser Erwartung getäuscht. Der König mochte dieser ewigen Mißhelligkeiten müde sein und erklärte daher, die beiden Gegner möchten ihre Sachen nach Belieben ausmachen.

Grumbkow, dessen Courage seit den Tagen von Malplaquet und Stralsund keineswegs eine größere geworden, flüchtete sich nun in seiner Feigheit hinter religiöse Bedenken und machte geltend, daß die Duelle nach göttlichen und menschlichen Gesetzen verboten seien. Dergleichen Gründe waren natürlich einem alten Haudegen wie Fürst Leopold gegenüber

durchaus nicht stichhaltig und er ließ Grumbkow bedeuten, daß er sich, wenn er der Herausforderung nicht Folge leiste, einer tüchtigen Tracht Stockhiebe zu versehen habe.

Nun blieb Grumbkow nichts übrig als die Herausforderung anzunehmen und sich zu dem Duell, welches vor dem Köpnicker Thore ausgefochten werden sollte, einzufinden. Der kampfbegierige Dessauer war der Erste auf dem Platze und rief seinem Gegner, der nicht ganz so eilig hatte, sobald er ihn von weitem kommen sah, zu, er solle den Degen ziehen, und auf seine Vertheidigung bedacht sein.

Grumbkow, dem es natürlich ungeheuer schwer ward, wider den Stachel zu lecken, näherte sich mit langsamem Schritte und reichte, als der Dessauer vom Leder zog, ihm seinen Degen mit den Worten: „Ich bitte Eure Durchlaucht unterthänigst, das Vorgefallene zu vergessen und mir Ihre Gnade wiederzuschenken."

Der Dessauer, dessen rauher Soldatenmuth eine solche Feigheit nicht begreifen konnte, betrachtete seinen Gegner mit einem kurzen Blick des Ekels und der Verachtung, schwang sich wieder auf sein Pferd und ritt nach der Stadt zurück. Hier erließ er sofort eine neue Herausforderung mit der bestimmten Erklärung, daß das Duell nun auf dessauischem Boden vor sich gehen und dabei nothwendig einer von ihnen auf dem Platze bleiben müsse. Grumbkow in seiner Erbärmlichkeit machte dagegen geltend, daß nach Inhalt des Duellmandats der Fürst sich mit der geschehenen Abbitte begnügen müsse, und der König, den Grumbkow gehörig bearbeitet hatte und der gerade damals auf Fürst Leopold nicht sonderlich gut zu sprechen war, stellte endlich an den Fürsten das Ansinnen, er solle schriftlich erklären, daß er den Grumbkow für einen

honnête homme halte; wolle er diese Erklärung nicht geben, so werde er, der König, alle Generale zu sich kommen lassen und declariren, daß, wer den von Grumbkow nicht für einen braven Offizier halte, ein Erzhundsfott sei.

So spielte die Sache, die übrigens, wie man sich leicht denken kann, ungemeines Aufsehen erregte, sich beinahe zwei Jahr hin, bis endlich der österreichische Gesandte Seckendorf dem Prinzen Eugen den Ausgang mit den Worten berichten konnte:

„Die anhalt'sche und Grumbkow'sche Affaire hat sich nun vollkommen geendigt, nachdem des Fürsten Durchlaucht in der Gegend von Berlin sich bei dem angestellt gewesenen Rencontre eingefunden, da von beiden Seiten der Degen gezogen, aber durch Interposition des Obersten von Sydow und Oberstlieutenant Derschau sogleich die Sache accommodirt worden, da des Fürsten Durchlaucht unter allen Sottisen, wie sie es genannt, die mit Grumbkow geschehene am meisten beklagt und ihn für einen rechtschaffenen Offizier und getreuen Diener vom Könige declarirt."

Wenn man den störrigen, trotzigen, hochfahrenden Sinn des alten Dessauers erwägt, so kann man sich nicht wundern, wenn er, selbst ein unabhängiger, souverainer Fürst, dieser Zumuthungen und des „Schmeichelns und der Submission", wozu seine Stellung als Günstling eines Königs ihn nöthigte, endlich überdrüssig ward. Nur wenige Jahre nach diesem letzten Vorfalle zog er sich daher mürrisch nach Dessau zurück und ließ seinen verhaltenen Ingrimm an seinen „Juden und Betteleuten" oft auf eine Weise aus, die an Unmenschlichkeit und Barbarei grenzte und ihm schon damals die Verachtung des humanen und gebildeten Theils seiner Zeitgenossen zuzog.

Er theilte seine Zeit zwischen der Jagd und dem Exerciren seines Regiments, welches in Magdeburg und Halle stand. In letzterer Stadt, wo die Studenten sich oft auf dem Exercirplatze einfanden, um die Dressur der Rekruten mit anzusehen und ihre mehr oder minder witzigen Bemerkungen darüber zu machen, kam es mit dem zornmüthigen alten Dessauer, dem ohnehin Alles, was nach Gelehrsamkeit roch, ein Gräuel war, zu vielfachen Streitigkeiten und Zerwürfnissen. Er verlangte, daß die Studenten nicht mehr als Zuschauer bei dem Exerciren zugelassen werden sollten, und ruhete auch nicht eher, bis der König einen Befehl erließ, welchem zufolge das Zuschauen nur bei den bereits einexercirten Soldaten zulässig sein sollte.

Erst nach dem Regierungsantritt Friedrichs des Großen erschien der alte Dessauer wieder auf der Bühne der preußischen Kriegsgeschichte und somit nehmen wir, wenn wir in einem spätern Kapitel noch die Rolle erzählt haben werden, welche er in der Clement'schen Angelegenheit spielte, einstweilen Abschied von ihm.

Drittes Kapitel.

Friedrich Wilhelm bezahlt die Schulden seines Vaters. — Seine Vorliebe für Silbergeräth. — Der silberne Chor. — Beschränkung des Marstalls. — Die Zahl der Hofschranzen wird vermindert. — Ein Jägerbursche als Scheherazade. — Besoldungen. — Der Kammerdiener Eversmann. — Errichtung des Generaldirectoriums. — Das Bildniß des Königs und die Göttin der Gerechtigkeit. — Baron von Vieregg. — Die „zweite Frau“ des Königs von Dänemark. — Der lange Creutz. — Seine Tochter und Hans von Haake. — Der Geheime Rath Ilgen. — Seine Geschäftstüchtigkeit, Verstellungsgabe und Unbestechlichkeit. — Sein Tod. — General von Borck. — Thulemeyer. — Obermarschall von Printzen. — Baron von Knyphausen. — Seine Gattin und der Comte de Rothenberg. — Otto von Plotho und sein determinirter Sohn. — General Tettau. — Generalfeldmarschall von Natzmer. — General von Pannewitz. — Einfachheit der Kleidermoden.

Wir haben gesehen, daß Friedrich Wilhelms erste Sorge, nachdem er auf den Thron gelangt war, in der möglichsten Einschränkung seines Hofhalts bestand. Seine zweite Sorge war, die, wie wir wissen, nicht geringen Schulden seines Vaters unverzüglich und ohne sie erst durch weiteren Zinsenauflauf noch mehr anwachsen zu lassen, zu bezahlen.

Die Juwelen, welche die Hofjudenwittwe dem für dergleichen Dinge in so hohem Grade eingenommenen König Friedrich zu ungeheuren Preisen geliefert hatte, wurden sofort verkauft, eben so wie eine Menge andere dergleichen Dinge. Friedrich Wilhelm liebte nur das Gediegene und Massive, was sofort nach dem Gewicht tarirt und ohne Verlust ins Geld gesetzt werden konnte. Deshalb behielt er auch das theils aus frühern Zeiten herrührende, theils von seinem Vater angeschaffte schöne Silbergeschirr bei und war in der Folge eher bedacht, es zu vermehren, als zu vermindern.

Friedrich der Erste hatte schon vor seiner Krönung in Augsburg, welche Stadt damals für geschmackvolle Gold- und Silberarbeiten einen europäischen Ruf besaß, ein Büffet anfertigen lassen, welches so berühmt war, daß es mit zu den Sehenswürdigkeiten Berlins gerechnet ward und nur wenige Fremde, die dorthin kamen, es zu sehen versäumten. Es bestand theils aus ganz weißen, theils aus silbernen und vergoldeten großen Gefäßen mit dem dazu gehörigen ganz vergoldeten Tafelgeschirr. Gewöhnlich stand es in dem Rittersaale, in welchem auch der große silberne Kronleuchter hing, welcher 27,000 Thaler gekostet hatte, und an dem königlichen mit karmoisinrothem Sammet überzogenen Thron waren die Einfassung und Verzierungen ebenfalls von getriebenem Silber.

Ein noch prachtvollerer silberner Kronleuchter war der für 45,000 Thaler angekaufte im Weißen Saal, der 1728 zu den großen Hoffestlichkeiten nach Friedrich Wilhelms massiver Weise angemessen eingerichtet und ausgestattet ward. In den königlichen Paradezimmern war ebenfalls so viel Silber verwendet als nur immer möglich. Die Spiegel, ja sogar die Bilderrahmen waren von diesem Metall gefertigt und an den Lehnsesseln die Arme und Füße ebenfalls mit starkem Silberblech beschlagen.

Um in dieser Liebhaberei etwas ganz Ungewöhnliches und Außerordentliches zu leisten, ließ Friedrich Wilhelm für die Musik im Rittersaale von seinem Lieblingsmetall durch den Hofgoldschmied Lieberkühn einen massiven Balkon fertigen, der unter dem Namen des „silbernen Chors" berühmt war und ebenfalls, so lange er existirte, zu den Sehenswürdigkeiten des Berliner Schlosses gehörte.

Friedrich Wilhelm selbst kam allerdings nie in die Lage, die anderthalb Millionen, welche er auf diese Weise sich in

Silber gleichsam krystallisiren ließ, wieder flüssig machen zu müssen; um so gelegener aber kam dieser Schatz seinem Sohn und Nachfolger, der schon im vierten Jahre seiner Regierung, bei Gelegenheit des zweiten schlesischen Krieges, zuerst das silberne Orchester — welches allein über hunderttausend Thaler werth war — und dann nach und nach einen großen Theil des übrigen massiven Silbergeräthes in die Münze schickte, um Löhnung für seine Soldaten daraus prägen zu lassen. Der silberne Balkon ward durch den jetzt noch im Rittersaale zu sehenden versilberten hölzernen ersetzt, der, da Holz eine weitbessere Resonnanz giebt als massives Metall, einen zweifachen Vortheil gewährte und der Hauptaufgabe aller irdischen Dinge, das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden, gerecht ward.

Eine weitere Ersparniß im königlichen Haushalt ward durch Beschränkung des Marstalls erzielt. König Friedrich hatte, wie wir gesehen, dreißigtausend Pferde und achtzehnhundert Wagen gebraucht um zur Krönung nach Königsberg zu gelangen, und später fortwährend tausend reichgeschirrte Pferde unterhalten, die natürlich auch ein ungemein zahlreiches Aufsichts- und Abwartungspersonal nöthig machten. Friedrich Wilhelm verkaufte diese ganzen Pferde bis auf dreißig Reitpferde und einige Postzüge für die Wagen, während zugleich die nun überzählig gewordenen Stallbedienten den Laufpaß erhielten.

Von dem ungeheuern Schwarm der bei Hofe angestellten Cavaliere und untergeordneten Diener behielt Friedrich Wilhelm blos vier Kammerherren, vier Kammerjunker, sechszehn Pagen, von welchen aber täglich nur zwei den Dienst hatten, zwei Leibpagen, die immer in seiner Nähe sein und

ihn bei Tafel bedienen mußten, sechs Lakaien in rother, und zwölf Jägerbursche in grüner goldgestickter Livree, welche letztere aber nicht blos für die Jagd, sondern auch für die Aufwartung bei Tafel bestimmt waren.

Als leidenschaftlicher Jäger bevorzugte der König diese Jägerbursche vor allen seinen übrigen persönlichen Dienern. Als er in spätern Jahren oft von Krankheiten heimgesucht ward und schlaflose Nächte hatte, mußten diese Jägerbursche abwechselnd bei ihm wachen und ihm durch Erzählung von Jagdgeschichten die Zeit vertreiben. Ein gewisser Ganzauge, der über zwanzig Jahr in diesem Dienste stand, hatte als gewandter und unerschöpflicher Erzähler sich ganz besonders der Gunst seines Herrn zu erfreuen, aber gestand nach dessen Tode, was Andere schon längst vermuthet hatten, nämlich daß seine wunderbaren Jagdgeschichten zum größten Theile, anstatt der Wirklichkeit anzugehören, die Ausgeburt seiner fruchtbaren Phantasie waren.

Die fixen Besoldungen dieses gesammten Dienstpersonals waren ziemlich knapp bemessen. Die Kammerherren, die aber eigentlich gar keine Kammerherren, sondern Generale waren, bekamen als solche zweitausend Thaler jährlich; die Kammerjunker hatten jährlich eintausend Thaler, die Pagen, welche, nachdem sie das erforderliche Alter erlangt, Lieutenants wurden, bekamen monatlich zehn und die Lakaien und Jägerbursche acht Thaler Gehalt.

Eine besonders einflußreiche Stellung behaupteten die unter dem vorstehend erwähnten Personale nicht mit aufgeführten fünf Kammerdiener, die der König in der Regel aus gut renommirten Familien nahm. Die fremden Gesandten wußten, daß diese Leute, weil sie beständig in der Nähe des Königs waren, oft viel ausrichten, oder wenigstens erlauschen

konnten, und es fehlte daher nicht an Geschenken, die jährlich zusammengerechnet weit mehr ausmachten als der vierhundert Thaler betragende Gehalt. Ein gewisser Eversmann, der zugleich Schloßcastellan war, bekam zum Beispiel nur vom Wiener Hofe eine feste Pension von hundert Thalern jährlich. Der englische Gesandte schenkte ihm einmal als wegen der Doppelheirath — worüber später mehr — mit dem englischen Hofe unterhandelt ward, fünfhundert Thaler.

Für diese Geschenke leistete aber Eversmann keineswegs das, was man von ihm dafür erwartete, sondern verrieth die betreffenden Personen an seinen Herrn und war überhaupt, wie Friedrich der Große und dessen Schwester selbst ihn schildern, ein Intriguant und Ränkemacher erster Klasse, der bei allen Kabalen die Hand mit im Spiele hatte.

Wenn die Kammerdiener nach mehrjährigen zur Zufriedenheit des Königs geleisteten Diensten anderweit versorgt zu sein wünschten, wurden sie gewöhnlich als Postmeister angestellt.

Friedrich Wilhelm begriff, daß er, wenn ihm daran lag, Ersparnisse zu machen und Ueberschüsse für den Schatz zu erzielen, sich nicht blos mit Reductionen in seinem Haushalt begnügen dürfe, sondern vor allen Dingen auch auf eine feste, klare, übersichtliche Gestaltung des Staatshaushalts hinarbeiten müsse. Er that dies durch Stiftung des General-Finanz-Kriegs- und Domainen-Directoriums, welches gewissermaßen die Ministerien der Finanzen, des Innern und des Kriegs in sich schloß und den Grundstein der seit jener Zeit mit wenigen Ausnahmen als mustergiltig anerkannten Finanzwirthschaft des preußischen Staates bildete.

Diesem General-Directorium, wie es der Kürze wegen gewöhnlich genannt wurde, widmete der König persönlich die

größte Sorgfalt und Aufmerksamkeit. Fast ein ganzes Jahr lang, nach der Gründung dieser Behörde, wohnte er den Sitzungen derselben regelmäßig bei, unterrichtete sich von allen dabei zur Verhandlung kommenden Gegenständen aufs Genaueste und ließ dann, um die Mitglieder stets an seine gefürchtete Person zu erinnern, sein lebensgroßes Bildniß in dem Sitzungssaale anbringen. Auf diesem Bildniß sah man ihn, wie er mit einem Commandostabe auf ein anderes Gemälde zeigte. Dieses stellte die Göttin der Gerechtigkeit mit ihren gewöhnlichen Attributen, dem Schwert in der einen und in der andern Hand der Wage, vor, auf deren Schalen höchst prosaischerweise die Worte „Kriegskasse" und „Domainenkasse" zu lesen waren.

Auf die lange Bank durfte bei dieser Behörde nichts geschoben, es mußte vielmehr Alles, was einmal auf der Tagesordnung einer Sitzung stand, vollständig erledigt werden. Auf diese Weise kam es, daß die früh acht Uhr beginnenden Sitzungen oft bis weit in den Nachmittag hinein dauerten, in welchem Falle dann die Mitglieder aus der königlichen Küche gespeist wurden und um ein Uhr vier Gerichte und jeder eine Flasche alten Rheinwein aufgetragen erhielten.

Ein besonders hervorragendes Mitglied dieses General-Directoriums war Baron Adam Otto von Viereck, der aus einem alten mecklenburgischen Adelsgeschlechte stammte. Der erste Graf dieses Namens war Kämmerer und Tranchirmeister am baierschen und kölnischen Hofe gewesen und hatte sich, wie in seinem Diplom ausdrücklich stand, mit seinem „sehr künstlichen Tranchiren aller Orten beliebt gemacht."

Eine nahe Verwandte des Barons Adam Otto, Namens Helene Elisabeth, war Ehrenfräulein bei der Königin von Dänemark und Tochter des preußischen Gesandten an diesem

Hofe. Sie gefiel dem König Friedrich dem Vierten von Dänemark so sehr, daß er ihr einen Jahrgehalt von dreißigtausend Thalern aussetzte und sie sich zur „zweiten Frau“ antrauen ließ. Ihr Vater, welcher wohl wußte, daß dies am Hofe von Berlin übel vermerkt werden und seine eigene Stellung gefährden würde, suchte den Schritt seiner Tochter in einer demüthigen Eingabe wo nicht zu rechtfertigen, doch wenigstens zu entschuldigen, indem er unter Andern sagte:

„In der ganzen heiligen Schrift ist nicht mit einem einzigen Worte gesagt, daß ein König und souverainer Fürst nicht die Freiheit haben solle, in ehelicher Freundschaft mit mehr als einer Person zu leben, besonders wenn er durch wichtige Gründe dazu genöthigt wird, und die Geistlichen vertheidigen ihre Sache mehr durch Hartnäckigkeit und forcirte Auslegungen als durch klare stichhaltige Beweisgründe.“

Auf diese Argumentation gestützt sprach er noch die Hoffnung aus, daß man an dem Verhalten seiner Tochter weiter keinen Anstoß nehmen und ihn ferner in seiner Stellung als preußischer Gesandter am Hofe zu Kopenhagen belassen werde. Seine Bibelerklärung half ihm jedoch nichts, denn er ward sofort abberufen und aus dem Staatsdienste entlassen.

Noch tröstete er sich mit dem Gedanken, daß er sich wenigstens nicht umsonst für seine Tochter geopfert habe und diese jedenfalls am dänischen Königshofe eine bedeutende Rolle spielen werde. Aber auch diese Hoffnung erwies sich als trügerisch, denn die „zweite Frau“ starb im ersten Wochenbette, nachdem sie kurz vorher von Patkul für das Interesse seines Herrn, Peters des Großen von Rußland, gewonnen worden war.

„Zu Kopenhagen,“ heißt es in dem betreffenden Briefe Patkul's, „hatte ich bereits des Königs in Dänemark Mai=

tresse, die Gräfin Viereck, ganz auf unserer Seite. Allein das Unglück ist zugeschlagen, daß sie vor vierzehn Tagen todt ist. Diese Gräfin war uns sehr nutz und gallt viel bei dem Könige in Dänemark, denn die minister, so itzo bey demselben emporstehen, sind unsern wesen ganz entgegen und zwar aus der Ursache, weil sie all aus Holstein und also wegen ihres dabei habenden partikular Interesse als Edelleute von Holstein gute Schweden sind, damit nicht der König in Dänemark zu mächtig, sondern allezeit die Balance zwischen ihnen und dem Herzog von Holstein beibehalten werde, als wodurch der Adel in Holstein floriret."

Der Baron Viereck, mit welchem wir es hier zu thun haben, war Sohn eines schwedischen Rittmeisters und hatte zuerst im Dienste des Herzogs von Braunschweig gestanden, worauf er in den preußischen getreten und vor seiner Ernennung zum Minister Gesandter in Paris gewesen war. Er war ein feingebildeter, liebenswürdiger Mann, der sich besonders der Gunst der Damen zu erfreuen hatte, in den Amtsgeschäften aber sich wohl ein wenig saumselig zeigte, denn Friedrich Wilhelm sah sich veranlaßt, in der von ihm eigenhändig ausgearbeiteten Instruction für das neue General-Directorium die Bemerkung einzuschalten:

„Geheimer Rath von Viereck soll sich meritirt machen, nicht zu viel à l'Hombre spielen, diligent und prompt in seiner Arbeit sein, nicht so langsam und faul, wie er bisher gewesen."

Ein anderes nennenswerthes Mitglied des General-Directoriums war der schon oben erwähnte Goliath, der ehemalige Regiments-Auditeur Ehrenreich Bogislaus Creutz, welchen Friedrich erst zu seinem Privatsecretair, dann zum Hofkammerrath und endlich zum Minister machte. Die hohe

Gunst, in der er bei Friedrich Wilhelm stand, ermuthigte ihn, die Ausführung eines schon längst gehegten Planes zu versuchen und dem König das schöne Kammerfräulein von Wackenitz als Maitresse zuzuführen. Friedrich Wilhelm ließ sich jedoch nicht überrumpeln und die schöne Wackenitz mußte, trotzdem daß sie bei seiner Gemahlin, deren Ehrenfräulein sie war, sehr gut stand, den Hof und das Schloß meiden und in die Stadt ziehen, wo Creutz fortfuhr, sie zu besuchen und den ihrem Netze entschlüpften vornehmen Fisch wenigstens durch einen möglichst langen zu ersetzen.

Das gute Verhältniß zwischen Friedrich Wilhelm und Creutz scheint jedoch durch diesen Vorfall in keiner Weise gestört worden zu sein und letzterer durfte ungestraft seine Machinationen gegen den alten Adel fortsetzen, den er als Bürgerlicher am liebsten ganz und gar von allen Staatsämtern entfernt gesehen hätte. Seine Gattin war eine Tochter des Geheimen Raths Valentin von Häseler und brachte ihm die großen Güter Pencun, Radewitz &c. in der Uckermark zu, so daß er ein reicher Mann war und in seinem Palast auf der Klosterstraße in Berlin ein bedeutendes Haus machen konnte. Zu den Einkünften aus seinem Privatvermögen kamen noch neuntausend Thaler, die er als Minister bezog.

Er hatte eine einzige Tochter, die er mit dem sächsischen Geheimen Rath Grafen Lynar verlobt hatte. Friedrich Wilhelm aber, der niemals zugeben wollte, daß reiche Landeskinder ihr Vermögen ins Ausland trügen, erklärte, daß aus dieser Heirath nichts werden könne, und brachte statt des Sachsen einen seiner Lieblinge, den bei der großen Grenadiergarde in Potsdam dienenden riesengroßen Hans von Haake in Vorschlag, den er später zu seinem Generaladjutanten er=

hob und welcher der nachmalige erste Graf Haake und Erbauer des Haakischen Marktes in Berlin ward.

Creutz sträubte sich gegen diesen Eingriff in seine väterlichen Rechte so viel als möglich und erbot sich sogar, an Haake, wenn dieser zurückträte, zwanzigtausend Thaler Abstandsquantum zu zahlen. Der König verbot Haake, der sich diesem Vorschlag vielleicht gefügt hätte, aufs Bestimmteste, darauf einzugehen, und erklärte, wenn Creutz sich noch länger weigere, werde er ihm mit einem Male wieder nehmen, was er ihm im Laufe der Jahre gegeben. Friedrich Wilhelm war, wenn er einmal etwas gesagt hatte, nicht gewohnt, langes Federlesen zu machen und somit mußte Creutz zu Kreuze kriechen. Um ihn für den ihm angethanen Zwang wenigstens nach königlichen Begriffen zu entschädigen, wohnte Friedrich Wilhelm mit seiner ganzen Familie der Hochzeit, die mit der größten Pracht gefeiert ward, bei; aber dennoch scheint dieser ganze Vorgang für Creutz ein Nagel zu seinem Sarge gewesen zu sein, denn kaum ein Jahr nach der prachtvollen, durch königliches Machtgebot erzwungenen Hochzeit segnete er das Zeitliche.

Der klügste Kopf im preußischen Cabinet war, wie unter Friedrich dem Ersten, so auch unter Friedrich Wilhelm, der Geheime Rath Heinrich Rüdiger Ilgen, der in der gefährlichen Zeit unmittelbar nach dem Frieden von Utrecht das Staatsruder des neuen Königreichs mit steter Geistesgegenwart, Umsicht, Wachsamkeit und Energie zu handhaben wußte.

Dabei besaß er auch die für einen Diplomaten so wichtige Gabe der Verstellung im höchsten Grade und war ganz der Mann dazu, seine Absichten zu verbergen, seine Gegner mit glatten zweideutigen Worten hinzuhalten, schlau auszu-

forschen und auf falsche Spuren zu leiten. Seine Mienen hatte er eben so in der Gewalt wie seine Zunge und Niemand konnte nach Außen höflicher, gefälliger, unterwürfiger und bescheidener sein. Gegen so manchen adeligen Hohlkopf, den er in seinem Herzen gründlich verachtete, benahm er sich aufs Devoteste, selbst wenn dieser als Bittender zu ihm kam. So begleitete er zum Beispiel den oftgenannten Baron von Pöllnitz, als dieser einmal sich um eine Anstellung bei ihm bewarb, die ganze Treppe hinunter bis auf die Straße und trotz des vom Himmel strömenden Regens bis an seinen Wagen, obschon er sich fest vorgenommen hatte, das Gesuch des abenteuernden Touristen nicht zu gewähren.

Ohne einen Vertrauten, oder auch nur speciellen Freund zu haben, verschloß er alle Staatsgeheimnisse in die eigene verschwiegene Brust und führte alle wichtigen Arbeiten auch selbst aus. Dabei übte er strenge Unparteilichkeit und selbst seine Verwandten suchten vergebens eine Bevorzugung von ihm zu erlangen. Sein überlegener Geist demüthigte Jeden, der ihm im Wege stand, und sein durchdringender Blick, der ihn das Innerste der Menschen errathen ließ, brachte ihn bei Hofe in den Ruf, daß er die Zukunft vorherzusagen wisse. Dieser Ruf ward namentlich durch die Warnung bestätigt, die er eines Tages dem russischen Gesandten Patkul, als er mit ihm zusammen beim König speiste, zurief, indem er ihn ermahnte, „ja seinen Kopf recht fest zu halten.“ Man erinnerte sich dieser prophetischen Worte als später die Nachricht von der grausamen Hinrichtung einlief, die Karl der Zwölfte an Patkul hatte vollstrecken lassen.

Eigentlich liebenswürdige Eigenschaften besaß Ilgen nicht und auch Friedrich Wilhelm empfand keine persönliche Zuneigung für ihn, aber er wußte nur zu gut, welchen unbe-

zahlbaren Schatz er an ihm hatte, und war überzeugt, daß er nicht blos in Bezug auf Gewandtheit und Geschicklichkeit, sondern auch — was noch weit mehr sagen wollte — in Bezug auf Zuverlässigkeit, Treue und Unbestechlichkeit in der gesammten damaligen diplomatischen Welt nicht seines Gleichen hatte.

Ilgen stand an der Spitze der sogenannten englischen Partei am Berliner Hofe und Grumbkow war sein entschiedener Gegner. Als Grumbkow und der österreichische Gesandte Seckendorf den für Oesterreich günstigen Traktat von Wusterhausen durchzusetzen gewußt hatten, schrieb Seckendorf an den Prinzen Eugen: „Der von Ilgen und Knyphausen haben, da das Projekt schon völlig von des Königs Majestät approbirt gewesen, nur die Mundirung und Unterschreibung noch mangelten, ihre böse Intention und daß mit bisherigen freundschaftlichen Versicherungen mich zu hintergehen getrachtet, auch dadurch noch an den Tag gelegt, daß sie durch eine schriftliche Remonstration, so ich selbst gelesen, dem König nochmals andere Gedanken beizubringen versucht."

Zu spät sah der König ein, daß Ilgen Recht gehabt hatte und daß er von Oesterreich betrogen ward. Zwei Jahre später (1728) starb Ilgen und Friedrich Wilhelm fühlte, was er an dem Manne verloren, der dem in Oesterreichs Solde stehenden Grumbkow so oft die Spitze zu bieten gewußt hatte.

Ilgen's Nachfolger war General Adrian Bernhardt von Borck, aus einem altadeligen pommerschen Geschlechte, welches den größten Theil des nach ihm benannten Kreises Borck besaß und noch in spätern Zeiten vier von ihm erbaute Städte und vierundfünfzig Kirchdörfer sein freies Eigenthum nannte. Borck heißt im Wendischen Wolf und deshalb zeigte

das Wappen dieses Geschlechts zwei übereinander laufende rothe Wölfe.

Der Cabinetsminister General von Borck war früher Gesandter in London und dann Commandant von Stettin gewesen. Er gehörte zu den Lieblingen des Königs und war ein ehrlicher, rechtschaffener Mann. Eben so wie Ilgen war er durchaus unbestechlich, in Bezug auf diplomatische Gewandtheit aber stand er diesem weit nach. „Borck," schreibt Grumbkow in einem Briefe an Seckendorf, „scheint mit sich ganz zufrieden zu sein, weil er sich einbildet, man halte ihn in Wien für einen großen Mann."

Der eigentliche Nachfolger Ilgen's als tüchtiger gewandter Arbeiter im Cabinet war sein Schüler Wilhelm Heinrich Thulemeyer, der lange Zeit erster Geheimsecretair im Cabinetsministerium gewesen war und sich als des großen Meisters vollkommen würdig bewährte.

Ein früherer Kollege Ilgen's im Cabinetsministerium war der schon bei andern Gelegenheiten erwähnte Obermarschall Baron von Printzen, der früher Gesandter in Moskau und bei König Karl dem Zwölften von Schweden gewesen war. Unter König Friedrich dem Ersten hatte sein Gehalt vierzigtausend Thaler betragen und er hatte den Schmerz, zu sehen, daß als er, wie wir erzählt, dem neuen König den Hofetat vorlegen mußte, auch ihm die Flügel auf ganz entsetzliche Weise beschnitten und diese vierzigtausend Thaler auf zwölftausend herabgesetzt wurden.

Er war nach den über ihn vorhandenen Schilderungen ein freundlicher, offenherziger und höchst arbeitsamer und fleißiger Mann, dem außer den Staatssachen, die er mit Ilgen gemeinschaftlich führte, auch die Kirchen- und Schulsachen anvertraut waren. Nach seinem Tode im Jahre 1725 ward er

durch Ilgen's Schwiegersohn, den Baron Friedrich Ernst von Knyphausen, ersetzt.

Dieser war der Sohn des Kammerpräsidenten Dodo von Knyphausen und seine Mutter dieselbe, welche den früher erwähnten Brief aus dem Jenseits geschrieben hatte. Er war früher Gesandter am spanischen Hofe, bei Kaiser Karl dem Sechsten im Wien, in Frankreich, in Rußland und in Dänemark gewesen und seiner Persönlichkeit nach auch recht wohl geeignet, die Majestät des neuen preußischen Königthums auf stattliche und imponirende Weise zu repräsentiren. Er war in den Staatsgeschäften gut bewandert und besaß auch Scharfsinn und Umsicht, war aber dabei träg und bequem und mithin der Gegensatz zu seinem unermüdlich thätigen Schwiegervater.

Die vielen Gesandtschaften, die einen ungemein großen Repräsentationsaufwand nöthig machten, hatten ihn in seinen Vermögensverhältnissen sehr zurückgebracht und er, der Sprößling eines altadeligen Geschlechtes, verschmähete es daher nicht, der Tochter des damals noch bürgerlichen, aber mit irdischen Glücksgütern gesegneten Ministers seine Hand zu reichen. Trotz seines stattlichen imponirenden Aeußern scheint diese aber doch auch noch für andere Cavaliere Augen gehabt zu haben und namentlich munkelte man viel von einem Verhältniß zwischen ihr und dem französischen Gesandten, Grafen von Rothenburg, demselben, dem Friedrich Wilhelm sein vervielfachtes Zerrbild vorführen ließ. Es geht dies aus einem Briefe Seckendorf's an den Prinzen Eugen hervor, worin es heißt:

„Knyphausen ist gut hannöverisch und französisch, da der Comte de Rothenburg durch Frau von Knyphausen, so er täglich besucht, alle Geheimnisse erfährt."

Wir werden später sehen, wie Knyphausen in den Verdacht kam, von der Flucht des Kronprinzen (Friedrichs des Großen) vorher unterrichtet gewesen zu sein, und deshalb bei dem König in Ungnade fiel.

Sein unmittelbarer Nachfolger war Grumbkow's Schwiegersohn, der Kriegs- und Domainenrath Heinrich von Podewils, der bis dahin Gesandter in Kopenhagen und Stockholm gewesen war.

Im Justizdepartement stand ebenfalls ein ursprünglich bürgerlicher Mann an der Spitze, nämlich der Berliner Bürgermeisterssohn Baron Christian Friedrich Bartholdy, derselbe, der mit Ilgen gemeinschaftlich für Friedrich Wilhelm's Vater die Königskrone ausgewirkt hatte. Er starb schon im zweiten Jahre nach dem Regierungsantritt des neuen Königs und sein Nachfolger war der gelehrte fleißige Ludwig Otto von Plotho, der aus einem alten Magdeburgischen Adelsgeschlechte stammte und 1731 starb. Sein Sohn war der Baron Erich Christoph von Plotho, der als preußischer Comitialgesandter in Regensburg den Doctor April, welcher nach der Niederlage Friedrichs des Großen bei Collin in seiner Eigenschaft als kaiserlicher Notarius publicus die Reichsachterklärung gebührend insinuiren wollte, mit den energischen Worten: „Was, Du Flegel, insinuiren?“ zum Zimmer hinausschob und dann durch seine Diener über den Corridor hinweg die Treppe hinunterwerfen ließ.

Zwei Jahre vor Friedrich Wilhelms Tode ward Baron Samuel Cocceji Justizminister für die gesammten preußischen Staaten; da seine hauptsächliche amtliche Thätigkeit sonach der Regierungszeit Friedrichs des Großen angehörte, so kommen wir später auf ihn zurück.

Die prächtige Schweizergarde verschwand eben so wie die

Grands Musquetaires, von welchen der letzte erst 1765 in seinem 98. Lebensjahre starb. Die fast eben so kostbar ausgestatteten Gardes du Corps, welche der uns schon bekannte satyrische General Tettau commandirte, blieben aus Pietät gegen diesen bis zu dessen Tode und wurden dann unter die Gensd'armes gesteckt, die in unveränderter Gestalt fortbestanden.

Der Oberst dieser Gensd'armes war bei Friedrich Wilhelms Regierungsantritt der General-Feldmarschall Dubislav Gundomar von Natzmer, ein alter frommer Soldat aus einem der ältesten pommerschen Geschlechter stammend. Seine ersten Kriegsdienste leistete er bei den Holländern und dann unter dem Großen Kurfürsten. Bei der Eroberung der Insel Rügen war er der Erste, der ans Land stieg. 1686 machte er den Feldzug in Ungarn mit, ward bei der Erstürmung von Ofen am Kopfe verwundet, ging 1688 mit dem Obermarschall Grumbkow, dem Vater des Günstlings, nach England und ward 1689 auf der Rückreise, da mittlerweile der Krieg mit Frankreich ausgebrochen war, von einem französischen Kaper nach Dünkirchen aufgebracht. Nach langer Haft gelang es ihm endlich, von hier zu entkommen. Er focht nun gegen die Franzosen und stieg noch vor dem Frieden von Ryswick bis zum Generalmajor. Im spanischen Erbfolgekriege zeichnete er sich bei Höchstedt und ganz besonders bei Oudenarde aus, wo er, mit Wunden bedeckt, sich nach heldenmüthiger Gegenwehr durchschlug. Nach Abschluß des Friedens von Utrecht erhielt er den schwarzen Adlerorden, ward im pommerschen Feldzuge 1715 General und 1730 General-Feldmarschall. Sein König hielt ihn als guten Soldaten und guten Christen in hohen Ehren und blieb ihm stets gewogen. Er

starb als fünfundachtzigjähriger Greis in Berlin im Jahre 1739.

Sein Nachfolger im Commando der Gensd'armes war General Wolf Adolph von Pannewitz, der sich ebenfalls Friedrich Wilhelms hoher Gunst zu erfreuen hatte. Er hatte mit diesem zusammen bei Malplaquet gefochten und in dieser so überaus mörderischen Schlacht einen Hieb über den Kopf bekommen, der als sichtbare gewaltige Schmarre bis in das Gesicht hineinragte. Natürlich war er aus diesem Grunde eine ganz besondere Zierde des Banketts, welches Friedrich Wilhelm alljährlich am Tage dieser Schlacht in Wusterhausen veranstaltete.

Zum Schluß dieses Kapitels, welches vorzugsweise den Zweck hat, einen Einblick in die von Friedrich Wilhelm bewirkte Umgestaltung und Vereinfachung des Getriebes der Hof- und Staatsmaschinerie zu gewähren, haben wir noch zu bemerken, daß selbstverständlich auch der Kleiderluxus mit dem Regierungsantritt des sparsamen Königs einen gewaltigen Stoß erhielt. Der König trug in der Regel einen blauen Rock, einen langen Degen und statt der Perücke einen Zopf. Der ganze männliche Theil der Nation ahmte ihm nach. Sogar die Minister erschienen vor ihm in weißen Kamaschen und stumpfen Schuhen. Die goldbrocatnen Kleider und die ungeheuren Perücken verschwanden sammt und sonders und wer in französischen Modekleidern erschien, konnte sicher darauf rechnen, ausgelacht und von den Berliner Straßenjungen, die schon damals eine gefürchtete und durch nichts zu bekämpfende Macht bildeten, verhöhnt zu werden.

Viertes Kapitel.

Le roi sergeant. — Die Potsdamer Riesengarde. — Buntes Gemisch von Nationalitäten in derselben. — Der eingeschmuggelte Franzose. — „Beides richtig.“ — Uniformirung der Riesengarde. — Löhnung. — Die Flügelleute Jonas und Hohmann. — Privilegien der Grenadiere. — Schwarze Querpfeifer und Trommler. — Kostspieligkeit des Riesenregiments. — Meuterei und Komplotte unter demselben. — Die märker Klingenschmiede. — Die Porzellanregimenter. — Die rothe Halsbinde. — Der Schulmeister-Korporal. — Taxe der „langen Kerle.“ — Die preußischen Werber im Auslande. — Der sächsische Gesandte wird bedroht. — Uebergriffe bei den Werbungen im Inlande. — Die Werber als Tempelschänder. — Gründung der Industrie des Wupperthales. — Der entführte Tischler. — Noch mehr Menschenraubgeschichtchen. — Was die Bibel dazu sagt. — Das Canton-Reglement. — Gastereien der Offiziere. — Ihr brutales Benehmen gegen den Bürgerstand. — Disciplin und Strafen. — Die zwei Kriege unter Friedrich Wilhelm.

Nachdem wir bis jetzt vorzugsweise die eine der beiden Hauptpassionen des Königs Friedrich Wilhelm — seine Sparsamkeit — nach ihren verschiedenen Seiten und Richtungen hin betrachtet und beleuchtet haben, wenden wir uns nun zu der zweiten — der Soldatenliebhaberei.

Sein Vater hinterließ ihm eine Armee von dreißigtausend Mann, aber schon mit den Ersparungen des ersten Jahres machte er es möglich, sechs neue Regimenter zu errichten; zwölf Jahre nach seinem Regierungsantritt zählte die preußische Armee bereits über 64,000 und bei seinem Tode nach siebenundzwanzigjähriger Regierung über 89,000 Mann.

In ganz Europa hieß Friedrich Wilhelm le roi sergeant und Viele glaubten, daß es bei ihm mit dem vielen Anwerben, Dressiren und Exerciren auf eine bloße eitle Spielerei abgesehen sei.

Aber dies war nicht der Fall, und Friedrich Wilhelm giebt über seine beiden Hauptleidenschaften und deren anscheinende Uebertreibung in seinem Testamente selbst den besten Aufschluß, indem er sagt: „Mein ganzes Leben hindurch fand ich mich genöthigt, um dem Neide des österreichischen Hauses zu entgehen, zwei Leidenschaften zur Schau zu tragen, die ich nicht hatte — ungereimten Geiz und übertriebene Vorliebe für lange Soldaten. Nur wegen dieser so sehr in die Augen fallenden Schwachheiten vergönnte man mir das Einsammeln eines großen Schatzes und die Errichtung einer starken Armee. Beide sind da, und mein Nachfolger bedarf nun weiter keiner Maske."

Sein Lieblingsregiment war die Potsdamer Grenadiergarde, ein in seiner Art einzig dastehendes Riesenregiment, von welchem die Welt so viel gehört, was jetzt in unserer Zeit fast wie ein Mährchen klingt. Das Riesenregiment war aber kein Mährchen, sondern eine leider etwas kostspielige Thatsache von Fleisch und Bein, die mit strammem Tritt den Boden stampfte. Es war ein Regiment, wie es die Welt zuvor noch nie gesehen und auch niemals wiedersehen wird. Es zählte drei Bataillone. Zwei davon standen stets in Potsdam, um den wirklichen Dienst einer Leibgarde zu thun, das dritte stand in Brandenburg, um eingeübt zu werden. Jedes Bataillon zählte 800 Mann und das ganze Regiment sonach 2400 solcher Enakssöhne.

Welch' eine königliche Augenweide, diese Masse funkelnder geschniegelter Riesen mit ihrer langgestreckten Regelmäßigkeit und ihrem mathematisch genauen Manövriren! Nirgends gab es, was vollkommene Dressur und Schönheit der Ausrüstung betraf, ihres Gleichen. Der kleinste Mann darunter

maß seine sechs Fuß, aber es gab mehrere, die es bis zu beinahe neun Fuß gebracht hatten.

Es waren Leute aus allen Ländern. Ueber hundert kamen alljährlich mit Bewilligung Peters des Großen, auf dessen Freundschaft Friedrich Wilhelm, wie wir wissen, sich nicht wenig zu gute that, aus Rußland; die übrigen wurden aus beinahe jedem andern europäischen Staat zusammengetrieben, gekauft, gelockt oder gestohlen — zuweilen mit ungeheuern Kosten, abgesehen von andern Verlegenheiten, die dem König daraus erwuchsen. James Kirkman, ein irländischer Rekrut und würdiger Landsmann des Riesen Murphy, der gegenwärtig noch in seiner Ritterrüstung die öffentlichen Locale Berlins durchschreitet, kostete ihm über achttausend Thaler, ehe man ihn an Bord eines Schiffes locken und wohlbehalten über das Meer spediren konnte.

Nur Franzosen sollten nicht angeworben werden. Der König hatte dies streng verboten; ließ sich aber einer, der über sechs Fuß maß, in Berlin oder überhaupt auf preußischem Grund und Boden betreten und war er sonst kriegstüchtig, so konnten die Werber doch nicht widerstehen. Sie wußten, daß der König, wenn er auch später durch einen Zufall die Nationalität des Angeworbenen entdeckte, es doch mit seinem Verbote selbst nicht so genau nahm, dafern der Mann nur ein recht schöner und langer war.

Einmal gab dieser Umstand Anlaß zu einem ergötzlichem Vorfalle. Der Hauptmann einer Compagnie hatte auf seine eigene Faust einen Franzosen angeworben, der als Diener eines französischen Grafen nach Berlin gekommen war und seinen Herrn durch den Tod verloren hatte. Der Rekrut war so fürchterlich lang, daß er nothwendig zum Flügelmann der Compagnie gemacht werden mußte. Er sprach noch kein

Wort Deutsch, da aber der König seine lieben blauen Kinder fast alle Tage inspicirte, so konnte es nicht fehlen, daß er seiner Gewohnheit gemäß den neuen Flügelmann anredete, weshalb der Hauptmann, um die verpönte Nationalität nicht an den Tag kommen zu lassen, bedacht sein mußte, ihm in der Geschwindigkeit wenigstens so viel Deutsch beibringen zu lassen, als zur Beantwortung der Fragen des Königs nöthig war.

In der Regel that der König drei Fragen, nämlich erstens: „Wie alt bist Du?“ zweitens: „Wie lange dienst Du?“ drittens: „Wie bekömmst Du Löhnung und Brod?“ und der Franzose ward mit vieler Mühe instruirt, auf die erste dieser Fragen — die er natürlich nicht verstand — zu antworten: „Vierundzwanzig Jahr;“ auf die zweite: „Zwei Jahr,“ und auf die dritte: „Beides richtig.“

Der Tag der Parade erschien; der König bemerkte, wie man vorausgesetzt hatte, den kolossalen Flügelmann sofort und ritt auf ihn zu, um die gewöhnlichen Fragen an ihn zu thun. Unglücklicherweise jedoch that er die, welche sonst immer die zweite war, heute zuerst und fragte: „Wie lange dienst Du?“ — „Vierundzwanzig Jahr,“ antwortete der Franzose, seiner Instruction treu. — „Was!“ rief der König stutzend, indem er dem Grenadier in das jugendliche Antlitz schaute; „wie alt bist Du denn?“ — „Zwei Jahr,“ sagte der Franzose. — „Na, na,“ sagte der König, „bist Du verrückt oder ich?“ — „Beides richtig,“ antwortete der eingeschmuggelte Flügelmann mit unerschütterlichem Ernste.

Der Hauptmann sah sich nothgedrungen, das Mißverständniß aufzuklären und der König, auf welchen dergleichen drollige Vorfälle ihre Wirkung nie verfehlten, verzieh dem

Hauptmann die von ihm begangene Uebertretung des Befehles um des Spaßes willen, den die Sache ihm machte.

Die Uniform des langen Grenadierregiments war blau mit scharlachrothen Aufschlägen und Halsbinden, strohgelbe Westen und Beinkleider und weiße Kamaschen. Die Uniform der Unteroffiziere war mit Silber, die der Offiziere mit Gold gestickt. Dasselbe war mit den Feldbinden der Fall.

Die Löhnung eines Gemeinen betrug monatlich vier Thaler, viele aber bekamen in Folge eines bei ihrer Anwerbung speziell mit ihnen getroffenen Abkommens zehn bis zwanzig Thaler. Der erste Flügelmann des Regiments, ein Norweger Namens Jonas, bekam sechszehn Thaler. Sein Nachfolger war ein Preuße Namens Hohmann und von so kolossaler Länge, daß der doch selbst ziemlich große und stattliche König August der Starke von Sachsen, als er einmal in Potsdam zu Besuch war, vergebens ihm mit der Hand bis auf den Kopf zu kommen versuchte.

Der eben erwähnte Flügelmann Jonas war dem König so lieb, daß er ihn, um für den Fall seines Todes ein treues Abbild von ihm zu haben, noch bei Lebzeiten in Stein aushauen ließ. Sehr viele andere lange Grenadiere wurden in Lebensgröße abgemalt und ihre Bilder in den Gängen des Schlosses zu Potsdam aufgehängt, woraus sie jedoch nach dem Tode des Königs von seinem Sohne und Nachfolger wieder entfernt wurden.

Vom Kapitain an aufwärts wurden die Offiziere ziemlich gut bezahlt, die Lieutenants dagegen mußten sich sehr knapp behelfen. „Ich muß hier,“ heißt es in einem Briefe des österreichischen Gesandten Grafen Seckendorf, „wenn ich mich nach dem Exempel der Generale des Königs bei den Offiziers beliebt machen will, in Potsdam wenigstens ein

Mal die Woche die Offiziers von seinem Regiment traktiren, welchen es, weil es lauter junge, starke und große Leute sind und die wenig Geld vom König bekommen, wohl schmeckt, wodurch ansehnliche Summen Geldes draufgehen, indem jede Bouteille Wein, deren sie in einem Abend vierzig bis fünfzig austrinken, einen Gulden vierzig Kreuzer kostet."

Die Grenadiere genossen außer ihrer Löhnung noch eine Menge Vorrechte. Sie durften, ohne einer Zunft anzugehören, jedes beliebige Gewerbe treiben, Bier und Wein schenken und mit Kolonial= und Italienerwaaren handeln. Manche, die dem König besonders gefielen, bekamen von ihm Häuser gebaut und Geld und Grundstücke geschenkt. Viele verheirathete er auch, natürlich ohne ihnen in Bezug auf die Braut eine Wahl zu lassen, und vertrat bei ihren Kindern Pathenstelle. Oeffentliche Handarbeiten, wie Lastträger und Schubkärrnerdienste oder dergleichen, durfte keiner verrichten und eben so ward auch in diesem Regimente niemals Urlaub ertheilt.

Die Querpfeifer und Trommler waren Neger aus der von dem großen Kurfürsten gegründeten, aber total verunglückten afrikanischen Kolonie, deren Geschichte dem Leser schon bekannt ist. Sie trugen einen Turban mit Federbusch und Halsbänder und Ohrringe von massivem Silber. In der Regel besaßen sie, wie fast alle Neger, viel Talent für Musik und lernten außer pfeifen und trommeln auch noch andere Instrumente spielen.

Obschon das Potsdamer Riesenregiment, wie oben bemerkt, nicht viel über zweitausend Mann zählte, so kostete es doch jährlich beinahe dreihunderttausend Thaler, wofür zu jener Zeit bequem zehntauseud Mann gewöhnliche Truppen unterhalten werden konnten. Auch rieth der König, nachdem er

kurz vor seinem Tode die theuern Rechnungen darüber verbrannt, seinem Sohne dringend, es nach seinem Tode aufzulösen. Dies geschah auch, nachdem es ihm bei seinem Leichenbegängniß die letzte Ehre erwiesen, und Friedrich der Große bildete daraus den Stamm zu fünf neuen gewöhnlichen Regimentern. Der langen Leute waren aber so viele, daß man sie bei diesen neuen Regimentern ohne die Fronten zu verderben, nicht alle anbringen konnte, und sechszehn der allergrößten Goliathe wurden durch große Mützen und lange weite Kaftane, in denen sie sich noch riesiger ausnahmen, in Heiducken verwandelt, in welcher Eigenschaft sie Thürhüterdienste verrichteten und als Läufer vor den Staatscarossen herliefen.

So sehr Friedrich Wilhelm aber auch diese lieben blauen Kinder bevorzugte und hätschelte, gab es dennoch, namentlich in Folge der Art und Weise, wie mancher angeworben worden, viele Unzufriedene unter ihnen, besonders unter den Ausländern, unter welche sich viele kecke verwegene Gesellen befanden. Wenn im Feuer exercirt ward, pfiffen dem König und den Stabsoffizieren zuweilen Kugeln um die Ohren, ohne daß man wußte, woher sie kamen. Einmal hatten siebenundachtzig Mann — größtentheils Ungarn, Polen und Wallachen — sich verschworen, Potsdam an allen vier Ecken anzuzünden, und in dem dadurch hervorgerufenen Wirrwarr zu desertiren. Ein andermal ward von einer Anzahl Engländer und Russen ein ähnliches Complott geschmiedet, kam aber eben so wie das erste an den Tag und ward mit furchtbarer Strenge bestraft. Der König glaubte sich in Folge dieser Vorgänge seines Lebens so wenig sicher, daß er längere Zeit sechs Husaren mit geladenem Gewehr vor seinem Zimmer Wache halten ließ.

Für die hundert Russen, welche Peter der Große, und dann auch dessen Nachfolgerinnen Katharina die Erste und Anna, dem König alljährlich als Präsent für seine lange Garde zukommen ließen, fand er sich dadurch ab, daß er erst das von seinem Vater angelegte, wunderschöne Sachen enthaltende Bernsteincabinet und dann ausexercirte preußische Unteroffiziere als Gegengeschenk verehrte. Einmal ließ er auf einen ihm zu erkennen gegebenen Wunsch in der Grafschaft Mark eine Anzahl Messerschmiede ausheben und, wie es in der hierüber vorhandenen Nachricht heißt, gegen einen „raisonnabeln Accord" auf sechs Jahre nach Rußland transportiren, wo von ihnen die später so berühmt gewordene Gewehrfabrik zu Tula gegründet ward.

König August der Starke von Sachsen schenkte ihm für eine Partie Porzellan zwei Regimenter, die deshalb heute noch die Porzellanregimenter heißen.

In seinem Lande selbst bot Friedrich Wilhelm mit wahrhaft genialer Erfindungsgabe Alles auf, um sich der für seine lange Garde oder für den Kriegsdienst überhaupt geeigneten jungen Leute so zeitig als möglich zu versichern. Knaben, die schon in der Wiege Hoffnung gaben, recht lang zu werden, wurden ihren Eltern gegen Handgeld abgekauft und mußten von der Stunde an, wo das Handgeld bezahlt worden, zum Zeichen ihrer nunmehrigen Leibeigenschaft eine rothe Halsbinde tragen. Schulen, in welchen fast sämmtliche Schüler auf diese Weise gezeichnet worden, waren gar nicht selten und die Knaben, die das ihnen vorbehaltene glänzende Elend noch nicht aus Erfahrung kannten, bildeten sich auf das Symbol ihrer Knechtschaft so viel ein, daß sie ihren Lehrern nicht mehr gehorchen wollten. Einer derselben kam deshalb auf die glückliche Idee, sich, obschon er ein Mann von

über sechszig Jahren war, eine Korporalbinde zuertheilen zu lassen.

Für die aus dem Auslande bezogenen Rekruten bildete sich nach und nach eine förmliche Taxe, die sich nach der Länge des betreffenden „Kerls" richtete. Für einen Mann von fünf Fuß zehn Zoll rheinisch wurden gewöhnlich siebenhundert Thaler Handgeld bezahlt. Kleiner durfte keiner sein, während in Bezug auf die Höhe kein Ziel gesetzt war. Ein „Kerl," der volle sechs Fuß maß, ward mit tausend Thalern bezahlt und bei noch größerer Länge stieg das Handgeld ungefähr in derselben arithmetischen Progression wie beim Spiegelglas. Wie theuer der Irländer Kirkman zu stehen kam, ist bereits erwähnt worden, und General Schmettau bekam einmal für einen von ihm zur Stelle geschafften ebenfalls außerordentlich langen Rekruten fünftausend Thaler und außerdem noch eine Stiftsstelle für seine Schwester.

Es liegt auf der Hand, daß diese bedeutenden Ausgaben dem sparsamen König, trotz seiner Passion für „lange Kerle," manchmal ein wenig zu toll wurden und er kam einmal auf den Gedanken, ob er sich seine Riesen nicht mit weit weniger Kosten selbst züchten könnte, wenn er die längsten von denen, die er bereit hatte, mit recht langen Frauenzimmern verheirathete, um auf diese Weise lange Kinder zu erzielen. Dieser Versuch schlug aber gänzlich fehl und man mußte wieder den Menschenhandel im Auslande betreiben.

Daß es hierbei, namentlich in Folge der Uebergriffe, welche die preußischen Werber sich erlaubten, oft zu verdrießlichen Reibungen mit auswärtigen Regierungen kam, läßt sich leicht denken.

Der Landgraf Karl von Hessen-Kassel gab Befehl, die preußischen Werber, wo auch immer sie sich auf seinem Grund

und Boden blicken lassen möchten, an den nächsten Festungs-Commandanten abzuliefern, gleichviel ob todt oder lebendig. Daß es ihm mit diesem Befehle völliger Ernst war, bewies er dadurch, daß er mehrere dieser Werber wirklich aufknüpfen ließ.

In Baiern und in Holland erfuhren mehrere dasselbe Schicksal.

Dem im vorigen Kapitel erwähnten preußischen Gesandten von Borck, welcher den theuern Irländer gekapert, ward von der englischen Regierung erklärt, daß er, weil er den Landesgesetzen zuwider, Leute für fremde Kriegsdienste angeworben habe, nicht mehr als Gesandter zugelassen werden könne. —

Mit Hannover kam es ebenfalls zu sehr kritischen Zerwürfnissen und König Georg der Zweite hatte trotzdem, daß er, wie wir wissen, Friedrich Wilhelms Schwager und ehemaliger Spielkamerad war, große Lust, ihm den Krieg zu erklären. Friedrich Wilhelm, der Georg, den „Komödianten“ von jeher nicht leiden konnte und seit ihm dieser seine erste Liebe weggeheirathet, noch weit bitterern Groll gegen ihn gefaßt hatte, zeigte sich durchaus nicht geneigt, nachzugeben; von beiden Seiten marschirten bereits Truppen, Manifeste wurden erlassen und der wirkliche Ausbruch der Feindseligkeiten stand bevor, als endlich noch durch die mitverwandten Höfe von Braunschweig und Gotha eine Aussöhnung zwischen den streitenden Parteien herbeigeführt ward. Obschon aber sonach ein wirklicher Krieg verhütet ward, so war doch dieser durch das preußische Werbesystem veranlaßte Zwist mit eine der Ursachen, durch welche die von der Kurfürstin Sophie von Hannover projectirte Doppelheirath zwischen dem preu-

ßischen und dem englisch-hannöverischen Hofe rückgängig gemacht ward.

Auch mit dem Kurfürstenthum Sachsen kam es mehrmals wegen der Werbungen zu schlimmen Zerwürfnissen, besonders weil Friedrich Wilhelm, der doch fortwährend mit seinem strengen Christenthum großthat, kein Bedenken trug, durch seine Werber Leute, die schon in andern Armeen dienten, zum Bruch des von ihnen geleisteten Fahneneides verleiten zu lassen, bis endlich, es war im Jahre 1727, ein preußischer Werbeoffizier bei einer solchen Verleitung zum Treubruche ertappt und zum Tode verurtheilt ward. Friedrich Wilhelm ließ, als er dies hörte, dem sächsischen Gesandten von Suhm durch den Criminalminister von Katsch die Eröffnung machen, man werde sich, wenn das Urtheil gegen den preußischen Werbeoffizier vollstreckt werden sollte, an ihn, den Gesandten, halten und Repressalien gebrauchen. Suhm, welcher glaubte, dies solle nichts Anderes heißen als man werde ihn aufknüpfen lassen, verließ, da er Friedrich Wilhems zornmüthigen gewaltthätigen Charakter kannte, Berlin so schnell als möglich, und als König August über dieses dem Völkerrecht widerstreitende Verfahren Beschwerde führte, antwortete man ihm, die Sache beruhe auf einem Mißverständnisse und Katsch habe sich solcher Drohungen nicht bedient, oder doch wenigstens keinen Auftrag dazu gehabt.

Unter diesen Umständen und um diesen fortwährenden Mißhelligkeiten mit andern Staaten auszuweichen, sah Friedrich Wilhelm sich genöthigt, die Hauptmasse der für seine Armee nöthigen Rekruten seinen eigenen Ländern zu entnehmen und Zwangswerbungen einzuführen, welche gewissermaßen die Zeiten des Faustrechts zurückbrachten. Die Compagniechefs hatten den strengsten Befehl, ihre Mannschaften stets

vollzählig zu erhalten und waren deshalb durch ihre Dienstpflicht zu den Werbungen geradezu gezwungen. Der Major von Katte erhielt bei einer Musterung auf der Stelle den Abschied, weil er nur einen Rekruten geworben hatte, der obendrein nicht sonderlich lang war.

Die Oberoffiziere machten demzufolge von der ihnen ertheilten Vollmacht unumschränkten Gebrauch, beuteten aber auch dieselbe in nicht geringem Grade zu ihrem eigenen Vortheil aus, indem sie in den ihnen angewiesenen Werbedistrikten ganze Kolonien aushoben und als sogenannte Ergänzungsmannschaften auf ihre Güter versetzten, wo sie für sie arbeiten mußten. Die, welche das vorgeschriebene Maß nicht hatten, mußten Bediente, Köche, Reitknechte und dergleichen im Privatdienste des Gutsherrn werden.

Im ganzen Lande ward auf junge militairtüchtige Bürger und Bauern förmlich Jagd gemacht und man führte sie von der Straße, vom Felde, ja sogar während des Gottesdienstes aus der Kirche hinweg. In Perleberg an der Priegnitz brachen einmal Sonntags, während der Prediger Gottfried Arnold, ein sehr bekannter Theolog und Verfasser der unparteiischen Ketzerhistorie, eben das Abendmahl austheilte, die Werber in die Kirche ein und führten eine Anzahl junge Leute, trotz des energischen Protestes des empörten Geistlichen, der zehn Tage nach diesem Vorfalle aus Alteration darüber starb, mit Gewalt hinweg.

In der streitbaren Grafschaft Mark, welche, wie oben erzählt, schon einmal ein gezwungenes Contingent Klingenschmiede nach Rußland hatte stellen müssen, wurden im Jahre 1720 ebenfalls mehrere Gemeinden während des Gottesdienstes überfallen und eine Anzahl junger Männer fortgeschleppt. Die Märker fügten sich nicht ohne Weiteres, sondern wehrten

sich so nachdrücklich, daß ein offener Aufstand die Folge war und der Anstoß zu einer förmlichen Auswanderung gegeben ward. Diese Auswanderung hatte bei diesem, seiner Rüstigkeit und physischen Kraft wegen bekannten, Menschenschlage ihren Grund durchaus nicht in Furcht oder Feigheit, sondern darin, daß man sich nicht auf diese aller Menschenwürde hohnsprechende Weise zum Soldatenhandwerk zwingen lassen wollte. Die preußischen Werber stellten jedem ihnen tüchtig scheinenden jungen Manne nach und schleppten ihn fort ohne darnach zu fragen, ob er ledig oder verheirathet war.

Viele, welche dieser letzteren Kategorie angehörten, wanderten deshalb mit ihren Familien aus nach dem nahegelegenen pfälzischen Herzogthum Berg, wo sie, da sich nicht wenig wohlhabende Leute unter ihnen befanden, die heutzutage so großartig dastehende Industrie des Wupperthales gründeten.

Noch nie hatte ein Fürst den Menschenhandel in solchem Umfange und mit solcher Leidenschaft betrieben; wenigstens behielt er aber doch die gekaufte Waare für sich und verschacherte sie nicht, wie später ein hessischer Landesvater that, für ein elendes Blutgeld an andere Staaten, die ihre eigenen Leute schonten und sich ihr Futter für das Pulver der Patrioten Washington's und den Tomahawk des rothen Mannes lieber k a u f t e n.

„Mein lieber Seckendorf,“ schrieb Friedrich Wilhelm im Jahre 1716, „wenn ich kann von meinen beiden Herren Vettern (in Anspach und Baireuth) vierhundert, wenn es auch sechshundert Mann als Rekrutten kriechen, so will ich für jeden nackenden Kerl dreißig Thaler geben.“ Man berechnet die Summe, welche Friedrich Wilhelm während seiner Regie-

rungszeit für Werbegelder im Auslande aufwendete, auf zwölf Millionen Thaler.

Merkwürdig sind die Geschichten, welche sich in Folge dieser bald durch List bald durch Gewalt ausgeführten Werbungen hier und da ereigneten. So bestellte einmal ein Reichsbaron von Hompesch, dem der König das Patent als Oberstlieutenant verliehen und der im Jülichschen sein Wesen trieb, bei einem sehr langen Tischlermeister, der ihn nicht kannte, einen Kasten — so lang und breit als der Meister selbst. Als Hompesch nach einigen Tagen wiederkam, um den Kasten abzuholen, erklärte er, derselbe sei zu kurz, er habe nicht die Länge des Meisters. Der Tischler legte sich natürlich, um zu beweisen, daß der Kasten die richtige Länge habe, sofort hinein. Kaum war er aber hinein, so ließ der Reichsbaron durch mitgebrachte Leute den Deckel rasch zuschlagen und den Kasten sammt dem darin gefangenen Tischler fortschleppen. Als man vor das Thor der Stadt gelangt war, machte man den Kasten auf, aber siehe da, der lange Tischler war vor Alteration erstickt. Hompesch ward zum Tode verurtheilt, vom König aber zu lebenslänglicher Festung begnadigt.

Die Erlaubniß, in den österreichischen Staaten zu werben, ward vom Kaiser bereitwilligst ertheilt und von Friedrich Wilhelm nach Möglichkeit ausgebeutet, so daß innerhalb neun Jahren von dreihundert preußischen Werbeoffizieren gegen viertausend Mann angeworben wurden. Die königlich preußischen Werber dehnten ihre Entdeckungs- und Kaperfahrten bis nach Italien aus. Aus Wälschtyrol ward ein langer wohlgewachsener katholischer Geistlicher und aus Rom sogar ein langer Mönch eingefangen und unter die Potsdamer blaue Garde gesteckt. Erstern hatten die Werber,

während er als Dorfpfarrvicar Messe las, wegen seiner allerdings sehr verlockenden kolossalen Gestalt entführt und er kam, trotzdem daß viele hochstehende und einflußreiche Personen sich für ihn verwendeten, auch nicht eher los als bis ihn Friedrich der Große befreite, bei dem er wegen seiner ausgezeichneten Geistesbildung in hoher Gunst stand. Später trat er in die Dienste des Cardinals von Breslau und Friedrich machte ihn, den ehemaligen blauen Gardisten, bei der ersten Gelegenheit zum Domherrn.

Diese Erlaubniß zu Werbungen in den kaiserlichen Erbstaaten war durch Seckendorf ausgewirkt worden, der dadurch bei Friedrich Wilhelm sich natürlich nicht wenig beliebt machte.

In einem noch vorhandenen Briefe räth er dem österreichischen Hofkanzler, die einflußreichsten preußischen Obersten und Generale durch Zusendung langer Kerle zu bestechen, weil man sich vorzugsweise durch so etwas beim König insinuiren könne. „Diese Leute," sagt er, „sind capable, ein Present von hundert bis tausend Ducaten auszuschlagen, wohingegen sie mit größter Freude etliche große Kerls bei ihren Compagnien annehmen, weil sie solche anderwärts nicht zu finden im Stande sind. Auch zu Moskau, England, Frankreich, Dänemark und Schweden hat man mit dergleichen großen Figuren des Königs Gemüth gewonnen, denn man kann bei ihm mit großen Leuten mehr ausrichten, als mit allen Raisonnements und Rechtsgründen."

Außer in den österreichischen Staaten hatte man auch in mehrern kleinen Fürstenthümern und in einigen Reichsstädten dem König Friedrich Wilhelm die Werbung ausdrücklich verstattet. Karl Julius Weber, der Verfasser der „Papiere eines lachenden Philosophen," erzählt, daß sein Großoheim,

welcher Candidat der Theologie und Hauslehrer bei einer Familie in Nürnberg war, bei einem Spaziergange von preußischen Werbern plötzlich überfallen, geknebelt, in einen Wagen geworfen und so nach Potsdam geschleppt ward. Er maß sechs Fuß drei Zoll und dieser stattliche Wuchs kostete ihm sein ganzes Lebensglück.

An der polnischen Grenze trieben der Geheimrath Wilke und in Hamburg der Resident Evers das Werbegeschäft ins Große, kamen aber beide wegen mehrfacher Streiche à la Hompesch ebenfalls lebenslang nach Spandau.

Trotzdem, daß man zu jener Zeit von dem göttlichen Recht der Könige und ihrer Gewalt über Gut und Blut der Unterthanen weit devotere und naivere Begriffe hatte, als gegenwärtig, so fehlte es doch nicht an Personen, die voll gerechter Entrüstung über diesen Mißbrauch der landesherrlichen Prärogative wörtliche und thätige Vorstellungen gegen den Unfug der Werbewüthriche erhoben. Freilich mußte dies mit großer Vorsicht geschehen, denn Friedrich Wilhelm, der überhaupt nicht mit sich spaßen ließ, war in diesem Punkte am allerempfindlichsten. Man wußte, daß er sich auf seine Religiosität viel zu gute that und glaubte daher, man könne durch Bibelstellen am ehesten auf ihn einwirken, da er doch Gottes Wort höher stellen müsse als sein eigenes. Man spielte ihm daher zum Beispiel einen Brief in die Hände, worin die aus dem zweiten und fünften Buch Mosis entlehnten Worte standen: „Wer einen Menschen stiehlet und verkauft, daß man ihn bei ihm findet, der soll des Todes sterben." — „Wenn Jemand funden wird, der aus seinen Brüdern eine Seele stiehlet aus den Kindern Israel und versetzt oder verkauft sie, solcher Dieb soll sterben."

Diese Sprüche aber gehörten dem alten Testament an,

welches dem König schon von seiner Jugend her höchlich zuwider war, weil einer seiner ersten Lehrer, der französische Emigrant Rébeur, ihn weidlich damit geplagt hatte. Hierzu kam, daß es nicht an Leuten fehlte, welche mit andern Citaten aus dem alten Testament bei der Hand waren und, wie zum Beispiel aus dem achten Kapitel des ersten Buches Samuelis, schlagend darthaten, daß den Königen das göttliche Recht zustehe, „Knechte und Mägde, Söhne und Esel wegzunehmen," so daß Jeder, der sich darüber beschwere, sich geradezu einer Sünde gegen Gott schuldig mache.

Friedrich Wilhelm für seine eigene Person machte sich — mochte man nun aus der Bibel dies oder jenes beweisen wollen — über die von ihm angeordneten Zwangswerbungen durchaus kein Gewissen, ja, er betrachtete es als ein ihm zugefügtes Unrecht, wenn fremde Staaten von dem ihnen doch unzweifelhaft zustehenden Recht Gebrauch machten, seine Werbungen innerhalb ihres Gebiets zu untersagen. Auch an ihren eigenen Unterthanen, meinte er, begingen sie ein Unrecht, wenn sie ihm ihre langen Kerle verweigerten, da ja Niemand sie so gut zu schätzen wisse als er.

Um jedoch den immer mehr um sich greifenden Mißbräuchen und Excessen seiner Menschenjäger, von denen er, wie wir gesehen haben, mehrere selbst mit lebenslänglichem Gefängniß bestrafen mußte, ein Ende zu machen, oder vielmehr um ihnen gewisse Schranken zu setzen, erließ Friedrich Wilhelm, freilich erst nachdem dieser Unfug über zwanzig Jahr gedauert, das berühmte sogenannte Canton-Reglement vom Jahre 1733, welches lange Zeit und bis zur Einführung des Landwehrsystems das Fundament für das preußische Kriegsheer blieb.

Dieses Canton-Reglement theilte jedem einzelnen Regi-

ment einen festbestimmten Werbe-Canton zu und alle Einwohner des Landes ohne Unterschied wurden als für den Militairdienst geboren erklärt. Hiervon gestattete man jedoch einige Ausnahmen. Frei vom Militairdienst erklärt wurden Alle, die nicht das Maß hatten, die Edelleute und die Söhne derjenigen bürgerlichen Eltern, welche ein Vermögen von sechstausend Thalern aufzuweisen vermochten. Späteren Bestimmungen zufolge mußte dieser Vermögensnachweis auf zehntausend Thaler lauten, während andererseits auch noch die Predigerssöhne und die einzigen Söhne für frei erklärt wurden.

Von Friedrich Wilhelm datirt auch die Eleganz und schmucke, knappe Haltung, in Bezug worauf das preußische Heer noch jetzt auf der ganzen Erde den Vorrang behauptet. Alljährlich bekamen die Truppen neue Uniformen, die Infanterie blaue und die Cavallerie weiße, mit alleiniger Ausnahme der Husaren, welche roth uniformirt waren. Die Röcke waren so kurz und knapp, daß der Soldat, um sie nicht zu zerreißen, sich bei gewissen Bewegungen sehr in Acht nehmen mußte. Der König führte mit eigenen Augen fortwährend die schärfste Aufsicht und als er einmal von seinem Fenster aus einen Offizier mit zu langem Rock über den Schloßhof gehen sah, ließ er ihn sofort zu sich rufen und schnitt ihm mit allerhöchst eigener Hand das vorschriftswidrige Stück ab.

Die Offiziere waren der Mehrzahl nach unbemittelte Sprößlinge des Adelsstandes, welche aus freier Wahl das Soldatenhandwerk ergriffen, um standesgemäß leben zu können. Anfangs setzte es freilich sehr schmale Bissen, aber war man einmal bis zum Capitain avancirt und in den Besitz einer Compagnie gelangt, so bot sich vielfache Gelegenheit zu er-

laubter und unerlaubter Bereicherung dar. Jeder Offizier, der seine Mannschaften zur Zufriedenheit des Königs einübte, konnte der Gunst desselben sicher sein und nach einem glücklich beendeten Manöver folgte in der Regel ein fröhliches Mahl, bei dem dann, wenn der alte Rheinwein zu Kopfe gestiegen war, die ungebundenste Heiterkeit herrschte.

Dem Bürgerstande gegenüber benahmen sich die Offiziere in der Regel sehr stolz und anmaßend und erlaubten sich selbst gegen die Behörden oft die schreiendsten Eigenmächtigkeiten, die ihnen auch, selbst wenn Beschwerde beim König geführt ward, in der Regel ungestraft hingingen. Erst Friedrich der Große war so einsichtig und gerecht, seine Offiziere darauf aufmerksam zu machen, daß die Bürger nicht ihretwegen, sondern sie der Bürger wegen da seien und sich folglich eines angemessenen und höflichen Verhaltens gegen ihre Ernährer zu befleißigen hätten.

Daß bei einem Heere, welches, wie das damalige preußische, zum großen Theile aus verlaufenen Subjecten, Taugenichtsen und Vagabunden aus aller Herren Ländern zusammengesetzt war, die Ordnung nur durch die schärffte Mannszucht aufrecht erhalten werden konnte, liegt auf der Hand.

Den Kriegsartikeln zufolge, welche Friedrich Wilhelm gleich nach seinem Regierungsantritt ausarbeiten ließ, ward jeder Widerspruch gegen Ober- und Unteroffiziere mit dreißigmal Spießruthenlaufen bestraft. Wer gegen seinen Vorgesetzten die Waffe zog, ward erschossen. Deserteuren wurden, wenn man sie wieder einfing, Nasen und Ohren abgeschnitten, oder man knüpfte sie auf. Sobald in einem Orte bekannt ward, daß ein Soldat desertirt sei, sollten die Bürger oder Bauern sofort Sturm läuten und dem Flüchtling zu Fuß

oder zu Pferde nachsetzen. Wer ihn wieder einbrachte, bekam zwölf Thaler Belohnung. Unterließen die Gemeinden, dieser Bestimmung nachzukommen, so mußte ein Dorf hundert, eine Stadt zweihundert Thaler, ein Rittergutsbesitzer oder Landrath hundert Ducaten Strafe bezahlen. Waren die Gemeinden zu arm dazu, so mußten die angesehensten Bauern oder Bürger zwei Monate lang Straßen- oder Festungsarbeiten verrichten. Wer einem Deserteur zur Flucht verhalf, sollte sogleich und ohne daß man erst die Genehmigung des Königs einzuholen brauchte, aufgeknüpft werden. Trotz dieser strengen Maßregeln betrug aber die Zahl derer, die sich der preußischen Korporalfuchtel durch die Flucht entzogen, dennoch alle Jahr über zweihundert.

Friedrich Wilhelm war eben so wie wohl alle seine Offiziere fest überzeugt, daß ihm mit seinen achtzigtausend vollkommen einexercirten Blauröcken, welche er in Bataillonen, Divisionen und Pelotons mit einer Schnelligkeit und Präcision feuern lassen konnte als wenn er eben so viele Klaviere spielte, Niemand widerstehen könne. Dennoch aber sagte sein großer Sohn und Nachfolger selbst, daß in diesem ganzen so wunderbar geschulten Heere nur ein einziger General gewesen sei, welcher wahrhaft kriegerischen Geist besessen habe, nämlich der alte Dessauer.

Auch erlebte Friedrich Wilhelm während seiner siebenundzwanzigjährigen Regierung nur zwei Mal Krieg, ein Mal fünf Jahre lang und ein Mal zwei Jahr lang. Es war dies das Ende des nordischen Krieges gegen Schweden und der polnische Successionskrieg gegen Frankreich. Eigentliche gediegene Kriegserfahrung besaß außer dem eben genannten Fürsten von Dessau im damaligen preußischen Kriegsheere

nur der General Curt Christoph Schwerin, der früher in holländischen Diensten unter Eugen und Marlborough den Krieg praktisch gelernt hatte und — wie wir später sehen werden — Friedrich dem Großen bei Mollwitz, in seiner ersten Schlacht, die ersprießlichsten Dienste leistete.

Fünftes Kapitel.

Friedrich Wilhelms Deutschthum. — Haß gegen Franzosen und Engländer. — Vorliebe für die Holländer. — Gutes Einvernehmen mit Rußland. — Persönliche Zuneigung zu August dem Starken. — Der Abenteurer Clement. — Friedrich Wilhelm glaubt, man trachte ihm nach dem Leben. — Clement wird gefangen gesetzt. — Gefährliche Erkrankung des Königs. — Regentschaftsintriguen. — Das rettende Brechmittel. — Clement bekennt sich als Betrüger. — Seine Verurtheilung und Hinrichtung. — Minister Kamecke. — Der Spion Troschky. — Die Briefe der Frau von Blasspiel. — Der „horrible cribli fax.“ — Der König giebt Frau von Blasspiel ein paar Ohrfeigen. — Ihre Enthüllung der gegen das Leben des Königs geschmiedeten Complotte. — Sie kommt nach Spandau. — Ihr Gemahl wird seiner Aemter entsetzt. — Verbannung beider nach Cleve. — Aeußerung der Herzogin von Orleans über diesen Vorfall.

Wir haben bereits in dem der Jugendgeschichte Friedrich Wilhelms gewidmeten Kapitel vorübergehend seine Abneigung gegen alles Ausländische, namentlich gegen alles Französische, erwähnt und es wird nun an der Zeit sein, zu zeigen, wie dieser Hang sich in dem Jüngling und Mann weiter entwickelt hatte.

„Ich bin gut deutsch,“ war und blieb sein Wahlspruch bis ans Ende und er ließ es auch nicht an Beweisen fehlen, daß es ihm damit wirklicher Ernst war. Schon im

zweiten Jahre nach seinem Regierungsantritt verbot er, eben so wie schon sein Großvater, der große Kurfürst, gethan, allen Preußen unter dreißig Jahren das Reisen außerhalb Deutschland ohne besondere Erlaubniß, „indem," heißt es in der betreffenden Verordnung, „nicht allein das baare Geld außer Landes geführt wird, sondern auch anstatt dasjenige, so andere Nationen an guten Ordnungen, Gebräuchen und Werken der Kunst und Natur besonders haben, in Acht genommen, zu Nutze gemacht und nach Gelegenheit in unsere Lande versetzt werden sollte, vielmehr im Gegentheil die anderswo im Schwang gehende Mißbräuche und Untugenden bei uns eingeführt oder wenigstens die Kosten vergeblich und ohne einigen dem Vaterland dadurch zuwachsenden Vortheil angewendet werden."

In dem Tabakscollegium — wovon später mehr — äußerte er wiederholt: „Alle deutsche Fürsten müßten Schelme sein, die es nicht gut mit dem Kaiser und dem Reiche meinten, und ich müßte auch einer sein, wenn ich mich anders erwiese. Kein Engländer und Franzose soll über uns Deutsche gebieten und meinen Kindern will ich Pistolen und Degen in der Wiege geben, daß sie die fremden Nationen aus Deutschland helfen abhalten. Wenn die Franzosen ein Dorf in Deutschland attaquirten, so müßte das ein Coujon von einem deutschen Fürsten sein, welcher nicht den letzten Blutstropfen daran wagte, sich dagegen zu setzen."

Ganz besonders die Franzosen, oder, wie er sich ausdrückte, die „Blitz-" und „Schelmfranzosen" mit ihren „Quinten" und „französischem Winde" waren ihm ein Dorn im Auge. Wir haben schon erzählt, wie er seine Profosse herausstaffiren ließ, um den Berlinern das Nachahmen der

französischen Moden zu verleiden. Später ließ er einmal von einem damaligen Weirauch oder Kalisch zur Verhöhnung der Franzosen ein eigenes Stück schreiben, welches den Titel führte: „Der Anfangs hitzige und großsprechende, zuletzt aber mit Schlägen abgefertigte Marquis," welches mit vielem Beifall sehr oft, wenn auch nicht gerade zweihundert Mal, wie die Maschinenbauer von Berlin, aufgeführt ward. Der damalige französische Gesandte am Berliner Hofe, Marquis de la Chetardie, der diese Posse mit Recht als ein Pasquill auf seine Person betrachtete, fand sich dadurch nicht wenig beleidigt, ohne daß ihm jedoch seine Beschwerden etwas geholfen hätten.

Einmal, in einer Soirée des Cabinetsministers von Borck, als die Rede davon war, daß man den König in Wien im Verdacht habe, die Franzosen zu begünstigen, rief er entrüstet: „Ich ein Franzose sein? Das thut mich leid! Ich kann die Kerls kaum ansehen. Da stehen einige herum, ich kann nicht einmal fragen, wie sie heißen und spucke immer aus, so oft ich einen Franzosen sehe."

Im Frühling 1729, als es aussah, als ob der Friede nicht lange mehr erhalten werden könnte, schrieb er in einem Briefe an Seckendorf: „Krieg oder Frieden, ich bin kurieux ob es losgehen wird. Ich wünsche; daß es losgehe; Er kann den Prinzen versichern, daß mit guht und blut beistehn werde, aber es muß alles Reichs-Constitutionsmessig sein, oder daß die Auswärtige attaquiren, dann ohne raisonniren drup! drup! mit die größte Plesir von der Welt, die stoltzen Leute zum raison helfen zu bringen, sie sollen sehen, daß das deutsche Blut nit verwüstet ist. Wo was geschehen soll, nur bald, ich bin parat."

Erst 1734 kam es zu dem Kriege Oesterreichs gegen

Frankreich und Friedrich Wilhelm schrieb im Herbst des vorhergehenden Jahres an den alten Dessauer: „Zu Ende November Monats gehe auf die Saujagd. Indessen stehe auf der Schildwache, ob keine Sau und kein Franzose anmarschiren will.“

Die Engländer, die er nur „die hoffärtigen Leute über dem großen Wassergraben“ nannte, waren ihm ebenfalls im höchsten Grade zuwider, was schon von längst her seinen Grund mit darin hatte, daß der König von England, Georg der Zweite, der „Tanzmeister“ und „Komödiant,“ der ihn um seine erste Liebe betrogen, ihm in der innersten Seele verhaßt war. Die reformirten Prediger Jablonsky und Noltenius wünschten ihre Söhne zu den Erzbischöfen von Canterbury und York zu schicken, um sie unter diesen ihre theologischen Studien vollenden zu lassen. Wegen des bestehenden Verbots der Reisen ins Ausland bedurfte es dazu der speziellen Erlaubniß des Königs; sie suchten darum an, erhielten aber von ihm die Antwort: „Ich kann Sie nicht erlauben, Ihre Söhne außer Land zu schicken und sie den Sünden der Welt zu überlassen, weil in England keine Orthodoxie in der Religion statuirt wird und es ein Sündenland ist.“

Nicht ohne Grund behauptete Friedrich Wilhelm, daß die Engländer durch ihre Seemacht das „Commercium von ganz Europa an sich reißen wollten,“ und einmal nach einem heftigen Auftritte mit dem englischen Gesandten wollte er seine Gemahlin, die hannöverisch-englische Prinzessin, bei Tafel zwingen, auf Englands Untergang zu trinken.

Mit der damaligen zweiten Seemacht Europas, den Holländern, stand er auf weit besserem Fuße; er war ihnen von Kindheit an stets zugethan gewesen und betrachtete sie

als die ächtesten Deutschen oder vielmehr als die Vorbilder, welchen letztere nachzueifern hätten. Als zwölfjähriger Knabe war er mit seiner Mutter einmal im Haag gewesen, wo er König Wilhelm den Dritten von England gesehen, der ihm halb und halb versprochen hatte, ihn später einmal zum Statthalter von Holland, ja vielleicht sogar zu seinem Nachfolger auf dem englischen Throne zu machen. „Wäre ich bei König William geblieben," pflegte er später oft zu sagen, „so hätte dieser einen großen Mann aus mir gemacht." Dabei behauptete er, wenn er Statthalter von Holland geworden wäre, so würde er die Holländer ganz nach ihren Gesetzen regiert haben, denn er sei ein wahrer Republikaner und habe ein gut holländisch Herz."

Seine häusliche Einrichtung war in der That auch ganz holländisch, schlicht und sauber und seine Tabaksstube eine holländische Küche. Als Castellane nahm er am liebsten Holländer in seine Dienste und Ginckel, der holländische Gesandte in Berlin, gehörte zur Zahl seiner Lieblinge, obschon er sich dadurch nicht abhalten ließ, die Holländer, wenn sie ihm ja einmal Anlaß zur Unzufriedenheit gaben, mit dem Namen „Käsekrämer" und andern dergleichen gewählten Prädikaten zu beehren.

Mit Rußland stand Friedrich Wilhelm fast ununterbrochen sehr gut und er begriff vollkommen, wie nothwendig den Machinationen und Uebergriffen Frankreichs und Englands gegenüber eine Allianz Rußlands, Preußens und Oesterreichs sei. „Meine Blauröcke", sagte er einmal bei Tafel, „stehen dem deutschen Kaiser alle zu Diensten. Die russische Freundschaft habe ich allezeit vortheilhaft gehalten und es wäre mir lieb, wenn der kaiserliche Hof sich mit dem russischen setzen wollte. Ich offerire mich auf billige Conditionen zum drit-

ten Mann und möchte doch sehen, wer uns dreien etwas thun wollte."

Es läßt sich freilich mit gutem Grund vermuthen, daß ihn auch eine geheime Furcht vor der Kriegsmacht Rußlands zu diesem Wunsche nach einer derartigen Allianz drängte und daß er es deshalb für gerathener hielt, sie zu seiner Freundin als zu seiner Feindin zu haben. Schon Seckendorf durchschauete dies. „Ich bin", schrieb er an den Prinzen Eugen, „der Meinung, daß, wenn es zum Kriege kommen sollte, es von gutem Effect sein müßte, wenn die russischen Truppen vorrückten, denn vor die hat der König Furcht." Ohne eine Ahnung zu haben von der aus Norden drohenden Gefahr, schrieb Friedrich Wilhelm noch im März 1730 eigenhändig an Seckendorf: „Wenn die sache lohs geht im Römischen Reich, so müssen absolut die 30,000 Russen kommen in Holstein und dorten die leutte in Appel halten, denn das loch muhs gereiniget werden, ich kann mir weiter nit expliciren, indessen bleibe ein getreuer teutscher."

Seine persönliche Vorliebe für Peter den Großen haben wir bereits erwähnt. Unter den deutschen Fürsten war August der Starke, dieser in seiner Verschwendung und Prachtliebe zu Friedrich Wilhelm einen so schroffen Gegensatz bildende Fürst, ihm seltsamerweise der liebste, vielleicht eben dieser Verschwendung wegen, denn, wenn er sich einmal recht amüsiren wollte, so ging er nach Dresden, wo „alles so hübsch" war und doch „nichts kostete". Besonders an den dort veranstalteten Carnevalslustbarkeiten fand er viel Vergnügen und August stattete ihm wiederholte Gegenbesuche ab. Am 13. Mai 1728 schrieb Friedrich Wilhelm an Seckendorf, der damals in Dresden war: „Machen Sie mein schönes Kompliment an König, Printz, Printzessin; ich aber erwarte den

König und Printz hier, sie mögten aber vorlieb nehmen, so guht wie ich es hätte, so würde es gegeben, aber das es so guht sey, wie es zu Dressen, wehre meine sache nit beschaffen."

Am 11. November 1732 kurz vor Augusts Tode schrieb Grumbkow an Seckendorf: „Als der König von Preußen gestern bei mir soupirte, sagte er mehr als drei oder vier Mal, der König von Polen sei der großartigste Fürst, der jemals regiert, und der zweite, den er nach Peter dem Großen gekannt habe."

Friedrich Wilhelm selbst nannte August in seinen Briefen immer „lieber Patron." So schreibt er zum Beispiel untern 4. Januar 1729 an Seckendorf: „Gestern seyn wier bei Suhm — dem sächsischen Gesandten am preußischen Hofe — gewesen; da ist der Ungarsche Wein nit geschont worden und habe des lieben Patron gesundheit getrunken."

Die Intriguenpolitik zwischen den verschiedenen europäischen Höfen stand damals in schönster Blüthe und es wird hier, wo wir einmal von Friedrich Wilhelms Stellung zu den auswärtigen Cabinetten sprechen, der rechte Ort sein, um die geheimnißvolle Geschichte des Abenteurers Clement zu erzählen, welche damals ungemeines Aufsehen erregte.

Dieser Clement war ein welt- und sprachgewandter ungarischer Edelmann von feinem, einnehmendem Aeußern. Manche hielten ihn für einen natürlichen Sohn des Herzogs von Orleans, Regenten von Frankreich, weil er diesem sehr ähnlich sah; Andere glaubten, er sei ein natürlicher Sohn des Königs von Dänemark. Bei den Utrechter Friedensverhandlungen hatte er dem Siebenbürgischen Fürsten Ragoczy unter dem Namen eines Barons von Rosenau als Secretair gedient und war dann mit ihm während des spanischen Erb-

folgekriegs, wo Fürst Ragoczy die Ungarn gegen das Haus Oesterreich revolutionisirt, nach Frankreich geflüchtet, wo er sein Glück zuerst in Paris versuchte.

Er zeigte nachgemachte Briefe vom Prinzen Eugen vor, aber man erkannte die Unächtheit derselben und gab dem Fälscher den Rath, den französischen Boden schleunigst zu meiden. Er reiste sofort nach Wien, verkaufte hier Fürst Ragoczy's Correspondenz an den Prinzen Eugen und ward katholisch, worauf er nach Dresden ging. Hier entdeckte er dem Feldmarschall Flemming angebliche oder wirkliche Staatsgeheimnisse und erhielt bedeutende Summen von ihm.

Von Dresden aus schrieb er an den obenerwähnten reformirten Hofprediger Jablonsky in Berlin und bat ihn, einen eingelegten Brief in die Hände des Königs zu befördern, indem er ihn zugleich verantwortlich für das Unheil machte, welches dem König widerfahren könnte, wenn er den Brief nicht bekäme.

Jablonsky begab sich sofort zu dem Minister Samuel von Marschall und dieser trug den Brief zu dem König. Unmittelbar nachdem Friedrich Wilhelm den Brief gelesen, ließ er Jablonsky kommen, übergab ihm einen Paß und befahl ihm, Clement sofort entgegenzureisen, ihn während der Nacht nach Berlin zu bringen und in seinem Hause zu behalten.

Jablonsky gehorchte und am nächstfolgenden Tage machte der König mit dem Commandanten von Berlin und zwei Pagen eine Spazierfahrt unter den Linden, stieg aus und ging in den Garten des Artillerieobersten Linger auf dem Weidendamm am Oranienburger Schlage, wo er Clement ganz allein und im tiefsten Geheimniß sprach, und wo dieser ihm mittheilte, der Wiener und der Dresdner Hof hätten

mit einander verabredet, den König von Preußen auf einer Jagd oder Reise, oder auch aus seinem Schlosse Wusterhausen zu entführen, gefangen zu halten und den Kronprinzen erst katholisch erziehen zu lassen, um ihn dann unter Vormundschaft des Kaisers auf den Thron zu setzen.

Fürst Leopold von Dessau und General Grumbkow waren, wie Clement versicherte, für diesen Plan bereits gewonnen, selbst die Familie des Königs war damit einverstanden und es handelte sich nur noch um die Zustimmung der Seemächte, mit welchen zu unterhandeln er, Clement, eben beauftragt sei.

Aus Widerwillen gegen die katholische Religion und weil er selbst wieder zum Protestantismus übertreten wolle, entdecke er dem König das Complot, empfehle ihm aber, die Sache ganz geheim zu halten. Durch Briefe vom Prinzen Eugen und vom Feldmarschall Flemming werde er beweisen, daß er die Wahrheit rede, und er beabsichtige zunächst, nach Holland zu gehen, um dort die Ausführung des Complotts zu hintertreiben.

Friedrich Wilhelm ward durch die treuherzige Maske, welche Clement vorzunehmen wußte, überzeugt, daß Alles in vollkommener Wahrheit beruhe, verbot seinen Begleitern bei Lebensstrafe, davon zu sprechen, daß er ausgestiegen sei, gerieth in die größte Bestürzung und blieb den Abend und den ganzen folgenden Tag allein, ohne auch nur die Königin zu sehen.

Am nächstfolgenden Abend hatte er mit Clement eine zweite Unterredung und erhielt von ihm versprochenermaßen die angeblich von Eugen und Flemming herrührenden Briefe vorgelegt. Nun war er vollständig überzeugt, nannte Clement seinen Retter und bot ihm ein Geschenk von zwölftau=

send Thalern. Clement schlug sehr schlau dieses Geschenk aus, um dem König jeden Zweifel an seiner Rechtschaffenheit und Uneigennützigkeit zu benehmen, trat, um zu beweisen, daß es ihm mit seinem Haß gegen den Katholicismus wirklich Ernst sei, an einem der nächsten Tage zur reformirten Kirche über und knüpfte während der Zeit seines noch übrigen Aufenthalts in Berlin Bekanntschaften mit Personen an, welche von dem Hof und den Geschäften genaue Kenntniß hatten, so zum Beispiel mit einem Baron Heidekamm, der, weil der König die ihm von Friedrich dem Ersten ausgesetzte Pension gestrichen hatte, sehr erbittert auf Erstern war und Clement allerhand Mittheilungen machte, welche dieser trefflich zu benutzen verstand, während er gegen den König that, als habe er diese Dinge in Wien oder in Dresden erfahren. Nach einiger Zeit reiste er seiner gleich anfänglich erklärten Absicht gemäß nach dem Haag ab, während der König ihn nochmals seines Dankes versicherte und sich bereit erklärte, ihm jede Summe, die er für sich oder zur weitern Betreibung seines Unternehmens bedürfen würde, zur Verfügung zu stellen.

Es war damals — der Vorfall ereignete sich im Jahre 1718 — eine Zeit, wo kein europäisches Cabinet dem andern traute. Hierzu kam, daß im December desselben Jahres Karl der Zwölfte von Schweden vor Friedrichshall durch die von seinem Adel gedungene meuchlerische Hand fiel, und Friedrich Wilhelm ward immer verstimmter und niedergeschlagener, gegen seine Umgebung wortkarg oder ganz stumm, und lud in Potsdam nur noch ehrbare Bürger zu seiner Abendunterhaltung ein. Jeden Abend, wenn er zu Bett ging, legte er zwei geladene Pistolen unter sein Kopfkissen und Niemand wagte, ihn anzusprechen.

Endlich that es der alte Dessauer, der den König geradezu um die Ursache seines Kummers fragte und so lange in ihn drang, bis dieser ihm das von Clement anvertraute Geheimniß offenbarte.

Der alte Dessauer erklärte Clement sogleich für den verworfensten Lügner und Betrüger, versicherte, daß eben so wenig ihm als dem Prinzen Eugen jemals der Gedanke an ein solches Verbrechen in den Sinn habe kommen können, und bat den König, ihn mit dem lügnerischen Ankläger zu confrontiren.

Der König war damit einverstanden und schrieb an Clement, den er ersuchte, nochmals und zwar so schnell als möglich nach Berlin zu kommen, weil er über Dinge mit ihm zu sprechen habe, die er dem Papier nicht anvertrauen könne.

Clement kam. Der König theilte ihm mit, daß ihm in Bezug auf das angebliche Complott des Wiener Hofes allerlei Zweifel und Bedenken aufgestiegen seien, und verlangte anderweite Belege und Aufschlüsse. Der alte Dessauer hörte, durch einen Vorhang verborgen, die Unterredung mit an, Clement aber wußte seine Mährchen abermals mit so unbefangener und zuversichtlicher Treuherzigkeit vorzutragen, daß der König, als Clement erklärte, er habe noch mehrere Briefe vom Prinzen Eugen und dem österreichischen Prêmierminister im Haag zurückgelassen und wolle sie holen, ihn trotz der Gegenvorstellungen des Fürsten von Dessau dorthin zurückkehren ließ. Doch gab er ihm einen Major, den er für Clement's Person verantwortlich machte, als Begleiter mit.

Während Clement so unterwegs war, wußten die Vertrauten des Königs ihn auf andere Gedanken zu bringen, und Clement ward auf der Rückreise in Cleve festgenommen und nach Spandau gebracht. Hier ward er zweimal im Beisein

des Königs scharf verhört, zeigte aber auch jetzt wieder einen so hohen Grad von anscheinender Treuherzigkeit und Offenheit, daß der König schon den Befehl zu seiner Freilassung aussprechen wollte.

Der Generalauditeur von Katsch, derselbe, welcher später als Criminalminister den sächsischen Gesandten hängen zu lassen drohte, hielt jedoch den König von dieser Schwäche zurück, drohete Clement mit der Folter und der gewandte Betrüger warf sich nun, als er sah, daß ihm das Messer an der Kehle stand, dem König zu Füßen und gestand ihm, er habe die ganze Geschichte ersonnen, die vorgelegten Briefe selbst geschrieben und alles dies gethan, um sich eine möglichst große Summe Geldes zu verschaffen und sich damit zur Ruhe setzen zu können.

Wenige Tage nach diesem Geständniß, im Januar 1719, bekam der König in Brandenburg, wo sein Regiment damals in Garnison stand, einen so heftigen Anfall von Kolik, daß er glaubte, sein letztes Stündlein habe geschlagen, und schleunigst die Königin aus Berlin herbeirufen ließ. Sofort nach ihrer Ankunft übergab er ihr ein versiegeltes Couvert und sagte ihr, dasselbe enthalte sein Testament, in welchem er sie bei der Minderjährigkeit des Kronprinzen zur Regentin aller seiner Staaten ernenne. Sie solle aber dies streng geheim halten, damit er nicht durch die von der Regentschaft ausgeschlossenen Personen behelligt werde, sondern in Frieden sterben könne.

Der alte Dessauer und Grumbkow, die sich in Berlin befanden, erhielten jedoch durch ihre Vertrauten von diesem Vorgange Kunde und reisten unverweilt ebenfalls nach Brandenburg. Hier wendeten sie sich an die einzige Hofdame, welche die Königin mit nach Brandenburg genommen hatte.

Es war dies die Favoritin der Königin, die Frau von Blasspiel, die Gemahlin des Kriegsministers und noch jung und schön. Dieser boten sie eine ansehnliche Summe, wenn sie die Königin dazu beredete, die beiden Herren durch den König zu Mitgliedern des Regentschaftsrathes ernennen zu lassen.

Frau von Blasspiel gab eine ausweichende Antwort, unterrichtete die Königin von dem ihr gemachten Antrage und diese setzte den König davon in Kenntniß. Als Fürst Leopold und Grumbkow bei dem König vorgelassen zu werden begehrten, ließ dieser sie durch die Königin abweisen; sie blieben aber in Brandenburg, um abzuwarten, welchen Ausgang die Krankheit des Königs nehmen würde.

In der nächstfolgenden Nacht verschlimmerte der Zustand des Königs sich so sehr, daß die Aerzte alle Hoffnung aufgaben. Die Königin ließ, um nichts unversucht zu lassen, auch noch den Chirurgen Holtzendorff vom Regiment des Königs herbeirufen und dieser reichte ihm ein Brechmittel, welches so gut wirkte, daß er binnen wenigen Tagen vollkommen wieder hergestellt war.

Der alte Dessauer und Grumbkow legten darüber eine so lebhafte Freude an den Tag, daß der König sich bewogen fand, sich wieder mit ihnen auszusöhnen. Beide boten nun alles Mögliche auf, um den Inhalt des Testaments zu erfahren. Frau von Blasspiel unterhielt ein Liebesverhältniß mit dem sächsischen Gesandten Grafen Manteuffel, dem sie das von der Königin ihr anvertraute Geheimniß mitgetheilt hatte. Von diesem erfuhren nun die beiden Günstlinge, daß der König den Neffen des alten Dessauers, Markgrafen Friedrich von Schwedt, welcher der nächste Agnat war, von der Thronfolge ausgeschlossen habe.

Bei der Gewohnheit, fast alle Abende zu trinken, welche der König seit einiger Zeit angenommen, und bei der geringen Sorgfalt, die er seiner Gesundheit überhaupt widmete, stand der Fall, daß über kurz oder lang doch eine Regentschaft eingesetzt werden müßte, mit größter Wahrscheinlichkeit zu vermuthen nnd die beiden Günstlinge beschlossen nun, alles Mögliche aufzubieten, um die Gewalt der Königin zu schwächen, Frau von Blasspiel von ihr zu entfernen und den König zur Aenderung seines Testamentes zu bestimmen.

Clement hatte, wie vorhin erzählt worden, gestanden, daß alles von ihm Vorgebrachte nichts als Lug und Trug sei, aber selbst dies Geständniß vermochte nicht, das Mißtrauen des Königs zu heben. Er glaubte vielmehr nun, Clement habe seine früheren Enthüllungen blos widerrufen, um die fremden Höfe zu rechtfertigen, in der Hoffnung, daß diese sich nun seiner annehmen und ihn aus der kritischen Lage, in die er sich versetzt sah, befreien würden.

Um sich völlige Gewißheit zu verschaffen, blieb ihm natürlich nun weiter nichts übrig, als in Wien und Dresden genaue Erkundigung einziehen zu lassen, und er beauftragte mit dieser Sendung den uns schon bekannten späteren Cabinetsminister General von Borck, der bei ihm unbedingtes Vertrauen genoß.

Beide Höfe gaben Friedrich Wilhelms Abgesandten die heiligste Versicherung, daß es ihnen nicht eingefallen sei, ein solches Complot wie das von Clement ersonnene zu schmieden, obschon Flemming sowohl als auch Prinz Eugen über die wunderbare Geschicklichkeit erstaunten, womit der Abenteurer ihre Handschriften nachzuahmen verstanden hatte: Aber auch dies genügte noch nicht, um die letzte Spur von Zweifel aus dem Gemüth des Königs zu entfernen, und erst als Clement

gezwungen ward, die eigene Handschrift des Königs in dessen Gegenwart nachzuahmen und er dies dergestalt zu thun vermochte, daß der König die gefälschte Schrift nicht von der ächten unterscheiden konnte, ließ er den letzten Zweifel schwinden.

Clement's Untersuchungsprozeß und Gefangenschaft dauerte siebzehn Monate. Der König wollte, trotzdem daß ihm der Verbrecher so viele unruhige Stunden und schlaflose Nächte bereitet hatte, ihn durchaus begnadigen und suchte daher den Prozeß so lange als möglich hinauszuschieben. Endlich jedoch mußte er der Gerechtigkeit freien Lauf und das von den Richtern gefällte Urtheil vollstrecken lassen. Noch am Tage vor der Hinrichtung sagte er zu dem Delinquenten: „Könnte ich Dich retten, so machte ich Dich zum Geheimen Rath, aber so muß ich Dich rädern lassen."

Dennoch milderte er die ursprünglich erkannte Strafe noch am Vorabend der Vollstreckung in die des Hängens, obschon die Höfe von Wien und von Dresden sich ausdrücklich das Vergnügen ausgebeten hatten, daß der Freche, der ihre weltbekannte Biederkeit und Redlichkeit so in Mißcredit zu bringen gewagt, gebührendermaßen mit glühenden Zangen gezwickt werde. Am 18. April 1720 ging für Clement die Sonne zum letzten Male auf.

Im Laufe der Untersuchung war Clement unter wiederholter Androhung der Folter gezwungen worden, seine Mitschuldigen anzugeben, und er hatte den oben erwähnten Baron Heidekamm und noch ein paar Beamte genannt, die nun nebst einer großen Anzahl anderer mehr oder minder verdächtig erscheinender Standespersonen nach Spandau kamen, so daß die Festung sie kaum zu fassen vermochte. Heidekamm ward seines Adels verlustig erklärt und zu lebensläng=

licher Festungsstrafe verurtheilt; einer der beiden Beamten ward enthauptet und geviertheilt, der zweite fand im Gefängniß Gelegenheit, sich Gift zu verschaffen und expedirte sich selbst.

Bei mehreren der Verhafteten — natürlich ward bei allen die strengste Haussuchung gehalten — hatte man Briefe von dem Minister Kamecke gefunden, die, obschon sie mit der Clement'schen Angelegenheit durchaus nichts zu schaffen hatten, doch nachtheilige und wegwerfende Aeußerungen über den alten Dessauer und Grumbkow enthielten. Diese beiden führten darüber beim König Beschwerde und drangen so lange in ihn, bis er Kamecke befahl, seinen beiden Günstlingen Abbitte zu thun.

Kamecke erklärte mit Bestimmtheit, daß er sich zu einer solchen „Niederträchtigkeit" nimmermehr verstehen werde, und der König, der mit Hartnäckigen niemals langen Prozeß machte, entsetzte ihn aller seiner Stellen, schickte ihn einige Monate nach Spandau und dann auf seine Güter nach Pommern, wo er nach sechs Jahren starb.

Kamecke war also glücklich gestürzt und der Fürst von Dessau und Grumbkow begriffen, daß sie, wenn sie sich halten wollten, nun auch noch ihre Hauptfeindin, die Frau von Blasspiel, stürzen müßten. Wider Erwarten erhielten sie von dieser selbst die Waffen in die Hände geliefert.

Ein schlesischer Edelmann, Namens Troschky, der in Verdacht stand, ein wenig Spionage im Interesse des Königs von Schweden zu treiben, ward festgenommen und man fand bei ihm unter andern Papieren Briefe von Frau von Blasspiel, worin der König ein Tyrann und ein „horrible cribli fax" genannt ward.

Zugleich erfuhr man, daß sie mit dem sächsischen Pre=

mierminister Grafen Flemming in Briefwechsel stand. Der vorhin erwähnte Generalauditeur von Katsch, ein Günstling des alten Dessauers, war damals auf dessen Vorschlag vom König mit der Function bekleidet worden, die in fremde Länder gehenden Briefe zu öffnen und zu lesen, um nach Befinden von dem Inhalt Anzeige zu machen. Der Zufall fügte, daß ihm gerade zu dieser Zeit einer der Briefe der Frau von Blasspiel an den Grafen Flemming in die Hände fiel. Sie sprach sich darin über das Verhältniß des Königs zu dem alten Dessauer und Grumbkow in für alle drei durchaus nicht schmeichelhaften Worten aus und meinte, der König komme ihr vor, „wie das heilige Grab in den Händen der Türken." Dann folgten noch einige anzügliche Bemerkungen über das gegen Clement eingeschlagene Verfahren, welches sie eines Nero und Caligula würdig erklärte.

Katsch eilte mit diesem Briefe natürlich sofort zu seinem Gönner und dieser verabredete mit Grumbkow, daß Katsch diesen Brief dem König zu einer Stunde überbringen solle, wo sie beide selbst bei ihm zugegen wären.

Dies geschah auch in der That noch denselben Abend. Der König gerieth, als er den ihm vorgelegten Brief gelesen, in den größten Zorn und gab dem Obersten Marwitz, der später Gouverneur von Breslau ward, Befehl, Frau von Blasspiel sofort zu ihm zu bringen. Fürst Leopold und Grumbkow riethen ihm, sich zu mäßigen und Frau von Blasspiel ganz freundlich zu empfangen, um sie kirre zu machen, ihr dann plötzlich den aufgefangenen Brief vor die Augen zu halten und sie auf diese Weise zu überrumpeln.

Der König folgte diesem Rath und bemeisterte bei dem Eintreten der schönen Correspondentin seine Wuth, so weit

ihm dies bei seiner Gemüthsart möglich war. Plötzlich, mitten in der freundlichsten Conversation, zog er den Brief hervor und fragte sie, ob sie denselben geschrieben. Sie sagte „Ja" und der König, der bis jetzt immer noch im Stillen gehofft hatte, es werde eine Fälschung à la Clement sich herausstellen, ward über dieses unumwundene Geständniß so wüthend, daß er Frau von Blasspiel ein paar Ohrfeigen gab.

Die unglückliche Hofdame ließ sich durch diese wenig galante Begegnung nicht aus der Fassung bringen, sondern behauptete, sie habe blos die Wahrheit geschrieben, und fügte hinzu, Fürst Leopold und Grumbkow hätten, als sie gesehen, daß ihr Einfluß bei dem König sich immer mehr verminderte, ihm sowohl als dem Kronprinzen nach dem Leben getrachtet.

Daß ein solches Complot wirklich bestanden hatte, ist durch mehrere, später zu Tage getretene, Umstände fast bis zur Evidenz erwiesen worden. Der Plan der Verschwörer ging dahin, den König und den Kronprinzen während der Vorstellung in einer Seiltänzerbude, die der König oft besuchte, und nachdem man diese und das Schloß gleichzeitig in Brand gesteckt, aus dem Wege zu schaffen, Fürst Leopolds Neffen, den Markgrafen von Schwedt, auf den Thron zu bringen und, da er für den Augenblick nicht in Berlin anwesend, sondern in Italien bei der kaiserlichen Armee war, die Regentschaft mittlerweile selbst zu übernehmen. Die Armee, fügte Frau von Blasspiel hinzu, habe Fürst Leopold schon vollständig auf seiner Seite gehabt.

Alles dies ward auf so bestimmte Weise erzählt, daß der König fast nicht umhin konnte, es zu glauben, und die beiden Günstlinge — wenigstens Grumbkow — wären ver-

loren gewesen, wenn nicht der gewandte Katsch, der in der Kunst, Jemandem das Wort im Munde umzudrehen, seines Gleichen suchte, sie noch gerettet hätte.

Er forderte Frau von Blasspiel auf, unleugbare juristische Beweise beizubringen. Dies war sie nach Lage der Sache nicht im Stande und Katsch drohete ihr nun mit der Folter. Um ihr einen kleinen Vorgeschmack von dieser zu geben, transportirte man sie noch denselben Abend nach Spandau und sperrte sie in eine Zelle, in der man sie nun achtundvierzig Stunden lang ohne Nahrung, Bett und Licht ließ.

Die Königin legte Fürbitte für sie ein und Graf Finkenstein, Schwager der Gefangenen, bat den König um die Gnade, für ihre Bedürfnisse sorgen zu dürfen. Eine unparteiische Untersuchung anstellen zu lassen, getraute der König sich nicht, denn er ahnte, daß dabei Dinge an den Tag kommen würden, die besser „mit Nacht und Grauen“ bedeckt blieben. Deshalb verfuhr er nach bloßem Gutdünken. Herr von Blasspiel ward seines Postens als Kriegsminister entsetzt, seine Frau blieb ein ganzes Jahr in Spandau und dann wurden beide nach der Heimath des Exministers, nach Cleve, verwiesen.

Später kam der König wohl zu der Ueberzeugung, daß er ihnen unrecht gethan und bat Frau von Blasspiel — ihr Gatte war mittlerweile gestorben — um Verzeihung, aber erst nach seinem Tode ward sie von seinem Sohn und Nachfolger auf Wunsch der Königin-Mutter wieder als Hofmeisterin der jüngern Prinzessinnen angestellt.

Naiv klingt die Art und Weise, auf welche die Herzogin von Orleans in einem ihrer originellen Briefe sich über diesen Vorgang ausspricht.

„Was wird man," schreibt sie, „Madame Blasspiel vor die Maulschellen geben, womit der König in Preußen sie soll regalirt haben, wie er sie hat gefangen nehmen lassen? Das find ich zwar schlimm, aber noch nicht so arg, als daß dieser König sie hat zu Gast gebeten, lustig und freundlich mit ihr gesprochen und sie hernach so übel getracktirt. Das ist zu falsch und gar auf keine Weise königlich."

Sechstes Kapitel.

Friedrich Wilhelms Hauptamüsements. — Die Jagd. — Schilderung einer Parforcejagd. — Wie der König das erlegte Wild zu verwerthen wußte. — Der Jagdnarr Nossig. — Beschreibung von Wusterhausen und wie die königliche Familie daselbst lebte. — Die jährlichen zwei großen Festtage. — Lichtseiten und Annehmlichkeiten des preußischen Hofes unter Friedrich Wilhelm. — Das Tabakscollegium. — Innere Einrichtung desselben. — Die Mitglieder. — Versammlungszeit. — Die „kalten" Raucher. — Das Bier. — Zeitungslectüre. — Hervorragende Persönlichkeiten des Tabakscollegiums. — Freiherr von Gundling. — Was er alles zu ertragen hatte. — Er ergreift die Flucht. — Er wird zurückgebracht. — Sein Nebenbuhler Faßmann. — Ein Gelehrtenduell. — Gundling's Tod und possenhaftes Begräbniß. — Astralicus, der Graf zum Stein. — Magister Morgenstern. — Die Sonntagsparade. — Die Disputation in Frankfurt. — Der Universitätsrector Moser weiß seine Würde zu wahren. — Friedrich Wilhelm als Gutschmecker. — Kärglichkeit der Familientafel. — Der König speist gern auf Kosten Anderer. — Das Mittagsmahl im König von Portugal. — Der Gastwirth Nicolai.

Die Hauptvergnügungen, durch welche König Friedrich Wilhelm sich von der Last und Anstrengung der Regierungsgeschäfte zu erholen suchte, waren die Jagd, sein berühmtes Tabakscollegium und eine gutbesetzte Tafel, letztere vorzüglich im Hause eines seiner Günstlinge, wo es „nichts kostete."

Die Jagden wurden meistentheils von Potsdam aus unternommen, wo er ohnehin, um auch seiner zweiten, oder vielmehr ersten Lieblingsbeschäftigung — dem Exerciren seiner „langen Kerle“ — obzuliegen, den größten Theil des Jahres, Frühling bis Herbst, zubrachte. Die großen, namentlich die Hauptparforcejagden aber fanden in dem mehrfach erwähnten Wusterhausen statt. Sie dauerten mehrere Monate und waren nicht sowohl als eine Erholung, sondern als eine Strapaze zu betrachten, die anstrengend war wie wenig andere. Oft wurden an einem einzigen Jagdtage fünfzehnhundert Hirsche und Rehe und drei= bis viertausend Wildschweine erlegt.

Diese Parforcejagden fanden in eingehegten, mehrere Meilen im Umfang haltenden mit Durchhauen versehenen Waldungen statt, in welche große Wiesenflächen und Teiche mit eingeschlossen waren. Es waren zu diesen Parforcejagden zwölf Piqueurs angestellt, die gute Jäger sein und auch gut reiten und gut das Horn zu blasen verstehen mußten. Ein Augenzeuge schildert diese Jagdpartien folgendermaßen:

„Wenn das Signal vom Oberjäger im Parforcegarten gegeben ist, schlagen die Parforcehunde an und gehen auf den Hirsch los, welcher nach allem Vermögen läuft und zu entrinnen sucht. Aber er hat seine Verfolger, nebst den Piqueurs, allenthalben neben und hinter sich. Gleich dahinter drein folgen auch des Königs Majestät. Dicht vor Ihnen her aber reitet der Hof= oder auch der Ober=Jägermeister. Bisweilen läuft der Hirsch viele Stunden, bis er vor Müdigkeit und Mattigkeit fällt. Es fügt sich auch wohl, daß er an ein Wasser kommt und durch dasselbe

setzt; da denn die Hunde ebenfalls hinter ihm herschwimmen, welches desto lustiger und vergnügter anzusehen.

„Bei so gestalten Sachen aber kann es leichtlich sein, daß des Königs Maj. und die, so den Hirsch verfolgen, in einem Vormittag fünf bis sechs Meilen oder auch wohl noch weiter herumjagen; wie denn manche Parforcejagd des Morgens um sechs Uhr ihren Anfang nimmt und sich erst des Nachmittags um ein oder zwei Uhr endigt. Gemeiniglich aber ist es in einer Zeit von drei bis vier Stunden geschehen.

„Ist der Hirsch gefallen, giebt ihm der Ober- oder Hofjägermeister den Nickfang. Alsdann löst er ihm die beiden vordern Läufte ab und präsentirt sie dem König auf einem silbernen Teller. Die Parforce-Hörner lassen sich hierbei stattlich hören und es wird zum Zeichen der Victoria-Bruch aufgesteckt, das ist ein grüner Zweig auf den Hut.

„Den Hirsch legen die Jägerburschen auf einen ebenfalls mit grünen Zweigen ausgezierten Wagen und bringen ihn nach Wusterhausen, woselbst er in den Schloßhof abgeladen, ausgeweidet und in viele Stücke zerlegt wird. Bisweilen, wenn der Hirsch gut und fett ist, nimmt man etwas davon und schickt es in die Küche. Der Rest aber, und öfters der ganze Hirsch ist für die Parforcehunde bestimmt und diese Mahlzeit heißt ihr Jagdrecht. Bei dessen Verzehrung geht es sehr lustig und zwar also her. Mittlerweile, da der Hirsch zerlegt wird, begeben sich Ihro Maj. nach Dero Retirade, woselbst sie ein wenig ausruhen, auch sich umkleiden, oder doch zum wenigsten ander weißes Zeug anlegen. Der zerlegte Hirsch ist wieder mit seiner Haut bedeckt, an dem sich der Kopf sammt dem Geweih befindet. Die Parforcehunde, mehr als hundert an der Zahl, warten

außer dem Schloßhofe, dessen Gatterthüre zugemacht, haben auch ihre Wächter bei sich, welche Karbatschen in der Hand haben.

„Erscheinen des Königs Maj., so sammelt sich alles um Sie herum. Man öffnet die Gatterthüre des Schloßhafes und die Hunde werden eingelassen. Sie eilen nach dem Hirsch zu, werden aber etlichemal um denselben herum und wieder hinausgeführt, bis man ihnen das Jagdrecht erlaubt. Endlich wenn es Ernst damit werden soll, faßt ein Jägerbursche den Kopf des Hirsches und macht damit allerhand Bewegungen gegen die Hunde. Sie schlagen gewaltig an und bellen. Aber anfallen dürfen sie durchaus nicht. Letzlich, wenn die Haut auf einmal von dem zerlegten Hirsch heruntergezogen wird, dient dieses zu einem Zeichen für die Hunde, ihre Mahlzeit zu thun, mit der sie gar bald fertig sind. Die Piqueurs müssen auf ihren Hörnern dazu blasen."

Wir wissen, wie Friedrich Wilhelm keine Gelegenheit versäumte, sich betriebsam zu zeigen und einen kleinen Profit herauszuschlagen. Auch bei der Jagd blieb er sich in dieser Beziehung treu, indem er das erlegte Wild, namentlich die Schweine, seinen Räthen und Canzellisten oder auch wohlhabenden Bürgern und Kaufleuten ins Haus schickte und sich von ihnen das Stück je nach Größe und Gewicht mit drei bis sechs Thalern bezahlen ließ. Dabei nahm er, der fromme Christ, auf die Empfindlichkeit Andersgläubiger so wenig Rücksicht, daß er sogar reichen Juden dergleichen Wildschweine zusendete und ihnen anheim stellte, sie zu verschenken, oder mit Verlust wieder zu verkaufen.

Für die Jagdspäße war ein besonderer Jagd- und Tafelrath angestellt. Er hieß Johann Erdmann Rossig

und der König machte ihn mittels eines in seiner witzig-seinsollenden Weise abgefaßten Diploms zum Baron von Rabenpreis. Leider entging auch er nicht dem Schicksale so vieler Anderen, die sich in der gefährlichen Atmosphäre des damaligen preußischen Hofes bewegten, und mußte — Niemand erfuhr eigentlich warum — nach Spandau wandern. Zum Glück starb Friedrich Wilhelm schon im nächstfolgenden Jahre, der Jagdnarr ward seiner Haft wieder entlassen und erreichte, von seiner Pension lebend, das hohe Alter von achtundachtzig Jahren.

Eine interessante Beschreibung des Jagdschlosses Wusterhausen und des Lebens daselbst enthalten die Memoiren der Markgräfin von Baireuth, worin es heißt:

„Der König hatte mit vielen Kosten und großer Anstrengung einen dürren Sandhügel aufwerfen lassen, welcher die Aussicht so gut begrenzte, daß man das verzauberte Schloß nicht eher sah, als beim Hinabsteigen.

„Dieses sogenannte Palais bestand in einem sehr kleinen Hauptgebäude, dessen Schönheit durch einen alten Thurm erhöhet wurde, zu dem hinauf eine hölzerne Wendeltreppe führte. Das Gebäude war mit einer Terrasse eingefaßt, um die ein Graben gezogen war, dessen schwarzes und fauligtes Wasser dem Styx glich. Drei Brücken verbanden es mit dem Hofe, dem Garten und einer gegenüber liegenden Mühle. Von zwei Seiten war der Hof durch Flügel geschlossen, welche die Herren von des Königs Gefolge bewohnten, auf der dritten Seite durch ein Stacket, an dessen Seite man zwei weiße und zwei schwarze Adler und zwei Bären — beiläufig gesagt, sehr böse Thiere, die jedermann anfielen — als Schildwachen angebunden hatte.

„Mitten im Hofe befand sich ein mit vieler Kunst an-

gelegter Springbrunnen zum Gebrauch für die Küche. Er war mit Stufen umgeben und eine eiserne Brücke führte hinüber. Hier war das Plätzchen, das sich der König des Abends zum Tabakrauchen auswählte. Meine Schwester und ich, wir hatten für uns und unser ganzes Gefolge nicht mehr als zwei Zimmer, oder vielmehr zwei Dachstübchen. Wie auch das Wetter sein mochte, wir aßen zu Mittag immer im Freien unter einem Zelte, das unter einer großen Linde aufgeschlagen war. Bei starkem Regen saßen wir bis an die Waden im Wasser, da der Platz vertieft war. Wir waren immer vierundzwanzig Personen zu Tisch, von denen drei Viertel fastete, da gewöhnlich nur sechs Schüsseln mit vieler Oekonomie aufgetragen wurden. Der König saß nie länger bei Tische als bis ein Uhr — die Speisestunde war in der Regel zwölf —. Er schlief dann bis 2½ Uhr auf einem Großvaterstuhl im Freien auf der Terrasse, der ärgsten Sonnenhitze ausgesetzt; wir hatten dies Vergnügen mit ihm zu theilen und mußten auf der Erde zu seinen Füßen liegen. In Berlin hatte ich nur die Qualen des Fegfeuers, in Wusterhausen die der Hölle zu erdulden."

Die Piqueurs trugen scharlachrothe Jagdröcke mit Aufschlägen von grünem Sammet, grüne goldbordirte Westen und gelblederne Beinkleider. Jeder hatte sein bestimmtes Pferd. Außerdem wurden für die Jagden noch einige dreißig andere Pferde und über hundert große Hunde gehalten.

Das Jagdschloß Wusterhausen war auch der Ort, wo König Friedrich Wilhelm die einzigen beiden Festtage feierte, die es für ihn im ganzen Jahre gab, nämlich den 11. September und den 3. November. Ersterer ist der Jahrestag der Schlacht von Malplaquet und letzterer der Namenstag

des heiligen Hubertus, den der Waidmann als seinen Schutzpatron verehrt. Die Königin und ihre Damen wohnten diesen Festlichkeiten allerdings bei, ergriffen aber unmittelbar nach der Tafel die Flucht, denn nun ging das Trinken los und wenn die Köpfe gehörig illuminirt waren, begannen die Herren mit einander zu tanzen — ein Vergnügen, bei welchem der König, trotz seiner zuletzt gar gewaltigen Korpulenz, sich als der Unermüdlichste zeigte.

Daß es übrigens am preußischen Hofe nicht immer so toll und roh zuging, wie Friedrich Wilhelms Tochter es schildert, geht aus andern Nachrichten hervor, die ebenfalls von Augenzeugen herrühren und durchaus das Gepräge der Glaubwürdigkeit tragen.

So schreibt zum Beispiel der Tourist von Loen:

„Der König ist gewohnt, von Jugend auf die artigsten und belebtesten Leute um sich zu haben und deshalb muß man es ihm zu gut halten, wenn er die Gelehrten mit weniger Hochachtung betrachtet. Ich kenne unter den preußischen Soldaten verschiedene kluge Köpfe, welche den Wissenschaften mehr Ehre machen, als diejenigen, deren Handwerk es eigentlich ist, Gelehrte zu sein. Der König braucht sie zu den wichtigsten Geschäften und zu allerhand Verschickungen an andere Höfe. Er kann damit mehr ausrichten, als mit einem stolzen Pedanten, der sich auf seine weitläufige Gelehrsamkeit verläßt und nicht zu leben weiß. — Die Lebensart in Berlin hat mir besser gefallen als an einem Orte in der Welt. Die französischen Manieren haben sich daselbst mit den deutschen auf das Glücklichste vereinbart und machen zusammen ein solches vernünftiges Temperament, daß man bei Hof weder die ausschweifende Lebhaftigkeit der Franzosen, noch das steife und gezwungene Wesen der Deut-

schen bemerkt, welche meinen, es ließe schön und vornehm, wenn sie sich hochmüthig und schwülstig geberden.

„Man kann mit Recht den preußischen Hof die Schule der Höflichkeit nennen; es herrscht an demselben durchgängig eine solche Leutseligkeit und ein solches angenehmes natürliches Wesen, daß man öfters nicht wüßte, daß ein Unterschied der Stände sei, wenn einem nicht zuweilen ein Ordensband oder ein prächtiges Gebäude in die Augen fiele und den Unterschied bemerklich machte; denn im Umgang sind die Markgrafen, die Prinzen, die Generale, die Staatsminister, und sowohl der hohe als der niedere Adel überhaupt leutselig und höflich. Man sieht hier keine großen Staatsperrücken mit steifen Köpfen und sprustigen Mienen. Man macht keine Complimente, die nichts heißen. Man hält nichts auf ein thörigtes Gepränge und große Ceremonien welche heut zu Tage die halbe Welt zu Commödianten machen. Man kommt zusammen, man ißt, man trinkt, man spielt und geht wieder von einander, ohne daß man sich ängstigen darf, wie man das Ceremoniell beobachten, und was man für Reden halten soll. Die wahre Höflichkeit ist leicht, angenehm und natürlich. Man redet hier bei Hofe eben so gut französisch wie in Frankreich. Demungeachtet glaube ich nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, daß auch die deutsche Sprache hier ihren reinsten Geschmack bekommen habe.

„Was die Lustbarkeiten bei Hofe betrifft, so kommen dieselben mit denjenigen des Wiener und Dresdner Hofs in keinen Vergleich. Ja, ich muß sagen, man findet hier gar keine, wenn man solche nicht in einem artigen Gespräch, kleinen Spiel, in einer guten Tafel, in angenehmer Gesellschaft, in angenehmen Spaziergängen, in mittelmäßigen Concerten,

in Künsten und Wissenschaften und dergleichen Dingen zu suchen gewohnt ist."

Das Hauptvergnügen Friedrich Wilhelms, welches für ihn die unerschöpflichste Anziehungskraft bewährte, war sein berühmtes Tabakscollegium, welches regelmäßig in seinen drei Hauptresidenzen — Berlin, Potsdam und Wusterhausen — fast allabendlich abgehalten ward.

Im Berliner Schlosse befand sich die Tabaksstube, welche zum Andenken noch bis auf die neueste Zeit in unverändertem Zustand erhalten ward, in der Nähe des weißen Saales. Sie war nach holländischer Art wie eine Prachtküche mit einem hohen Gestell von blauen Tellern eingerichtet, in deren Mitte die große silberne Bierkanne stand, aus der man das Bier mittelst eines Hahns in die Krüge und Deckelbecher einließ.

Das Tabakscolleginm versammelte sich gegen fünf oder sechs Uhr und blieb bis zehn, oft aber auch bis nach Mitternacht beisammen. Die regelmäßigen Mitglieder dieses Collegiums waren eine Anzahl höhere in besonderer Gunst stehende Offiziere. Außerdem wurden dann und wann auch noch die Minister und fremde Gesandten eingeladen, wie denn auch fremde, zu Besuch am Hofe anwesende Personen, oder auf der Durchreise begriffene Notabilitäten ebenfalls Einladungen ins Tabakscollegium erhielten.

Damit die Unterhaltung ihren völlig ungestörten Gang gehen konnte, mußte von der Dienerschaft, die während das Collegium versammelt war, das Zimmer nicht betreten durfte, vorher alles Nöthige in Stand gesetzt und bereit gestellt werden. Die Bierkanne ward gefüllt, das nöthige Quantum Tabak besorgt und für den Fall, daß ein Mitglied Appetit

zum Essen bekam, kalte Küche, die von der Mittagstafel übrig geblieben war, auf einem Nebentische aufgestellt.

Wenn es sieben Uhr schlug, stand der König auf und ging zur Königin, die zu dieser Stunde zu soupiren pflegte und an deren Tafel stets ein Couvert für ihn mit aufgelegt ward. In der Regel hielt er sich jedoch nicht viel über eine Viertelstunde bei ihr auf und ging wieder dahin, wo es ihm besser gefiel. Gegen acht Uhr traten die jungen Prinzen ein, um dem König gute Nacht zu sagen.

Die Mitglieder des Collegiums saßen mit ihren breiten Ordensbändern um den Haupttisch herum und rauchten aus langen weißen holländischen Thonpfeifen. Wer nicht rauchen konnte, wie zum Beispiel der österreichische Gesandte von Seckendorf oder Fürst Leopold von Dessau, mußte, wenn er den König nicht verdrießlich machen wollte, wenigstens eine Pfeife in den Mund nehmen und kalt rauchen. Seckendorf, dieser Meister in der Kunst, sich beliebt zu machen, paffte sogar regelmäßig mit der Oberlippe wie ein Raucher, der sein Kraut recht schmackhaft findet. Der König selbst qualmte fürchterlich und als König Stanislaus von Polen, der auch gern Tabak rauchte, einmal während seiner Anwesenheit in Berlin das Tabakscollegium mehrere Abende hintereinander besuchte, war Friedrich Wilhelm eifrig bedacht, sich nicht übertreffen zu lassen und schmauchte jeden Abend nicht weniger als dreißig Pfeifen.

Das Bier, welches man trank, war sogenanntes Duckssteiner. Man bezog es aus Königslutter im Braunschweigischen und es stand in weißen Krügen mit einem Glase daneben vor jedem Gaste.

Eine Bier- und Tabaksstube ohne politische Lectüre wäre eine Suppe ohne Salz und deshalb war auch hinreichend

für Zeitungen gesorgt. Es waren dies die Berliner, die Hamburger, die Wiener, die Breslauer, die Frankfurter und die Leipziger, außerdem auch noch einige französische und holländische.

Zu den bemerkenswerthesten Mitgliedern des Tabakscollegiums gehörten der General Graf Dönhoff, von dem der Dönhoffsplatz seinem Namen hat; der Generallieutenant Peter von Blankensee mit dem Spitznamen der Blitzpeter und von dem Friedrich der Große sagt, seine Seele habe sich von der eines Thieres nicht wesentlich unterschieden; der General Graf von Haake, derselbe, der auf Befehl des Königs die Tochter des langen Creutz heirathen mußte; Oberst Wilhelm von Rochow, der Schwager des unglücklichen Katt, der seine Treue gegen den Kronprinzen mit dem Tode büßte; Adam von Flanz, ein famoser Rebhuhnschütze; Jean Querin de Forcade, der aus einer französischen Emigrantenfamilie stammte und eine Hauptkreatur des Fürsten von Dessau war; Otto von Glasenapp, ein tapferer Pommer, und — außer noch einigen Andern — der bekannte Freiherr von Gundling.

Letzterer ward, wie sich aus dem Nachfolgenden zur Genüge ergeben wird, keineswegs als ebenbürtiges Mitglied des Tabakscollegiums betrachtet, sondern war eigentlich blos als Zeitungsvorleser angestellt, mit welchem Amte aber auch noch mehrere andere weit weniger ehrenhafte positive und negative Leistungen verbunden waren.

Gundling war ein Pfarrerssohn aus dem Gebiet der Reichsstadt Nürnberg und durch Dankelmann nach Berlin gekommen, wo er zuerst als Professor an der Ritterakademie angestellt ward. Als Friedrich Wilhelm gleich nach seinem Regierungsantritt diese aufhob, machte er Gundling auf Grumbkow's Empfehlung zum Hofrath und Zeitungsreferen=

ten bei dem Tabakscollegium, gab ihm eine Wohnung im Potsdamer Schlosse und freie Tafel bei Hofe. Dafür mußte er den König überall hin begleiten, um ihm mit seiner Gelehrsamkeit stets bei der Hand zu sein.

Leider aber hatte er zugleich von diesem eine Behandlung zu ertragen, die ihn nicht viel besser denn als Hofnarren und Lustigmacher erscheinen ließ. Zum Spott ward er zu einer abgeschafften Würde, nämlich der des Oberceremonienmeisters ernannt, und mußte das zurückgelassene Galakleid unseres verabschiedeten Freundes Besser tragen. Es bestand dies in einem rothen, mit schwarzem Sammet ausgeschlagenem Leibrock mit großen französischen Aufschlägen und goldenen Knopflöchern. Hierzu gehörte noch eine große Staatsperücke mit herabhängenden langen Locken von weißen Ziegenhaaren, ein großer Hut mit weißen Straußfedern, strohgelbe Beinkleider, rothseidene Strümpfe mit goldenen Zwickeln und Schuhe mit rothen Absätzen.

Außerdem ward er noch zu einer Menge anderer Chargen und Würden erhoben, aber blos um diese und ihn selbst lächerlich zu machen. So ernannte ihn zum Beispiel der König, als er einmal den Vorschlag gemacht hatte, Maulbeerbäume in den preußischen Staaten anzupflanzen, zum Geheimen Finanzrath und ertheilte dem betreffenden Minister den Befehl, Gundling „feierlich in das Collegium zu introduciren, ihn cum voto sessionis anzustellen und ihm das Departement aller seidenen Würmer im ganzen Lande zu übertragen."

Nach einigen Jahren ward er in den Freiherrnstand erhoben und zwar nur vorläufig, „weil," wie es in dem darüber ausgestellten Diplom hieß, „seine großen Verdienste

längst meritirt, daß er mit dem Grafenstande beehrt werde." Später ernannte ihn der König auch zum Kammerherrn.

In dem Tabakscollegium mußte Gundling als Stichblatt oft sehr ergötzlicher, durchgängig aber roher und oft handgreiflicher Späße herhalten. Der König, dem nur der Soldat etwas galt, betrachtete die Gelehrten als „Pedanten, Schmierer und Dintenkleckser" und fand deshalb seine Freude daran, sie in Gundling's Person zu verhöhnen und zu verspotten.

Der Anfang ward gewöhnlich damit gemacht, daß man Gundling zutrank, bis er seiner Sinne nicht mehr mächtig war, und dann allerhand Possen mit ihm trieb. Man ließ ihn zum Beispiel aus den Zeitungen die gröbsten und beleidigendsten Schmähartikel über ihn selbst vorlesen, die der König vorher den Redactionen zur Aufnahme eingesendet hatte. Oder man heftete ihm von Papier ausgeschnittene Ochsen, Affen und Esel an sein Staatskleid, und einmal setzte man einen ganz wie Gundling selbst gekleideten mit dem Kammerherrnschlüssel geschmückten Affen neben ihn, während der König behauptete, es sei dies ein natürlicher Sohn Gundling's, der das Thier vor dem ganzen Tabakscollegium umarmen mußte.

Einmal während des Winters — es war in Wusterhausen — als er in der Nacht schwer angetrunken über die Schloßbrücke nach Hause taumelte, ward er — natürlich auf Befehl des Königs — von vier handfesten Grenadieren gepackt, die ihn an Stricken in den gefrorenen Schloßgraben hinabließen und mit ihm Stöße gegen das Eis führten, bis dieses durchbrochen war. Der König betrachtete dies als einen so ausgezeichneten Witz, daß er es mehrmals wiederholen und sogar malen ließ.

Ein bei dem königlichen Spaßmacher eben so beliebter Streich bestand darin, daß er, während Gundling dem Tabakscollegium beiwohnte, mittlerweile in dessen Behausung die Thür des Schlafzimmers vermauern ließ. Kam dann Gundling in der Nacht schwer angetrunken nach Hause, so mußte er, anstatt sich schlafen legen zu können, die ganze Nacht mit Suchen zubringen. Oder man ließ in demselben Schlafzimmer einen Soldaten sich versteckt halten, der dann, wenn Gundling kaum eingeschlafen war, Raketen und Schwärmer losbrannte. Einmal legte man ihm sogar einen jungen Bären ins Bett, der ihn, obschon ihm vorher die Krallen verschnitten worden, doch beinahe todtgedrückt hätte, so daß der arme Gefoppte mehrere Tage lang Blut hustete. Ein andermal schnitt man ihm, während er betrunken war, den Kammerherrnschlüssel vom Rocke und der König drohete nun, ihn mit derselben Strafe belegen zu lassen wie einen Soldaten, der sein Gewehr verloren. Fast acht Tage lang mußte Gundling einen beinahe eine Elle langen vergoldeten hölzernen Schlüssel zur Strafe auf der Brust tragen. Dann ward ihm der verlorene wieder eingehändigt, den er sich nun, um ähnlichen Vorkommnissen vorzubeugen, von einem Schlosser mit starkem Drath an dem Rockschooß befestigen ließ. Der alte Chaisenträgerwitz, wo der Getragene den Boden unter den Füßen verliert und dann nolens volens durch Dick und Dünn mitlaufen muß, ward ebenfalls mehrmals an ihm practicirt.

Endlich konnte Gundling es nicht mehr aushalten. Er ergriff die Flucht und begab sich zu seinem Bruder Nicolaus Hieronymus, der Professor und Kanzler in Halle war. Der König ließ ihn, nachdem sein Aufenthalt ermittelt worden, wiederholen und drohete anfangs, ihn als Deserteur zu bestra-

fen. Da er aber vor allen Dingen wieder den alten Lustigmacher in ihm aufleben zu sehen wünschte und Gundling sich auffallend still und ruhig verhielt, so suchte er ihn wieder auf andere Weise, nämlich durch die Eitelkeit aufzurütteln, gab ihm tausend Thaler Zulage und erhob ihn, wie schon oben erwähnt worden, in den Freiherrnstand, wobei er ihm zugleich die Ancienniät von sechzehn Ahnen väterlicher und mütterlicher Seite verlieh.

Sein Rival und späterer Nachfolger war der Historiograph Faßmann aus Wiesenthal in Sachsen, von welchem die zu jener Zeit sehr beliebten „Gespräche im Reiche der Todten" herrührten. Dieser mußte auf Befehl des Königs eine von faustdicken beleidigenden Anspielungen und Bezeichnungen wimmelnde Satyre schreiben, die den Titel führte: „Der gelehrte Narr." Diese überreichte er, ebenfalls dem Willen des Königs gemäß, Gundling in dem versammelten Tabakscollegium. Kaum hatte Letzterer die ersten Seiten der Schrift gelesen, so gerieth er in eine solche Wuth, daß er eine der kleinen Pfannen ergriff, welche zum Anbrennen der Pfeifen mit glühendem Torf gefüllt waren, und sie Faßmann ins Gesicht warf, so daß diesem die Augenwimpern abgesengt wurden. Sofort packte der Verbrannte den Angreifer, legte ihn über einen Stuhl, zog ihm die Hosen straff und schlug mit der Kohlenpfanne dermaßen auf ihn los, daß Gundling vier Wochen lang nicht sitzen konnte.

Von diesem Tage an trafen die beiden gelahrten Herren niemals im Tabakscollegium zusammen, ohne sich abermalige Püffe und Hiebe zu versetzen, und der König, die Minister, Generale und Gesandten waren die jauchzenden, beifallklatschenden Zuschauer dieser Katzbalgereien. Als der König dieselben satt hatte, forderte er die beiden gelehrten

Hanswürste auf, ihre Sache durch ein rechtschaffenes Duell auszumachen. Faßmann war dazu bereit und forderte Gundling auf Pistolen. Gundling wollte die Herausforderung nicht annehmen, aber der König zwang ihn dazu.

Als die beiden Duellanten auf dem bestimmten Platz erschienen, reichte man ihnen zwei blos mit Pulver geladene Pistolen. Gundling warf, als er schießen sollte, das Pistol weg und Faßmann drückte ihm das seinige so dicht vor der Nase ab, daß urplötzlich seine ganze Perrücke in Flammen stand. Gundling stürzte wie todt zur Erde nieder, der König ließ einige Eimer kaltes Wasser über ihn hinwegschütten und brachte ihn auf diese Weise wieder zum Bewußtsein des Lebens zurück.

Trotz der riesenmäßigen Körperconstitution, deren Gundling sich erfreuete, mußte dieselbe so wiederholten gewaltsamen Angriffen und namentlich dem unmäßigen Trinken endlich erliegen. Sein Magen bekam, wie sich aus der Section ergab, ein großes Loch und Gundling beschloß sein geplagtes Leben in seinem achtundfünfzigsten Jahre auf seinem Zimmer im königlichen Schlosse zu Potsdam.

Aber der Spott, der ihn so lange Jahre im Leben verfolgt hatte, sollte ihn auch im Tode noch verhöhnen. Schon seit zehn Jahren hatte der König ihm ein großes Weinfaß zum Sarge bestimmt. In dieses ward er jetzt mit seinen schönsten Galakleidern angethan gelegt und trotz der Reclamation, welche die Geistlichkeit dagegen erhob, zu Bornstedt bei Potsdam begraben. Sein Nebenbuhler Faßmann erlebte den Triumph, ihm noch zu guter Letzt eine höhnende Grabrede halten zu können, ohne daß er zu fürchten brauchte, abermals verdientermaßen eine Pfanne glühender Kohlen ins Gesicht geworfen zu bekommen.

Gundlings eigentlicher Nachfolger in seiner Eigenschaft als Hofnarr und Sündenbock war ein entlaufener Mönch aus Tyrol Namens Graben zum Stein, der zum Spott Graf zum Stein, oder auch Astralicus genannt und als Vicepräsident der Akademie der Wissenschaften und als Ceremonienmeister angestellt ward. Er mußte sich eben so wie Gundling die gröbsten Späße gefallen lassen, verfolgte aber dabei auch einen eigenen Zweck, denn er stand als geheimer Spion im Solde Seckendorf's, der ihn dem Könige erst empfohlen hatte.

Mit mehr Würde als Gundling, Faßmann und Astralicus wußte sich in dem Tabakscollegium ein vierter Gelehrter zu behaupten. Es war dies der aus Pegau in Sachsen gebürtige Magister Salomon Morgenstern, der als Docent der Geschichte und Geographie unter sehr ärmlichen Verhältnissen an der Universität Halle thätig gewesen war.

Er hatte eine Staatsgeographie und ein Staatsrecht des russischen Reiches geschrieben, diese Werke der Kaiserin Anna und den Grafen Ostermann und Münnich gewidmet, die ihn dafür sehr freigebig beschenkt hatten. Die Kaiserin ließ damals in Moskau ein Gymnasium gründen und Morgenstern hatte Aussicht, bei demselben angestellt zu werden. Er machte sich demgemäß auf und passirte auf seiner Reise das Thor von Potsdam.

Die wachthabenden Offiziere hatten strenge Ordre, alle das Thor passirenden Personen von auffallendem, oder sonderbarem Aeußern während der Anwesenheit des Königs unverzüglich bei diesem zu melden, und da die äußere Erscheinung des auswandernden Magisters wirklich eine ungemein komische war, so versäumte der Offizier im Thore nicht, ihn zu dem König zu führen. Diesem gefiel er sehr

gut und er ward von ihm sofort bedeutet, daß er nicht weiter reisen dürfe, sondern in Potsdam bleiben müsse.

Morgenstern machte dagegen vorstellig, daß sich ihm in Rußland Aussichten auf eine gute Anstellung darböten, der König aber schnitt ihm kurz das Wort ab, indem er entgegnete, was die Kaiserin zahle, könne er auch zahlen. Demgemäß ward der Magister mit fünfhundert Thalern Gehalt und freier Wohnung im Schlosse zu Potsdam zum Hofrath ernannt und als Mitglied des Tabackscollegiums aufgenommen, in welchem er sich, trotz seines wunderlichen Aeußern, in ziemlichem Ansehen erhielt.

Das Tabakscollegium ward nur an Wochenabenden besucht. Sonntags wohnte der König zwei Mal mit unverbrüchlicher Pünktlichkeit dem Gottesdienste bei und Abends fand eine große Cavalcade statt, welcher der ganze Hof beiwohnen mußte. Die Wagen mußten vor dem zu Pferde sitzenden König langsam vorüberfahren, bei welcher Gelegenheit er dann mit den darinsitzenden Personen sprach oder scherzte. Die gewöhnlichste Art, seine gute Laune anzudeuten, bestand, wie Morgenstern erzählt, darin, daß er ohne weiter ein Wort zu sprechen, zwei Finger wie ein paar Hörner neben die Stirn hielt. Der Kammerdiener Abt blökte sodann die Zunge heraus und seine Frau machte darauf mit dem freundlichsten Lächeln eine Verbeugung dagegen. Dem Kammerdiener Brandhorst dagegen war diese Adresse jedesmal ein Nagel zu seinem Sarge und seine Frau gerieth darüber wie in Ohnmacht.

Morgenstern mußte auch einmal auf Befehl des Königs in Frankfurt an der Oder mit den Professoren über das Thema: „Gelehrte sind Salbader und Narren" disputiren. Der König kam selbst zu dieser Disputation nach Frankfurt

in einem Jagdwagen, neben welchem Morgenstern einherritt. Am Tage nach seiner Ankunft nahm er die Messe in Augenschein, ließ sich Abends von den Studenten eine Musik bringen und befahl ihnen, bei tapferem Wetzen der Hieber auf dem Straßenpflaster zu rufen: „Vivat das königliche Haus, die königlichen Waffen und Herr Morgenstern — pereat allen Feinden des Königs und dem Astralicus.“

Am dritten Tage war die Disputation. Den Professoren war durch die Pedelle befohlen worden, zu erscheinen und Morgenstern zu opponiren. Der König fand sich mit seinen Offizieren bei guter Zeit ein und als viele Professoren noch fehlten, ließ der König sie holen und sagte zu den Offizieren: „Morgenstern ist klüger als alle Professoren. Ein Quentchen Mutterwitz ist besser als ein Centner Universitätsweisheit.“

Der berühmte Johann Jakob Moser war damals Rector der Universität zu Frankfurt und Ordinarius der Juristenfacultät. Er fand es sehr begreiflicherweise unter seiner Würde, bei der von dem König in Scene gesetzten abgeschmackten Posse eine Rolle zu übernehmen, und weigerte sich, Morgenstern zu opponiren, der ein mit lauter silbernen Hasen gesticktes blausammetnes Kleid mit großen rothen Aufschlägen, eine rothe Weste, eine ungeheure über den ganzen Rücken herunterhängende Perrücke, statt des Degens einen Fuchsschwanz und auf dem Hute statt der Federn Hasenhaare trug.

Als dem König gemeldet ward, daß der Rector Moser sich entschieden weigere, sich bei der Disputation zu betheiligen, entgegnete er: „Ja, ja, das ist auch so ein Heuchler. Was ist's denn? Jeder Mensch hat seinen Narren; ich habe den Soldatennarren. Ein Anderer“ — hier zeigte er auf

Moser — „hat den geistlichen Hochmuthsnarren und noch ein Anderer hat wieder einen andern Narren. Es ist ja nur ein erlaubter Spaß. Scheuet Euch nicht, Jungens," rief er sodann den Studenten zu; „tretet näher und beweist Morgenstern, daß er ein Narr ist."

Die Studenten begannen nun mit fürchterlichem Schreien und Toben sich um Morgenstern herumzudrängen und der Rector mußte erst die Ruhe wiederherstellen, ehe die Disputation beginnen konnte.

Der erste Professor, welcher gegen Morgenstern auftrat, war der gewandte Humanist Roloff, der seinem Gegner tüchtig zu schaffen machte und den König durch seine witzigen Einfälle mehrmals zum Lachen brachte. Hätte Friedrich Wilhelm geahnt, daß der Vater dieses selben Roloff ihn zwei Jahre später zum Tode vorbereiten würde, so würde dies seiner Lachlust wohl einen kleinen Dämpfer aufgesetzt haben.

Der zweite Opponent war Professor Fleischer, Verfasser eines sehr liberal geschriebenen Kirchenrechts und ebenfalls ein gewandter witziger Kopf.

Nach einer Stunde, nachdem der König sich sattgelacht hatte, ließ er die Disputation abbrechen, machte Morgenstern eine ironische Verbeugung, drehete sich um, pfiff und klatschte in die Hände. Alle Anwesenden thaten dasselbe und die Posse war aus.

Morgenstern war damals noch ziemlich jung, denn er lebte nach dieser Disputation beinahe noch fünfzig Jahre und starb erst gegen das Ende der Regierung Friedrichs des Großen im Jahre 1785.

Das dritte Hauptamüsement Friedrich Wilhelms waren, wie wir zu Anfang dieses Kapitels angedeutet, die Freuden der Tafel. Er aß gern gut und trank gern viel, aber es

durfte, wenigstens direct, nicht viel kosten. Seine eigene Tafel war daher sehr einfach und karg bestellt. Sein unabweisbares Bedürfniß, stets zu schelten und an etwas herumzumäkeln, fand vorzüglich im Küchendepartement reichliche Befriedigung und die Königin beschwerte sich mehrmals bitterlich über „den mit jedem Tage schlimmer werdenden entsetzlichen Geiz des Königs in Bezug auf das Essen." Alle Küchenzettel mußten ihm regelmäßig vorgelegt und alles bis auf jede einzelne Citrone à acht Pfennige, Milch einen Groschen, eine Mandel Eier zwei Groschen drei Pfennige, einzeln aufgeführt werden.

Aus einem dieser noch vorhandenen Küchenzettel ersieht man, daß ein Mittag- und Abendessen für den König, die Königin, die königliche Familie, deren Gesellschaft und Bedienung, einige Generale und neunzehn Pagen nicht mehr als einunddreißig Thaler sechszehn Groschen kostete. Dennoch findet sich auf diesem Zettel von der Hand des Königs die Bemerkung: „Ein Thaler zuviel."

Die königliche Tafel selbst war natürlich unter solchen Umständen sehr karg bestellt und die einfachen Gerichte, die auf ihr erschienen, waren auch der Quantität nach so wenig genügend, daß man sich oft kaum satt essen konnte. Die Lieblingsgerichte des Königs — nämlich wenn er zu Hause für sein Geld aß — waren Speck mit Erbsen und Schinken mit Grünkohl. Wie er sich einen standesgemäßen Mittagstisch dachte, beweist ein Küchenzettel, den er seinem Sohne als mustergültig empfahl. Nach diesem Küchenzettel sollte die Auswahl für das Diner bestehen in:

„Suppe von Kalbfleisch mit Hechtklößen, Sauerampfer und Kerbel,
Rindfleisch mit Weißkohl,

Hammelcarbonade mit grünen Erbsen,
Spreekarpfen mit Kirschmus,
Krebse mit Butter,
Fricassée von jungen Hühnern,
Marinirtem Rindsmaul mit Füßen,
Hammelbraten mit Gurkensauce."

Obschon er Fische, sowohl Fluß- als Seefische, namentlich aber Hummern und Krebse, sehr gern aß, so durfte doch ohne seine ausdrückliche Erlaubniß von dergleichen Dingen nichts aus Hamburg oder anderswoher verschrieben werden.

Während aber Friedrich Wilhelm zu Hause in diesen, wie in vielen andern Beziehungen den Kleinigkeitskrämer spielte und eine, eines Königs am allerwenigsten würdige, Knauserei an den Tag legte, ließ er es sich außer dem Hause, namentlich bei Grumbkow, tüchtig schmecken, obschon seine Meinung, daß es ihm dort nichts koste, eine durchaus irrige war, denn er bezahlte seinem Günstling für Bewirthung der fremden Gäste jährlich eine bedeutende feste Summe, von der dem Unternehmer, auch wenn er zuweilen den gesegneten Appetit des Königs mit in den Kauf nehmen mußte, immer noch ein schöner Gewinn übrig blieb.

Bei dem Geize, unter dessen Druck seine häusliche Küche seufzte, sah er es natürlich gern, wenn ihm Geschenke in die Küche gemacht wurden und Seckendorf, der, wie alle übrigen Schwächen des Königs, so auch diese kannte und benutzte, übersendete oft Lerchen, Krammetsvögel, Ortolane, Trüffeln, Pasteten und dergleichen Dinge. „Ich könnte," schreibt Seckendorf nicht lange nach Abschluß des Wusterhäuser Tractats mit Oesterreich an den Prinzen Eugen, „die beständige Gegenwart um den König unmöglich in die Länge ausstehen, da bei den Wintertagen fast alle Abende bis Mitternacht

soupirt wird, wie denn gestern bei Generallieutenant von Grumbkow nicht ohne Exceß bis in die späte Nacht zugebracht worden ist. Es wurde vom König des sonst gewöhnlichen ungarischen Weines gedacht, den man nun verschiedene Jahre nicht gesendet, daher man sich Hoffnung macht, es werde in diesem Jahre geschehen und wo ein extraguter käme, würde es sicherlich nicht unangenehm sein."

Friedrich Wilhelm liebte es auch, wenn er bei Privatpersonen, vornehmen sowohl als geringen, zu Hochzeiten oder dergleichen Gastereien eingeladen ward, nur verbat er sich, um sich in seinen handfesten Späßen und Witzen keinen Zwang anthun zu müssen, die Anwesenheit von Damen und selbst bei Hochzeitsschmäusen durften nur die Braut und die Mutter derselben zugegen sein.

Bei seinen Ministern und Generalen, auch wenn sie keine Tafelgelder bezogen, wartete er nicht bis sie ihn einluden, sondern kündigte oft ganz unerwartet dem oder jenem seinen Besuch zum Diner an, welches dann natürlich so trefflich geschafft ward als es geschafft werden konnte.

Ein General, der an Geiz ein würdiger Nacheiferer seines Königs war und bei dem dieser sich auch einmal unerwartet zu Tische lud, entschuldigte sich damit, daß er als unvermählt keine eigene Wirthschaft habe und deshalb bedauern müsse, den König nicht als Gast empfangen zu können. Der König ließ sich durch eine solche Ausrede natürlich nicht abweisen, sondern machte dem General bemerklich, daß im Gasthause zum König von Portugal in der Burgstraße auf Bestellung ein sehr gutes Diner zu haben sei und daß er sich den nächstfolgenden Tag dort einfinden werde. Er erschien auch wirklich und zwar, um dem knauserigen General einen Possen zu spielen, mit ungemein zahlreichem Gefolge. Als der König

endlich Miene machte, sich zu erheben, rief der General den Gastwirth Nicolai herein und fragte ihn, was das Couvert koste. „Ohne den Wein einen Gulden die Person," antwortete Nicolai. „Gut," sagte der General, „dann ist hier ein Gulden für mich und einer für Seine Majestät; die andern Herren, die ich nicht geladen habe, werden für sich selbst bezahlen." — „Das ist fein," rief der König; „ich gedachte den Herren zu prellen und er prellte mich." — Und ohne weiter ein Wort zu verlieren, bezahlte er die ganze Rechnung.

Dieser Gastwirth Nicolai war nicht blos ein naher Nachbar — das Hotel zum König von Portugal ist nur wenige hundert Schritte vom Schlosse entfernt — sondern auch ein großer Günstling des Königs, weil seine Frau das Lieblingsgericht Friedrich Wilhelms, Grünkohl mit Schinken, ihm so zu bereiten verstand, daß ihr, wenigstens nach des Königs Meinung, hierin Niemand gleichkam. Er speiste daher auch sehr oft dort und verehrte dem Wirth sein Miniaturbildniß, welches dieser, um damit vor allen bei ihm einkehrenden Fremden zu prunken, fortwährend am Knopfloch hängend trug.

Siebentes Kapitel.

Friedrich Wilhelms Orthodoxie und Toleranz. — Jesuitenhaß. — Ein königliches Glaubensbekenntniß. — Friedrich Wilhelms Repressalien gegen den katholischen Kurfürsten von der Pfalz. — Die Salzburger Emigranten. — Die böhmischen Brüder. — Der König wird schwermüthig und tiefsinnig. — Der „Hunde-Franke." — Die Zerstreuungsreise nach Dresden. — Friedrich Wilhelm wird in Versuchung geführt. — Er widersteht derselben siegreich. — Die schöne Formera. — Die Gräfin Orselska. — Friedrich Wilhelm will dem Throne entsagen. — Die getäuschten Erbschaftshoffnungen. — Georg der Erste und Zweite als Testamentsverbrenner. — Das beabsichtigte Königsduell. — Friedrich Wilhelms Geldgier. — Mittel zur Befriedigung derselben. — Seine tägliche Lebensweise. — Der Kaminrath Eckhardt. — Friedrich Wilhelms Urtheil über die Gelehrten im Allgemeinen und über Leibnitz im Besondern. — Verspottung der Akademie der Wissenschaften. — Preußen eine „verdammte Galeere." — Unterdrückung öffentlicher Lustbarkeiten. — Theaterwesen. — Karl von Eggenberg, der „starke Mann." — Preise der Zuschauerplätze und Gehalte der Schauspieler.

Daß Friedrich Wilhelm nicht blos in militairischen, sondern auch in religiösen Dingen sehr streng war und sich auf seine Orthodoxie nicht wenig zu gute that, haben wir schon wiederholt angedeutet. Dabei blieb er aber dem schon von seinen Vorfahren beobachteten System, in Glaubenssachen möglichste Toleranz zu üben, unverbrüchlich treu. Alle Religionsparteien wurden in seinem Lande geduldet, nur von den Jesuiten, diesen „Vögeln, welche dem Satan Raum geben und sein Reich vermehren wollen," wie er sich ausdrückte, wollte er durchaus nichts wissen.

Nach dem Abfalle Augusts des Starken von der Sache des von seinen Vätern so heldenmüthig vertheidigten Protestantismus betrachteten die Herrscher Preußens sich mit Recht als die ersten Schutzherren der Protestanten

in Deutschland und auch Friedrich Wilhelm der Erste blieb dieser Mission treu. Gleich nach seinem Regierungsantritt erließ er, um den immer noch dann und wann hervortretenden Zwistigkeiten zwischen Lutheranern und Reformirten ein Ende zu machen, ein Edict, in welchem er beide Theile ernstlich ermahnte, friedlich mit einander zu verkehren und sich aller Schmähungen gegen einander zu enthalten.

Originell aber ungemein treffend und wahr ist das, was er in einer Nachschrift zu einem Erlasse sagt, den er im September des Jahres 1726 von Wusterhausen aus wegen einer derartigen Streitigkeit an den lutherischen Propst Roloff — den Vater des uns bekannten Frankfurter Professors — abfertigte. Diese eigenthümliche Nachschrift lautet:

„Der Unterschied zwischen unsern beiden evangelischen Religionen ist wahrlich ein Pfaffengezänk, denn äußerlich ist kein großer Unterschied; wenn man es examinirt, so ist es derselbige Glaube in allen Stücken, sowohl der Gnadenmahl als h. Abendmahl. Nur auf der Kanzel, da machen sie eine Sauce, eine saurer als die andere. Gott verzeihe allen Pfaffen, denn die werden Rechenschaft geben am Gerichte Gottes, daß sie Schulratzen aufwiegeln, das wahre Wort Gottes in Uneinigkeit zu bringen. Was aber wahrhaftige geistliche Prediger sind, die sagen, daß man sich soll einer den andern dulden und nur Christi Ruhm vermehren, unsere Nächsten lieben als uns selbst, christlich zu leben und christlich zu wandeln und nur auf Christi Verdienst sich zu verlassen. Die werden gewiß selig. Aber es wird nicht heißen: Bist Du lutherisch? Bist Du reformirt? Es wird heißen: Hast Du meine Gebote gehalten? Oder bist Du ein braver Disputator gewesen? Es wird heißen: Weg mit den letzten ins höllische Feuer zum Teufel; die meine Gebote gehalten,

kommt zu mir in mein Reich, dann soll die viele Freude willkommen sein. Gott gebe uns allen seine Gnade und gebe allen seinen evangelischen Kindern, daß sie mögen seine Gebote halten und daß Gott die möge alle zum Teufel schicken, die Uneinigkeit verursachen. Dazu helfe uns Gott, der allmächtige Vater unsers Erlösers Jesu Christi durch seinen bittern Tod. Amen. Friedrich Wilhelm."

Der katholische Kurfürst von der Pfalz erlaubte sich mannigfache Bedrückungen seiner protestantischen Unterthanen und Friedrich Wilhelm ließ, um das Vergeltungsrecht zu üben, eine Abtei im Halberstädtischen und den Dom zu Minden sequestriren. Der Kaiser murrte darüber, fand es aber doch gerathen, dem Kurfürsten von der Pfalz zu befehlen, daß er die Evangelischen in ihren Rechten ferner weiter nicht kränke.

Die Salzburger Emigranten fanden 1732, mehr als zwanzigtausend an der Zahl, in Preußen eine neue Heimath. Der König begrüßte sie, als der erste Zug eintraf, persönlich und die Königin bewirthete sie in Monbijou.

Schon mehrere Jahre zuvor hatten sich auch böhmische Brüder nach Berlin gewendet, wo sie eine böhmische Gemeinde bildeten, vom König eine Kirche gebaut erhielten und sich auch noch mehrfacher andern Unterstützungen zu erfreuen hatten.

Einen ganz besonders mächtigen Einfluß auf die religiöse Gemüthsstimmung Friedrich Wilhelms erlangte der Stifter des Waisenhauses in Halle, der schon früher erwähnte August Herrmann Franke, welcher dem König so zuzusetzen wußte, daß dieser trotz seines sonst so klaren und praktischen Sinnes in tiefe Schwermuth verfiel. Es geschah dies im

Jahre 1727, als der König sonach noch nicht ganz vierzig Jahre alt war.

Diese Schwermuth äußerte sich in der Weise, daß er hypochondrisch und bigott ward, es nicht mehr leiden konnte, wenn Jemand in seiner Nähe lachte, oder auch nur eine heitere Miene blicken ließ. Dabei sprach er fortwährend davon, daß er die Krone niederlegen und sich nach dem Haag auf das Lustschloß Honslardik zurückziehen wolle, welches er von König Wilhelm dem Dritten ererbt. Grumbkow und Seckendorf machten ihn wiederholt auf die Hindernisse aufmerksam, welche sich einer solchen Abdankung entgegenstellten, und sagten ihm, daß er einen solchen Schritt später sicherlich schwer bereuen würde.

Der König lieh allen diesen Ermahnungen nur taube Ohren und glaubte nur, was Franke ihm sagte. „Dieser Geistliche," sagt Friedrich Wilhelms Tochter in ihren Memoiren, „machte ihm die unschuldigsten Dinge zur Gewissenssache. Er verwarf alle Vergnügungen als verdammlich, selbst die Musik und Jagd. Man solle einzig und allein vom Worte Gottes sprechen, alles Andere war verboten. Bei Tische führte er immer das Wort und machte den Vorleser wie in einem Refectorium. Der König las uns alle Nachmittage eine Predigt vor, sein Kammerdiener stimmte einen Gesang an und wir mußten ihn alle begleiten. Meinen Bruder und mich ergriff die Lachlust oft so gewaltig, daß wir ausbrachen. Dann ereilte uns aber ein Bannfluch, den wir mit einem reuigen Bußgesicht annehmen mußten, welches wir nur mit Mühe zusammensetzen konnten. Kurz, der „Hunde-Franke" machte, daß wir wie in La Trappe lebten."

Da alles Zureden Grumbkow's und Seckendorf's nichts half und der Tiefsinn des Königs einen immer bedenklicheren

Grad erreichte, so sann man auf andere Mittel, um eine heilsame Aenderung herbeizuführen. Man glaubte, eine Veränderung des Aufenthalts und der Umgebung werde das Beste sein, besonders weil dies zugleich die Entfernung von dem „Hunde-Franke“ in sich schloß. Von früher her wußte man, daß es dem König in Dresden bei August dem Starken immer sehr gut gefallen hatte, daß er diesen sehr gut leiden konnte und obschon er sich jetzt bestimmt geweigert haben würde, diesen schwelgerischen Hof zu besuchen, wenn man ihm gesagt hätte, er solle es um des Vergnügens und der Zerstreuung willen thun, so verstand er sich doch dazu, nachdem man ihm glauben gemacht, dieser Besuch sei aus politischen Gründen nothwendig. Im Januar 1728 reiste er demgemäß von Wusterhausen nach Dresden ab. Auf welche Weise man ihn dort wieder für die Welt und ihre Freuden zu ködern suchte, erfahren wir abermals am besten aus den Memoiren seiner geistreichen Tochter. Sie sagt hierüber:

„Sobald der König nach Dresden kam, ward er von Vergnügen zu Vergnügen fortgerissen, wodurch seine Schwermuth und Frömmigkeit ihn verließen. Die Freuden der Tafel wurden nicht vergessen, der Ungarwein nicht gespart und die Freundschaft der beiden Könige war die innigste.

„Wie Grumbkow seinen Herrn auf so gutem Wege sah, verzweifelte er nicht, ihn zu Ausschweifungen zu verführen. Zu diesem Endzweck nahm er mit dem König von Polen seine Abrede. Eines Tages, wie man weidlich geschmaust hatte, führte der König meinen Vater im Domino auf eine Redoute. Immer fort schwatzend ging man von einem Zimmer in das andere, wobei die andern Gäste, und unter ihnen auch mein Bruder, stets nachfolgten; endlich gelangte man in ein großes, schön geziertes Zimmer, in welchem alles

Geräth äußerst prächtig war; mein Vater bewunderte alle diese Schönheiten, als plötzlich eine Tapetenwand niedersank und das befremdlichste Schauspiel sich darstellte. Ein Mädchen, schöner wie Venus und die Grazien, lag nachlässig auf einem Ruhebette; in dem Zustand unserer ersten Eltern vor dem Sündenfall zeigte sie einen Körper, wie Elfenbein, so weiß, und schöner als der der mediceischen Venus. Das Cabinet, worin sie sich befand, war von so vielen Kerzen erhellt, daß sie das Tageslicht überstrahlten. Der König von Polen sowohl, wie Grumbkow, glaubten, daß diese Angel, die sie dem König zugerichtet hatten, durchaus fassen müsse — allein es ging ganz anders; bei dem ersten Blick nahm der König seinen Hut, hielt ihn dem Kronprinzen vor das Gesicht und befahl ihm, sich zu entfernen — es war zu spät, der Prinz hatte genug gesehen, um nicht stehen zu bleiben — der König aber wandte sich zum König von Polen und sagte: „Sie ist recht schön", worauf er fortging. Noch an demselben Abend sprach er mit Grumbkow und sagte ihm, daß er solche Dinge nicht liebe, deshalb möchte er darauf sehen, daß sie nicht wiederholt würden."

Damals schrieb der König an Seckendorf unterm 16. Januar: „Sonst ist die hiesige Magnificence so groß, daß ich glaube, sie habe bei Louis dem Vierzehnten unmöglich größer sein können, und was das lüderliche Leben betrifft, so bin ich zwar nur zwei Tage hier, aber ich kann in Wahrheit sagen, daß dergleichen noch nicht gesehen und wenn der seelige Franke lebte und hier wäre, würde er es nicht ändern können, daher auch ich Ursache habe, hier recht vergnügt zu sein." Unter dem 22. Januar schreibt er:

„Ich bin in Dresden und springe und tanze; ich bin mehr fatiguirt, als wenn ich alle Tage zwei Hirsche todt

hetze. Der König tuet uns so vill Höflichkeit, das es nit zu sagen ist.“ Und unterm 3. Februar:

„Ich gehe zu kommende Mittwoche nach Hause, fatiguiret von alle guthe Dage und wohlleben; ist gewiß nit christlich leben hier, aber Gott ist mein Zeuge, daß ich kein plaisir daran gefunden und noch so Rein bin, als ich vom Hause hergekommen und mit Gottes Hülfe beharren werde bis an mein Ende.“

„Mein Bruder,“ fährt die Markgräfin fort, „war indeß sehr verliebt in die Gräfin Orselska, des Königs von Polen Tochter und Geliebte. Da derselbe ungeheuer eifersüchtig auf seine Maitresse war und merkte, daß beide in ziemlich gutem Einverständnisse stunden, ließ er um dasselbe zu stören, Friedrich die schöne Formera, welche die Venus des Cabinets war, anbieten. Mein Bruder nahm sie an und sie war seine erste Maitresse.“

„Mein Vater,“ schließt die Markgräfin, „ging sehr zufrieden von Dresden hinweg. Mein Bruder wurde vor Liebe zur Orselska krank. Erst als kurz darauf der sächsische Hof einen Gegenbesuch in Berlin machte, besuchte er die Orselska im Geheimen und ward völlig geheilt.“

Die wohlthätige Wirkung, welche Friedrich Wilhelms Besuch an dem galanten Hofe von Dresden auf ihn geäußert, ließ seine Familie hoffen, daß seine Thronentsagungsideen für immer in den Hintergrund getreten seien. Dies war aber nicht der Fall und schon nach kaum fünf Jahren traten sie wieder hervor. Sein Plan, die Krone niederzulegen, schien jetzt unwiderruflich festzustehen. Seine Umgebung fürchtete, daß er noch förmlich wahnsinnig werden würde. „General Grumbkow,“ schreibt Seckendorf an den Prinzen Eugen, „hat mir im größten Vertrauen gesagt, daß der

König in großer Gefahr ist, verwirrt zu werden. Er ist incapable, chagrin und disgrace zu ertragen, spricht nichts als vom Abdanken, will sich nach Verona retiriren. Die Ursache sind die Werbungen, weil er glaubt, man wolle ihm keine großen Kerle mehr zukommen lassen, folglich er die Schande haben würde, sein Regiment nicht im Stande zu erhalten. Die andere Ursache ist, daß er dafür hält, er würde von Kais. Maj. wahrscheinlich bei der Jülich und Bergischen Erbfolge nichts zu hoffen haben."

Dieser letztere Grund war von den in diesem Briefe angegebenen beiden der wahrscheinlichste, denn erben wollte Friedrich Wilhelm gar zu gern. Einen Beweis hiervon gab er unter andern bei dem Tode seiner Schwiegermutter, der unglücklichen Sophie Dorothee, die wegen ihres Verhältnisses zu dem Grafen Königsmark geschieden und in Ahlden gefangen gesetzt worden, wo sie 1726 mit Hinterlassung eines bedeutenden Vermögens starb. Der englische Hof legte keine Trauer um sie an, der preußische dagegen that es und die Hoffnung, die Friedrich Wilhelm sich auf die reiche Erbschaft machte, war Ursache, daß in der königlichen Familie eine höchst auffällige Veränderung vorging.

„Jedermann," schreibt Seckendorf deswegen in einem Briefe an den Prinzen Eugen, „der den Zustand von dem Hofe ehedessen und die Bescheidenheit, mit welcher die Königin ehedem dem Könige begegnet und die Furcht, so sie vor ihm gehabt, kennt, wundert sich über diese Veränderung. Ihre Hardiesse geht so weit, daß sie alle diejenigen, so nicht von ihrer englischen oder hanövrischen Partei sein wollen, durch alle nur ersinnlichen Drohungen abschrecken und durch viele Verheißungen auf ihre Seite zu bringen sucht. Der von Ilgen wollte mich mit vielen Eidschwüren versichern,

daß ihm und den Seinigen dergleichen auf solche Art geschehen, daß, wo sie annoch in Faveur des kaiserlichen Hofs mit dem Könige sprächen, sie und ihre Nachkommen die Ungnade empfinden sollten.

„Gegen den von Grumbkow ist die Rache der Königin so weit gegangen, daß sie ihm durch den von Wallenrodt — den Hofmarschall — ankündigen ließ: „Sie und ihr Haus würden zwar den Fürsten von Anhalt, aber nimmermehr nicht den von Grumbkow pardonniren, sondern ihn mit allen den Seinigen ewig verfolgen. Um auch öffentlich ihn zu prostituiren, so hat sie kürzlich ihm ein, von ihr gegebenes großes Portrait, so nebst des Königs seines in des von Grumbkow neu erbaueten Hause in die Wand festgemacht worden, wieder abfordern, und als der General Grumbkow abwesend gewesen, durch einen Kammerlaquaien und Pagen sagen lassen, man sollte es mit Gewalt herausbrechen, welches endlich durch die Domestiken verboten worden, bis der General zurück gekommen, darnach das Portrait ausgebrochen und der Königin geschickt worden ist. Die Ursache, warum der König wider seine Gewohnheit nun alle diese Extravagancen und Hardiesse duldet, soll die Hoffnung der großen Erbschaft wegen ihrer verstorbenen Frau Mutter sein, die sich vielleicht noch auf drei Millionen belaufen soll. Diese nun in seine Verwahrung zu bekommen, so liebkoset er die Königin auf alle Art und Weise und verträgt alles, welches aber vermuthlich sich mindern dürfte, wenn entweder das Geld erst in die Schatzkammer gebracht ist, oder keine Hoffnung mehr, solches zu erlangen. In Absicht des ersteren hat der König den Geheimenrath Ludwig mit einem Sekretarium von der Kammer nebst verschiedenen Domestiken nach Hanover nebst vielen leeren Kisten, das Geld hineinzupacken, geschickt, auch

Ordre gegeben, ihm solches zu überbringen. Bis nunzu aber hat die hanöverische Regierung sich zu nichts erklärt, sondern sich excusirt, daß aus England hierüber keine Ordre eingelaufen."

Friedrich Wilhelm mußte den für ihn überaus herben Schmerz erleben, daß all diese Fügsamkeit und Nachgiebigkeit, die ihm sauer genug angekommen sein mochte, sich als völlig weggeworfen erwies. Von den gehofften drei Millionen, für die er, wie wir eben gelesen, schon die Emballage nach Hannover geschickt, bekam er keinen Heller. König Georg der Erste von England, der geschiedene Gemahl der Erblasserin, verbrannte das Testament derselben und erklärte, es habe ihr nicht das Recht zugestanden, über ihr Vermögen zu verfügen. Doch meldete er seiner Tochter, der preußischen Königin, daß er ihr in seinem Testamente einen bedeutenden Theil von dem Vermögen ihrer Mutter vermacht habe, und als er schon innerhalb Jahresfrist der unglücklichen Gefangenen von Ahlden im Tode nachfolgte, hoffte Friedrich Wilhelm abermals, daß wenigstens ein Milliönchen für ihn abfallen werde.

Aber auch diesmal sah er sich bitterlich getäuscht. Georg der Zweite fand das von seinem Vater eingeschlagene Verfahren, unbequeme Testamente zu beseitigen, sehr praktisch und verbrannte das Georgs des Ersten ebenfalls. Sein auf diese Weise an dem empfindlichsten Punkte verwundeter Schwager war außer sich vor Wuth, schrieb Georg dem Zweiten einen Brief, den der Empfänger, wie man im gemeinen Leben sagt, sicherlich nicht an den Spiegel steckte, und erklärte ihm, er verdiene auf die Galeeren zu kommen.

Dies war denn doch selbst dem dickhäutigen „Komödianten" zu stark; er antwortete in womöglich noch anzüg-

licheren Ausdrücken und da auf dem Wege dieser Schmeicheleien keine weitere Steigerung möglich war, so schickte Friedrich Wilhelm dem englischen König nun eine Herausforderung, indem er zugleich vorschlug, daß das Duell auf dem neutralen Boden des Bischofs von Hildesheim ausgefochten werden solle.

Mit dieser Herausforderung in der Tasche reiste er an den braunschweigischen Hof nach Salzdahlum und bestimmte den Generaladjutanten von Derschau zu seinem und den General Sutton zu Georgs Secundanten. Dann sendete er die Herausforderung seinem Gesandten in London, damit dieser sie dem König von England zustelle. Der damalige preußische Gesandte in London war der uns bereits bekannte pommersche Baron von Borck. Dieser reiste schleunigst nach Salzdahlum, fand aber den König noch immer so aufgebracht, daß er nicht wagen konnte, ihn von seinem einmal gefaßten Vorsatze abbringen zu wollen. Er sah deshalb keinen andern Ausweg als anscheinend das Verfahren des Königs zu billigen, und erklärte, er werde unverweilt wieder abreisen und die Herausforderung dem König von England persönlich zustellen.

Er reiste jedoch nicht ab, sondern erschien nach einigen Stunden nochmals beim König unter dem Vorwand, daß ihm noch etwas eingefallen sei. „Ich bin," sagte er, „ganz wie Ew. Maj. der Meinung, daß dieser Zwist nur durch ein Duell entschieden werden kann, aber Höchstdieselben sind eben erst von einer gefährlichen Krankheit genesen. Was würde die Welt, was würde der König von England sagen, wenn Sie vielleicht am Tage vor dem Rencontre einen Rückfall hätten? Wollten Ew. Majestät die Sache nicht

noch vierzehn Tage aufschieben, um sich vorher Ihrer vollen Genesung zu erfreuen?"

Auf diese Weise gelang es ihm, den König, obschon mit vieler Mühe, zu überreden. Die Herausforderung ward vor der Hand noch zurückgehalten und mittlerweile gewannen die Minister der beiden Höfe Zeit, die Sache zu schlichten, obschon die gänzliche Erledigung sich noch Jahr und Tag hinzog.

Auf stete Vermehrung seines Schatzes bedacht, suchte der König, da es mit den Erbschaften so schlecht ging, sich andere Geldquellen zu öffnen. „Geld ist die Losung", sagte und schrieb er selbst. „Nur daß das Geld im Lande bleibt, ist der lapis philosophorum." Die Landeseinkünfte, die bei seinem Regierungsantritt etwa vier Millionen betrugen, steigerte er nach und nach bis auf sieben und ein halb Millionen. Davon legte er in den letztern Jahren jährlich über 1,300,000 Thaler in den Schatz, der in den Gewölben unterm Schlosse verwahrt ward, so daß sein Sohn und Nachfolger darin gegen neun Millionen baar vorfand.

Nicht blos durch Abgaben und Steuern wurden diese Ueberschüsse erzielt, sondern auch durch andere Mittel. So trieb der König auch Aemterverkauf. Die unteren Beamtenstellen bei den königlichen Behörden wurden förmlich an den Meistbietenden verkauft; dasselbe geschah mit städtischen Aemtern. Die auf diese Weise gelösten Gelder flossen in die sogenannte Rekrutenkasse. Dieser Mißbrauch dauerte noch fort bis unter Friedrich den Großen, welcher endlich Befehl gab, daß keine Bedienten und Lakaien in die Kanzleien gesetzt werden sollten. Auch Titel und sogar der Orden de la générosité wurden verkauft und ein solches Geschäft von

dem König in dem Kalender mit der Bemerkung „heut wieder einen Hasen gefangen“ notirt.

Für seine eigene Person brauchte er verhältnißmäßig sehr wenig, denn seine Lebensweise war sehr regelmäßig und einfach. Er stand alle Morgen nach der Jahreszeit um vier, fünf, sechs oder sieben Uhr auf. Regelmäßig las er seinen Morgensegen in Amadei Creuzbergs „Gottseligen Betrachtungen auf alle Tage des Jahres“. Dann erschienen im Sommer um fünf, im Winter um sieben Uhr seine beiden Cabinetsräthe, seine Secretaire, wie er sie nannte; mit diesen arbeitete er, indem er Kaffee trank und sich ankleiden ließ, zwei oder mehrere Stunden.

Die Eingaben wurden in seiner Gegenwart geöffnet, gelesen und meist ertheilte der König darauf eigenhändige Marginal-Resolutionen. Hatte er die Gicht, so schrieb er mit der linken Hand. Nach der Arbeit mit den Cabinetsräthen kamen Offiziere und Minister und wer sonst ein Anliegen hatte. Zehn Uhr war Wachtparade, wo die Fremden vorgestellt wurden. Von der Wachtparade begab sich der König auf den Stall, ertheilte Befehle und ging dann ins Schloß zurück. Zwölf Uhr wurde gespeist. Sehr öfters aber wurde der Morgen mit Exerciren verbracht.

„Die Musterung seines Regiments“, erzählt seine Tochter, „geschah unter seinen Fenstern, und da ich zu ebener Erde wohnte, konnte ich nicht schlafen, denn man feuerte divisions- und peletonweise. Ein Soldat, der zu schnell laden wollte, hatte nicht Zeit, den Ladestock herauszuziehen, der Schuß ging los, traf in mein Zimmer und schlug den Spiegel von meiner Toilette herab. — Täglich mußte mein Gemahl um neun Uhr zum König, ich um zehn Uhr zur Königin; wir begaben uns mit ihr in die Paradezimmer,

wo nicht im mindesten eingeheizt war und wo wir ohne alle Nothwendigkeit und Ursache bis zu Mittag vor Kälte und Langeweile hätten vergehen mögen. Dann begaben wir uns in des Königs geheimes Cabinet, um ihm guten Morgen zu wünschen, worauf man sich an eine Tafel von vierundzwanzig Gedecken setzte, auf der, so lang und groß sie war, nur zwei Schüsseln standen; ein Gemüse aus dem Wasser gekocht, auf dem ein bischen geschmolzene Butter und gehackte Kräuter oben aufschwammen, und eine Schüssel mit Kohl und Schweinefleisch; ihnen folgten zwei andere Schüsseln mit einem Hecht oder Karpfen, von denen Jeder eine Nuß groß bekam, der Braten bestand meist aus einer Gans oder einem alten wälschen Huhne. Sonntags kam, weil es Fest war, noch eine Torte hinzu. Ein sehr langweiliger Mann saß mitten an der Tafel, dem König gegenüber, und erzählte Zeitungsnachrichten, über welche der König dann einen langen politischen Unsinn ergoß, der einem tödtliche Langeweile machte.

„Nach der Tafel setzte sich der König neben dem Kamin in einen Armstuhl, der so hart war, wie ein Esel, und die Königin mit meinen Schwestern um ihn her, um ihn schnarchen zu sehen. Das dauerte bis drei Uhr, wo er spazieren ritt. Um sechs Uhr kam er zurück und nun malte er, oder besudelte vielmehr Papier. Um acht Uhr speiste man sehr mäßig und ohne den Magen zu überladen zu Nacht und dann begab sich der König in die Tabagie. Dieses Leben war so regelmäßig wie Notenpapier und alle Tage sich völlig gleich."

Daß diese Lebensweise der munteren geistreichen Tochter des Königs, deren Memoiren wir diese Schilderung ent=

lehnen, eben so wenig zusagte als ihrem genialen Bruder, braucht nicht erst bewiesen zu werden.

Die Geldgier des Königs ging so weit, daß er oft sein und seines Landes wahres Interesse ganz aus den Augen verlor und sich mit Individuen einließ, die mit ihrer Plusmacherei den Staat geradezu ruinirten.

Zu diesen Gaunern, wie man sie geradezu nennen kann, gehörte der sogenannte Kaminrath Eckhardt, der sich besonders in den letzten Regierungsjahren Friedrich Wilhelms bemerkbar machte. Zu Bernburg im Anhalt'schen geboren, war er anfänglich seines Zeichens Fasanenwärter in Braunschweig, dann Kapaunenstopfer in Baireuth und später Blaufärber und Marktschreier in Köthen. Von hier ging er nach Berlin, um rauchfreie Kaminfeuerungen anzulegen. Graf Truchseß, der sich seiner zu diesem Zweck bedient und Ursache hatte, mit ihm zufrieden zu sein, empfahl ihn dem König und dieser beauftragte ihn, auf den Domainen in den Brauereien neue Oefen zu bauen, wodurch er auch wirklich eine bedeutende Holzersparniß erzielte. Nun glaubte der König, in ihm den rechten Mann gefunden zu haben, um Plus im Großen zu machen, und schickte ihn auf eine Reise durch das ganze Land mit dem Auftrage, die städtischen Kassen zu revidiren und alle für unnöthig zu erachtenden Ueberschüsse nach Berlin einzusenden.

Eckhardt brachte auf diese Weise eine bedeutende Summe zusammen und der König war darüber so erfreut, daß er ihn in den Adelstand erhob, ihn den Orden de la générosité verlieh und ihm zum Geheimen Kriegsrath ernannte. Später schenkte er ihm auch noch ein ganz neu erbautes Haus, dasselbe, in welchem sich gegenwärtig die Seehandlung befindet. Auch ein Wappen erfand der König für seinen neugeadelten

Plusmacher. Es bestand in einem brennenden silbernen Kamin nebst einer Fortuna mit fliegendem Segel und ward über dem Portal des eben erwähnten Hauses in Stein ausgehauen.

Als Friedrich der Große, dem die wirklichen Verdienste des Kaminraths um den Staat gleich von Anfang an sehr zweifelhaft erschienen waren, zur Regierung kam, entsetzte er ihn aller seiner Aemter, trieb ihn aus dem schönen Hause und verbannte ihn aus Berlin und einen Umkreis von zwanzig Meilen.

Daß Friedrich Wilhelm die Gelehrsamkeit und die Gelehrten gründlich verachtete, geht aus Vielem, was wir bereits erzählt haben, deutlich hervor. Nur der Soldat hatte in seinen Augen Anspruch auf Achtung und Werthschätzung, und er glaubte, die geringe Meinung, die er selbst von Leibnitz, diesem Heros der Wissenschaft, hatte, nicht besser ausdrücken zu können, als indem er erklärte, derselbe sei „ein Kerl, der nicht einmal zum Schildwachtstehen zu gebrauchen sei."

Natürlich kamen unter solchen Umständen auch die wissenschaftlichen Institute, wie z. B. Bibliotheken, sehr schlecht weg. Die Berliner Bibliothek konnte aus Mangel an Fonds manches Jahr gar keine Bücher, oder wenn es gut ging, höchstens für fünf bis sechs Thaler anschaffen. Es ließ sich mit Gewißheit annehmen, daß Friedrich Wilhelm alle Gelehrten aus seinen Staaten vertrieben und sämmtliche Universitäten geschlossen haben würde, wenn er sich nicht, namentlich in Bezug auf die Accise, Nutzen von ihnen versprochen hätte.

Ebenso wie mit der Universität in Frankfurt trieb er auch mit der Akademie der Wissenschaften in Berlin nur seinen Spott. Einmal stellte er ihr die Aufgabe, zu ermitteln, worin das Brausen des Champagners seinen Grund habe,

doch wich die Akademie diesem Ansinnen auf höchst gewandte Weise aus, indem sie sich erst fünfzig Flaschen vom bestem Champagner ausbat, um die nöthigen Experimente anstellen zu können, wovon aber der König in seinem Geize nichts wissen wollte.

Den oben erwähnten Astralikus ernannte er zum Vicepräsidenten der Akademie und ließ, um diese zu verhöhnen, ihn in dem für ihn ausgefertigten Diplom beauftragen, darauf zu sehen, daß die „Kobolde, Alpen, Irrwische, Wassernixen, verwünschte Leute und Satansgesellen“ ausgerottet würden. Für jedes dieser Unthiere, welches er dem König lebendig oder todt einliefern werde, solle er sechs Thaler Belohnung erhalten. Ferner ward ihm befohlen, die vergrabenen Schätze mit der Wünschelruthe durch Segen sprechen, Allrunken und auf andere Art zu heben, wobei er den vierten Theil genießen solle. Weiter ward ihm aufgegeben, die Kalender so einzurichten, daß die darin prophezeite Witterung auch wirklich eintreffe, der guten Tage so viel als möglich angesetzt, die bösen aber vermindert würden. Ferner habe er allemal gewissenhafte Anzeige zu machen, wenn der Thierkreis sich am Himmel verrücke, Mars einen feindlichen Blick auf die Sonne würfe, oder mit der Venus, dem Saturn und dem Merkurius im Quardrat stünde — ferner sofort, wenn sich vielleicht ereignete, daß nach den Lehrsätzen des Cartesius ein Wirbel des Himmels den andern abschliffe oder verschlänge, darüber mit der Socität der Wissenschaften zu conferiren und nicht allein auf Ergründung solcher Unordnung, sondern auch auf Mittel und Wege, wie derselben am besten abzuhelfen, bedacht zu sein.

Vielen, sehr vielen Inländern sowohl als Ausländern — sagte die Art und Weise des gestrengen Soldatenkönigs und

seine Unzugänglichkeit für alles Schöne und Poetische durch-auch nicht zu und Manteuffel, der sächsische Gesandte, nennt in einem seiner Briefe Preußen gerade zu eine „Galeere.“ „Jeder Unterthan in diesem Lande,“ sagt er, „welchem Stande er auch angehören möge, wird als ein geborener Sclave betrachtet, über welchen der Herr nach Belieben verfügen kann,“ und sogar Grumbkow, der vielbeneidete Günstling, sagt in einem Briefe an Seckendorff: „Der gute Gott wird mir wohl noch eine Thür zeigen, die mich aus dieser verdammten Galeere hinaus führt.“

Auch waren es nicht blos die höheren mit dem Hofe in unmittelbare Berührung kommenden Gesellschaftskreise, auf welchen das schroffe unfreundliche Wesen des Königs lastete wie ein drückender Alp; der Mittelstand und das gemeine Volk mußten ebenfalls darunter leiden. Allen öffentlichen Lustbarkeiten war Friedrich Wilhelm entschieden abhold, denn er sah in denselben weiter nichts als Völlerei und Ueppigkeit.

So hob er zum Beispiel 1727 das seit langen Jahren bestandene Scheibenschießen auf, „aller maßen er,“ wie es in der betreffenden Verordnung heißt, „das üppige, liederliche Wesen abgestellt wissen wollte.“ Wer nach neun Uhr Abends noch im Wirthshause saß, ward von den Patrouillen aufgegriffen und zu Arrest gebracht. Einmal verbot er für den Sonntag jeglichen Besuch der Wirthshäuser und Schenken und ließ nur, als man ihm vorstellig machte, daß der Arbeiter ja weier keinen Tag zu seiner Erholung habe, sich zur Zurücknahme dieses Verbots bewegen. Viele bereits bestehende Kaffehäuser gingen unter diesen Umständen wieder ein, so daß deren zu jener Zeit nur noch zwei in Berlin bestanden.

Das Theater war schon unter Friedrich Wilhelms Vater

wieder eingegangen und es gab daher für die Schaulust in der Regel weiter nichts als Vorstellungen von Seiltänzern, Gauklern, Marktschreiern, Marionettentheatern, Taschenspielern und dergleichen. Nur dann und wann schlug eine wandernde Truppe ihren Musentempel in Berlin auf, mußte dann aber jedesmal den Zettel am Tage vor der Aufführung zur Censur vorlegen, damit nichts „Aergerliches und Scandaleuses“ auf der Bühne zum Vorschein käme.

Eine Aenderung zum Bessern hinsichtlich des Theaters trat erst ein, als der Rappo des achtzehnten Jahrhunderts, ein gewisser Karl von Eggenberg, mit dem Beinamen „der starke Mann“ nach Berlin kam. Dieser, Sohn eines Sattlers im Bernburgischen und vom König von Dänemark in den Adelstand erhoben, producirte sich zuerst vor dem König als Athlet. Seine Kraftstücken bestanden unter Andern darin, daß er eine Kanone von zweitausend Pfund Gewicht, auf der obendrein noch ein Tambour saß, mit einer Hand in die Höhe hob und so lange hielt, bis der Tambour ein Glas Wein ausgetrunken hatte.

Dies geschah im Jahre 1717 und Friedrich Wilhelm, der die rohe Kraft stets höher anschlug, als das Schöne und Edle, ertheilte ihm sogleich die Erlaubniß, überall in seinem Lande Vorstellungen geben zu dürfen. Fünfzehn Jahre später kam Eggenberg nicht blos als starker, sondern auch als reicher Mann nach Berlin zurück und baute sich hier ein Haus. Dadurch stimmte er den König, dem er auch beim Ankaufe dänischer Pferde behülflich war, vollends günstig für sich und erhielt nicht blos den Titel eines königlichen Hofkomödianten, sondern auch die Erlaubniß, in Berlin oder wo es ihm sonst beliebte, mit einer Gesellschaft von zehn

wirklichen königlichen Hofkomödianten theatralische Vorstellungen zu geben.

Dabei ward ihm jedoch die Bedingung auferlegt, niemals gottlose, ärgerliche oder dem Christenthum nachtheilige Dinge, sondern lauter „innocente Sachen zum honetten Amüsement" aufzuführen. Diese „innocenten" Theaterstücke waren „Doktor Faust, wie er vom Teufel geholt wird;" „Hamann, wie er gehängt wird" und dergleichen andere. Die Preise waren sehr billig, denn der erste oder „Premierplatz" kostete nicht mehr als acht Groschen; die Vorstellung ging gewöhnlich um fünf Uhr an und das Local befand sich anfänglich auf dem Stallplatze, später in der Breiten Straße.

So sehr wie der König früher dergleichen „Ueppigkeiten" entgegengewesen, so sehr war er nun, wo er den begünstigten Eggenberg zum Theaterdirektor gemacht, dafür, und als Eggenberg ihm einmal klagte, daß die Premierplätze in der Regel leer blieben, befahl er den Collegien bei Strafe, daß täglich „einige ihres Mittels der Reihe nach in der Komödie erscheinen sollten."

Die Gagen der Schauspieler waren den niedrigen Eintrittspreisen angemessen. Die geringste betrug neun und die höchste vierunddreißig Thaler monatlich; außerdem ward den Schauspielern während der Vorstellungen in Potsdam noch frei Quartier gewährt.

Achtes Kapitel.

Wie an Friedrich Wilhelms Hofe die Musik gepflegt ward. — Das „Schweineconcert." — Wie der König gefürchtet ward. — Die Straßenexamina. — Der aus dem Bett geprügelte Thorschreiber. — Rastlose Thätigkeit des Königs. — Das „hundsföttische Cabinetsministerium." — Die geprügelten Kammergerichtsräthe. — Haß des Königs gegen die Juristen. — Er verschärft ihm zu gelind scheinende Urtheile. — Er läßt den Kriegsrath Schlubhut aufknüpfen. — Er ohrfeigt einen Major. — Er befiehlt den Geistlichen, wie lange sie predigen sollen. — Die „Junkers." — Besteuerung des Adels. — Der „Rocher von Bronce." — Bürgerliche Gäste auf Hofbällen. — Friedrich Wilhelms kernige Ausdrucksweise. — Seine Randbescheide. — Kassendefraudanten finden bei ihm keine Schonung. — Die zerbrochene Fensterscheibe. — „Rädel aufhenken." — Friedrich Wilhelm als Haustyrann. — Die Salzgeschosse. — Vor Gott nichts als „Hundsfötter." — Aeußere Erscheinung des Königs. — Seine übertiebene Reinlichkeit. — Seine Kleidung. — Sein Fanatismus für den Zopf. — Seine Leutseligkeit auf Reisen. — Seine Liebe zu Fräulein von Pannewitz. — Das Jahrgeld der Königin. — Eine königliche Christbescheerung. — Friedrich Wilhelms Bauwuth. — Seine Körperleiden. — Letzte Erkrankung. — Der Probst Roloff bereitet ihn zum Tode vor. — Graf Zinzendorf's Bekehrungsversuche. — Abschied von Berlin. — Unterredung mit dem Thronfolger. — Standhaftigkeit des Königs im Tode. — Seine Hinterlassenen. — Sein Begräbniß.

Einen eben so schroffen Gegensatz zu seinem Vater wie zu seinem Sohn bot Friedrich Wilhelm in Bezug auf die Musik, an der er nur dann Geschmack fand, wenn sie sich ihm in der Form eines lärmenden Marsches für seine „blauen Kinder" darbot, oder wenn sie von einem kriechenden musikalischen Hanswurst zu niedrigen plumpen Possen gemißbraucht ward. So componirte zum Beispiel einmal der Kapellmeister Pepusch für das Tabackscollegium ein dieser Gesellschaft allerdings würdiges Concert unter dem Titel „Schweineconcert."

Diese geschmackvolle Piece war für sechs Fagotte geschrieben und die Stimmen trugen die Aufschrift: „Porco primo, Porco secondo — erstes Schwein, zweites Schwein" u. s. f. Die Aufführung ward von dem angetrunkenen, sich wahrscheinlich durch solche Töne traulich angeheimelt fühlenden Auditorium mit ungemeinem Beifall aufgenommen und namentlich der König dadurch in so heitere Stimmung versetzt, daß er sich vor Lachen den Bauch hielt.

Der Kronprinz Friedrich, der sich über diese Entweihung der von ihm so warm verehrten Kunst ärgerte, gedachte dem Componisten einen Possen zu spielen, indem er ihn aufforderte, sein „Schweineconcert" vor einer von ihm geladenen großen Gesellschaft aufzuführen, ward aber von dem schlauen Pepusch überlistet.

Als nämlich die Gesellschaft beisammen war, erschien der Kapellmeister nicht mit sechs, sondern mit sieben Musikern, legte die Noten auf die bereitstehenden Pulte und sah sich dann im Saale um. — „Sucht Er etwas, Kapellmeister?" fragte der Kronprinz auf ihn zukommend. — „Es wird wohl noch ein Pult fehlen," entgegnete Pepusch. — „Nun," sagte der Kronprinz lächelnd, „ich glaubte, es gehörten nicht mehr als sechs Schweine zu Seiner Musik." — „Ganz recht, königliche Hoheit," antwortete Pepusch, „aber es ist noch ein Ferkelchen dazu gekommen — Flauto solo."

Bekanntlich hatte Friedrich der Große selbst, dem Willen seines Vaters entgegen, sich zu einem tüchtigen Flötenbläser ausgebildet und setzte, als er diese Geschichte seinem Lehrer Quanz erzählte, hinzu: „Der alte Kerl hatte mich doch angeführt und ich mußte ihm noch gute Worte geben lassen, daß er nur nicht das Ferkelchen auch vor meinem Vater producirte."

Die Furcht, welche wie aus diesen Worten hervorgeht, Friedrich der Große vor seinem Vater hatte, ward übrigens so ziemlich von Allen getheilt, welche mit dem gestrengen Herrn in Berührung kamen. Wenn er sich zuweilen, um die Neubauten in Augenschein zu nehmen, in der Friedrichstadt sehen ließ, flüchtete sich Alles, was auf der Straße war, und die Leute in den Häusern machten Fenstern und Thüren zu. Sogar die Aepfelweiber zitterten hinter ihren Körben, denn er hatte befohlen, daß sie, wenn sie auf Kunden warteten, nicht müßig dasitzen, sondern stricken, oder sich mit einer andern nützlichen Handarbeit beschäftigen sollten. Dem König auf der Straße zu begegnen, war oft etwas sehr Mißliches. Wenn ihm Jemand auffiel, so ritt er sofort dicht an ihn heran und fragte: „Wer ist Er?“ oder: „Wer seid Ihr?“ Ganz besonders hatte er es hierbei auf Franzosen abgesehen und begegnete er einmal auf diese Weise einem französischen Prediger, so fragte er ihn jedesmal, ob er den Molière gelesen hätte. Diese Frage hatte natürlich blos den Zweck, dem Gefragten zu verstehen zu geben, daß er ihn für nicht viel besser als einen Komödianten ansehe. Einer gab ihm einmal die treffende Antwort: „Ja, Sire, ich habe den Molière gelesen und zwar ganz besonders den ‚Geizigen‘.“

Wer vor den Augen des Königs auf der Straße zu entwischen suchte, kam in der Regel sehr schlecht weg und ward nicht selten von ihm allerhöchst eigenhändig durchgeprügelt. Dasselbe geschah sehr oft mit faullenzenden Eckenstehern und einmal ward der verschlafene Potsdamer Thorschreiber, vor dessen Hause die Bauern standen und warteten, von dem König ebenfalls aus dem Bett geprügelt.

Zu diesem Antreiben und Anspornen der Müßiggänger glaubte er ein wohlbegründetes Recht zu haben, und in der

That konnte auch wohl kaum ein Mensch eine rastlosere, wenn auch ihm und Andern nicht immer nützliche, Thätigkeit entwickeln. „Der König," heißt es in einem Briefe Seckendorfs, „kann allem menschlichen Ansehen nach unmöglich in die Länge die Art zu leben, ohne an Gemüth und Leib zu leiden, continuiren, maaßen der Herr vom Morgen bis in die späte Nacht in continuirlichen Mouvement ist, bei sehr früher Tagesstunde das Gemüth mit verschiedenen und differenten Materien, Resolutionen und Arbeiten angreifet, hernach den ganzen Tag mit Reiten, Fahren, Gehen und Stehen sich unglaublich fatiguirt, mit starkem Essen und ziemlichen, doch nicht bis zur Debauche kommenden starken Getränke sich erhitzet, wenig und dabei sehr unruhig schläft, folglich sein ohnedem vehementes Naturell dermaßen echauffirt, daß mit der Zeit üble Folgen daraus erfolgen dürften."

Die Mitglieder seines „hundsföttischen Cabinetsministeriums," wie er es zuweilen nannte, mußten sich ebenfalls die härteste und gröbste Behandlung gefallen lassen. In der von ihm eigenhändig entworfenen Instruction des früher erwähnten neuerrichteten Generaldirectoriums hieß es unter Andern wörtlich: „Wegen der jährlichen Etats, welche die Räthe entwerfen sollen, werden die Herren sagen, es sei nicht möglich; aber sie sollen die Köpfe daran stecken und befehlen wir ihnen hiermit ernstlich, es sonder Raisonniren möglich zu machen. Die Herren sollen arbeiten, wofür wir sie bezahlen."

Aber nicht blos im Verwaltungs- sondern auch im Justizdepartement verfuhr er mit gleicher Strenge und Willkühr. So ließ er zum Beispiel einmal, als einer seiner langen Kerle, welcher eine Summe von sechstausend Thalern gestohlen, dem Gesetze gemäß zum Tode verurtheilt worden war, die Kam-

mergerichtsräthe, welche dieses Urtheil gefällt, zu sich kommen, fragte sie, warum sie kürzlich einen Kriegsrath, der den Staat um eine fünfmal größere Summe betrogen, freigesprochen hätten, und prügelte dann, als die Herren sich nicht sofort rechtfertigen konnten, einen nach dem andern zur Thür hinaus.

Unter diesen Umständen war es nicht zu verwundern, daß einmal ein Beamter, der sich vielleicht auch nicht ganz sicher fühlte, als er unerwartet zum König gerufen ward, vor Schrecken auf der Stelle todt niederfiel.

Ueberhaupt waren ihm die Juristen, ganz besonders die Advocaten, von Grund der Seele verhaßt. Er suchte ihre Anzahl so viel als möglich zu vermindern und auf den Dörfern durften gar keine wohnen, weil er fürchtete, daß die Bauern dadurch zu Processen verleitet werden könnten.

Außer dem jedem Staatsoberhaupte zustehenden Begnadigungsrechte nahm er auch ein, ihm durchaus nicht zustehendes, höchst widersinniges Verschärfungsrecht in Anspruch. So hatte einmal das Gericht gegen einen Wilddieb auf Reinigungseid oder Folter erkannt, der König aber befahl, ihn zu hängen. Ein des Diebstahls angeklagter Jude, betheuerte selbst noch unter der Folter seine Unschuld, der König aber erklärte, er wolle „den Bösewicht auf sein Gewissen nehmen" und gab Befehl, ihn ebenfalls zu hängen.

Das Beste bei dieser willkührlichen Handhabung der Justiz war noch, daß sie sich ohne Ansehen der Person auf Hohe und Niedere erstreckte. Einen eclatanten Beweis hierfür lieferte der Vorfall mit dem Kriegs- und Domainenrath von Schlubhut in Königsberg. Dieser hatte einen Theil der zur Unterstützung der Salzburger Emigranten bestimmten Gelder unterschlagen und das Urtheil lautete, da der Inquisit das veruntreute Geld wiedererstatten konnte, auf einige Jahre

Festung. Diese Strafe erschien dem König zu gelind; er bestätigte sie deshalb nicht, sondern verschob die Sache, bis er, wie er in der Regel jährlich that, zur Musterung selbst nach Königsberg kommen würde. Hier ließ er den Kriegsrath zu sich kommen, fuhr ihn mit harten Worten an und sagte, er werde ihn hängen lassen. Schlubhut war so unvorsichtig und keck zu antworten, „das sei keine Manier, mit einem preußischen Edelmann zu verfahren, und er werde die fehlende Summe erstatten.“ Diese Antwort versetzte den König in den größten Zorn und er rief: „Ich will Dein schelmisches Geld nicht haben.“ Noch denselben Tag ließ er vor dem Sitzungszimmer der Kriegs- und Domainenkammer einen Galgen aufschlagen und den unglücklichen Schlubhut vor den Augen seiner sämmtlichen Collegen daran aufknüpfen.

Trotz seiner Vorliebe für das Militair hatte doch auch dieses oft Ausbrüche seiner rohen Willkühr zu erdulden, die dann nicht etwa blos gegen die gemeinen Soldaten, sondern auch oft gegen die Offiziere gerichtet waren. So gab er einmal einem Major auf öffentlichem Exercierplatze, vor der Front seines Regiments, eine Ohrfeige. Der auf diese Weise entehrte Offizier zog sofort seine Pistolen, schoß die eine Kugel dem Pferde des Königs vor die Hufe und die andere sich vor die Stirn.

Auch die Geistlichen waren, obschon er fortwährend mit seiner Religiosität großthat, seinen despotischen Anordnungen preisgegeben. Gleich nach seinem Regierungsantritt befahl er ihnen bei zwei Thaler Strafe, ihre Predigten nie länger dauern zu lassen als eine Stunde. Später ward mit derselben Strafe allen Geistlichen gedroht, die sich erlauben würden, gegen eine königliche Verordnung auf der Kanzel einen Tadel auszusprechen. Sieben Jahre vor seinem Tode

ließ er eine neue Liturgie ausarbeiten, durch welche das Singen der Prediger am Altare, der Gebrauch von Kreuzen und Lichtern, Chorröcken und Meßgewändern und das Kreuzschlagen abgeschafft wurden. Wer dagegen protestirte und sich nicht fügen wollte, ward abgesetzt.

Die Edelleute oder „Junkers," wie er sie nannte, sollten ebenfalls gewahr werden, daß sie einen Herrn über sich hatten, der sich durch die gewöhnlichen Intriguen in keiner Weise von seinen einmal gefaßten Vorsätzen abwendig machen ließ. Gleich bei der Huldigung in Königsberg bedeutete er die preußischen Stände, sich „aller Beschwerden und Mahnungen an alte Verheißungen zu enthalten." Er wußte, daß ihm eins seiner Lieblingsprojecte, die Besteuerung des Adels, worauf er von Anfang seiner Regierung an sein Hauptaugenmerk richtete, erschwert werden würde. Die preußischen Stände machten allerdings in tiefster Devotion nnd auf die beweglichste Weise vorstellig, „Gott der allmächtige Vater gestatte ja auch, ihm Beschwerden vorzutragen, und bleibe demunerachtet allmächtig, mithin werde es seine Majestät ebenfalls nicht ungnädig deuten," aber dies half alles nichts und die neue Besteuerung, die Versilberung der Ritterpferde gegen Allodification der Lehngüter, ward durchgesetzt. Die Souverainetät sollte nach Friedrich Wilhelms eigenem Ausdrucke feststehen wie ein „Rocher von Bronce — wie ein eherner Felsen" und sehr oft machte er seinen Standpunkt in seinen Cabinetsordres mit den Worten klar: „Wir sind Herr und König und thun, was wir wollen."

Ueberhaupt war damals in Preußen für den Adel eine schlimme Zeit. Er sah in vielen Dingen die Bürger sich gleichgestellt und bei Hofbällen wurden außer höhern Civilbeamten auch Berliner Kaufleute und andere „honnette Per-

sonen bürgerlichen Standes nebst ihren Eheliebsten" vom König eingeladen.

Daß Friedrich Wilhelm im Sprechen und Schreiben eine kernige und oft geflissentlich gesuchte Derbheit und Grobheit entwickelte, haben wir schon wiederholt angedeutet. Kerl, Halunke, Coujon nnd Hundsfott waren die Prädikate, auf die Jeder, der sich seine, wenn auch nur vorübergehende Ungnade zuzog, gefaßt sein konnte. In den Instruktionen und Bescheiden, die er ausfertigte, hieß es fortwährend: „Wenn Das oder Jenes nicht geschieht, so werde ich es scharf ansehen — so wird man den König zum Feinde haben — so wird Lärm werden — so wird der Donner dreinschlagen, ehe man es sich vermuthet."

Gesuche und andere Eingaben, die ihm nicht zusagten, pflegte er oft auf eigenthümliche Weise zu illustriren, indem er Eselsköpfe oder Eselsohren an den Rand malte. Am kürzesten angebunden war er, wenn es sich bei den Gesuchen um Geldbewilligungen handelte. In diesem Punkte war sein Herz einmal mit dreifachem Erz umgeben und auf lang ausgesponnene, vielleicht vollkommen begründete und auf die rührendste, beweglichste Weise vorgetragene Klagen gab es in der Regel keine anderen Antworten als: „Abweisen — Kehre mich nicht daran — Non habeo Pekunia — Point d'argent — Ich habe jetzo kein Geld — Narrenspossen! Narrenspossen! Narrenspossen! Narrenspossen!" — oft hieß es auch: „Oportet," was so viel bedeuten sollte, als: Man muß sich zu helfen suchen, so gut man kann.

Durchaus kein Erbarmen kannte er gegen Kassendefraudanten, und in mehrern Fällen, wo das Deficit sich erst nach dem Tode des Beamten herausgestellt hatte und die Hinterlassenen um Erlaß des Ersatzes nachsuchten, hieß es: „Nicht

einen Pfifferling erlassen, sollen Alles wegnehmen, an Mobilien und Häusern."

Beim Hofhaushalte durfte keine Rechnung ohne seine Autorisation bezahlt werden, als man ihm aber einmal sogar eine Rechnung über eine zerbrochene Fensterscheibe mit vorlegte, schrieb er doch darunter: „Aergert mich nicht!" — Seine Sparsucht ging so weit, daß er bei den an ihn gerichteten Eingaben auch die Qualität des dazu verwendeten Papiers ins Auge faßte. So schrieb er einmal an den Rand eines vom Kammercollegium erstatteten Berichts: „Der Quarc ist nicht das schöne Papier werth, sollen schlecht Papier nehmen, das ist mir genug."

Diese Randbescheide waren oft nicht blos derb und grob, sondern auch zuweilen unleserlich und unverständlich und einer derselben hätte einmal beinahe einem Unschuldigen das Leben gekostet. Bei einem Aufstand der Berliner Maurergesellen, die sich geweigert hatten, am blauen Montag zu arbeiten, schrieb der König auf den von dem Berliner Stadtcommandanten General Glasenapp deshalb erstatteten Bericht den Randbescheid: „Rädel aufhenken, ehe ich komme." General Glasenapp kannte unter dem Namen Rädel weiter Niemanden als einen Lieutenant von der Garnison. Allerdings war dieser an der Arbeitsverweigerung der Maurergesellen so unschuldig wie die Sonne am Himmel, aber blinder Gehorsam ist die Zierde des Soldaten, und General Glasenapp stand eben im Begriff, den armen Rädel in's Jenseits befördern zu lassen, als zum Glück noch der Cabinetsrath Marschall zur Stelle kam und dem mehr pflichtgetreuen als intelligenten Commandanten bemerklich machte, daß das Wort „Rädel" nichts Anderes bedeuten könne, als „Rädelsführer."

Es versteht sich fast von selbst, daß ein König, der so

despotisch gegen seine Beamten und Unterthanen verfuhr, auch in seinem häuslichen Kreise die liebenswürdigsten Tugenden eines Familienvaters gänzlich vermissen ließ. Seine stolze Gemahlin mußte sich, besonders nachdem ihm — wie oben erzählt — die Erbschaft ihrer Mutter entgangen, oft die unwürdigste Behandlung gefallen lassen. Die Prinzessinnen wurden, um sie ans Frühaufstehen zu gewöhnen, durch Trommelwirbel aus dem Schlafe aufgeschreckt und in dem nächsten, der Lebensgeschichte seines großen Sohnes gewidmeten, Abschnitte unseres Werkes werden wir sehen, wie er diesen sogar durch thätliche Mißhandlungen zur Flucht nöthigte und, nachdem er seiner wieder habhaft geworden, alles Ernstes mit dem Gedanken umging, ihn hinrichten zu lassen.

Einen sehr schlimmen Stand hatten auch die zunächst um seine Person beschäftigten Diener, die oft ihrer Haut nicht sicher waren. Er traktirte sie nicht blos mit Püffen und Stockschlägen, sondern hatte auch, um es sich bequem zu machen, stets zwei mit Salz geladene Pistolen neben sich liegen, die er, wenn die Diener etwas versahen, auf diese abfeuerte. Wohin er sie traf, war ihm ganz gleich. Einer kam auf diese Weise um ein Auge, dem andern wurden die Füße schwer verletzt.

So bedauerlich und unverantwortlich diese Handlungsweise des Königs auch war, so hatte sein Benehmen doch dabei stets etwas Naturwüchsiges, dem man zuweilen einen gewissen Humor nicht absprechen konnte. So sollte ihm einmal ein Kammerdiener, der erst kürzlich in seinen Dienst getreten war, den Abendsegen vorlesen. Er that es; als er aber an die Schlußworte „der Herr segne Dich und behüte Dich!" kam, getrauete er sich nicht, diese so unverändert zu lesen, sondern las, um sich recht geschickt aus der Verlegen-

heit zu ziehen: „Der Herr segne Sie und behüte Sie." Sofort riß ihm der König das Buch aus der Hand, schlug es ihm ein paarmal um die Ohren und schrie: „Kerl, was faselst Du da! Vor dem lieben Gott bin ich ein Hundsfott so gut wie Du!"

Seine Tochter, die Markgräfin von Baireuth, deren Memoiren viele der hier mitgetheilten Einzelnheiten entlehnt sind, reizte selbst einmal bei Tafel durch ihre giftigen Stachelreden ihn so zur Wuth, daß er das Messer ergriff und sie erstechen wollte. Daß dies nicht geschah, hatte sie einzig und allein dem hinter dem König stehenden Jäger zu danken, welcher den Rollstuhl des Königs schnell nach der Wand herumdrehete.

Diese wilde aufbrausende Gemüthsart ward in den letzteren Lebensjahren Friedrich Wilhelms auch noch durch ein abschreckendes Aeußere um so furchtbarer gemacht. In jüngern Jahren war er von Person und Gesicht, wenn auch nicht schön, doch nicht ganz übel gewesen, aber später ward sein Anblick geradezu fürchterlich. Seine Korpulenz war so gewaltig, daß er einer Weste von beinahe vier Ellen Weite bedurfte, sein dicker Kopf saß ihm tief zwischen den Schultern und die Farbe seines Gesichts schillerte in Roth, Blau, Gelb und Grün durcheinander.

Auffallend und zuweilen übertrieben war sein Hang zur Reinlichkeit und mit Wäschewechsel und Händewaschen konnte er sich nie genug thun. Wenn er an seinem Schreibtisch arbeitete, zog er nicht blos aus Reinlichkeit, sondern auch um seine guten Hauskleider zu schonen, leinene Ueberärmel an und band sogar eine Schürze vor. Von Tapeten, Polstermöbels, Teppichen und dergleichen war in seinen Wohnzimmern nichts zu sehen, sondern vielmehr alle Geräthschaften

von schlichtem nacktem Holz gefertigt. Selbst zum Waschen bediente er sich eines hölzernen muldenförmigen Beckens.

Was die Kleidung betraf, so trug er in der Regel einen einfachen blauen Uniformrock mit rothen Aufschlägen und silbernen Litzen, gelbe Weste und Beinkleider und weiße Leinwandstiefeletten, den Degen an der Seite und in der Hand einen tüchtigen Bambusstock, der, wie wir gesehen haben, die Bekanntschaft vieler Leute machte, welche auf diese Ehre gern verzichtet hätten. Erschien der König nicht in Uniform, so trug er gewöhnlich einen braunen Rock und eine rothe Weste mit schmaler Goldtresse.

Die französische Perücke war ihm ein Gräuel und er trug statt derselben den Zopf, in welchem er eine besondere Zierde des Mannes und gleichsam den verkörperten, zusammengeflochtenen Gehorsam sah. Wenn ein König in einer Mode den Ton angiebt, so gewinnt sie in der Regel rasche Verbreitung, und es dauerte nicht lange, so hatten die Zöpfe überall in Preußen die Perücken siegreich aus dem Felde geschlagen. Nur die Geistlichkeit hielt noch ziemlich lange an den Perücken eben so hartnäckig fest, als sie sich früher dagegen gesträubt hatte. Die ächt orthodoxen Perücken der lutherischen Geistlichen waren von ganz schwarzem Bockshaar und es machte eine ungemein große Sensation, als der Prediger Schulz, der sich dadurch den Beinamen des Zopf-Schulzen erwarb, in Gilsdorf bei Berlin zum ersten Male mit dem Zopf auf der Kanzel erschien.

Ein so großer Wütherich Friedrich Wilhelm aber auch oft zu Hause und unter seiner gewohnten Umgebung war, so konnte er dagegen doch auch, wenn er nur sonst wollte, sehr leutselig, herablassend und gnädig sein. Besonders war dies auf Reisen der Fall, wo er sehr freigebig mit dem Gelde

umging. Bei solchen Gelegenheiten war er auch gegen Damen, die er doch in Berlin kaum ansah, im höchsten Grade galant und zuvorkommend.

Ueberhaupt darf man nicht glauben, daß sein Herz, wenigstens in früheren Jahren, für die Regungen der Liebe unempfindlich gewesen sei. Den nachhaltigsten Eindruck auf ihn scheint ein Fräulein von Pannewitz gemacht zu haben, und wir theilen mit, was seine Tochter, die Memoirenschreiberin, hierüber sagt:

„Die Königin hatte an ihrem Hofe ein Fräulein von Pannewitz, die ihre erste Ehrendame war. Diese junge Dame war schön wie die Engel und besaß eben so viel Tugend als Schönheit. Der König, dessen Herz bis dahin unempfindlich gewesen, konnte ihren Reizen nicht widerstehen und begann zu jener Zeit (1731) ihr den Hof zu machen. Er war nicht galant und da er seine Schwäche kannte, so sah er voraus, daß es ihm niemals gelingen würde, die Manieren eines verliebten Stutzers nachzuahmen. Deshalb blieb er seinem Naturell treu und wollte den Roman beim Ende beginnen. Er machte der Pannewitz eine sehr holperige Schilderung von seiner Liebe und fragte sie, ob sie seine Geliebte sein wolle. Die Schöne aber, die sich durch diesen Antrag sehr beleidigt fühlte, begegnete ihm wie einem Neger. Der König ließ sich indessen dadurch nicht abschrecken und fuhr in seinen Bemühungen ein ganzes Jahr lang fort. Die Entwickelung dieses Abenteuers war ein ziemlich eigenthümliches. Die Pannewitz war der Königin nach Braunschweig gefolgt, wo die Vermählung meines Bruders stattfinden sollte. Hier begegnete ihr der König auf einer kleinen Seitentreppe, welche nach dem Zimmer der Prinzessin führte. Er verhin-

derte sie, zu entwischen, wollte sie umarmen und griff ihr an den Busen.

„Die Pannewitz gerieth darüber in die größte Wuth und versetzte ihm einen solchen Faustschlag ins Gesicht, daß ihm das Blut sofort aus Mund und Nase herausströmte. Er nahm es jedoch nicht übel, sondern begnügte sich, sie von dieser Zeit an die „boshafte Teufelin" zu nennen."

Dieses kleine Abenteuer scheint jedoch der einzige Versuch einer ehelichen Untreue gewesen zu sein, dessen der König sich schuldig machte, und noch auf seinem Todtenbette rechnete er es sich zum hohen Verdienst an, daß er ein Muster von einem treuen Ehemann gewesen sei.

Auch in anderer Beziehung zeigte er sich gegen die Königin sehr nobel und setzte ihr, während seine Mutter, die Gemahlin des prachtliebenden Friedrichs des Ersten, nur zweiundfünfzigtausend Thaler jährlich gehabt, trotz seines Geizes für ihren Hofstaat ein Jahrgeld von achtzigtausend Thalern aus. Freilich mußte sie dafür auch die Kleider und Wäsche für ihn und die Prinzessinnen bezahlen. Außerdem bekam „Fiekchen," wie er die stolze Sophie nannte, jedes Jahr ein Winterkleid und ein werthvolles Weihnachtsgeschenk. Im Jahr 1735 war die Christbescheerung in der königlichen Familie folgendermaßen bestellt: Die Königin bekam eine goldene Brandruthe fürs Kamin, sechzehnhundert Thaler an Werth; der Kronprinz sechs silberne Schüsseln; die Kronprinzessin einen Feuerschirm; die Markgräfin von Anspach einen Kaminaufsatz und die Markgräfin von Schwedt einen silbernen Tisch. Jedes dieser vier Geschenke kostete vierhundert Thaler. Die übrigen Prinzen und Prinzessinnen erhielten silberne Wandleuchter, Schüsseln und Teller zu zweihundert, hundertundfünfzig und hundert Thalern an Werth.

Wir haben den beiden Hauptpassionen Friedrich Wilhelms — dem Geiz und der Soldatenliebhaberei — ein besonderes Kapitel gewidmet, dürfen aber hier am Schlusse nicht unerwähnt lassen, daß er auch noch eine dritte Passion besaß, die den ersten beiden zuweilen an Vehemenz der Kundgebung nicht nachstand. Es war dies die Passion, zu bauen, oder vielmehr bauen zu lassen. Der von seinem Vater unter dem Namen der Friedrichsstadt angelegte Stadttheil vergrößerte sich seiner Meinung nach nicht rasch genug, und wer sich daher bei ihm beliebt machen wollte, mußte ein Haus bauen. Da dies jedoch von Seiten der Privatleute ihm immer noch nicht häufig genug geschah, so befahl er seinen Beamten, wenn dieselben nach seiner Meinung gut genug besoldet waren, sich ebenfalls bei der Vergrößerung Berlins zu betheiligen.

Die hochgestellten Civil- und Militairpersonen, denen ihr Gehalt auch in der That erlaubte, der Grille des Königs zu genügen, versäumten natürlich nicht, dies zu thun. So bauete zum Beispiel der General Alexander Graf Dönhoff den Dönhoffsplatz, der Minister von Happe den später gräflich Reußischen Palast und Garten auf der Leipziger Straße, der Baron von Vernezobre den nachmaligen Palast der Prinzessin Amalie auf der Wilhelmsstraße, welcher gegenwärtig dem Prinzen Albrecht gehört, der Graf Truchseß den Palast und Garten des Johanniterordensmeisters auf dem Wilhelmsplatze, gegenwärtig das Palais des Prinzen Karl u. s. w.

Ein großer Theil dieser Gebäude steht auf einem Terrain, welches früher durch einen großen tiefen Teich und Sumpf eingenommen ward, in welchen viele tausend Baumstämme zu Herstellung von Rosten eingerammt werden mußten. Der König schenkte hierzu für vierzigtausend Thaler

Baumaterialien und fand sich während des Baues fast alle Tage an Ort und Stelle ein, um nach seiner energischen Weise zur Förderung des Werkes anzutreiben.

Wer sich durch ganz besonders schöne Bauten hervorthat, konnte auch auf ganz besondere Anerkennung rechnen. So ward zum Beispiel der Geheimerath Piper deswegen geadelt.

Hochgestellten, reichen und gut besoldeten Personen ward es allerdings leicht, sich beim König auf diese Weise in Gunst zu setzen, unvermögende kleine Beamte aber geriethen dadurch oft in große Verlegenheit und mißliche Umstände. Ihre Gegenvorstellungen und Bitten um Verschonung blieben in der Regel fruchtlos, denn der König hatte in der Regel dafür nur eine Antwort: „Der Kerl ist reich, soll bauen!

Auf diese Weise war es natürlich nicht zu verwundern, wenn die Häuserzahl Berlins sich binnen sechzehn Jahren um beinahe tausend vermehrte und die Einwohnerzahl, welche zu der Zeit, wo unsere vertraute Geschichte anhebt, nicht viel über sechstausend betrug, jetzt, nach hundert Jahren, auf beinahe hunderttausend angestiegen war.

Nur eine eiserne Leibesconstitution konnte eine so rastlose Thätigkeit wie Friedrich Wilhelm entwickelte, auf die Länge aushalten, aber selbst eine solche mußte, wie schon Seckendorf prophezeihet, endlich unterliegen. Schon im siebenten Jahre seiner Regierung erkrankte er einmal in Brandenburg, wie bereits erzählt worden, so schwer, daß er selbst seinen Tod mit Gewißheit erwartete. Das Brechmittel des Regimentschirurgen Holtzendorf rettete ihn jedoch und es dauerte nun wieder beinahe sechzehn Jahre, ehe er wieder von einer ernsten Krankheit ereilt ward, obschon er während dieses Zeitraums nicht selten an Blutwallungen, Schlaflosig-

keit, Fuß- und Handgicht, so wie in spätern Jahren auch an zeitweiliger Taubheit zu leiden hatte.

Diese zweite schwere Erkrankung erfolgte im Winter 1734, wo die in Folge des vielen schweren Getränkes, das er genossen, erzeugte Wassersucht so bösartig auftrat, daß er mehrere Monate hinter einander Zimmer und Bett nicht verlassen konnte. Im Frühling 1735 raffte er sich wieder so ziemlich auf, obschon das Uebel keineswegs gehoben war. Nachdem er sich fünf Jahre lang damit geschleppt, warf es ihn in dem überaus strengen Winter des Jahres 1740 wieder auf das Krankenlager nieder, von dem er blos auf das Sterbebett übersiedeln sollte.

Wenn der Tod an den Menschen herantritt, erscheint ihm Vieles anders, als in gesunden Tagen, und auch Friedrich Wilhelms Starrsinn und Trotz ward gebrochen, als er den furchtbaren Gast mit langsamem, aber sicherem Schritt immer näher herankommen sah. Der bereits mehrmals erwähnte lutherische Probst Roloff, der schon mit ihm als Kronprinzen bei seinem Regimente als Kaplan den Feldzug am Rheine mitgemacht hatte und welcher vor allen Geistlichen Berlins vorzugsweise sein Vertrauen genoß, erschien auf seinen Ruf, um ihn auf den Tod vorzubereiten.

Der König erklärte ihm, daß er allen seinen Feinden verzeihe, sogar dem verhaßtesten, Georg dem Zweiten von England, obschon dieser ihm „alles gebrannte Herzeleid" angethan habe. Zugleich bekannte er seine Sünden und glaubte seine Reue darüber nicht besser zu erkennen geben zu können, als wenn er diese Fehltritte ausführlich und in Gegenwart vieler Anwesenden aufzählte. Der Vortrag dieses Sündenregisters war begreiflicherweise für die Zuhörer ein so

wenig erbaulicher, daß Roloff den König dringend bat, davon abzubrechen.

Hierbei machte er ihm zugleich bemerklich, daß, um Vergebuug und Gnade bei Gott zu erlangen, nicht sowohl ein so umfassendes Geständniß jedes einzelnen Fehlers, als vielmehr wahre Sinnesänderung nothwendig sei. Davon aber, daß er einer solchen bedürfe, wollte der König durchaus nichts wissen, denn er behauptete, schon ohnehin ein so guter Christ zu sein, wie es nur einen geben könne. Er habe ja stets die Kirche besucht, Gottes Wort gern angehört, die Geistlichen geachtet, nach bestem Wissen und Gewissen gehandelt und Alles zu Gottes Ehre gethan. Eben so sei er auch — und hierauf schien er besonderen Werth zu legen — seiner Frau stets unverbrüchlich treu gewesen.

Roloff unternahm es in höchst freimüthiger Weise, den König aus dieser gewaltigen Selbsttäuschung zu wecken, und hielt ihm ein ganz anderes Sündenregister vor, als welches er vorhin selbst aufgeschlagen. Er erinnerte ihn, wie oft er die ihm von Gott anvertraute Gewalt gemißbraucht, durch seine unsinnige Soldatenliebhaberei Tausende in Unglück und Elend gestürzt und durch Verschärfung der von den Gerichten gefällten Strafurtheile sich ein ihm weder nach göttlichen, noch nach menschlichen Gesetzen zustehendes Recht angemaßt habe. Er erinnerte ihn ferner an die auf seinen Befehl vollzogenen Hinrichtungen von Personen, deren Schuld noch sehr zweifelhaft gewesen, an die tyrannische Behandlung seiner Familie und seiner Diener, an die schweren Verluste, die er vielen seiner Berliner Unterthanen durch den ihnen auferlegten Zwang zum Häuserbauen zugefügt u. s. w.

Hätte Jemand dem König in seinen gesunden Tagen auf diese Weise ins Gewissen reden wollen, so würde dieser ihn

mit dem Argument, welches er am besten zu handhaben verstand — dem Bambusstock — sehr bald zum Schweigen gebracht haben, aber es war jetzt der Fall eingetreten, wo, wie Mephisto sagt, der — Mensch „zahm" ist. Roloff wußte dies, obschon man damals von Göthe's Faust noch keine Ahnung hatte, sehr wohl, und als der König die ihm vorgehaltenen schweren Vergehen zu rechtfertigen suchte, bewies er ihm auf scharfe, eindringliche Weise, daß er mit einer solchen Verantwortung vor Gottes Richterstuhl unmöglich bestehen könne.

Wohl mochte es dem so lange verblendeten König schwer ankommen, sein Herz dieser neuen Ueberzeugung zu öffnen, aber endlich sagte er doch: „Er schont meiner nicht, Roloff. Er spricht als ein guter Geist und als ein ehrlicher Mann mit mir. Ich danke Ihm dafür und erkenne nun, daß ich ein großer Sünder bin."

Die Nachricht von der unheilbaren Erkrankung eines Königs, der so viele, selbst ihm fern stehende fromme Gemüther durch seine Handlungsweise tief bekümmert und verletzt, hatte, als sie sich in weiteren Kreisen verbreitete, auch noch andere Bekehrungsversuche zur Folge. Der merkwürdigste war der, welchen der bekannte Graf Zinzendorf, der Stifter der Herrnhuter Gemeinde, unternahm.

In einem vom 24. Februar 1740 datirten Briefe suchte er den König für die von ihm gepredigten Lehrsätze empfänglich zu machen. Friedrich Wilhelm las diesen Brief wiederholt und mit der größten Aufmerksamkeit durch, denn Zinzendorf war bekanntlich ein Schüler jenes „Hunde-Franke", der zum Aerger der oft genannten fürstlichen Memoirenschreiberin früher schon einen so großen Einfluß auf das Gemüth des Königs geäußert. Der König befahl seinem

Secretair, den Brief zu beantworten, unter welchen er mit Bleistift die Worte geschrieben: „Obligirt vor den guten Rath, so er Mir geben; Ich stünde mit Gott und Meinem Heiland sehr gut und unterwürfe solchem mich und Meine zeitliche und ewige Wohlfahrt, er würde mich zu Gnaden nehmen. Meine Sünden bereuete und würde suchen solche noch mehr, so viel schwachen Menschen nur möglich ist, abzulegen und suchen Gott dankbar zu werden. Ein Kopfhänger wäre ich nicht und würde es auch nicht werden und glaube nicht, daß es darin bestehe; Meinen Feinden vergäbe ich von Herzen alles, so sie mir gethan."

Zinzendorf ward durch diese Erklärung nicht zufriedengestellt, sondern sah sich veranlaßt, einen zweiten Brief an den König zu schreiben, in welchem er bemerkte, daß ihm beim Lesen der königlichen Antwort noch mehrere dubia aufgestiegen seien. Der König las auch diesen Brief sehr aufmerksam und schrieb mit Bleistift darunter: „Soll seine dubia schreiben, soll sich expliciren." Nun schrieb Zinzendorf die berühmte Abhandlung: „Von der Bekehrung einer hohen Person auf dem Krankenbette — auf ihr ernstes und anhaltendes Begehren geschrieben." Ob diese von Zinzendorf übersendete Abhandlung aber auch wirklich in die Hände des Königs gelangte, läßt sich nicht mit Gewißheit berichten.

Mit Eintritt der milden Frühlingswitterung ward das Befinden des Königs ein besseres, wenigstens in so weit, daß er, um die für ihn so wünschenswerthe Veränderung der Luft und des Aufenthalts zu genießen, mit seiner Familie nach Potsdam gehen konnte. Am 27. April 1740 sah er seine Residenzstadt zum letzten Male. „Leb wohl, Berlin", sagte er, als er in den Wagen gehoben ward, „in Potsdam will ich sterben."

Hier angelangt suchte er sich die wenigen schmerzfreien Stunden, welche ihm in den letzten vier Wochen seines Lebens noch vergönnt waren, dadurch zu erheitern, daß er dem Exerciren seiner geliebten langen Kerle zusah. Er befahl, daß bei seinem Leichenbegängniß sein Leibregiment die Ehrensalven geben sollte und setzte in warnendem Tone hinzu: „Aber gebt Acht, ob die Hundsfötter nicht plackern werden." Zuweilen ließ er sich auch geistliche Lieder vorsingen, unter andern auch einmal das so schöne, von Paul Gerhard gedichtete: „Warum sollt ich mich doch grämen?" Bei der Stelle: „Nackend werd' auch ich hinziehen" unterbrach er die Sänger und rief: „Nein, das ist erlogen, ich will in der Montur begraben sein." Der Feldprediger erlaubte sich hierauf zu bemerken, daß es im Himmel wohl keine Soldaten geben werde. „Wie? Was Sapperment? Wie so?" fragte der Kranke und war sichtlich entmuthigt und verstimmt, als ihm geantwortet ward, daß es im Himmel deshalb keine Soldaten gebe, weil dort keine nöthig wären.

Der Monat Mai, von dem man gehofft hatte, er werde eine Besserung in dem Zustande des Königs herbeiführen, täuschte nicht blos diese Hoffnung, sondern machte auch eine nahe bevorstehende Auflösung immer wahrscheinlicher. Roloff hatte ihm, trotzdem daß er ihn deshalb gelobt, ein wenig zu scharf ins Gewissen geredet, und er ließ daher jetzt den Hofprediger Cochius und den Feldprediger Bösfeld rufen, um zu sehen, ob vielleicht diese ihm die Pforten des Himmels unter billigeren Bedingungen erschlössen.

Die dem erstgenannten Geistlichen gemachten Zugeständnisse und gegebenen Versprechungen ignorirend, fragte er, ob er, wenn er in den Himmel kommen wollte, allen seinen Feinden vergeben müßte. Die Geistlichen antworteten ihm,

daß dies allerdings unbedingt verlangt werde, und er wendete sich hierauf zur Königin, zu welcher er sagte: „Nun gut, so schreibe an Deinen Bruder (Georg den Zweiten von England) und sage ihm, daß ich ihm alles Böse, was er mir zugefügt, vergebe. Ja, schreibe ihm, daß ich ihm vergebe — aber warte, bis ich todt bin."

Vier Tage vor seinem Tode fand sich sein Thronerbe Friedrich in Potsdam ein und er benutzte die ihm noch übrigen wenigen Stunden, um sich mit diesem ausführlich und ohne Rückhalt über die innern und auswärtigen Angelegenheiten seines Landes zu besprechen. Während dieser Unterredungen war er, obschon er sehr große Schmerzen hatte, die ihn oft ungeduldig machten, stets bei vollkommener Besinnung und aller seiner Geisteskräfte mächtig. Sein früherer so unverantwortlicher Groll gegen seinen Sohn Friedrich schien jetzt völlig geschwunden zu sein und als er aus Friedrich's Fragen und Bemerkungen abnahm, wie eifrig sich dieser eine weise, nur das wahre Wohl des Landes fördernde Regierung angelegen sein lassen würde, sagte er im Tone der Rührung zu den Umstehenden: „Aber thut mir Gott nicht viele Gnade, daß er mir einen so würdigen Sohn gegeben?"

Die Standhaftigkeit, womit er seine Schmerzen ertrug und vor dem auf ihn eindringenden Tode nur Zoll um Zoll zurückwich, war in der That bewundernswürdig. Seinen täglichen Gewohnheiten bis zum letzten Athemzuge treu, ließ er sich bis zum Tage vor seinem Tode zur Parade und in den Stall fahren.

So kam der 31. Mai heran, welcher der letzte Tag dieses merkwürdigen Lebens sein sollte. In der Nacht bekam der Kranke ungewöhnlich heftige Schmerzen und beklagte sich darüber bei dem an seinem Bett wachenden Cochius. Gegen

vier Uhr Morgens konnte er es nicht mehr aushalten, ließ sich auf seinem Rollstuhle in das Zimmer der Königin fahren, weckte sie und sagte: „Steh auf, ich kann nur noch wenig Stunden leben und werde wenigstens das Glück haben, in Deinen Armen zu sterben."

Hierauf nahm er Abschied von seinen Söhnen, sowie von allen in Potsdam anwesenden Ministern, Hofbeamten und Offizieren bis zum Hauptmann hinunter. Dann ließ er sich in seinem Lehnstuhl an das Fenster rücken, von welchem er die Aussicht auf den Marstall hatte. Er ließ die Pferde herausführen und forderte den Fürsten von Dessau und den Generaladjutanten von Haake auf, sich als letztes Geschenk eins davon zu wählen. Der Fürst wählte nicht lange, sondern nahm das erste beste. Dem König schien dies nicht recht zu sein, denn er sagte: „Sie wählen gerade das schlechteste — nehmen Sie doch das, das ist gut, ich stehe dafür."

Aergerlich und zornmüthig blieb er bis auf den letzten Augenblick und als die Stallknechte dem von dem Fürsten gewählten Pferde einen blauen Sattel und eine gelbe Schabracke auflegten, rief er, erbost über diese geschmacklose Zusammenstellung: „Ach, wenn ich doch gesund wäre! Diese Halunken sollten ihre tüchtige Prügel bekommen!"

Dem Fürsten von Dessau, dem doch Niemand so leicht Weichherzigkeit vorwerfen konnte, traten, als das letzte Hinschwinden der Kräfte des Kranken immer sichtbarer ward, die Thränen in die Augen, aber Friedrich Wilhelm tröstete ihn und sagte: „Das ist einmal so der Menschen Schicksal. Wir müssen alle der Natur unsere Schuld bezahlen."

Nach einer Weile ließ er den Cabinetsminister von Podewils an sich herantreten und instruirte diesen, die Regierung dem Kronprinzen zu übergeben, worauf er ihm die

Schlüssel zu Krone, Scepter und dem Schatz aushändigte. Während er noch mit dem Minister sprach, ward er auf einmal ohnmächtig und mußte in sein Bett zurückgebracht werden.

Als er aus dieser Ohnmacht wieder erwachte, warf er einen Blick auf die im Zimmer stehenden Lakaien, welche auf seinen Befehl die kürzlich neugefertigten Livreen angelegt hatten und rief: „Eitelkeit, Eitelkeit und nichts als Eitelkeit!" Nach einer kurzen Pause fragte er Dr. Ellert, seinen Leibarzt, ob sein Tod nahe sei. Der Arzt antwortete, über eine halbe Stunde werde es wahrscheinlich nicht mehr dauern. Der König verlangte hierauf einen Spiegel, sah hinein und sagte lächelnd: „Ich bin recht verändert; ich werde beim Sterben ein garstiges Gesicht machen."

Dann fragte er den Arzt nochmals, wie lange es noch dauern werde, und als ihm geantwortet ward, es sei nun schon eine Viertelstunde verstrichen und der Puls beginne heraufzusteigen, sagte er mit matter Stimme: „Desto besser, so kehre ich in mein Nichts zurück. Des Herrn Wille geschehe." Um ein Uhr Mittags fragte er nochmals. Der Arzt zuckte die Achseln und sagte: „Er steht still." — Da hob mit zum letzten Male aufflackernder Kraft der König den Arm in die Höhe, schüttelte die Faust und rief: „Er soll nicht stillstehen!"

Aber er stand doch still und kurz nach ein Uhr war von dem mächtigen Herrscher, der so oft trotzig auf seine Kraft gepocht, hienieden nichts mehr vorhanden, als eine entseelte Hülle.

Zahlreich war die Familie, welche sein Sterbebett umstand, denn er hinterließ nicht weniger als zehn Kinder — vier Söhne und sechs Töchter.

Die vier Söhne waren: Der neue König Friedrich der Zweite; der Prinz August Wilhelm, vermählt mit Louise Amalie von Braunschweig, Schwägerin seines älteren Bruders; Prinz Heinrich, der Held des siebenjährigen Kriegs, vermählt mit Wilhelmine von Hessen-Cassel, und Prinz Ferdinand, Heermeister des Johanniterordens zu Sonnenburg.

Die sechs Prinzessinnen waren: Friederike Sophie Wilhelmine, die Memoirenschreiberin, mit dem Markgrafen von Baireuth; Friederike Louise, mit dem Markgrafen von Anspach; Philippine Charlotte, mit dem Herzog Karl von Braunschweig; Sophie Dorothee Marie, mit dem Markgrafen von Schwedt; Louise Ulrike, mit dem König Adolph Friedrich von Schweden vermählt, und Amalie, die Geliebte des Abenteurers Baron von der Trenck, welche unvermählt als Aebtissin in Quedlinburg starb.

Die Königin lebte nach dem Tode ihres Gemahls noch volle siebzehn Jahr, denn sie starb erst einige Tage nach der für ihren Sohn so verhängnißvollen Niederlage bei Collin im zweiten Jahre des siebenjährigen Krieges (1757).

König Friedrich Wilhelm der Erste hatte sein Lebensalter nicht höher als auf zweiundfünfzig Jahre gebracht. Seine letzte Ruhestätte erhielt er seiner eigenen Bestimmung zufolge in der Garnisonkirche zu Potsdam, wobei die von ihm ebenfalls selbst bezeichneten Trauerlieder gesungen wurden. Beim Trauermahl wurden zwei Eimer alter Rheinwein getrunken, die er ebenfalls selbst zu diesem Zwecke bestimmt hatte.

„Mein Vater", schrieb sein großer Sohn an Voltaire, „starb mit der Wißbegierde eines Naturforschers, welcher beobachten will, was in dem Augenblick seines Hinscheidens geschieht, und mit dem Heldenmuthe eines großen Mannes."

IV.

Unter Friedrich dem Großen.

(1740—1786.)

Erstes Kapitel.

Thronbesteigung und Huldigung. — Veränderte Regierungsgrundsätze. — Friedrichs Jugendgeschichte. — Seine Geburt und Taufe. — Seine erste Erzieherin. — Sein erster Lehrer. — Seine Gouverneurs. — Instruction derselben. — Lehrplan. — Pflege und Ausbildung des Körpers. — Tagesordnung. — Ein prinzliches Budget von dreihunderteinundsechzig Thalern. — Friedrichs erstes Liebesabenteuer. — Er giebt seinem Vater Anlaß zu Mißfallen und Strenge. — Der Flötist Quanz. — Sinnliche Ausschweifungen. — Der Page Keith. — Der Lieutenant von Katt. — Friedrich wird von seinem Vater geschmähet und geschlagen. — Das preußisch-englische Doppelheirathsproject. — Ritter Hotham und seine Audienz beim König. — Das Doppelheirathsproject scheitert. — Prinzessin Emilie von England und ihre Treue bis in den Tod.

König Friedrich der Zweite, dem die Nachwelt den Namen des Großen niemals streitig machen wird, stand bei seinem Regierungsantritt im achtundzwanzigsten Jahre, folglich im schönsten Lebensalter. Man kannte die Verschiedenheit des Charakters, welche zwischen ihm und seinem heimgegangenen Vater herrschte, und man wußte, daß deshalb vollauf Grund vorhanden war, ein in vielen Beziehungen verändertes Regierungssystem zu erwarten. Niemals hatte ein Regierungswechsel so allgemeine Bewegung erregt. Die Freude aller Unterthanen war groß und auch von Fremden

herrschte in den ersten Wochen ein solcher Andrang, daß man kaum durch den Schloßhof gehen konnte. Wo der neue König sich blicken ließ, wollte das Jubelgeschrei kein Ende nehmen.

Dennoch sah man bereits nach wenigen Tagen ein, daß Vieles, was man von ihm erwartet hatte, nicht geschah, während andere Dinge, die man für weniger nahe bevorstehend gehalten, ins Leben traten. Viele seiner Anhänger und Jugendfreunde hofften, von ihm mit Gold überschüttet und zu hohen Ehrenämtern erhoben zu werden; aber er war zu weise, um thörichten Erwartungen zu entsprechen, oder irgend ein Amt mit einem Manne zu besetzen, von dem er wußte, daß er sich nicht dafür eigne.

Die Staatsminister erschienen drei Tage nach dem Tode des alten Königs bei dem neuen in Charlottenburg, um ihm den Eid der Treue zu leisten. Er erklärte ihnen sofort seine Regierungsgrundsätze, welche wenige Tage darauf die Zeitung mit den Worten veröffentlichte: „Ob Wir euch gleich sehr danken wollen für die treuen Dienste, welche ihr Unseres Höchstgeliebtesten Herrn Vaters Majestät erwiesen habet, so ist ferner Unsere Meinung nicht, daß ihr Uns Inskünftige bereichern und Unsre armen Unterthanen unterdrücken sollt; sondern ihr sollet hingegen verbunden sein, vermöge gegenwärtigen Befehls, mit eben so vieler Sorgfalt für das Beste des Landes, als für Unser Bestes zu wachen, um so viel mehr, da Wir keinen Unterschied wissen wollen zwischen Unserm eigenen besonderen und des Landes Vortheil und ihr diesen sowohl als jenen in allen Dingen vor Augen haben müsset; ja, des Landes Vortheil muß den Vorzug vor Unserem eigenen besonderen haben, wenn sich beide nicht mit einander vertragen.“

Daß Friedrich auch nicht gesonnen war, sich streng an das bisherige Hofceremoniell zu binden, ging daraus hervor, daß er bei der Huldigung, nachdem die Ceremonie vorüber war, ganz gegen die Gewohnheit und Etiquette noch beinahe eine halbe Stunde auf dem Balcon des königlichen Schlosses zu Berlin stehen blieb und mit festem, unverwandtem Blick auf die vor demselben versammelte dichtgedrängte Menge hinabschauete. Trotzdem aber durfte man nicht glauben, daß er sich seiner neuen Würde nicht bewußt wäre, und als wenige Tage nach dieser festlichen Gelegenheit der Markgraf Heinrich von Schwedt sich, auf die frühere Vertraulichkeit pochend, in Gegenwart mehrerer Generale einen unpassenden Scherz erlaubte, sah ihn Friedrich mit scharfem, durchdringendem Blicke an und sagte in ernstem Tone zu ihm: „Vergessen Sie nicht, mein Herr, daß ich jetzt König bin.“

Bald nachdem die Huldigung in Berlin vorüber war, reiste er zu der nach Königsberg, von wo er die Rückreise, trotz der schlechten Landstraßen, innerhalb drei Tagen zurücklegte. Ueberhaupt war Schnelligkeit der Bewegung ein charakteristisches Kennzeichen von ihm. Von Berlin nach Potsdam ritt er mit unterlegten Pferden in einer Stunde und sein Fahren im achtspännigen Wagen war ein förmliches Fliegen zu nennen. — Gehen wir jetzt auf seine Jugendgeschichte zurück.

Friedrich der Zweite erregte schon bei seiner Geburt, die Sonntags am 24. Januar 1712 erfolgte, Bewunderung durch seine engelgleiche Schönheit, besonders durch die großen, blauen, strahlenden Augen. Seine Taufe fand acht Tage später in der Schloßkapelle statt und zwar auf Befehl seines Großvaters, des damals noch lebenden prachtliebenden Friedrichs des Ersten, mit größtem Glanze. Er trug eine kleine

Krone auf dem Haupte und ein mit Diamanten besetztes Kleid von Silberstück, dessen Schleppe von sechs Gräfinnen getragen ward. An Glockengeläute, Kanonendonner, Trompetengeschmetter und Paukenwirbel fehlte es begreiflicherweise ebenfalls nicht.

Bis zu seinem siebenten Jahre blieb seine Erziehung weiblichen Händen überlassen, namentlich denen der verwittweten Oberstin Martha von Rocoulles, die schon seinen Vater erzogen hatte. Obschon damals bereits eine Fünfzigerin, hatte sie doch noch die Freude, den Regierungsantritt auch ihres zweiten Pfleglings zu erleben und Friedrich blieb ihr stets mit großer Liebe und Achtung zugethan.

Sein erster Lehrer war der Sohn eines nach Berlin geflüchteten französischen Protestanten Namens Duhan de Jandun. Auch dieser hatte sich stets seiner Gunst und Liebe zu erfreuen und starb ebenfalls hochbejahrt wenige Tage nach dem Besuche, den ihm sein ehemaliger Schüler am 3. Januar 1746, am Illuminationsabende des Tages seiner Rückkehr aus dem zweiten schlesischen Kriege, abstattete.

Die Militairgouverneurs, welche Friedrich von seinem sechsten Jahre an in den Personen des Generals Graf Finkenstein und des Obersten von Kalkstein erhielt, bekamen von seinem Vater eine ausführliche Instruction, in welcher ihnen vorgeschrieben ward, dem Prinzen „eine rechte Liebe und Furcht vor Gott als das Fundament zeitlicher und ewiger Wohlfahrt beizubringen, schädliche Irrungen, als Atheist-, Arrian-, Socinianische zu meiden, auch ihm vor die katholische Religung, als welche mit gutem Fug mit unter denselben gerechnet werden kann, so viel als immer möglich einen Abscheu zu machen, deren Ungrund und Absurdität vor Augen zu legen und wohl zu imprimiren."

Hiernächst sollte dem Prinzen beigebracht werden, was er dem König und der Königin „vor Respekt und Submission, welche aber nicht knechtisch und sklavisch sein muß, schuldig sei. Gleich wie die allzugroße Furcht nichts als knechtische Liebe und sklavische Effroten hervorbringen kann, so soll sowohl der Oberhofmeister als der Sousgouverneur dahin arbeiten und ihr möglichstes anwenden, meinem Sohne wohlbegreiflich zu machen, daß er keine solche Furcht, sondern nur eine wahre Liebe und vollkommen Vertrauen in Mich haben nnd in Mich setzen müsse. Sollte aber Mein Sohn wider Verhoffen sich unartig und diesem nicht gemäß aufführen, so sollen beide sie Ihm bedeuten, es der Königin zu hinterbringen und müssen sie ihm mit derselben allezeit schrecken, mit Mir niemahlen."

Hierauf wird nochmals besonders auf die Furcht Gottes hingewiesen, „denn dieses", heißt es, „ist das einzige Mittel, die von menschlichen Gesetzen und Strafen befreiete souveraine Macht in den Schranken der Gebühr zu erhalten."

Sodann wendet sich die Instruction zu dem Umgange des Prinzen und trifft auch hierüber sehr genaue und ausführliche Bestimmungen, die eben so wie die andern ein Beleg zu dem wunderlichen Charakter des königlichen Vaters sind, welcher die besten Absichten durch die verkehrteste Ausführung immer von selbst vereitelte.

„Alle Offiziers", fährt die Instruction fort, „welche Meinen Sohn frequentiren sollen wie auch Andere, die bei Ihm kommen können, sollen auf einen Zettel gesetzt werden, da ich denn schon sagen werde, welche eingehen sollen oder nicht; denn er muß mit allen Leuten umgehen lernen und gewohnt werden und nicht eingesperrt bleiben. Er muß einen guten und manierlichen, nicht aber pedantischen Umgang haben.

„Nächst der Gottesfurcht ist nichts, das ein fürstliches Gemüth mehr zum Guten antreiben und vom Bösen abhalten kann, als die wahre Glorie und Begierde zum Ruhme, Ehre und zu der Bravour, weshalb denn vor allen Dingen sowohl der Oberhofmeister als der Sousgouverneur ihr einziges Augenmerk sein lassen müssen, Ihm vor allem aufgeblasenen Stolz und Hochmuth, wie auch allen Deperien — Depensiren — welches sich ohnedem leicht einschleicht, auf alle Weise abwendig zu machen, hingegen ihn zur Menage, Sparsamkeit und Demuth anzuhalten und dahin zu sehen, daß er ein guter Wirth werde. Da auch nichts schädlicher als die Flatterie, so habt Ihr allen, welche zu meinen Sohne kommen, solche bei meiner größten Ungnade zu verbieten. Er ist auch von denen Opern, Comödien und weltlichen Eitelkeiten abzuhalten und Ihn so viel als möglich ein Degout davor zu machen.

„Was die übrigen Studien und Wissenschaften, so einen Fürsten wohl anstehen, anbelangt, wird der Progreß darinnen mit dem Wachsthum der Jahre gesuchet und dahin gesehen werden müssen, daß das Nöthigste zum Ersten, alles aber ohne Ekel und Verdruß erlernt werden möge ꝛc. wird solches fürnehmlich auf die Dexterität des Präceptoris Du Han ankommen ꝛc. Es soll mit den Gouverneurs sich concertiren und dem König berichten ob er es approbiren werde.

„Was die lateinische Sprache anbelanget, so soll Mein Sohn solche nicht lernen und will ich auch nicht, daß Mir einer davon sprechen soll, sondern sie sollen beide nur dahin sehen, daß er sowohl im Französischen als Teutschen eine elegante und kurze Schreibart sich angewöhne.

„Die Rechenkunst, Mathematik, Artillerie, Oeconomie muß er aus dem Fundamente erlernen.

„Die alte Historie kann Ihm nur überhin, diejenige aber von unsern Zeiten und von 150 Jahren her, muß Ihm auf's Genaueste beigebracht werden." Ueber die alte Historie sprach sich der König in einer späteren Morginalresolution auf eine Eingabe Duhan's noch deutlicher aus: „l'Histoire des Grecs et des Romains doit être abolie, elles ne sont bonnes à rien." Für die neuere Geschichte legte Duhan das bekannte Foliowerk: „Theatrum Europaeum" zum Grunde.

„Das Jus naturale und gentium," fährt der König in der Instruction von 1718 fort, „oder Völkerrecht, wie auch die Geographie und was in jedem Lande remarquable, muß er vollkommen inne haben, absonderlich aber muß Meinem Sohne die Historie seines Hauses sorgfältig beigebracht werden, zu welchen Ende dann die Bibliothek und Archiv ihnen offen stehen soll, denn ein Domesticum Exemplum hat alle Zeit mehr Kraft, als ein auswärtiges; nebst der preußischen Historie hat Er auch die Geschichte derjenigen Häuser, so mit denselben vor andern verknüpft sein, zu erlernen, als da seien die Häuser England, Braunschweig, Hessen u. s. f." In der oben erwähnten Eingabe Duhan's, wird auch noch Genealogie zu treiben, anbefohlen.

„Die französische Sprache, worin Mein Sohn bereits einen guten Anfang gemachet, kann man continuiren, Ihm durch Uebung im Reden und dann mit der Zeit durch Lesung guter französischer Bücher beibringen.

„Das Studium mathematicum würde auch, sobald des Prinzen Alter es zuläßt, zur Hand zu nehmen und der Anfang mit Zeichnen oder Reißen zu machen sein; nachgehends und wenn die Aufmunterung zunimmt, kann man Ihm, was nöthig, von der Fortification, von Formirung eines Lagers

und anderen Kriegswissenschaften, nach und nach beibringen, damit Er von Jugend auf angeführet werde, einen Offizier und General zu agiren. Absonderlich haben sie beide sich äußerst angelegen sein zu lassen, Meinem Sohne die wahre Liebe zum Soldatenstande einzuprägen und ihm zu imprimiren, daß gleich wie nichts in der Welt, was einem Prinzen Ruhm und Ehre zu geben vermag, als der Degen und Er als vor der Welt ein verachteter Mensch sein würde, wenn er solchem nicht gleichfalls liebte, und die einzige Glorie in demselben suchte."

Hieran reihen sich die Vorschriften, welche die Pflege und Ausbildung des Körpers betreffen. Den Gouverneurs wird hier befohlen, alles zu verhüten, was die Gesundheit des Prinzen „alteriren kann, es sei im Essen und Trinken, oder in denen Gemüthsbewegungen, oder in denen Exercitiis Corporis, wenn dieselben gar zu violent sein." Eben so wird auch andererseits vor Verzärtelung gewarnt. Vor der Faulheit soll dem Prinzen der „allergrößte Ekel gemacht" und er „nie allein gelassen werden." „Da auch oftmals," heißt es weiter, „bei herannahenden Jahren das Laster der Liebelei einzureißen pflegt, so hat sowohl der Oberhofmeister als auch der Sousgouverneur darauf mit vor allen Dingen Acht zu haben, daß solches verhütet werde, widrigenfalls sie mir beide mit ihren Köpfen davor haften sollen."

Als Friedrich zehn Jahr alt war, schrieb ihm sein Vater eigenhändig die nachstehende Tagesordnung vor:

„Am Sonntage soll er des Morgens um 7 Uhr aufstehen; sobald er die Pantoffeln an hat, soll er vor dem Bette auf die Knie niederfallen und zu Gott kurz beten und zwar laut, daß Alle, die im Zimmer sind, es hören können."

„Sobald dies geschehen ist, soll er sich geschwinde und

hurtig anziehen und sich propre waschen, schwänzen und pudern und muß das Anziehen und kurze Gebet in einer Viertheil Stunde fix und fertig sein, alsdann es ein Viertheil auf 8 Uhr ist. Dann soll er frühstücken in sieben Minuten Zeit. Wenn das geschehen ist, dann sollen alle seine Domestiquen und Duhan hereinkommen, das große Gebet zu halten, auf die Kniee, darauf Duhan ein Capitel aus der Bibel lesen soll und ein oder ander gutes Lied singen, da es ¾ auf 8 sein wird. Alsdann alle Domestiquen wieder herausgehen sollen; Duhan soll alsdann mit Meinem Sohne das Evangelium vom Sonntage lesen, kurz expliciren und dabei allegiren, was zum wahren Christenthum nöthig ist, auch etwas vom Catechismo Noltenii repetiren und soll dieses geschehen bis 9 Uhr; alsdann mit meinem Sohne zu mir herunterkommen soll und mit Mir in die Kirche gehen und essen; der Rest vom Tage ist vor ihm. Des Abends soll Er um ½10 vor mir guten Abend sagen, dann gleich nach der Kammer gehen, sich sehr geschwind ausziehen, die Hände waschen und sobald solches geschehen ist, soll Duhan ein Gebet auf den Knieen halten, ein Lied singen, dabei alle seine Domestiquen mit zugegen sein sollen, alsdann Mein Sohn gleich zu Bette gehen soll, daß er ½11 Uhr gleich zu Bette ist.

„Des Montags um 6 Uhr wird er gewecket und sobald solches geschehen ist, sollen sie ihn anhalten, daß Er, sonder sich zu ruhen oder nochmals umzuwenden, hurtig und sogleich aufsteht und muß Er alsdann niederknieen und ein kleines Gebet halten, wie des Sonntags früh. Sobald er solches gethan, soll er so geschwind als möglich die Schuhe und Stiefeletten anziehen, auch die Hände und das Gesicht waschen, aber nicht mit Seife; ferner soll er das Casaquin anziehen, das Haar auskämmen und schwänzen, aber nicht pudern las-

sen. Indeß daß er sich kämmen und einschwänzen läßt, soll er zugleich Thee und Frühstück nehmen, daß das zugleich eine Arbeit ist und muß dieses Alles vor ½7 Uhr fertig sein. Alsdann Duhan und alle seine Domestiquen herein kommen sollen, und wird alsdann das große Gebet gehalten, ein Kapitel aus der Bibel gelesen, ein Lied gesungen, wie am Sonntage, welches Alles bis 7 Uhr dauert, da die Domestiquen auch wieder weggehen sollen."

„Von 7—9 Uhr soll Duhan mit Ihm die Historie tractiren, um 9 Uhr kommt Noltenius — der Hofprediger, — der soll ihn bis ¾11 Uhr im Christenthum informiren. Um ¾11 Uhr soll Er sich das Gesicht geschwind mit Wasser und die Hände mit Seife waschen, sich weiß anziehen, pudern und den Rock anziehen und um 11 Uhr zum König kommen; da bleibt er bis 2 Uhr, alsdann er gleich wieder nach seiner Kammer geht. Duhan soll alsdann auch gleich da sein, Ihm von 2—3 Uhr die Landcharte zu weisen; dabei sie Ihm sollen aller Europäischen Reiche Macht und Schwäche, Größe, Reichthum und Armuth der Städte expliciren. Von 3—4 Uhr soll Er die Moral tractiren, von 4—5 Uhr soll Duhan deutsche Briefe mit ihm schreiben und darauf sehen, daß er einen guten Stylum bekomme. Um 5 Uhr soll Er die Hände waschen und zum Könige gehen, ausreiten, sich in der Luft und nicht in der Kammer divertiren und thun, wenn es nur nicht gegen Gott ist.

„Dienstag ganz wie Montag, nur daß Vormittags Pentzendorf — der Kadettenfechtmeister — statt Noltenius von 9—½11 Uhr kommt; und Nachmittags Arithmethik statt Briefschreiben.

„Mittwoch wie Montag, ausgenommen, von 7—½10 Uhr soll mit Ihm Duhan nichts als die Historie tractiren und

Ihm was auswendig lernen lassen, damit die Memorie verstärkt werde. ½10 Uhr soll er sich geschwinde anziehen und zum Könige kommen. Das Uebrige vom Tage gehört vor Fritzchen.

„Donnerstag Vormittag wie am Mittwoch, Nachmittag wie am Montag Nachmittag, statt des deutschen Briefschreibens aber soll Er lernen einen guten französischen zu schreiben und die Rechenkunst.

„Freitag Vormittag, wie Mittwoch, im deutschen Schreiben und Arithmetica.

„Am Sonnabend soll des Morgens bis ½11 Uhr in der Historie, im Schreiben und Rechnen Alles repetirt werden, was Er die ganze Woche gelernt hat, auch in der Moral desgleichen, um zu sehen, ob Er profitirt hat und soll der General Graf von Finkenstein und der Obrist von Kalkstein mit dabei sein; hat Er profitirt, so ist der Nachmittag vor Fritzen, hat er aber nicht profitiret, so soll er von 2—6 Uhr Alles repetiren, was Er in den vorigen Tagen vergessen hat.

„Im Aus- und Anziehen müssen sie Ihn gewöhnen, daß er hurtig aus und in die Kleider kommt, so viel als menschenmöglich ist. Sie sollen auch dahin sehen, daß er sich selbst aus- und anziehen lerne und daß Er propre und reinlich werde und nicht so schmutzig sei."

In der letztern Beziehung, nämlich, was die Reinlichkeit betraf, gab Friedrich seinem Vater, der es in diesem Punkte bekanntlich fast übertrieb, Anlaß zu wiederholten Rügen und es scheint ziemlich lange gedauert zu haben, ehe er das „propre" Aeußere zeigte, welches, so oft er vor seinem Vater erschien, ihm von diesem zur unerläßlichen Bedingung gemacht ward.

Schon vom sechsten Jahre an hatte Friedrich seinen ei-

genen Hofstaat, der aber freilich unglaublich karg bedacht war, denn er kostete jährlich nicht mehr als dreihundertundsechzig Thaler. Nach einigen Jahren, als mit dieser Summe unbedingt nicht mehr auszukommen war, ward das Budget vom König auf sechshundert Thaler erhöhet.

Um dem Leser einen kleinen Einblick in diesen kronprinzlichen Haushalt zu verschaffen, theilen wir hier eine Extrarechnung mit, die von den Gouverneurs des achtjährigen Prinzen an den König eingesendet ward, als der Prinz einmal bei ihm in Wusterhausen zur Jagd gewesen war:

Den	3.	In den Klingbeutel	—	Thlr.	16	Gr.
—	3.	An den Jäger vor den Hund .	2	"	—	"
—	6.	An Ihro Hoheit den Kronprinzen	—	"	16	"
—	10.	In den Klingbeutel	—	"	16	"
—	17.	In den Klingbeutel	—	"	16	"
—	17.	In das Becken	—	"	16	"
—	21.	Dem Jäger, so die Globen nach Berlin gebracht	1	"	8	"
—	24.	In den Klingbeutel	—	"	16	"
—	25.	An Hammking, der das grüne Kleid gemacht	2	"	—	"
—	27.	Bei der Abreise aus Wusterhausen an die Bettmädchen . . .	—	"	16	"
Vor die Pfeife zurechtmachen			—	"	4	"
An die beiden Laquaien von S. Maj. dem Könige und der Königin, so aufgewartet haben			1	"	8	"
Vor zwei Farbenschachteln			—	"	16	"
Vor sechs Pfund Puder			—	"	12	"
Vor Stibelettenknöpfe			—	"	2	"
Vor zwölf Ellen Haarband			1	"	9	"

In Mittenwalde	—	Thlr.	2	Gr.
In die Armenbüchse	—	„	2	„
An den Bothen, welcher die Hunde von Berlin gebracht	—	„	12	„
Vor den Hirschfänger zu schleifen	—	„	2	„
Vor weiß Rundschnur zu klatschen	—	„	4	„
Dem Menschen, welcher sie bestellt und herausgebracht	—	„	2	„
An einen Jungen auf dem Felde, welchen die Hunde gebissen	—	„	4	„
An einen Musquetier vom zweiten Bataillon, so Se. Hoheit zu Gevattern gebeten	2	„	—	„
Vor eine lebendige Schneppe	—	„	2	„
Vor einen Hirtenjungen, so den todten Hund weggetragen	—	„	1	„
Vor Pulver und Trinkgeld an den Canonier, welcher zu Schützendorf gefeuert	1	„	8	„
Vor die Königlichen Knechte zu Bier in Schützendorf	3	„	—	„
Vor ein Rothkeligen	—	„	11	„
Vor Nagel und Löschpapier, die Globos einzupacken	—	„	4	„
Die Schuh auf'n Leisten zu schlagen	—	„	1	„
An einen Armen	—	„	2	„
An einen Reitknecht, welcher die Mundirung herausgebracht	—	„	2	„
An die alte Castellanin zu Wusterhausen	—	„	16	„
Summa	23	Thlr.	11	Gr.

Graf von Finkenstein. Ch. V. von Kalkstein.

Das war dem sparsamen Friedrich Wilhelm nicht zu theuer. Er autorisirte die Rechnung, bemerkte dabei aber doch: „Wenn meine Laquaien, Kutscher und Knechte Fritz aufwarten, sollen sie nichts darvor bekommen, denn ich sie darvor bezahle, denn Fritz und ich ist einerlei, sonsten bin ich mit allen zufrieden vor die guhte Haushaltung."

Als Friedrich das fünfzehnte Lebensjahr zurückgelegt hatte, ward er confirmirt und der König nahm ihn unter seine eigene persönliche Aufsicht. Drei Jahr später ward er mündig erklärt, nachdem er schon zwei Jahre vorher sein erstes Liebesabenteuer mit jener schönen Gräfin Orfelska bestanden hatte, die er in Begleitung seines Vaters auf dem Carneval in Dresden bei August dem Starken in so verführerischem Zustande gesehen und welche bei dem Gegenbesuch, den der sächsische Hof einige Monate darauf abstattete, mit nach Berlin kam. Dieses Liebesverhältniß blieb für die junge Dame nicht ohne Folgen und das von ihr geborne Kind ward bei dem französischen Richter Carrel in Frankfurt an der Oder in die Pflege gegeben.

Somit in die Freuden der Sinnlichkeit eingeweiht, gab Friedrich sich denselben mit einer Rückhaltlosigkeit hin, die bei seiner noch so großen Jugend die lebhaftesten Befürchtungen erwecken mußte. Sein Vater, der durch Spione von allem unterrichtet ward, entwickelte nun gegen ihn einen solchen Grad von Schroffheit und Strenge, daß Friedrich sich veranlaßt sah, von Wusterhausen aus unterm 11. September 1728 folgenden Entschuldigungsbrief an den König zu schreiben:

„Mein lieber Papa. Ich mich lange nicht unternehmen mögen, zu meinen lieben Papa zu kommen, theils weil es mir abgerathen, vornehmlich aber, weil ich mich noch einen schlechteren Empfang als den ordinären sollte vermuthen sein,

und aus Furcht, meinen lieben Papa mehr mit mein gegenwärtiges Bitten zu verdrüßen, habe es lieber schriftlich thun wollen. Ich bitte also meinen lieben Papa, mir gnädig zu sein, und kann hierbei versichern, daß nach langen Nachdenken mein Gewissen mir nicht das Mindeste gezeiget hat, worin ich mich etwas zu reprochiren haben sollte; hätte ich aber wider mein Wissen und Willen gethan, daß meinen lieben Papa verdrossen habe, so bitte ich hiermit unterthänigst um Vergebung und hoffe, daß mein lieber Papa den grausamen Haß, den ich aus allen seinen Thun genug habe wahrnehmen können, werde fahren lassen, ich könnte mich sonsten gar nicht drein schicken, da ich sonsten immer gedacht habe, einen gnädigen Vater zu haben und ich nun das Contreire sehen sollte. Ich fasse nun das beste Vertrauen und hoffe, daß mein lieber Papa dieses Alles nachdenken und mir wieder gnädig sein wird, indessen versichere ich Ihn, daß ich doch mein Tage nicht mit Willen fehlen werde und ungeachtet seiner Ungnade mit unterthänigsten und kindlichsten Respekt bin meines lieben Papa getreuester und gehorsamster Diener und Sohn Friedrich."

Selbst diese demüthige Sprache aber war nicht im Stande den einmal erwachten Groll des Königs zu beschwichtigen. Namentlich ärgerte er sich über Friedrichs Neigung zur Musik und Poesie. Er wußte, daß er heimlich, obschon im Einverständniß mit seiner Mutter, sich von dem berühmten Flötisten Quanz aus Dresden unterrichten ließ, daß er sogar Verse machte, und nannte ihn deshalb den „Queerpfeifer" und „Poeten." Als Knabe hatte Friedrich wohl Lust zum Soldatenwesen verrathen und seinen Vater sogar einmal in der Uniform eines Musketiers vor seinem Zimmer als Schildwacht überrascht, aber die auf diesen anscheinenden Hang gebauten

Hoffnungen hatten sich nicht verwirklicht. Deshalb vermochte der unterthänige Entschuldigungsbrief des Sohnes auch nicht, den Vater zu begütigen und hatte zunächst keine andere Antwort zur Folge, als die nachstehende:

„Sein eigensinniger böser Kopf, der nit seinen Vater liebet, dann wann man nun alles thut, absonderlich seinen Vater liebet, so thut man was er haben will, nit, wenn er dabei steht, sondern wenn er nit alles sieht. Zum andern weiß er wohl, daß ich keinen efeminirten Kerl leiden mag, der keine mennliche Inclination hat, der sich schämt, nit reiten noch schießen kann, und dabei mal propre an seinem Leibe, seine Haare, wie ein Narr sich frisiret und nit verschneidet und ich alles dieses tausendmal repremandiret, aber alles umsonst und keine Besserung in nits ist. Zum andern hoffärthig, recht baurenstolz ist, mit keinem Menschen spricht, als mit welche, und nit popular und affabel ist, und mit dem Gesichte Grimassen macht, als wenn er ein Narr wäre, und in nits meinen Willen thut, als mit der Force angehalten; nits aus Liebe und er alles dazu nits Lust hat, als seinen eignen Kopf folgen, sonsten alles nits nütze ist. Dieses ist die Antwort. Friedrich Wilhelm."

Der König hielt mehrmals strenge Haussuchung in den Zimmern seines Sohnes, nahm die vorgefundenen musikalischen Instrumente weg und schickte die französischen Bücher zu dem Buchhändler Haude, der sie verkaufen mußte. Auch die französische Haartracht, von welcher Friedrich sich nicht trennen wollte, war dem König ein Dorn im Auge und endlich befahl er dem Hofbarbier Sternemann, der zugleich die Dienste eines Friseurs verrichtete, dem Prinzen seine schönen langen Locken abzuschneiden und ihn vorschriftmäßig „einzuschwänzen". Friedrich weinte, als diese grausame Ope-

ration an ihm vorgenommen werden sollte und der gutmüthige Sternemann, der inniges Mitleiden mit ihm empfand, wußte die Sache so einzurichten, daß der größte Theil der Locken mit in den Zopf eingebunden ward.

Weit bedenklicher aber als diese Geschmacksrichtungen war Friedrichs vorhin erwähnter, auf einmal mit furchtbarer Stärke erwachte Hang zu sinnlichen Ausschweifungen. Die Beförderer dieses gefährlichen Hanges waren namentlich zwei Vertraute des Prinzen — der Page Keith und der Lieutenant von Katt.

Ersterer war, wie die Markgräfin von Baireuth sagt, der „stets bereitwillige Diener der Ausschweifungen des Kronprinzen" und hatte sich bei ihm so in Gunst zu setzen gewußt, daß Friedrich ihn leidenschaftlich liebte und ihm sein ganzes Vertrauen schenkte.

Noch gefährlicher war der zweite Vertraute, der Lieutenant von Katt, der die Schwelgereien, zu welchen er den Prinzen verleitete, auch noch durch gewandte Sophistik zu beschönigen und scheinbar zu rechtfertigen wußte. Dabei spielte er den Freigeist und wußte den Saamen des Christenthums, der in dem Gemüthe des Prinzen ohnehin niemals recht Wurzel gefaßt, vollends zu ersticken. Katt war von Gesicht sehr häßlich und durch die Blattern entstellt, besaß aber Geist und Talent, hatte sich durch Studium, Lectüre und Reisen eine ausgezeichnete Bildung angeeignet und konnte im Umgange sehr angenehm und liebenswürdig sein. Aus einer alten Magdeburgischen Adelsfamilie stammend und mütterlicherseits mit dem Feldmarschall von Wartensleben verwandt, war er von seinem Vater eben wegen seiner vielseitigen Kenntnisse zum Civildienste bestimmt worden, der König aber hatte ihn durch seinen Machtspruch zum

Militair versetzt und zum Kapitain der Gardegendarmen gemacht.

Bei dem kärglichen Budget, welches für den Kronprinzen ausgesetzt war, sah dieser, da bis auf den Pfennig über alles die genaueste Rechnung abgelegt werden mußte, sich, um seinen Ausschweifungen fröhnen zu können, genöthigt, Schulden zu machen und dies machte, als sein Vater dahinterkam, das Maaß des Zornes voll.

Wiederholt ließ der König ihn zu sich rufen, stellte ihn mit den härtesten Ausdrücken und verletzendsten Schimpfworten zur Rede, schlug ihn ins Gesicht und mißhandelte ihn mit dem Stocke, worauf er ihn dann wegen der Fügsamkeit, womit der Prinz dies alles ertrug, noch verhöhnte, indem er rief: „Du bist ein Prinz ohne Ehre; wäre mir so begegnet worden, ich wäre längst zum Teufel gelaufen!"

Zugleich forderte er ihn auf, seinem Rechte auf die Thronfolge zu entsagen und zwar zu Gunsten seines Bruders August Wilhelm, der wegen seines willigen Gehorsams und seiner Fügsamkeit der Liebling des Vaters war. Friedrich erklärte, er sei zu dieser Verzichtleistung bereit, aber nur unter der Bedingung, daß sein Vater erkläre, daß er nicht sein ehelicher und leiblicher Sohn sei. Diese Antwort hatte die Folge, daß eine solche Zumuthung nicht wieder an ihn gestellt; dafür aber rächte sich der ergrimmte König durch noch härtere Maßregeln.

Friedrich schrieb endlich seiner Mutter, daß er diese unwürdige Behandlung — Stockhiebe setzte es jetzt fast alle Tage — nicht länger ertragen könne, und bat sie, ihm beim König die Erlaubniß zu einer längern Reise auszuwirken. Der König verweigerte diese Erlaubniß und Friedrich kam nun — wahrscheinlich mit in Folge des ihm von seinem

Vater selbst gegebenen Rathes, „sich zum Teufel zu scheeren" — auf den Gedanken, heimlich zu entfliehen.

Die erste Gelegenheit zur Verwirklichung dieses Projectes schien sich ihm darzubieten, als er im Juni 1730 seinen Vater zu dem prachtvollen Lustlager begleiten mußte, welches August der Starke bei Mühlberg an der Elbe hatte aufschlagen lassen. Hier traf er mit dem sächsischen Cabinetsminister Grafen von Hoym zusammen, vertraute sich diesem an und bat ihn um Pässe und Pferde. Hoym aber fand das Wagstück zu gefährlich und weigerte sich, auf das Verlangen des Prinzen einzugehen, der wenige Tage darauf mit seinem Vater wieder nach Potsdam zurückkehren mußte.

Zu derselben Zeit war zwischen dem preußischen und englischen Hofe ein Doppelheirathsproject aufgetaucht, welches namentlich von Friedrichs Mutter eifrigst betrieben ward. Dieses Project bezweckte die Vermählung Friedrichs mit seiner Cousine, der englischen Prinzessin Emilie, und des Prinzen von Wales mit Friedrichs ältester Schwester, der Prinzessin Friederike Wilhelmine, der Memoirenschreiberin, welche später den Markgrafen von Baireuth heirathete.

Von Seiten der englischen Regierung ward wegen dieses Projects durch den Ritter Hotham unterhandelt, welcher die Bereitwilligkeit seines Königs zur Verwirklichung dieses Projects erklärte, dagegen aber die Bedingung stellte, daß König Friedrich Wilhelm seinen Günstling und Minister Grumbkow entferne. Hotham behauptete, und zwar mit Recht, Grumbkow stünde in österreichischem Sold und erbot sich, dies aus aufgefangenen Briefen zu beweisen.

Grumbkow und der österreichische Gesandte Seckendorf boten natürlich alles Mögliche auf, um die Durchführung

dieses Projectes zu verhindern. Sie machten, da Hotham erklärt hatte, der Kronprinz Friedrich solle nach seiner Vermählung mit der englischen Prinzessin Statthalter in Hannover werden, den König ganz besonders aufmerksam, daß sein Sohn dadurch in eine fast ganz unabhängige Stellung kommen würde, und was die aufgefangenen Briefe betraf, so leugneten sie die Aechtheit derselben und erklärten sie für eine Fälschung à la Clement.

Der König, auf diese Weise von verschiedenen Seiten bearbeitet, wußte nicht, was er thun sollte, und war unschlüssig und verstimmt. Die Königin war, wie gesagt, ganz für die englische Heirath und Friedrich hatte sich auf ihren Wunsch mit seiner Cousine, der englischen Prinzessin, bereits in Correspondenz gesetzt und ihr ein förmliches Heirathsversprechen gegeben.

So kam der 14. Juli 1730 heran, welcher Tag zur Audienz des Ritters Hotham beim König bestimmt war. Grumbkow und Seckendorf waren in der vorhin angedeuteten Weise unermüdlich thätig gewesen und bei dem Haß Friedrich Wilhelms gegen seinen Schwager Georg den Zweiten, den „Tanzmeister“ und „Komödianten“, war es ihnen nicht schwer geworden, den König gegen die englischen Anträge im höchsten Grade mißtrauisch zu machen.

Als Ritter Hotham daher entschieden Grumbkow's Entfernung vom preußischen Hofe verlangte und zur Unterstützung der gegen den Günstling vorgebrachten Beschuldigungen die aufgefangenen Briefe vorlegte, gerieth Friedrich Wilhelm in den größten Zorn und warf mit den Worten: „Nun haben Wir genug!“ die Briefe dem Gesandten ins Gesicht, während er den Fuß hob, als ob er ihm einen Tritt versetzen wollte. Dies that er nun allerdings nicht, verließ aber

sofort das Audienzzimmer und schlug die Thür mit lautem Getöse hinter sich zu.

Der großbritannische Gesandte machte natürlich wegen dieser unwürdigen und beleidigenden Begegnung dem diplomatischen Korps sofort die Anzeige, daß er Berlin verlassen werde, und Friedrich Wilhelm, welcher seine nicht zu rechtfertigende Uebereilung wohl einsah, ließ durch den holländischen und den dänischen Gesandten dem Ritter Hotham die freilich ein wenig naiv klingende Erklärung geben, daß er ihn nicht habe beleidigen wollen. Diese Erklärung ward Tags darauf durch den Cabinetsminister von Borck in aller Form wiederholt, konnte aber Ritter Hotham in seinem Entschlusse nicht wankend machen. Er verließ Berlin und das preußisch-englische Doppelheirathsproject zerschlug sich für immer.

Die Prinzessin Emilie nahm trotzdem das ihr von Friedrich gegebene und von ihr angenommene Eheversprechen so ernst, daß sie sich später nie vermählte und längere Zeit, wenigstens bis zu seiner Vermählung, mit ihm in Briefwechsel blieb. Auch behauptet man, sie habe sein Bildniß stets in einem Medaillon auf ihrem Herzen getragen. Sie erreichte ein hohes Alter und starb erst siebenundfünfzig Jahre nach diesen Vorgängen, 1787, also ein Jahr nach Friedrichs Tode.

Daß dieses Verhältniß zu der englischen Prinzessin den sich daheim so unglücklich fühlenden preußischen Kronprinzen auf den Gedanken brachte, an dem ihm ohnehin so nahe verwandten und befreundeten englischen Hofe ein Asyl zu suchen, steht außer Zweifel. Gleichzeitig aber wurden auch von einer andern Seite allerlei Hebel in Bewegung gesetzt, um das unselige Zerwürfniß zwischen Vater und

Sohn nach entgegengesetzter Richtung hin auszubeuten und der beabsichtigten Flucht des Prinzen ein Ziel zu geben, welches freilich ein von dem freien ketzerischen England sehr verschiedenes war.

Zweites Kapitel.

Oesterreichs Project, den Kronprinzen Friedrich mit Maria Theresia zu vermählen und Preußen wieder katholisch zu machen. — Friedrich will nach London oder Wien entfliehen. — Der Fluchtversuch schlägt fehl. — Furchtbarer Auftritt zwischen Vater und Sohn. — Friedrich wird vor ein Kriegsgericht gestellt. — Er wird auf die Festung Küstrin gebracht. — Seine harte Gefangenschaft daselbst. — Die Untersuchungscommission. — Doris Ritter, die schöne Cantorstochter von Potsdam. — Katt wird verurtheilt und auf Befehl des Königs hingerichtet. — Der Feldprediger Müller und Katt's Vermächtniß. — Friedrich unterwirft sich dem Willen seines Vaters. — Er wird der engern Haft entlassen. — Schicksal des Pagen Keith. — Der Gesellschaftscavalier Rochow. — Der Lieutenant von Spaen. — Kammerpräsident von Münchow. — Friedrich als Mitglied der Kriegs- und Domainenkammer. — Langweiliges Leben in Küstrin. — Graf Schulenburg und seine gutgemeinten Rathschläge. — Brief des Königs an seinen Sohn. — Hofmarschall Wolden vermittelt.

Nachdem Grumbkow und Seckendorf den Ritter Hotham und sein Vermählungsproject glücklich aus dem Felde geschlagen, suchten sie, wie jeder Sieger thun muß, den errungenen Vortheil weiter zu verfolgen und glaubten, daß dieser Fall ganz ausgezeichnet dazu angethan sei, ein von dem österreichischen Cabinet seit langer Zeit liebend und zärtlich gepflegtes Project vollends auszubrüten, nämlich das Project, Preußen wieder katholisch zu machen und zu diesem Zweck vor allen Dingen das preußische Regenten=

haus wieder in den Schooß der allein seligmachenden Kirche zurückzuführen.

Prinz Eugen war der Erste, der zur Verwirklichung dieses Plans den Rath gab, die Tochter seines Kaisers, Maria Theresia, mit dem nur fünf Jahr älteren Kronprinzen von Preußen zu vermählen. Allerdings kannte man die streng protestantische Orthodoxie des Königs. Man wußte, daß er glaubte, sein ganzes Volk, jede protestantische Seele in der ganzen preußischen Monarchie fahre gerade und spornstreichs mit seinem Sohne, wenn dieser in Wien die katholische Religion angenommen hätte, hinab in die Hauptwache der Hölle.

Die Jesuitenpolitik des Hauses Habsburg sah aber hierin durchaus kein unübersteigliches Hinderniß für die Verwirklichung ihrer Pläne und von einigen Mitglieder des kaiserlichen Cabinets ward gerade der Religionsunterschied als eine Brücke zur allmäligen Annäherung des katholischen und protestantischen Reichstheils und einer engeren Verbindung gegen Frankreich, mitunter auch gegen verschiedene unbequeme Pläne des englischen Cabinets, betrachtet. War nur einmal erst die feste Verbindung hergestellt, dann, hoffte man, werde sich schon das Uebrige mit der Zeit finden.

Kronprinz Friedrich selbst war durch die unausgesetzten Mißhandlungen, die er von seinem Vater zu ertragen hatte, bei dem Stadium der Verzweiflung angelangt, wo selbst der gewissenhafte Mensch zu einem Schritte, den er unter andern Umständen nicht billigen würde, die Hand bietet, nur um sich einer unerträglich gewordenen Lage zu entreißen. Von einer Gewissenhaftigkeit im Punkte der Religion aber konnte bei Friedrich ohnehin keine Rede sein. Das Christenthum galt — namentlich Dank der gewandten Sophistik seines

Freundes, des freigeisterischen Katt — in seinen Augen sehr wenig und orthodoxe Protestanten oder Katholiken waren, die einen wie die andern, für ihn gutmüthige Thoren, die ihre Vernunft in Fesseln schlagen ließen. Die Lectüre der neuern französischen Philosophen hatte ihn in dieser Meinung bestärkt; er war stolz darauf, schon selbst ein Philosoph zu sein, und in spätern Jahren gerieth, wie wir sehen werden, auch die Philosophie bei ihm so sehr in Mißcredit, daß er eine gute Verdauung hoch darüber stellte.

Es läßt sich deshalb annehmen, daß Friedrich entschlossen war, je nach den Umständen entweder nach England zu fliehen und Protestant zu bleiben, oder den Lockungen des Wiener Hofs zu folgen und katholisch zu werden.

Wäre aber auch der Fluchtplan nach Wien geglückt, so steht dennoch mit gutem Grund zu vermuthen, daß aus der Heirath mit Maria Theresia nichts geworden wäre. Diese später von dem Geschick zu einer so hervorragenden Rolle bestimmte Prinzessin hatte nämlich von dem durch die Intriguenpolitik für sie ausersehenen preußischen Kronprinzen so viel Nachtheiliges gehört, daß sie ihren bestimmten Entschluß erklärte, ihn nicht zu heirathen.

In der That waren auch die sinnlichen Ausschweifungen Friedrichs von der Art, daß sie ihm beim schönen Geschlecht unmöglich zur Empfehlung dienen konnten, und es knüpften sich hieran noch anderweite Gerüchte, die, wenn sie sich bestätigten, wohl geeignet waren, jedem sich selbstachtenden weiblichen Wesen die Lust zu einer ehelichen Gemeinschaft mit ihm auf immer zu benehmen.

Kehren wir nun zur Erzählung des Fluchtversuches zurück.

Am Tage nach dem im vorigen Kapitel erzählten Auf-

tritt zwischen dem König und dem Ritter Hotham trat Ersterer eine Reise nach dem Rhein an, auf welcher Kronprinz Friedrich ihn begleiten mußte. Man nahm den Weg über Leipzig, Meuselwitz bei Altenburg, wo Seckendorf ein Gut hatte und sich den Reisenden anschloß, Anspach, Augsburg, Ludwigsburg bei Stuttgart, Mannheim, Darmstadt und Frankfurt. Der König, welcher durch seine Spione von den Fluchtplänen Kenntniß erhalten, ließ seine beiden Vertrauten Buddenbrock und Waldow mit in dem Wagen des Prinzen Platz nehmen und instruirte sie auf die gemessenste Weise, ihn keinen Augenblick aus den Augen zu lassen. Außerdem saß noch der Gesellschaftscavalier Rochow bei dem Prinzen.

Gleich nach der Ankunft in Anspach bei seinem Schwager bat Friedrich diesen, ihm die Mittel zur Flucht zu verschaffen. Der Markgraf versprach dies anfänglich und Friedrich schrieb sogleich an seinen vertrauten Freund Katt folgenden Brief:

„In zwei Tagen bin ich frei; ich habe Geld, Kleider, Pferde, meine Flucht wird unfehlbar gelingen und sollte ich verfolgt werden, so will ich in einem Kloster mir eine Freistatt suchen, wo man unter Scapulier und Kutte den argen Ketzer nicht herausfinden soll. Du wirst mir sogleich nachfolgen mit dem, was ich Dir anvertraut habe, und wenn wir uns auch erst jenseits des Meeres wiederfänden. Nimm Deinen Weg über Leipzig und Wesel nach Holland, dort wirst Du von mir hören."

Diesen Brief, aus welchem hervorgeht, daß Friedrich selbst noch nicht wußte, ob Wien oder London das Ziel seiner Reise sein würde, gab er in Anspach zur Post, mußte aber, nachdem dies kaum geschehen, von seinem Schwager, dem Markgrafen, die Erklärung vernehmen, daß er außer Stande

sei, ihm die anfänglich versprochenen Mittel zur Flucht zu gewähren. Die Reise des Königs ging nun weiter und es bot sich nicht eher als in dem Dorf Steinfurth bei Heilbronn Gelegenheit zu einem Fluchtversuch, der aber durch die Wachsamkeit der vom König instruirten Begleiter abermals vereitelt ward.

Der härteste, alle Hoffnungen vernichtende Schlag aber traf ihn in Frankfurt. Hier erhielt nämlich der König den so eben mitgetheilten, von seinem Sohn an Katt geschriebenen Brief zugesendet. Friedrich hatte zu Anspach in der Eile den Brief nur mit der Adresse: „An den Lieutenant von Katt. Ueber Nürnberg" versehen und die Worte „in Berlin" beizufügen vergessen. Der Nürnberger Postmeister kannte keinen Lieutenant von Katt, wohl aber einen preußischen Werbeoffizier Namens Katte in Erlangen und schickte den Brief an diesen, der ihn sofort durch eine Stafette an den König beförderte.

Unbeschreiblich war die Wuth, in welche Friedrich Wilhelm durch das Lesen dieses Briefs versetzt ward. Er ließ seinen Sohn sofort zu sich rufen, packte ihn unter lauten Schimpfreden und Schmähungen bei der Brust, raufte ihn bei den Haaren und würde ihn erwürgt haben, wenn ihm nicht der General Waldow in die Arme gefallen wäre. Er versetzte seinem Sohne aber doch noch mehrere Stockhiebe und stieß ihn mit dem Knopfe des Rohrs ins Gesicht, daß er blutete und vor ohnmächtigem Ingrimm bebend ausrief: „Noch nie hat ein Brandenburger Antlitz eine solche Schmach erlitten!"

Friedrich Wilhelm kehrte sich jedoch an diesen Ausruf weiter nicht, sondern ließ dem Prinzen den Degen abnehmen und ihn auf einer besonderen Rheinjacht nach Wesel trans-

portiren. In Meurs, wo man übernachtete, ward dem Prinzen von unbekannter Hand ein Packet Bauernkleider und eine Strickleiter zugesteckt. Er zog, sobald es Nacht geworden, die Kleider an und stieg mittelst der Strickleiter in den Hof hinab, aber die Schildwache bemerkte ihn, rief ihn an und er ward wieder in sein Zimmer zurückgebracht.

Nach der Ankunft in Wesel, wo der König ebenfalls bald eintraf, gingen die Mißhandlungen von Neuem los. „Warum habt Ihr desertiren wollen?" fragte der König. — „Weil Sie," entgegnete Friedrich mit dem Muthe der Verzweiflung, „mich nicht wie Ihren Sohn, sondern wie einen niederträchtigen Sklaven behandelt haben." — „Ihr seid also nichts als ein feiger Deserteur ohne Ehre?" sagte der König. — „Ich habe so viel Ehre als Sie," antwortete Friedrich, „und ich habe nur das gethan, was, wie Sie mir hundertmal gesagt haben, Sie an meiner Stelle thun würden."

Diese letztere Antwort erbitterte, vielleicht eben weil sie richtig und treffend war, den König so sehr, daß er den Degen zog und den Prinzen erstechen wollte. General von der Mosel, damaliger Commandant von Wesel, der bei diesem Auftritt zugegen war, warf sich sofort zwischen Vater und Sohn und rief: „Sire, durchbohren Sie mich, aber schonen Sie Ihres Sohnes!"

Dies geschah am 12. August 1730 und drei Wochen später ward Friedrich, nachdem ihn sein Vater aus der preußischen Armee ausgestoßen, auf die Festung Küstrin gebracht. Hier mußte er die Uniform gegen einen schlechten blauen Rock vertauschen und erhielt eine Zelle angewiesen, in welcher er beinahe ein Vierteljahr gefangen saß. Am 25. October ließ der König in Köpnik ein Kriegsgericht niedersetzen, welches aus achtzehn Militair- und Civilpersonen unter Vorsitz

des alten Generallieutenants von der Schulenburg bestand und über seinen Sohn das Urtheil fällen sollte. Dieses Urtheil ward am 1. November abgefaßt und lautete fast einstimmig auf den Tod. Nur zwei Mitglieder des Gerichts, die Generalmajore Graf Dönhoff und Schwerin, erklärten sich für eine mildere Strafe.

Es liegt auf der Hand, daß dieses Kriegsgericht eine Komödie war, bei welcher nur die eben genannten zwei Männer den Muth hatten, die ihnen zugetheilte Rolle nicht zu spielen. Wir kennen Friedrich Wilhelms Mißachtung richterlicher Aussprüche bereits hinreichend und wissen, daß er sich nicht entblödete, Strafurtheile, auf deren Abfassung er nicht im Voraus Einfluß äußern konnte, zu verschärfen. In dem vorliegenden Falle hatte er es natürlich bequemer. Es saßen hier nicht verhaßte, von Unabhängigkeitssinn beseelte Juristen zu Gericht, sondern an Gehorsam gewöhnte Soldaten, die sich instruiren ließen.

Der zweite Sohn des Königs, Prinz August Wilhelm, entsprach, wie schon oben erwähnt worden, dem Ideale, welches sein Vater sich von einem zukünftigen Regenten des preußischen Staates machte, weit besser; er sollte an Friedrichs Stelle einmal den Thron besteigen und da Friedrich nicht anders als unter der schon erwähnten für den König so schmachvollen Bedingung auf die Thronfolge verzichten wollte, so mußte diese Gelegenheit, Friedrich wenigstens mit einem Schein des Rechts aus dem Wege schaffen zu können, im höchsten Grade erwünscht und willkommen sein. Deshalb lautete das vom König bei seinem Kriegsgerichte bestellte Urtheil auf den Tod, und da auf bloße Desertion hin ein solcher Ausspruch nicht wohl gefällt werden konnte, so rechtfertigte Friedrich Wilhelm sich vor seinem Gewissen wahr=

scheinlich eben durch jenen Verdacht, in welchem sein Sohn insofern stand, als man glaubte, er habe zum Katholicismus übertreten wollen.

Daß hierüber zu jener Zeit nichts Bestimmtes zur Kenntniß des großen Publikums gelangte, hatte seinen Grund wohl darin, daß die Höfe von Berlin und Wien bald nach Beilegung dieser Angelegenheit sich gegenseitig das Versprechen gaben, unverbrüchliches Schweigen darüber zu bewahren. Dies wird wenigstens durch einen auffallenden der neuesten Zeit angehörenden Umstand bestätigt.

Nicht lange vor der Märzrevolution 1848 war der Bibliothekar des Seckendorf'schen Archivs zu Meuselwitz, Dr. Bernhardi, mit einem sehr umfangreichen geschichtlichen Werke fertig geworden, welches er im Auftrage des damaligen Besitzers von Meuselwitz, des altenburgischen Regierungspräsidenten von Seckendorf, nach den Quellen jenes reichhaltigen Archivs ausgearbeitet hatte. Dieser wichtige Beitrag zur Geschichte der Cabinetspolitik im achtzehnten Jahrhundert sollte in Leipzig gedruckt werden; die wahrscheinlich von ihrem dortigen Consul hiervon unterrichtete österreichische Regierung aber that in ihrem Interesse sowohl als in dem des preußischen Hofes sofort geeignete Schritte, Dr. Bernhardi bekam seine Arbeit bezahlt, lieferte sie aus und der Druck unterblieb.

Daß Friedrich auch nach dem verunglückten Fluchtversuch noch an dem Plane, sich mit einer Erzherzogin von Oesterreich zu vermählen, festhielt, geht aus folgendem Actenstück hervor.

„Seine königliche Hoheit hat in Erwägung gezogen, daß sie seit ihrem Unglück vergeblich bemüht gewesen ist, die Gnade des Königs ihres Vaters durch blinde Unterwerfung unter seine Befehle wiederzugewinnen, obschon sie sich

sowohl in Bezug auf ihren Unterhalt als auf ihre Beschäftigungen in die engen Verhältnisse einer kleinen Stadt versetzt sieht, und sie glaubt, daß trotz allem diesen und trotz ihres Schwures man immer noch an der Aufrichtigkeit ihrer Absichten zweifeln und voraussetzen könne, sie habe immer noch geheime und dem König unangenehme Absichten, besonders in Bezug auf ihre Vermählung. Deshalb will sie dem Generallieutenant von Grumbkow die Erklärung abgeben, daß sie nicht blos keine dergleichen Absichten hat, und wenn sie deren gehabt hätte, gern darauf verzichtet, sondern daß sie selbst auf die Absichten des Königs eingehen wird, wenn, wie es heißt, seine Majestät deren hinsichtlich des Hauses Oesterreich hätte, vorausgesetzt, daß man nicht verlange, daß sie die Religion wechsele."

Von der Meinung ausgehend, daß das Wiener Cabinet sein Absehen nicht mehr auf den Herzog von Lothringen — mit welchem Maria Theresia sich später wirklich vermählte — richte, bemerkt Friedrich im weiteren Verlaufe dieser Erklärung, es gebe weiter keinen „papistischen Prinzen", der die Aufmerksamkeit des Kaiserhofs verdiene, und dieser könne daher seiner Meinung nach keine bessere Wahl treffen, als in einem Hause, welches in seinen eigenen Staaten im Religionspunkte völlige Toleranz beobachte. Fesselte man das von den Niederlanden untrennbare England durch eine Vermählung des Prinzen von Wales mit einer preußischen Prinzessin noch mehr an Preußen als bereits der Fall sei, so bekäme die pragmatische Sanction, welche dem Kaiser so sehr am Herzen läge, eine so zuverlässige Stütze, daß man sich an den Widerspruch nicht sehr zu kehren brauchen werde.

Zuletzt macht Friedrich sich in dieser Erklärung noch anheischig, um das europäische Gleichgewicht nicht zu stören,

zu Gunsten seines Bruders auf die preußischen Länder zu verzichten, dafern ihm bis zum Ableben des Kaisers ein standesgemäßes Auskommen zugesichert werde."

Prinz Eugen, dem von Grumbkow dieses Project mitgetheilt ward, antwortete hierauf in einem Briefe an Seckendorf:

„Das von dem Kronprinzen geschickte Projekt ist wunderlich und hat Grumbkow gar wohl gethan, die darauf ertheilte Antwort auf solche Art eingerichtet zu haben, gestalten es sehr wahrscheinlich, daß der Kronprinz zu Fleiß mit einem solchen Projekt hervorgekommen, um aus der Antwort zu sehen, ob der König auf eine Heirath mit einer Erzherzogin seine Absicht habe. So sehr nun hieraus des Kronprinzen Falschheit und aus demjenigen, so er durch Hille an Grumbkow wieder antworten lassen, was maßen er sich bei einem solchen Antrag Gewalt anthun müssen, seine, dem Erzhaus annoch wenig zutragende Lieb anzunehmen; so sehr erhellet doch aus diesem neuen Projekt, was vor weit aussehende Ideen dieser junge Herr habe und wiewohl selbige annoch flüchtig und nicht genug überlegt sein, so muß es ihm doch an Lebhaftigkeit und Vernunft gar nicht fehlen, mithin er so gefährlicher seinen Nachbarn mit der Zeit werden dürfte, wo er von seinen dermaligen Prinzipien nicht abgebracht wird, so außer der Bevern'schen Heirath schwer oder gar nicht zu hoffen."

Aus der Erklärung des Prinzen sowohl — sie war von Wolden, Natzmer und Rothwedel, den drei Hauptpersonen des ihm während seines Gefängnißaufenthalts in Küstrin zugeordneten Hofstaats unterzeichnet — als aus dem Briefe Eugens geht, obschon vieles noch dunkel bleibt, doch so viel hervor, daß Friedrich einerseits bemüht war, den Zorn

seines Vaters wegen des von ihm vorausgesetzten Religionswechsels dadurch zu beschwichtigen, daß er sich ausdrücklich gegen die Zumuthung eines solchen verwehrte, während andererseits das Wiener Cabinet wohl fürchten mochte, der philosophische Kronprinz könne, nachdem er katholisch geworden, später nicht allein selbst recht wohl wieder zum Protestantismus zurückkehren, sondern auch, anstatt Preußen katholisch, vielmehr ganz Oesterreich protestantisch machen.

Deshalb war höchst wahrscheinlich schon zu der Zeit, wo Friedrich die von seinen ersten drei Hütern unterzeichnete Erklärung abgab, in Wien das Heirathsprojekt mit Maria Theresia aufgegeben und dagegen das mit der Nichte des Kaisers, der Prinzessin von Braunschweig-Bevern — worauf wir später wieder zurückkommen — als Auskunftsmittel angenommen worden.

Die Criminaluntersuchung gegen Friedrich, welche in ganz Europa das größte Aufsehen machte, ward besonders am kaiserlichen Hofe in Wien und in England mit der größten Spannung verfolgt. Graf Degenfeld, damaliger preußischer Gesandter in London, schrieb, daß „die Affaire den englischen Hof sowohl als sämmtliche gute Protestanten in der Nation über die maaßen betrübet und zum höchsten attendriret", indem er zugleich bat, „ihn von der wahren Beschaffenheit zu informiren, damit er die unbändigen Mäuler dadurch stopfen könnte."

Der König ließ seinem Gesandten hierauf melden, er werde ihm „mit nächstem speciem facti überschicken, daraus ersehen werden könne, daß es kein Tour de Jeunesse sei, den der Prinz vorgenommen, sondern daß es eine Sache sei, die er schon über Jahr und Tag vorgehabt und vorher wohl praemeditiret."

Die Gefangenschaft, welche Friedrich in Küstrin zu ertragen hatte, war eine sehr harte. Sein Zimmer war klein, nur mit den nothwendigsten Geräthschaften versehen und durch zwei große Vorlegeschlösser von außen verwahrt. Sein Essen bekam er aus der Garküche und es durfte nicht mehr kosten, als Mittags sechs und Abends vier Groschen. Da Messer und Gabel ihm verboten waren, so mußte das Fleisch ihm gleich geschnitten gebracht werden. Schreibzeug, Bücher und die dem Vater so verhaßte „Querpfeife" waren ebenfalls verbannt. Täglich drei Mal mußte das Zimmer von zwei Offizieren visitirt werden, die aber „bei Vermeidung größester Ungnade" kein Wort mit dem Gefangenen sprechen durften, wie denn überhaupt Niemand sich länger als vier Minuten bei ihm aufhalten sollte.

Die Rechnung auf den Monat September betrug die geringe Summe von zweiunddreißig Thalern, aber auch dies war dem König noch zu viel, und er befahl, daß statt der zeither in Ansatz gekommenen Wachskerzen künftig Talglichter verwendet werden sollten. Auch diese sollten nicht länger brennen, als bis acht Uhr, wo dann der wachhabende Offizier Befehl hatte, sie auszulöschen. Eines Abends, als der Offizier zu diesem Zweck eintrat, traf er den Prinzen noch lesend und erinnerte ihn, daß es für ihn Zeit sei, zu Bett zu gehen. Friedrich nahm von dieser Mahnung keine Notiz, sondern las weiter. Der Offizier löschte nun die Lichter ohne weiter ein Wort zu sagen aus und der hierüber ergrimmte Gefangene sprang auf und gab ihm eine Ohrfeige. Am andern Morgen erschoß sich der Offizier. Den nächstfolgenden Abend kam Fouqué mit zwei großen Wachsstöcken, löschte, um den Befehl des Königs wenigstens dem Buchstaben nach zu

erfüllen, die Lichter aus und zündete unmittelbar darauf die Wachsstöcke an.

Was die Untersuchung an und für sich betraf, so benahm sich Friedrich, welcher wußte, daß die wichtigsten ihn compromittirenden Papiere von seiner Mutter und seiner ältesten Schwester auf die Seite geschafft worden waren, ziemlich ruhig und zuversichtlich, antwortete den Commissarien sogar nicht selten in spöttischem Tone und fragte, ob sie nicht noch mehr wissen wollten. Grumbkow, welcher von der die Untersuchung erschwerenden Thätigkeit der Königin und der Prinzessin Kenntniß hatte, drang in Bezug auf gewisse Punkte mit Heftigkeit in den Prinzen und drohete ihm sogar mit der Folter.

Friedrich antwortete hierauf, ein Henkersknecht wie er könne nur mit Vergnügen von seinem Handwerk sprechen; er für seine Person habe Alles bekannt, bereue es aber jetzt, weil er eigentlich gar nicht nöthig habe, sich so weit zu erniedrigen und einem Schurken wie Grumbkow zu antworten.

Zu den mancherlei Beschuldigungen, welche gegen den Prinzen vorgebracht wurden, gehörte auch die, daß er mit der schönen Doris Ritter, der Tochter des Cantors in Potsdam, ein Liebesverständniß unterhalten habe. Trotz der scharfen Untersuchung stellte sich indessen weiter nichts heraus, als daß er sich zuweilen beim Flötenspiel von ihr auf dem Klavier hatte begleiten lassen und daß sie einige kleine Geschenke von ihm angenommen hatte. Nichtsdestoweniger befahl der König, das arme sechzehnjährige Mädchen vor dem Rathhause, vor ihres Vaters Hause und dann an allen Stadtecken auszupeitschen und hierauf zeitlebens nach Spandau ins Spinnhaus zu bringen. Damit begnügte auch der zärtliche Landesvater sich noch nicht, sondern entsetzte obendrein

den Cantor seines Amtes. Erst nach drei Jahren, als Friedrich wieder vollständig zu Gnaden angenommen war und die immer schmerzhafter auftretende Gicht den hartherzigen König allmälig mürbe zu machen begann, begnadigte er die unglückliche Doris, welche nach ihrer Entlassung aus dem Spinnhause einen Berliner Fiakerpachter Namens Schomer heirathete.

Ein anderweiter aus der Untersuchung sich ergebender Umstand, der den König ebenfalls an einer seiner empfindlichsten Stellen berührte, war der, daß Friedrich zur Bewerkstelligung seiner Flucht verschiedene Summen, zusammen am Betrage von fünfzehntausend Thalern, aufgeborgt hatte.

Daß König Friedrich Wilhelm gleich nachdem er in Frankfurt den Brief seines Sohnes an Katt erhalten, Befehl zur Verhaftung dieses letztern nach Berlin gesendet hatte, versteht sich von selbst. Gleichwohl hätte Katt sich vielleicht noch retten können, wenn er nicht um einer Geliebten willen, die er in Berlin hatte, mit der Flucht gezögert hätte. Das Kriegsgericht verurtheilte Katt zu Ausstoßung aus der Armee und lebenslänglicher Festung, aber der König gab in seiner allen Rechtsbegriffen hohnsprechenden Weise Befehl zur Hinrichtung des Delinquenten. Diese fand auch in der ebenfalls von ihm angeordneten raffinirten Weise statt, daß Katt vor dem Schlosse zu Küstrin, wo Friedrich gefangen saß, vorbei nach dem auf dem Festungswalle aufgeschlagenen Blutgerüst geführt ward.

Es war am 6. November früh sieben Uhr, als Friedrich, der vorher in Kenntniß gesetzt worden, seinen vertrautesten Freund auf seinem letzten Gange vorüberschreiten sah. Er öffnete das Fenster seines Gefängnisses und rief mit lauter Stimme hinaus: „Verzeihe mir, mein theurer Katt!“

Der Verurtheilte entgegnete in kräftigem Tone: „der Tod ist süß für einen so liebenswürdigen Prinzen.“ Dann schritt er muthig weiter nach dem Schaffot, auf welchem nach wenigen Minuten sein jugendliches Haupt fiel. Er zählte erst zweiundzwanzig Jahre.

Friedrich sank, als der tödtliche Streich fiel, ohnmächtig nieder, raffte sich, nachdem er wieder zur Besinnung gekommen, mühsam auf und blieb dann, den Blick unverwandt auf die Richtstätte geheftet, unbeweglich am Fenster stehen, bis der herabsinkende trübe Novemberabend sie seinem Auge entzog.

Am nächstfolgenden Morgen erschien der Feldprediger Müller vom Regiment Gendarmen bei ihm. Dieser war vom König beauftragt worden, Katt zum Tode vorzubereiten, ihn auf seinem letzten Gange zu begleiten und dann dem Kronprinzen ins Gewissen zu reden und ihn zu bußfertiger Unterwerfung zu bewegen. In dieser Absicht fand er sich jetzt ein und brachte zugleich eine von Katt in den beweglichsten Ausdrücken abgefaßte Schrift mit, worin der Verurtheilte seine tiefe Reue über die von ihm befolgten Lebensgrundsätze aussprach und seinen fürstlichen Freund ermahnte, umzukehren und sich in jeder Beziehung dem Willen seines Vaters zu fügen.

Diese Worte von der Hand eines Freundes, der seine Treue mit dem Tode besiegelt, machten auf Friedrich einen gewaltigeren und erschütternderen Eindruck, als irgend etwas, was der schlichte Feldprediger hätte sagen können. Er erklärte diesem nun, daß er bereit sei, sich dem Willen des Königs unbedingt zu unterwerfen, und einige Tage darauf kündigte ihm Müller die königliche Begnadigung, das heißt die Er=

lassung der gegen ihn von dem Kriegsgericht erkannten Todesstrafe, an.

Gegen die Vollstreckung dieses Bluturtheils hatten schon vor dieser Erklärung des Prinzen der Fürst von Dessau, der in hoher Gunst stehende Buddenbrock, welcher sich täglich in des Königs Gesellschaft befand, und der alte ehrwürdige Feldmarschall Natzmer sich auf die nachdrücklichste Weise verwendet. Seckendorf hatte bereits am Tage vor der Fällung des Urtheils dem König schriftlich den Vorschlag gemacht, eine Commission zu ernennen, welche dem Kronprinzen einen Eid vorlegen sollte, kraft dessen er bei Verlust der Krone und Kur versprechen müßte, in Zukunft „blindlings den väterlichen Willen und Ordres zu befolgen."

Auf diesen Vorschlag kam der König nun zurück. Die Commission war aus sieben Generalen und dem Geheimen Rath Thulemeyer zusammengesetzt und am 19. November früh neun Uhr leistete Friedrich vor ihr den von ihm verlangten Eid.

Nun ward er seiner engern Haft entlassen und durfte sich nach Belieben im Bereiche der Stadt und Festung bewegen, diese ihm sonach noch gezogen bleibenden Grenzen aber nicht ohne Erlaubniß des Gouverneurs überschreiten. Zur Wohnung ward ihm ein für ihn besonders eingerichtetes Haus in der Stadt angewiesen und ein Jahrgeld von zweitausendsiebenhundert Thalern bewilligt, wovon Hauswirthschaft, Stall, Holz, Licht, Wäsche und Kostgeld für acht Diener bestritten werden sollten. Zugleich wurden die oben genannten drei Herren, der Geheime Rath von Wolden zum Hofmarschall und der Sohn des Feldmarschalls von Natzmer so wie der Oberst von Rothwedel zu Gesellschaftscavalieren bei dem Prinzen ernannt. Diese überzeugten sich sehr bald,

daß der Prinz mit dem ihm bewilligten Budget unmöglich auskommen konnte, und brachten durch ihre Vorstellungen beim König es dahin, daß er es nach Jahresfrist auf sechstausend Thaler erhöhete.

Was das Schicksal der außer Katt noch bei dem Fluchtversuch des Kronprinzen betheiligten Personen betraf, so war es dem Pagen Keith gelungen, aus Wesel nach dem Haag zu entkommen, wo er sich unter den Schutz des englischen Gesandten Lord Chesterfield gestellt hatte und von diesem nach London befördert worden war. Kaum hier angelangt, ward er von dem preußischen König reclamirt, der englische Hof aber schickte ihn mit einer Pension nach Irland und von da, um den zornmüthigen König nicht allzusehr zu erbittern, nach Portugal, wo er in Militairdienste trat. Eilf Jahre später, nach Friedrich Wilhelms Tode, kehrte er nach Berlin zurück und ward von seinem nun auf dem Thron sitzenden Gönner zum Oberstlieutenant und Stallmeister, so wie mit Graf Gotter und Redern zum Curator der Akademie gemacht.

Rochow, der Gesellschaftscavalier, welcher Friedrich auf der Rheinreise begleitet, mußte eben so wie Baron Kayßerling zu seinem Regimente abgehen, und Duhan, der Lehrer des Prinzen, ward, weil man ihm schuld gab, durch seine atheistischen Grundsätze den ersten Grund zu den Verirrungen seines Schülers gelegt zu haben, nach Wesel verbannt.

Ein anderer Vertrauter, den wir wegen der untergeordneten Rolle, die er in dieser Angelegenheit spielte, bis jetzt mit Stillschweigen übergangen haben, der Lieutenant von Spaen, der bei der Potsdamer Riesengarde stand, ward cassirt und kam auf ein Jahr nach Spandau. Nachdem er diese Haft überstanden, ging er in holländische Dienste, in

welchen er es bis zum General brachte. Kurz nach Beendigung des siebenjährigen Krieges machte Friedrich auf einer Reise nach Cleve Nachtquartier bei ihm, zeigte sich gegen ihn sehr gnädig und vertraulich, erinnerte ihn an ihre Jugendzeit, sprach aber kein Wort von den Vorfällen des Jahres 1730, so daß General Spaen später oft zu sagen pflegte, der König habe ein vortreffliches Gedächtniß bewiesen, aber nur bis 1730.

Die Hinrichtung Katt's machte auf Friedrich nicht blos, wie bereits erzählt, einen augenblicklichen und erschütternden, sondern auch einen nachhaltigen und in gewisser Beziehung unerwarteten Eindruck. Sein Gemüth war bis dahin, gelegentliche Aufwallungen abgerechnet, sanft und weich gewesen, nun aber ward es mit einem Male fest und hart. „Was das Aeußere betrifft," schrieb Hille, der Director der Küstrin'schen Kriegs- und Domainenkammer, in einem Briefe an Grumbkow, „so würde Eure Excellenz ihn sehr verändert finden. Er hat jetzt einen festen ungezwungenen Gang und ich finde an ihm nicht mehr jenes air de Marquis, welches er früher hatte."

Hille hatte Gelegenheit, den Kronprinzen sehr genau zu beobachten, denn derselbe war auf Seckendorf's Rath und des Königs Befehl als jüngster Kriegs- und Domainenrath in die von Hille dirigirte Kammer eingetreten, um darin zu arbeiten und die Staatswirthschaft praktisch zu erlernen, weshalb er auch wie ein gewöhnliches Mitglied angesehen und beschäftigt werden sollte.

Der Chef dieses Collegiums war der Kammerpräsident von Münchow, welcher sich schon früher des gefangenen Prinzen auf sehr liebevolle Weise angenommen hatte. Seine Wohnung im Schlosse befand sich nämlich über dem Zimmer,

welches Friedrich während seiner strengen Untersuchungshaft bewohnte, und Münchow hatte ihm durch eine in der Decke angebrachte Oeffnung bessere Speisen als die vorschriftmäßig aus der Garküche gelieferten, Bücher, Schreibmaterialien und noch viele andere Dinge zukommen lassen, welche geeignet waren, das Loos des unglücklichen Gefangenen einigermaßen erträglich zu machen.

Auch jetzt, nachdem der Prinz verhältnißmäßig frei geworden, bot Münchow alles Mögliche auf, um ihm durch Bälle und andere Festlichkeiten in seinem Hause Zerstreuung und Vergnügen zu gewähren. Bei diesen Gelegenheiten sah Friedrich sehr oft die schöne Tochter des vorhin erwähnten Kammerdirektors Hille und verzieh um ihretwillen ihrem Vater, daß er eine Stellung einnahm, welche, wie der sonst so vorurtheilsfreie Friedrich behauptete, eigentlich nicht durch einen Bürgerlichen bekleidet werden sollte, weil ja adelige Räthe unter ihm dienen müßten.

Mit den Arbeiten des Prinzen in der Kriegs- und Domainenkammer ward es natürlich nicht sehr genau genommen und Münchow sowohl als Hille thaten als sähen sie es nicht, wenn Friedrich in den Sessionen, anstatt sich bei den Verhandlungen zu betheiligen, seine kleinen französischen Bücher las oder Karrikaturen auf seine Collegen kritzelte.

Nachgerade ward das Leben in dem kleinen stillen Küstrin sehr langweilig und eintönig — nicht blos für den Prinzen, sondern auch für den ihm zugeordneten kleinen Hofstaat, und Hofmarschall Wolden schrieb deswegen selbst an Grumbkow: „Es wäre sehr nothwendig, daß seine Majestät dem Kronprinzen ein wenig mehr Beschäftigung gäbe. Die Kammer gewährt ihm deren nicht genug, denn er hat nun alles gelernt, was man in der Staatsökonomie auf theoretischem

Wege lernen kann und ich glaube nicht, daß selbst der Präsident einen bessern Anschlag zu fertigen im Stande wäre als unser erlauchter Auscultator.

„Was uns Anderen in diesem Kloster betrifft, so ist es um uns geschehen, wenn diese Lebensweise noch einige Zeit fortdauert. Der Geist ist fortwährend aufgeregt wegen der großen Verantwortung und der Körper leidet darunter ebenfalls. Vor einiger Zeit consultirten wir den Dr. Stahl in Halle über den Zustand unserer Gesundheit und er schickte uns statt allen Trostes Helleborum nigrum, ein Mittel, welches man gewöhnlich Leuten giebt, die nicht recht richtig im Kopfe sind. Es ist dies, wenn Dr. Stahl in Folge einer gewissen Ahnung gehandelt hat, von sehr schlimmer Vorbedeutung für uns; nichtsdestoweniger überlassen wir uns gänzlich der Vorsehung, in der Hoffnung, daß sie unsre gute Sache fördern werde, denn als eine solche betrachten wir diese in Folge des blinden Gehorsams, womit wir uns den Befehlen seiner Majestät unterwerfen."

Im October 1731 speiste Friedrich zu Landsberg an der Warthe bei dem General Grafen Schulenburg, welcher hierüber an Grumbkow schrieb: „Um ein Uhr setzten wir uns zu Tische und blieben bis um vier Uhr. Der Prinz sprach nur von sehr gleichgültigen Dingen. Er ißt nicht viel, doch bemerke ich, daß er pikante Gerichte vorzieht. Aus Fisch macht er sich nichts und obschon ich sehr gute Forellen hatte, so aß er doch nicht davon. Auch ißt er keine Bouillonsuppe; den Wein scheint er ebenfalls nicht zu lieben. Er kostet von allen Sorten, trinkt aber gewöhnlich Burgunder mit Wasser am liebsten. Ich stellte ihm die Offiziere vor, die von meinem Regiment hier sind; er empfing sie als König. Es ist gewiß, daß er fühlt, was er ist, und wenn er es jemals wird,

so wird er es geltend zu machen wissen. Ich sehe, daß er gute Rathschläge nicht liebt, und er gefällt sich nur in Gesellschaft von Leuten, die ihm an Geist nachstehen. Er sucht zunächst die lächerliche Seite eines Jeden ausfindig zu machen und liebt den Spott."

Von den sinnlichen Ausschweifungen aber ließ Friedrich trotz seiner veränderten Gemüthsrichtung doch nicht.

„Sein größter Confident," schreibt Seckendorf an den Prinzen Eugen aus Berlin, 29. März 1732, „ist der Natzmer, welcher sich zu allen verbotenen Handlungen und vornehmlich Liebesgeschäften gebrauchen läßt. Dieses ist die stärkste Passion, so man allerdings bei dem Kronprinzen noch zur Zeit remarquiret, deswegen viele Unordnung zu befürchten, wenn es zur Wissenschaft des Königs kommen sollte. Man hält aber dafür, daß die Kräfte des Körpers die Neigung des bösen Willens nicht genug secundiren, folglich der Kronprinz in seinen Galanterien mehr einen eitlen Ruhm sucht, als eine sündliche Neigung. In der geheimen Relation finden Sie, wie ich mich gegen den Prinzen wegen der Geldhülfe betrage. Daß er aller Orten schuldig, ist sicher, daher im Geheimen zu Abtragung seiner Schulden mich erboten, allein da er den flüchtigen Natzmer mit in das Geheimniß ziehen und das baare Geld in Händen haben will, so wäre allzugefährlich, solches zu wagen, weil die um den Kronprinz seienden Domestiken seinen Vorrath von Geld würden gemerkt und dem Könige davon Nachricht gegeben haben, maaßen seine Kammerdiener, Lakaien und Pagen bei Verlust, Leib, Leben, Ehre und Reputation angewiesen sind, dem Könige von dem, was sie von dem Kronprinzen sehen und erfahren, Rapport abzustatten. Dabei ist zu fürchten, er verschenket das, was man ihm giebt, an die Maitressen."

Graf Schulenburg machte ihm sowohl bei Gelegenheit des vorhin erwähnten Diners als auch noch mehrmals später die eindringlichsten Vorstellungen, trotzdem daß er gleich anfangs bemerkt hatte, wie wenig der Kronprinz gute Rathschläge liebte, und ermahnte ihn, Gott zu fürchten, ein wahrer Christ zu werden und seine Leidenschaften beherrschen zu lernen.

Friedrich entgegnete hierauf, er sei jung und habe in dieser Beziehung keine Macht über sich; Gott sei gut und werde dergleichen geringfügige Fehltritte nicht sehr hart ansehen. Was den König beträfe, so frage er nach diesem weiter nicht. Zöge er sich durch seine Ausschweifungen eine galante Krankheit zu, so mache er sich auch daraus weiter nichts; es hätten sehr viel ehrliche Leute dergleichen gehabt und man könne sich davon kuriren lassen; der König selbst habe in seiner Jugend das schöne Geschlecht geliebt.

Daß Friedrich sich in Bezug auf die Unerheblichkeit der von ihm erwähnten körperlichen Gefahren sehr irrte und später Grund bekam, seinen Leichtsinn in dieser Beziehung lebenslang zu bereuen, wird sich aus dem weitern Verlaufe unserer Geschichte ergeben.

Der König ward natürlich von Allem genau unterrichtet und mußte mit Betrübniß wahrnehmen, daß eine aufrichtige Reue und Besserung bei seinem Sohne niemals zum Durchbruch kommen würde. Der erste Brief, den er wieder an ihn schrieb, um ihm nochmals in's Gewissen zu reden, war aus Potsdam vom 3. Mai 1731 datirt und lautete:

„Die verfluchten Leute, die Euch inspiriret haben, durch die weltlichen Bücher klug und weise zu werden rc. haben Euch die Probe gemacht, daß alle Eure Klugheit und Weis=

heit ist zu nichts und zu Quark geworden, wenn Ihr Euch bekehrt oder wenn Ihr Euch gleich nicht bekehrt, nur wenn Ihr zu Eurem völligen Alter kommet, Ihr möget es wollen oder nicht wollen, wird Euer Gewissen Euch immer überzeugen, daß alle meine Vermahnungen, die Ich Euch von der kleinsten Kindheit bis zuletzt gethan habe, Euch an der Seele vor der Coquetten Welt, vor Meine Armee, Länder und Leute heilsam gewesen sind; da Ihr aber in allen Occasionen schnur gerade dawider gehandelt, könnet Ihr die bösen Leute, die wider Euer eigenes Bestes geredet und Euch Meine Verfassung sowohl als Meine Person odieux gemachet, jetzt am Besten erkennen, ob dieselben redlich mit Euch umgegangen, oder nicht, denn Ihr sollet persuadiret sein, auf alle chapitres, was passiret, daß Ich mehr weiß, als was Ihr habet bei der Commission ausgesaget, also sollet Ihr hier wieder eine Probe haben, daß alle Falschheit in der Welt nichts hilft, und nichts so klar gesponnen, es kommt alles wieder an die Sonnen; also hättet Ihr besser gethan, wenn Ihr hübsch die Wahrheit ausgesagt, wie alles gewesen; dadurch hätte ich noch gesehen ein aufrichtiges Herz. Gott gebe aber, daß Euer falsches Herz durch Euren Arrest möge vollkommen gebessert werden und daß Ihr Gott möget vor Augen haben, alle die verdammte, gottlose, praedestinatische Sentiments aus Eurem bösen Herzen mit Christi Blute abwaschen."

Friedrich war des Aufenthalts in dem langweiligen Küstrin zum Tode überdrüssig; er verzweifelte fast in dieser „Galeere" und machte sich mit dem Gedanken an vollständige Demüthigung vor seinem Vater vertraut, um nur seine vollständige Freiheit wiederzuerlangen. Deshalb erklärte er dem Hofmarschall Wolden, der Brief seines Vaters habe ihn

innig gerührt und er sei bereit, hinfort einen andern Lebenswandel zu führen und Alles zu thun, was man von ihm verlange.

Wolden schrieb deswegen an Grumbkow und sprach die Hoffnung aus, daß der eben mitgetheilte Brief des Königs das letzte Zeugniß seines gerechten Zornes sei. Der König beantwortete dieses Schreiben selbst, indem er Wolden eine neue Instruction mit den Worten ertheilte:

„Ihr sollt meinem Sohne sagen, daß er bedenken solle, was er gethan und an Gott denken. Er soll sich gewöhnen, ein stilles Leben zu führen, denn wenn ich das gethan hätte, was er gethan hat, würde ich mich zu Tod schämen und mich vor Niemand sehen lassen. Er soll nur meinen Willen thun, das französische und englische Wesen aus dem Kopfe schlagen und nichts als preußisch, seinem Herrn Vater getreu sein und ein deutsches Herz haben, alle Petitmaitres, französische, politische und verdammte Falschheit aus dem Herzen lassen. Er sollte auch wissen, daß seine ältere Schwester sich verheirathen würde und wofern ich es a propos finde, sollte er auch heirathen und zwar eine Prinzessin, die nicht aus dem englischen Haus, doch sollte er von etlichen alsdann die Wahl haben, welches Ihr ihm sagen könnet."

So zornmüthig und aufgebracht der König gegen seinen Sohn auch war, so steht dennoch zu vermuthen, daß die Flamme seines Grolles gegen ihn nicht diese hartnäckige Gluth entwickelt hätte, wenn sie nicht durch Grumbkow immer wieder von Neuem geschürt worden wäre. Dieser konnte den „Henkersknecht" und „Schurken," für welche der gefangene Prinz ihn erklärt hatte, nicht vergessen und Friedrich gewann allmälig die Ueberzeugung, daß an eine Aus-

söhnung mit seinem Vater nicht zu denken sei, so lange nicht der Friedensschluß mit dem mächtigen Günstling vorausginge.

Durch Wolden's Vermittelung kam dieser Frieden zu Stande und bald darauf schon ward dem Prinzen Gelegenheit geboten, die Unterwerfung unter den väterlichen Willen mündlich und auf sichtbare Weise zu bethätigen.

Drittes Kapitel.

Friedrich wirft sich seinem Vater zu Füßen. — Neue Instruktionen. — Frau von Wrech. — Friedrich soll heirathen. — Er erscheint zum ersten Male wieder in Berlin bei Hofe. — Rückkehr nach Küstrin. — Abermals ein Brief von seinem Vater. — Friedrichs Correspondenz mit Grumbkow wegen der ihm vorgeschlagenen Braut. — Die Prinzessin von Braunschweig-Bevern — Urtheile über sie. — Friedrich mit ihr verlobt. — Sein Aufenthalt in Ruppin. — Stille Studien und lose Streiche. — Friedrich bietet die Hand zum Menschenfang. — Seine Vermählung in Salzdahlum. — Oesterreich sucht die Heirath wieder rückgängig zu machen. — Bündige Erklärung des Königs. — Aufenthalt der Neuvermählten in Rheinsberg. — Die Oberhofmeisterin von Katsch. — Friedrich macht den Feldzug am Rhein mit. — Instruction für seine Begleiter. — Sie wird von diesen mild gehandhabt.

Es war am 15. August 1731, am Geburtstage des Königs, als dieser auf der Rückkehr von einer Reise nach Ostpreußen durch Küstrin kam. Er stieg im Gouvernementshause ab und ließ den Prinzen rufen, der sofort erschien und ihm zu Füßen fiel.

Grumbkow, der den König begleitete und nebst dem General Derschau auch bei dieser Scene zugegen war, lächelte triumphirend vor sich hin, während der König mit strengem Blicke auf den zu seinen Füßen knieenden Prinzen herabschauete und sagte:

„Ihr habt gemeint, mit Eurem Eigensinne durchzukommen, aber höre, mein Kerl, wenn Du auch sechzig und siebzig Jahr alt wärest, so solltest Du mich nichts vorschreiben. Da ich mich bis dato gegen Jedermann soutenirt, so wird es mir an Mitteln nicht fehlen, Dich zur Raison zu bringen!“

Noch denselben Tag setzte der König seine Rückreise nach Potsdam weiter fort und als er in den Wagen stieg, küßte ihm sein Sohn im Beisein vieler hundert Menschen die Füße, worauf der König ihn umarmte.

Dennoch erhielt Friedrich auch jetzt noch nicht seine vollständige Freiheit wieder. Die nächste Frucht dieses für ihn so demüthigenden Wiedersehens war blos eine neue Instruction für Wolden, die sich von den früheren nicht sehr wesentlich unterschied. Sie war aus Potsdam vom 21. August 1731 datirt und lautete:

„Des Morgens soll der Kronprinz wöchentlich dreimal auf die Kriegs- und Domainen-Kammer gehen; der Nachmittag aber soll vor Ihn sein zu reiten und zu fahren, zu dem Ende S. K. M. ihm Pferde und Wagen schicken werden. Der ꝛc. von Wolden soll ihm auch zuweilen des Nachmittags ein plaisir machen, auf dem Wasser zu fahren, Enten zu schießen und solche Lust machen, die permittiret ist. Es soll aber jederzeit, wo der Kronprinz hingehet, reitet oder fährt, einer von Sie drei bei Ihm sein, daß er niemals allein ist, auch mit Niemanden allein sprechen kann, und derjenige soll sodann davor responsable sein, daß er bei keine Mädgen oder Frauens-Mensche kommt und soll derselbe auch jederzeit bei ihm schlafen. Der Kronprinz soll mit keinem correspondiren, als mit des Königs und der Königin Majestäten, an welche er schreiben kann, ohne daß

die Briefe geöffnet werden. Sonst wird dem Kronprinzen permittiret, alle Mahlzeiten zwei Gäste zu bitten, wehm Er will, auch alle Wochen zweimal zu Gaste zu gehen; Es muß aber der 2c. von Wolden verhüten, daß kein Frauenzimmer mit dabei zugegen ist, sondern lauter Mannspersonen; französische Bücher, auch deutsche weltliche Bücher und Musik bleibet so scharf verboten, wie jemals gewesen; ingleichen Spielen und Tanzen und soll bei Leib und Leben von alle Dehm, so hierin verboten, nichts statuiret werden, und soll der 2c. von Wolden den Kronprinz jederzeit auf solide Sachen führen 2c."

„Der Kronprinz soll auch bereisen die Aemter Quartschen, Himmelstädt, Carzig, Mossin, Lebus, Gollow und Wollup, weiter aber nicht. Es soll aber bei Sr. K. M. jederzeit um permission angehalten und geschrieben werden, wo der Kronprinz hingehen will; und soll von der Kammer jederzeit einer mit ihm gehen, der ihm von der Wirthschaft den nöthigen Unterricht geben kann und da er jetzt die Theorie nun gelernt, so soll der Kronprinz nunmehro sich bemühen, die Wirthschaft practisch zu erlernen, zu dem Ende ihm alles gesagt werden muß, wie die Wirthschaft geführet wird, wie gepflüget, gemistet, gesäet und der Acker zubereitet und bestellt werden muß, dabei zugleich der Unterschied von der guten und schlechten Wirthschaft und Bestellung gezeiget werden muß und daß er solches selbst kennen und beurtheilen lerne; wie ihm denn auch von der Viehzucht und Brauwesen aller nöthige Unterricht zu geben und zu zeigen, wie das Brauwesen muß tractiret, gemeischet, das Bier gestellet, gefaßt und überall dabei verfahren, auch das Malz zubereitet und beschaffen sein muß, wenn es gut ist. Es soll auch auf solche Weise bei Bereisung der Aemter fleißig

mit ihm von allen raisonniret und gezeiget werden, warum dieses oder jenes geschehen, auch ob es nicht könne anders und besser gemachet werden, wie die Pächter es machen, daß sie können die Pachtgelder bezahlen, wie sie alles können zu Geldt machen und was sie vor Verkehr dabei machen müssen. Es soll der ꝛc. von Wolden insonderheit den Kronprinzen dahin anführen, daß er selbst nach allen Sachen fraget und sich selbst von allem gründlich informiret ꝛc.“

Auf dem Schlosse Tamsel bei Küstrin wohnte damals die erst einundzwanzigjährige, aber doch schon seit sieben Jahren vermählte schöne und geistreiche Gattin des Obersten von Wrech und Friedrich knüpfte mit ihr ein Verhältniß an, welches die Geburt einer Tochter zur Folge hatte, die später an den Grafen Gerhard von Dönhoff verheiratbet ward.

Friedrich sah in der Geburt dieses Kindes eine glückliche Vorbedeutung für seinen immer näher heranrückenden Ehestand, denn sein Vater, der von allen diesen Vorgängen genaue Kenntniß hatte, glaubte, das beste Mittel, um allen diesen Unregelmäßigkeiten und Verirrungen ein Ende zu machen, sei eine baldige Vermählung.

Nachdem die englischen wie die österreichischen Heirathsprojecte sich vollständig zerschlagen hatten, war die Wahl des Königs auf die Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern gefallen. Diese war die Nichte der Kaiserin Elisabeth, der Gemahlin des letzten Habsburgers, Karls des Sechsten. Eigentlich hatte der König seinem Sohn drei Prinzessinnen zur Heirath vorschlagen lassen, die Gothaische, die Eisenachsche und die Bevernsche, freilich aber mit dem ausdrücklichen Bemerken, daß er wohlthun würde, die letztere zu wählen.

„Der Kronprinz“, schrieb Seckendorf, der das Amt eines

Brautwerbers übernommen, an den Prinzen Eugen, „ist resolvirt zu heirathen, indem er sieht, daß ehender keine gänzliche Befreiung zu hoffen. Er hat sich resolvirt vor die Bevernsche, unter der Bedingung, daß sie weder einfältig noch widerlich sei, fürchtet aber der König werde ihm so wenig geben, daß er davon nicht leben könnte. Uebrigens sagte er mir, er wäre ein großer Poet geworden; er könnte in zwei Stunden hundert Verse machen. Er wäre auch Musiker, Moralist, Physiker und Mechaniker. Ein Feldherr und Krieger wird niemals aus ihm werden, denn er hat sich vorgenommen, sich in die Einzelnheiten der Staatsgeschäfte nicht zu mischen, sondern sein Volk glücklich zu machen, gute Minister zu wählen und diese machen zu lassen."

Endlich, am 23. November 1731, ein Vierteljahr nach der Zusammenkunft Friedrichs mit seinem Vater, schlug für erstern die Stunde der Erlösung. Seine älteste Schwester sollte mit dem Markgrafen von Baireuth vermählt werden und der König wünschte, daß er dieser Feierlichkeit beiwohne, um sich mit dem Gedanken an seine eigene Vermählung vertraut zu machen.

Friedrich erschien jedoch dem Befehle seines Vaters gemäß erst drei Tage nach der Hochzeit in Berlin auf dem zu Ehren der Neuvermählten gegebenen Hofballe. Da er aus der Armee ausgestoßen war, so trug er ein hechtgraues Civilkleid, in welchem er, als er so mitten in einer Menuet eintrat und sich mit Mühe durch das Gedränge der Hofleute Bahn brach, kaum erkannt ward. Die Königin saß am Spieltische; Friedrich stellte sich hinter ihren Stuhl und blieb auch hier von ihren Mitspielenden unerkannt, bis er ihr die Hand küßte.

Acht Tage darauf ward er von Seckendorf zu einem

Gastmahl geladen und erhielt nun vom König Erlaubniß, wieder die Uniform des Goltzischen Regiments zu tragen. Zugleich sprach der König gegen Wolden seine Zufriedenheit aus, befahl ihm aber, darauf zu sehen, daß der Kronprinz sich den wackelnden Gang abgewöhne und nicht beständig „auf den Zehen wippe“.

Den Winter sollte Friedrich, um seine kameralistischen Studien zu beenden, noch in Küstrin zubringen, und unmittelbar nach seiner Rückkunft dorthin schrieb er unterm 8. December 1731 dem König seinen Dank mit den Worten:

„Ich erkenne die Gnade, die mir mein Allergnädigster Vater gethan, mir wieder zum Offizier zu machen wie ich soll und muß. Finden Sie eine falsche Ader in mir, die Ihnen nicht gänzlich ergeben, so thun Sie mit mir in der Welt, was Sie wollen.“

So verging noch ein Winter in dem langweiligen Küstrin. Der Prinz machte fleißig Rundreisen durch die ihm empfohlenen Aemter, bekümmerte sich um Viehzucht und Brauerei sehr wenig, schlüpfte dafür trotz des strengen Verbotes oft nach Schloß Tamsel und vertrieb sich die Zeit so gut er konnte. Gegen Ende des Winters ward er von einer leichten Krankheit heimgesucht und war eben erst wieder genesen als er von seinem Vater folgenden, vom 4. Februar 1732 aus Potsdam datirten Brief erhielt:

„Mein lieber Sohn Fritz,

„Es freuet Mir sehre, daß Ihr keine Arzenei mehr brauchet. Ihr müßt Euch noch etliche Tage schonen vor die große Kälte, denn ich und alle Menschen schrecklich von Flüssen incommodiret sein, also nehmet Euch hübsch in Acht. Ihr wißt, mein lieber Sohn, daß, wenn meine Kinder gehorsam sind, ich sie sehr lieb habe, so wie Ihr zu Berlin

gewesen, ich Euch alles von Herzen vergeben habe, und von die Berliner Zeit, daß ich Euch nicht gesehen, auf nichts gedacht, als auf Euer Wohlsein und Euch zu etabliren, sowohl bei der Armee, als auch mit einer ordentlichen Schwiegertochter und Euch suchen bei meinem Leben noch zu verheirathen. Ihr könnt wohl persuadiret sein, daß ich habe die Prinzessinnen des Landes durch andere, so viel als möglich ist, examiniren lassen, was sie vor Conduite und Education haben. Da hat sich denn die Prinzessin, die älteste von Bevern, gefunden, die da wohl aufgezogen ist, modeste und eingezogen, so müssen die Frauen sein. Ihr sollt mir cito Euer sentiment schreiben. Ich habe das Haus von Katsch gekauft, das bekommt der Feldmarschall als Gouverneur und das Gouvernementshaus werde lassen zurecht bauen und Alles meubliren und Euch soviel geben, daß Ihr allein wirthschaften könnt und will Euch bei der Armee im April commandiren. Die Prinzessin ist nit häßlich, auch nit schön, Ihr sollt keinen Menschen was davon sagen, wohl aber der Mama schreiben, daß ich Euch geschrieben habe und wenn Ihr einen Sohn haben werdet, da will ich Euch lassen reisen, die Hochzeit aber vor zukommendem Winter nicht sein kann, indessen werde sehen, Gelegenheit zu machen, daß Ihr Euch etliche Mal sehet in alle honneur, doch damit Ihr sie noch lernet kennen. Sie ist ein gottesfürchtiges Mensch und dieses ist alles und comportable so wohl mit Euch als mit den Schwiegereltern, Gott gebe seinen Segen dazu und segne Euch und Eure Nachfolgers und erhalte Dich als einen guten Christ und habet Gott allemal für die Augen und glaubet nicht die verdammliche Particular-Glauben und seid gehorsam und getreu, so wird es Dich hier zeitlich und dort ewiglich gut gehen und wer das von

Herzen wünschet, der spreche Amen. Dein getreuer Vater bis in den Tod. „Friedrich Wilhelm.

„Wenn der Herzog von Lothringen herkommt, so werde ich Dich kommen lassen. Ich glaube Deine Braut wird hier kommen. au Adieu. Gott sei mit Euch.“

Friedrich kannte die für ihn bestimmte Braut nicht, wohl aber war sie ihm von Andern nicht von der vortheilhaftesten Seite geschildert worden und welche Meinung er von ihr hatte, geht aus den Briefen hervor, die er deshalb mit Grumbkow wechselte.

„Ich werde“, schreibt er in einem derselben, „Alles thun, was in meinen Kräften steht; dennoch aber wollte ich lieber zum Hahnrei werden als eine Gans haben, die mich durch ihre Albernheiten wüthend macht und die ich mich schämen müßte sehen zu lassen. Ich bitte Sie, in dieser Angelegenheit thätig zu sein. Wenn man die Romanheldinnen so haßt wie ich, dann fürchtet man auch die grimmigen Tugenden, und die ärgste Berliner H— wäre mir lieber als eine Betschwester, welcher die Scheinheiligkeit aus den Augen sieht. Noch einmal, mein Herr, man lasse diese Prinzessin die Schule der Ehemänner und Frauen auswendig lernen, dies wird für sie besser sein als Arndt's wahres Christenthum. Wenn sie noch auf einem Fuße tanzen, Musik lernen und nota bene eher zu frei als zu tugendhaft werden wollte, dann allerdings, mein lieber General, würde ich Neigung zu ihr fühlen und da ein Ewiger eine Ewige geheirathet hätte, so würde das Paar zusammen passen, aber wenn sie dumm ist, dann natürlich entsage ich ihr und dem Teufel. Alles kommt daher auf sie an und lieber wollte ich Mamsell Jette ohne Vermögen und ohne Ahnen heirathen, als eine dumme Prinzessin zur Lebensgefährtin

haben. Man sagt, sie habe eine Schwester, welche wenigstens gesunden Menschenverstand hat. Warum soll ich die älteste nehmen? Die zweite ist eben so viel werth als sie und vielleicht mehr — sapienti sat. Auch ist noch die Prinzessin Marie von Eisenach da, die ganz nach meinem Geschmacke wäre und deren . . . . . . ich schon einmal betasten möchte.

„Wenn Sie mir Ihre Gedanken verhehlen, dann kann ich Sie nicht mehr für meinen Freund halten, denn die Falschheit ist das Kennzeichen eines großen Hasses gegen die Personen, gegen welche man sie anwendet. Ich bitte Sie, mein ganzes Leben lang auf dem Fuße zu bleiben, auf dem Sie sind und mir immer reinen Wein einzuschenken. Man muß nicht schmeicheln, denn das menschliche Gemüth schmeichelt sich ohnehin selbst genug, und Jeder bedarf eines geschickten Tadlers, welcher uns von unserm Unrecht oder von unsern Unregelmäßigkeiten zu überzeugen versteht, nicht indem er die Stirn runzelt, sondern scherzend. Ich würde mich überglücklich fühlen, wenn wir miteinander auf Reisen gehen könnten. Wenn ich dazu beitragen kann, so machen Sie, mein werther Freund, mir das Vergnügen, mir es zu sagen; aber ich fürchte sehr, daß der König Ihrer Thätigkeit zu sehr bedarf und Ihres Rathes nicht entbehren kann."

— — „Man enttäusche doch um Gottes willen den König und er möge bedenken, daß die dummen Frauen gewöhnlich die häßlichsten sind. Als guter Christ möge er überlegen, ob es recht gehandelt ist, die Leute auf diese Weise zwingen zu wollen, Scheidungen zu veranlassen und der Urheber aller Fehltritte zu sein, welche eine unglückliche Ehe uns begehen läßt. Ich bin lieber zu allem Andern

entschlossen und Sie können dem Herzog auf geeignete Weise zu verstehen geben, daß ich seine Tochter nicht nehmen werde, möge es kommen wie es wolle. Ich bin mein ganzes Leben hindurch unglücklich gewesen und ich glaube, es ist mein Schicksal, es zu bleiben. Man muß Geduld haben und die Zeit nehmen wie sie kommt. Vielleicht hätte ein so plötzliches Glück nach den vielen Leiden, die ich, seitdem ich auf der Welt bin, zu erdulden gehabt, mich übermüthig gemacht. Kurz, möge kommen was da wolle, ich habe mir nichts vorzuwerfen. Ich habe meine Verirrungen genugsam gebüßt und will mich nicht verbindlich machen, meine Leiden bis in die Zukunft auszudehnen. Ich habe noch Hülfsmittel und ein Pistolenschuß kann mich von meinen Leiden und meinem Leben befreien. Ich glaube, der gute Gott würde mich deswegen nicht verdammen, sondern mir aus Erbarmen für ein erbärmliches Leben die ewige Seligkeit schenken.

„Das sind die Gedanken, welche die Verzweiflung einem jungen Manne eingiebt, dessen Blut nicht so ruhig ist, wie das eines siebzigjährigen Greises. Wenn es ehrliche Leute in der Welt giebt, so müssen sie bedacht sein, mich vor einem der gefährlichsten Schritte zu bewahren, den ich jemals in meinem Leben im Begriff gestanden habe zu thun. Mein Gott, hat der König noch nicht genug gesehen, was eine unpassende Ehe zu bedeuten hat? Meine Schwester von Anspach und ihr Gemahl hassen sich wie das Feuer. Er hat davon alle Tage tausend Verdruß &c."

Aber alle diese Briefe halfen nichts. Grumbkow rieth dem Prinzen, sich unbedingt zu fügen, und dieser schrieb an seinen Vater auf dessen nochmalige Aufforderung einen Brief, worin er erklärte, ohne Rückhalt und unbedingt gehorchen zu wollen. Der Herzog von Bevern, welcher mittlerweile

in Begleitung seiner Gemahlin und Tochter in Potsdam eingetroffen war, hatte diesen Brief gelesen und die Sache ward als abgemacht betrachtet.

„Noch niemals," schrieb nun Grumbkow an den Kronprinzen, „habe ich den König so zufrieden gesehen. Wir gingen während des Nachmittags in das holländische Haus des Parks, wo die Königin den Kaffee gab. Es war weiter Niemand dabei als die Königin, die Herzogin, die Prinzessin Charlotte und die Prinzessin von Bevern. Ich gestehe, daß Letztere sich sehr zu ihrem Vortheil verändert hat. Je mehr man sie sieht, desto mehr gewöhnt man sich an sie, und desto hübscher findet man sie und wenn die Körperfülle und der Busen, der sich schon zeigt, sich entwickelt haben wird, dann wird sie ganz verführerisch sein."

In den letzten Tagen des Februar sah Friedrich die ihm bestimmte Braut zum ersten Male. Sie hatte kurz vorher die Blattern überstanden und die rothen Flecken davon waren noch nicht ganz verschwunden.

Die Königin, ihre künftige Schwiegermutter, war ihr durchaus nicht gewogen, weil durch sie, wiewohl ganz ohne ihr Verschulden oder Zuthun, die Unterhandlungen wegen der Vermählung des Kronprinzen mit der englischen Prinzessin gestört und für immer rückgängig gemacht worden waren. An ihrer körperlichen Erscheinung fand sie allerdings nicht viel auszusetzen, wohl aber desto mehr an ihrer geistigen Begabung, und interessant ist die Art und Weise, wie sie sich in einem Briefe an ihre Tochter, die Markgräfin von Baireuth, über die arme unglückliche Braut ausspricht.

„Die Prinzessin," schreibt sie, „ist schön, aber dumm wie ein Bund Stroh und ohne die geringste Erziehung, und

ich weiß nicht, wie Ihr Bruder sich mit dem Dummbart vertragen wird."

Friedrich war damals ein großer Freund vom Tanzen und da gleich bei seiner ersten Begegnung mit seiner Verlobten ihre Ungeschicklichkeit in dieser Beziehung ihm ganz besonders mißfallen hatte, so ließ Seckendorf noch vor der Hochzeit einen berühmten Tanzmeister aus Dresden kommen, um in einigen Monaten das Möglichste zu leisten.

Glimpflicher und unparteiischer klingt die Schilderung, welche die Markgräfin von Baireuth nach der Hochzeit von ihrer neuen Schwägerin entwarf. In ihren Memoiren sagt sie hierüber:

„Die Kronprinzessin ist groß, aber von schlechter Haltung und Wuchs; sie ist von blendend weißem Teint und diese Weiße ist von den lebhaftesten Farben gehoben: ihre Augen sind von einem blassen Blau und verrathen nicht viel Geist, ihr Mund ist klein, alle ihre Züge sind niedlich, ohne schön zu sein und das gesammte Ganze ihres Gesichts ist so reizend und so kindlich, daß man glauben sollte, dieser Kopf gehöre einem Kinde von zwölf Jahren. Ihre Haare sind blond und natürlich gelockt. Aber alle ihre Schönheiten sind durch schwarze und übelgestaltete Zähne entstellt. Sie hat wenig Anstand, ist im Sprechen sehr unbehülflich, sie kann sich schwer verständlich machen, es ist nöthig zu errathen, was sie sagen will, was sehr in Verlegenheit setzt."

Am 10. März 1732 fand die feierliche Verlobung statt. Friedrich hatte eingewilligt, weil er dies für den einzigen Ausweg hielt, auf welchem er zu einer größern Freiheit in seinen Handlungen und Bewegungen gelangen könnte. „Ich werde allerdings die Prinzessin heirathen," äußerte er zu seiner vertrauten Umgebung, „aber dann heißt es: guten Tag,

Madame, und guten Weg. Es lebe die Freiheit.“ Als Grumbkow ihn fragte, ob er gar keine Liebe für die Prinzessin empfände, antwortete: „Widerwillen habe ich nicht gegen sie; sie ist ein gutes Herz und ich wünsche ihr durchaus nichts Uebles, aber lieben werde ich sie niemals können.“

Kurz vorher hatte Grumbkow in einem Briefe an den Prinzen noch allerhand fromme und religiöse Ermahnungen ausgesprochen, die sich in einem solchen Munde allerdings ein wenig sonderbar ausnehmen. „Monseigneur,“ schreibt er, „Sie können allen Witz der Welt besitzen, aber Sie folgern nicht als guter Mensch und als Christ, und außer diesem giebt es für den Menschen kein Heil. Ihre Hoheit wünscht, daß ich mich in Angelegenheiten mische, die mir den Kopf kosten könnten. Nein, Monseigneur, das Hemd ist mir näher als der Rock. Ich habe nicht die Verpflichtung, mich und meine arme Familie ins Unglück zu stürzen. Niemals werde ich vergessen, was der König zu mir in Wusterhausen sagte, als Ihre Hoheit noch im Schlosse Küstrin war und als ich Ihre Partie nehmen wollte. ‚Nein, Grumbkow,‘ sagte er, ‚denket an diese Stelle, Gott gebe, daß ich nicht wahr rede, aber mein Sohn stirbt nicht eines natürlichen Todes und Gott gebe, daß er nicht unter Henkers Hände komme.‘

„Ich schauderte bei diesen Worten und der König wiederholte sie mir zwei Mal, und das ist wahr oder ich will niemals das Antlitz Gottes schauen und keinen Theil an der Erlösung haben. Salomon sagt: ‚Ein verständiger Mann siehet das Unglück, aber ein Narr geht blindlings durch.‘ Ich glaube, nachdem ich dreiundfünfzig Jahre verlebt, würde die Rolle des letztern sich für mich nicht geziemen. Ich wünsche Ihrer Hoheit viel Glauben und bitte Gott, daß er Sie durch

seinen Geist führe, denn wir müssen uns stets durch die Furcht Gottes leiten lassen."

Die Vermählung des Kronprinzen ward erst über ein Jahr nach der Verlobung vollzogen und ihm auf diese Zeit das nicht weit von Wusterhausen liegende Ruppin zum Aufenthalt angewiesen. Interessant ist die Schilderung, die er selbst von seinem Leben hier in einem Briefe an Grumbkow entwirft, worin er sagt:

„Wir leben hier in tiefem Frieden und ich möchte wünschen, in meinem ganzen Leben nicht mehr und nicht weniger glücklich zu sein; gern wollte ich dann mit meinem Schicksal zufrieden sein. Ich würde nicht die Thorheiten achten, worein die Welt ihre Eitelkeit setzt, und wie unrecht thut man daran, sich nicht mit einer richtigen Mitte zu begnügen, welche nach meiner Meinung der glücklichste Zustand ist, denn ein Uebermaß von Größe ist eine Bürde und ermüdet unendlich, und die Dürftigkeit entwürdigt zu sehr einen gewissen Adel, welcher gewöhnlich die Basis unserer Charaktere bildet. Ich schätze mich aber glücklich in der Lage, in welche der Himmel mich versetzt hat; ich finde, daß ich mehr habe als ich verdiene, und ich setzte mein größtes Glück in das Bewußtsein, daß ich glücklich bin.

„Nichtsdestoweniger vergesse ich nicht meine guten Freunde, welche zur Sicherung meines Glücks beitragen, und ich bitte Sie folglich, vor allen andern den Grafen Seckendorf meiner Freundschaft zu versichern; ich bin fest überzeugt, daß er seine Freunde ebenfalls nicht vergißt. Ich hoffe, daß wenn er auf der Reise nach Dänemark zwischen hier und Hamburg vorbeikommt, er mir das Vergnügen machen wird, eine Mahlzeit bei mir einzunehmen. Das Delikateste, was ich habe, soll in Fülle aufgetragen werden; ich werde weder Rebhuhn

noch Reh schonen und der rothe Champagner soll fließen. Mit einem Worte, ich werde alles aufbieten, um einem guten Freund eine gute Aufnahme zu bereiten und die beste Schüssel, die ich ihm werde vorsetzen können, wird der gute Wille des Wirthes sein. Ich bin überzeugt, daß er damit zufrieden sein wird.

„Ich komme hier fast nicht aus dem Hause. Ich vertreibe mir die Zeit mit den Todten, und dieser stumme Umgang ist mir nützlicher als jeder, den ich mit den Lebenden haben könnte. Meine Erholung ist die Musik; zuweilen greife ich auch zu der Leier, für welche Apollo mich begeistert, aber ich behalte, jetzt discreter geworden, alles für mich und opfere die Erzeugnisse Apollos dem Vulkan, der sie wieder in ihr Nichts auflöst."

Beiläufig bemerken wir, daß alle hier mitgetheilten in reinem, modernem Deutsch erscheinenden Briefe und andere Documente ursprünglich französisch geschrieben sind.

„Ich liebe," schreibt Friedrich in einem andern Briefe, „nichtsdestoweniger die Welt immer noch und gestehe, daß das lebhafte Temperament, welches die Natur mir gegeben, mich mit Ungestüm allen Vergnügungen entgegendrängt, auf welche die Jugend erpicht ist. Dennoch aber hat das Unglück mich diese Gluth dämpfen gelehrt, und obschon ich weit entfernt bin, meiner selbst Herr zu sein oder die Welt abzuschwören wie die Kopfhänger thun, so habe ich doch richtig folgern gelernt und hoffe, daß ich mit der Zeit im Stande sein werde, die Vorschriften zu befolgen, welche die Vernunft mir giebt."

Man darf indessen nicht glauben, daß Friedrich, wie man aus diesen Briefen schließen könnte, auf einmal ein weiser Anachoret geworden sei. Er trieb vielmehr auch hier, namentlich in Gemeinschaft mit jungen Offizieren seines Re=

giments, wie zum Beispiel dem Markgrafen Heinrich von Schwedt, Gröben, Buddenbrock, Kayserling und Andern, allerhand Streiche, die man, wenn sie von gewöhnlichen Menschen verübt werden, Gassenbubenstreiche zu nennen pflegt. Es wurden friedlichen Bewohnern die Fenster eingeworfen, man schreckte und chikanirte harmlose würdige Prediger, indem man ihnen angezündete Schwärmer in den Weg warf, und daß die hübschen Töchter der Bürger keine Stunde sicher waren, versteht sich bei der moralischen Bildungsstufe, auf welcher die jungen Fürstensöhne der damaligen Zeit standen, gewissermaßen von selbst. Sich dagegen zu wehren, wagte nicht so leicht Jemand, und Beispiele wie das der entschlossenen Glasermeisterin, die ihre Tochter mit Energie zu schützen und die ungebetenen Gäste gehörig abzutrumpfen verstand, waren höchst selten.

Wahrscheinlich um sich bei seinem Vater vollständig in Gunst zu setzen und ihn bei seiner schwächsten Seite zu fassen, verschmähete Friedrich sogar nicht, sich zum Menschenfänger herabzuwürdigen. Es geht dies aus nachstehendem Briefe hervor:

„Allergnädigster König und Vater!

„Ich habe die Gnade gehabt, aus meines allergnädigsten Vaters Schreiben in aller Unterthänigkeit zu sehen, daß mein allergnädigster Vater zu wissen verlangt, in was vor einem Dorfe sich der Schäfer aufhielt, da ich meinen allergnädigsten Vater von geschrieben, so heißet dieses Dorf Bressegarren und ist unter einem Schwerin'schen Amt (in Mecklenburg), der Amtmann aber ist des Kriegsrath Cramer sein Schwager und könnte es wohl angehen, daß ihn selbiger uns in die Hände spielet, dieweil der Kerl dann und wann hier drei Meilen von der Grenze seine Schafe hüten geht und

sich des Nachts bei seiner Heerde aufhält, sechs Wochen oder zwei Monat Zeit müßte man wohl haben, alsdann die Sache gewiß angehen kann, ich erwarte hierauf in aller Unterthänigkeit meines allergnädigsten Vaters gnädigste Ordre und verbleibe ꝛc.

Der König freute sich natürlich nicht wenig über die ihm hier gebotene Gelegenheit, abermals einen „langen Kerl“ wegkapern lassen zu können und schrieb sofort auf diesen Brief eigenhändig:

„Decr. an den Kriegsrath Cramer — sein Schwager wäre da unten, soll suchen, den Kerl habhaft zu werden, wenn es nicht anders wäre, soll suchen, ihn an der Grenze zu kriegen und stillschweigend ohne Lärm wegnehmen lassen.“

Friedrich stand aber trotzdem bei seiuem Vater immer noch in dem Verdacht, daß er irgend einen neuen Streich im Schilde führe. Er war deshalb von streng instruirten Beobachtern umgeben und Grumbkow bemühete sich, ihn fleißig schriftlich auszuhorchen. Friedrich gab indessen durchaus keine Veranlassung, abermals strenge Maßregeln gegen ihn zu gebrauchen, sondern erklärte vielmehr in seinen Briefen an Grumbkow wiederholt, er habe sich fest vorgenommen, ein guter Ehemann zu werden, sich um die Politik nicht zu kümmern, dem König stets ohne Murren zu gehorchen und übrigens „Alles gehen zu lassen, wie es Gott gefiele.“

So verging das Probejahr. Die Vermählung Friedrichs mit der braunschweigischen Prinzessin ward auf den 12. Juni (1733) festgesetzt und der König traf zwei Tage vorher mit der Königin, dem Kronprinzen und einem zahlreichen Gefolge zu diesem Zwecke in Salzdahlum ein. Der König lag am Tage nach seiner Ankunft früh neun Uhr noch im Bett, als auf einmal Seckendorf, der ihn begleitet hatte, bei ihm ein=

trat und ihm meldete, er habe so eben vom Prinzen Eugen eine Depesche und in dieser den bestimmten Auftrag erhalten, die Heirath mit der braunschweigschen Prinzessin noch in der zwölften Stunde wieder rückgängig zu machen zu suchen und dagegen wieder die Vermählung des Kronprinzen mit der englischen Prinzessin in Vorschlag zu bringen, da die Höfe von Wien und London sich über diesen Punkt nun vollkommen verständigt hätten.

Friedrich Wilhelm war jedoch nicht der Mann, der auf solche Weise mit sich spielen ließ, und das Organ der Habsburgischen Hauspolitik erhielt von ihm die treffende und bündige Antwort: „Wenn ich Ihn nicht so wohl kennete und wüßte, daß Er ein ehrlicher Mann, so glaubte ich, Er träumte; hätte man vor drei Monaten so gesprochen, so wüßte nicht, was aus Liebe vor Ihro Kais. Maj: nicht gethan, ohnerachtet wider Dero, auch wider mein Interesse, daß mein ältester Sohn sollte an eine englische Prinzessin vermählt sein, aber nun, da ich mit der Königin schon hier und ganz Europa weiß, daß morgen das Beilager geschehen soll, so ist es abermals eine englische Finesse, mich vor der ganzen Welt vor einem wankelmüthigen Menschen ansehen zu machen, der weder Ehre noch Parole zu halten gewohnt ist.“

Damit waren die Winkelzüge der beiden auswärtigen Höfe für immer durchkreuzt und die Hochzeit ward an dem festgesetzten Tage auf dem Lustschlosse Salzdahlum bei Wolfenbüttel wirklich gefeiert.

Als Residenz ward dem neuvermählten Paare von dem König das kürzlich von ihm dem Hofrath von Beville abgekaufte Städtchen Rheinsberg in der Mark Brandenburg angewiesen. Das dortige Schloß mußte erst für den neuen

fürstlichen Haushalt eingerichtet werden und dieser blieb daher vor der Hand noch in Ruppin, wo auch Friedrichs Regiment stand. Noch vor der Uebersiedelung nach Rheinsberg bekam Friedrich von dem König die Erlaubniß, den in Folge des ausgebrochenen polnischen Erbfolgekrieges angeordneten Feldzug unter dem tapfern Prinzen Eugen am Rhein mitzumachen, und reiste daher ins Lager nach Bruchsal ab.

Seine junge Gemahlin befand sich mittlerweile in guten Händen, denn sie hatte Frau von Katsch, die Wittwe des uns bekannten so höchst gewandten Juristen und Inquirenten, zur Oberhofmeisterin erhalten. Daß diese ihren Posten auf eine ihres verstorbenen Gemahls würdige Weise auszufüllen verstand, geht aus einem Briefe Seckendorfs an den Prinzen Eugen hervor, worin es heißt:

„Diese Frau ist zu der Function vor andern geschickt und willig. Es ist kein Zweifel, daß sie auch bei dem Kronprinzen vor das kaiserliche Interesse viel Gutes und Heilsames zu stiften im Stande, allein fürchte ich nur, der König und die Bevern'sche Herrschaft werden dieser Frau einen nur in hundert Thalern bestehenden Gehalt auswerfen, mit welchem sie ohnmöglich bestehen kann, daher E. Hochfürstl. Durchlaucht erleuchteten Ermessen überlasse, ob nicht rathsam wäre, dieser vertrauten Frau eine jährliche Pension von tausend bis zwölfhundert Gulden auszuwirken, damit diese künftige Oberhofmeisterin vollkommen in das kaiserliche allerhöchste Interesse gezogen würde."

Auch während des Feldzugs am Rhein stand Friedrich immer noch unter strenger Aufsicht. Seine Hüter waren hier der schon früher erwähnte alte General Graf Schulenburg, General Alexander Kleist und der Oberst von Bredow,

der zugleich sein Wirthschaftschef sein sollte. Die ihnen vom König ertheilte Instruction war eine sehr gemessene und es hieß in derselben unter andern:

„Dieweil auch notorisch ist, daß bei der Armee es allerhand Menschen giebt, unter welchen sich auch viele Fürstenkinder, junge Grafen und andere junge vornehme Leute befinden, unter denen aber gemeiniglich mehr Böse als Gute sind, so sollen des Kronprinzen Liebden Dero Gesellschaft wohl auswählen" — „Es werden S. Kön. Maj. von des Kronprinzen Lbdn noch bevor Er seine Reise antreten wird, seine Parole auf Ehre und Reputation von Ihm nehmen, daß Er die ganze Campagne hindurch keine Karten, Würfel, Paar oder Unpaar und wie ein Spiel heißen und genannt werden mag, spielen, auch sich auf keine Wetten einlassen wolle. Mit dem General von Schmettau soll er wegen des Dienstes fleißig umgehen und ihn nach Allem fragen; außer dem Dienste aber soll er sich wohl vor ihm hüten und sich mit demselben in kein Spielen, Kaufen, Schachereien, es habe solche Schacherei Namen, wie sie in der Welt wolle, noch sonsten dergleichen etwas einlassen, weil ihn der von Schmettau sonst gewiß betrügen und Er sich nur exponiren wird, daß die ganze Welt ihn deßhalb auslacht, welches ihm schlechte Reputation geben würde. — Allemal und so oft des Prinzen Eugenii Durchl. ausreitet, es sei nun, um etwas zu recognosciren, oder aber wenn er in die Laufgräben oder zur Bataille reitet: so soll des Kronprinzen Lbd. sich bei ihm einfinden und ihn begleiten, auf alles wohl Acht geben und die bei sich habenden Generals nach allem fragen. Des Prinzen Eugenii Durchl. aber selbst darum zu fragen, ist wider den Respect und darf daher nicht geschehen. — Wenn

im Lager von den Feldwachten die Husaren sich mit den feindlichen oder Offiziers von der Armee sich mit den feindlichen pistolettiren, so wollen S. Königl. Maj., daß so wenig des Kronprinzen Lbd. als dero Vettern sich dabei finden lassen, noch sich darein meliren und unnützlicherweise kanoniren sollen. — Des Kronprinzen Lbd. soll sich von allem und jedem, so zu dem Dienst gehört, wohl und accurat informiren und zwar nicht allein von dem großen Dienste, sondern auch von dem einzelnen bis ins kleinste, was zu dem Soldaten gehört, daß er zum Beispiel wisse, wie die Schuhe der Musketiere sein müssen, wie lange der Soldat ein Paar tragen kann, wie lange er in der Campagne damit auskommen muß, desgleichen von allen andern Kleinigkeiten, die zum Soldaten gehören und so ferner bis zur hundertpfündigen Kanone hinauf, auch endlich bis zu dem großen Dienste und bis zu des Generalissimi Dispositiones, als welches alles er gründlich lernen und nichts davon auslassen muß. — Zu des Kronprinzen Tafel sollen zu Mittag nicht mehr als acht Schüsseln, jedesmal vier und vier, des Abends aber nur kalter Braten gegeben werden, es wäre denn, daß des Prinzen Eugenii Durchl. bei des Kronprinzen Lbd. speiseten, alsdann die Tafel mit vierzehn Schüsseln couvertirt sein soll. So oft aber der Kronprinz zu Gaste geht, sodann muß seine Küche nicht rauchen, außer einer Bagatelle für den Ordonnanzoffizier, indem seine Küche keine Marketenderei sein soll, wie er sich denn ganz und gar nicht auf den Fuß setzen soll, Marketender von der Armee zu sein."

Daß die vorhin genannten drei Herren, welchen diese Instruction ertheilt worden, dieselbe mit möglichster Schonung und Rücksicht, jedenfalls aber zu Friedrichs ganzer Zu-

friedenheit handhabten, geht daraus hervor, daß sie von ihm schon in der nächsten Zeit nach seiner Thronbesteigung auf höhere Rangstufen befördert und mit dem höchsten preußischen Orden decorirt wurden.

Viertes Kapitel.

Friedrichs Rückkehr nach Rheinsberg. — Neubau des Schlosses daselbst. — Friedrichs Geldverlegenheiten. — Er erhält Vorschüsse von Oesterreich und Rußland. — Bielefeld's Schilderung des heitern Lebens am Hofe von Rheinsberg. — Friedrich treibt Gartenkunst und Hühnerzucht. — Sein Gesellschaftskreis. — Er stiftet einen Geheimbund. — Seine vertrauten Freunde Jordan, von Kayserling und von Suhm. — Verblümte Art, über Geldgeschäfte zu correspondiren. — Suhm leistet Friedrich einen wichtigen Dienst, der mit der Diplomatie nichts zu schaffen hat. — Der dicke Knobelsdorf. — Graf Chazot. — Baron von Bielefeld. — Der Componist Graun. — Der Violinist Franz Benda. — Der Maler Pesne. — Die Damenwelt in Rheinsberg. — Tagesordnung des Hoflebens daselbst. — Friedrichs Correspondenz mit auswärtigen Philosophen und Schöngeistern. — Voltaire. — Friedrich trennt sich nach seiner Thronbesteigung von seiner Gemahlin. — Ihre Residenz Schönhausen. — Ihre fernere Lebensgeschichte.

Nur ein Jahr hielt der Feldzug am Rhein den Kronprinzen von der Heimath entfernt. Diese Zeit hatte übrigens noch nicht hingereicht, um das Schloß Rheinsberg zu seiner Residenz herzurichten, und erst nach abermals zwei Jahren, im August 1736, hielt Friedrich seinen Einzug in dem Orte, den er erst vier Jahre später wieder verlassen sollte, um den Thron seines Vaters zu besteigen.

Das an einem von Eichen- und Buchenwäldern romantisch umgrenzten See liegende Schloß war in gothischem Style gebaut. Ursprünglich besaß es nur einen Thurm, Friedrich hatte noch einen zweiten dazu erbauen lassen.

Beide waren durch einen Säulengang verbunden, auf welchem eine schön ausgeschmückte Galerie ruhete. Das Portal des Schlosses trug die Inschrift: Friderico tranquillitatem colenti — dem die Ruhe liebenden Friedrich, oder kürzer: Friedrichsruhe.

Zur Bestreitung seines Haushaltes waren ihm vom König die Einkünfte des Amtes Ruppin überwiesen worden, aber diese langten bei Weitem nicht aus und Friedrich war fortwährend in Geldverlegenheit. Wir haben gesehen, wie schon sein Großvater Friedrich als Kurprinz sich aus demselben Grunde genöthigt sah, vom österreichischen Gesandten Geldunterstützung anzunehmen, und der Enkel war nicht besser daran. Seckendorf ließ es jedoch sehr an sich kommen und den Kronprinzen, wie er sich ausdrückte, erst „eine Weile zappeln" und recht tief hineingerathen, ehe er ihm die rettende Hand entgegenstreckte und sich zu einer jährlichen Zahlung von dreitausend Ducaten erbot.

Natürlich war diese Abhängigkeit von dem Wiener Hofe für Friedrich sehr drückend und er suchte deshalb durch seinen Freund Suhm, der sächsischer Gesandter in Petersburg war, Vorschüsse von der Kaiserin Anna zu erhalten, die ihm auch bis zur Höhe von zwanzigtausend Thalern jährlich gewährt wurden. Trotzdem machte er dabei immer noch Schulden. Sein Vater bezahlte einmal, als er gerade auf besonders guter Laune war, vierzigtausend und ein andermal hunderttausend Thaler für ihn. Eine feste Erhöhung seiner Einkünfte um zwölftausend Thaler bekam Friedrich jedoch erst nach drei Jahren und zwei Jahre später auch das sehr einträgliche Trakehner Gestüte, welches ihm ein jährliches Einkommen von zehn- bis zwölftausend Thalern gewährte.

In Rheinsberg verlebte Friedrich, wie er später oft selbst

erklärte, die glücklichsten Jahre seines Lebens. Hier widmete er sich stillen Studien, unterhaltender Lectüre, der so belohnenden Gartenkunst und den Freuden einer heiteren, lebenslustigen Gesellschaft. Hier fand er auch die nöthige Muße und Ruhe, um einen lang gehegten Wunsch zu erfüllen — den Wunsch, sich als Schriftsteller zu versuchen. Im vierten Jahre seines Aufenthalts in Rheinsberg erschien sein erstes durch den Druck veröffentlichtes Werk unter dem Titel: „Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand der Politik in Europa.“

Um dem Leser einen Begriff von dem lebenslustigen Treiben des kleinen Hofes in Rheinsberg zu geben, theilen wir hier einige Stellen aus den vertrauten Briefen des Barons von Bielefeld mit, der im Herbst 1739 zum ersten Mal nach Rheinsberg kam.

„Ich verlebe hier“, sagt er, „wahrhaft entzückende Tage. Eine königliche Tafel, ein Götterwein, eine himmlische Musik, köstliche Spaziergänge, sowohl im Garten, als im Walde, Wasserfahrten, Zauber der Künste und Wissenschaften, angenehme Unterhaltung: Alles vereinigt sich in diesem feenhaften Palaste, um das Leben zu verschönern. Doch da nichts auf Erden vollkommen ist, so hat sich auch ein Tropfen Wermuth in meine Freuden gemischt. Ich habe das einem unglücklichen Bacchusfeste zu danken. Eines Tages hatte der Kronprinz einen ganz ungewöhnlich guten Humor bei der Mittagstafel. Seine Heiterkeit belebte die der ganzen Gesellschaft. Einige Gläser Champagner versetzten uns in die Laune der heitersten Späße. Der Prinz fand, daß dieser leichte Witz uns ganz vortrefflich vom Zuge gehe und erklärte uns beim Aufstehen von der Tafel, daß er entschlossen sei, das kleine Bachanal beim Souper da wieder anzufangen, wo wir es

beim Diner gelassen hätten. Gegen Abend ließ mich der Prinz zum Concert einladen und als dasselbe zu Ende war, sagte er zu mir: „Gehen Sie jetzt zur Prinzessin; sobald sie mit ihrem Spiele zu Ende ist, wollen wir uns zu Tafel setzen, um nicht eher wieder davon aufzustehen, als nachdem wir die Lichter ausgelöscht und mit einer kleinen Champagner-Erleuchtung." Ich hielt diese Drohung für einen Scherz. Aber als ich zur Prinzessin gekommen war, ließen Ihro Kgl. Hoheit mich die Sache als ganz in vollem Ernste ausgesprochen ansehn, sie verkündigte mir lachend, daß ich der List des Prinzen nicht würde entgehen können.

„In der That, kaum hatten wir uns zu Tische gesetzt, so fing er an, eine interessante Gesundheit nach der andern auszubringen, auf welche Bescheid gethan werden mußte. Auf diesen ersten Angriff folgte ein ganzer Strom von Witzworten und jovialischen Ausfällen von Seiten des Prinzen und seiner Umgebung, die ernsthaftesten Stirnen erheiterten sich, die Heiterkeit wurde allgemein und auch die Damen nahmen daran Theil. Innerhalb des Zeitraums von zwei Stunden fühlten wir, daß die weitesten Behälter doch keine Abgründe sind, in die man Spirituosen sonder Maaß schütten kann, ohne ihnen eine Ableitung zu verschaffen. Die Nothwendigkeit setzte uns über die Etiquette hinweg und selbst die der anwesenden Kronprinzessin schuldige Ehrfurcht war nicht im Stande, einige von uns zurückzuhalten, im Vorhause frische Luft zu schöpfen. Auch ich gehörte zu diesen. Als ich herausging, befand ich mich noch ziemlich wacker, aber nachdem ich an die frische Luft gekommen war, bemerkte ich beim Wiedereintreten in den Saal eine kleine Wolke von Dünsten, die mein Bewußtsein zu umnebeln anfing. Ich hatte vor mir ein großes Glas Wasser. Die Prinzessin, der

ich gegenüber zu sitzen die Ehre hatte, ließ uns aus einer liebenswürdigen kleinen Bosheit dieses Wasser weggießen und das Glas statt dessen mit Sillerychampagner füllen, so klar, wie Felsenwasser und man blies dazu auch noch den Schaum und die Perlchen hinweg. Ich hatte schon die Feinheit des Geschmacks verloren und mischte nun meinen Wein, ohne es zu wollen, mit Wein. Statt mich nüchtern zu machen, berauschte ich mich, aber mit einem Räuschchen, das fast bis zur Trunkenheit anstieg. Um mich vollkommen zu verderben, befahl mir der Prinz, mich an seine Seite zu setzen, sagte mir höchst verbindliche Sachen, ließ mich so viel, als meine schwachen Augen damals trugen, in die Zukunft hineinblicken und dabei ein volles Glas nach dem andern von seinem Lünel trinken. Indessen die übrige Gesellschaft empfand nicht minder, als ich selbst, die Wirkungen des Nektars, der bei diesem Banquet in Strömen floß. Eine der fremden Damen, die in andern Umständen sich befand, fühlte sich eben ganz so belästiget wie die Herren, brach plötzlich auf und machte eine kleine Abwesenheit in ihrem Zimmer. Wir fanden diese That höchst bewundernswürdig. Der Wein macht zärtlich. Die Dame ward, als sie zurückkam, mit Liebesworten und Liebesbezeugungen überschüttet. Niemals hat man einer Dame für eine gleiche Unternehmung so viel Lobsprüche ertheilt.

„Endlich, geschah es durch Zufall oder mit Fleiß, zerbrach die Kronprinzessin ein Glas. Das war ein Signal, unserer ungestümen Heiterkeit gegeben, und ein großes Beispiel, das uns der Nachahmung werth zu sein schien. In einem Augenblick flogen die Gläser in alle Ecken des Saals, sämmtliches Glaswerk, Porzellan, Spiegel, Kronleuchter, Gefäß und Geschirr, alles war in tausend Stücke zerschlagen.

Inmitten dieser gänzlichen Zerstörung stand der Prinz wie der tapfere Mann des Horaz, welcher, Zeuge der Zertrümmerung des Weltalls, dessen Ruinen mit ruhigem und heiterem Auge betrachtet. Als aber endlich aus der Heiterkeit ein Tumult ward, flüchtete er sich aus dem Gedränge und zog sich mit Hülfe seiner Pagen in seine Gemächer zurück. In demselben Augenblick war auch die Kronprinzessin verschwunden. Ich war unglücklich genug, nicht einen Bedienten zu finden, der sich meiner Hülflosigkeit erbarmt hätte. Ich kam so tappend der großen Treppe zu nahe und stürzte von oben herab. — Am Morgen sprach man von Trepaniren, ich mußte indeß doch vierzehn Tage das Bett hüten. Das ganze Schloß war zum Sterben krank. Weder der Prinz, noch einer der Cavaliere konnte sichtbar werden und die Prinzessin befand sich beim Diner ohne Herren. Man wird in Rheinsberg noch lange an diesen Tag denken, der glücklicherweise wenig Brüder zählt, da der Prinz durchaus kein Trinker ist."

In der Gartenkunst leistete Friedrich wirklich Ausgezeichnetes. Er legte schöne Treibhäuser und eine Holländerei an und schickte, weil er wußte, daß sein Vater ein Freund von Delikatessen die nichts kosteten, war, ihm frühen Spargel, Blumenkohl, Kirschen, Erdbeeren, Melonen, Weintrauben, Kapaunen, Tauben, Truthähne, Kiebitzeier, Schinkenpasteten und dergleichen Dinge mehr. Originell ist der Brief, mit welchem er eine dieser Sendungen an die Potsdamer Hofküche begleitet.

„Die gnädige Art," sagt er, „wohrmit Mein allergnädigster Vater die puhten, so ich geschicket, hat an nehmen wollen, behertzet mir die Freiheit zu nehmen, eine kalte Rindfleisch-Pastete, wie Er sie gerne ißet, zu schicken und mit

nechst kommender gelegenheit werde pularden, so nuhr noch nicht fett genug seindt, schicken und hoffe ich in ein Jahr meine Wirthschaft so in zu richten, das Mein allergnädigster Vahter kein Fleischwerk wirdt gebrauchen von Hamburg kommen zu lassen. Der ich mich beständig in Meines allergnädigsten Vahters Gnaden ganz unterthänigst Empfehle und mit unaufhörlichem respect bis an mein Ende verharre

„Als Meines aller Gnädigsten Königs und Vahters treugehorsamer Diener und Sohn.“

„Friedrich.“

Der Gesellschaftskreis, welchen Friedrich in Rheinsberg um sich versammelte, bestand aus Personen, die den verschiedensten Cirkeln der gebildeten Stände angehörten. Man sah hier Offiziere, Hofcavaliere, Diplomaten, Gelehrte und Künstler — Inländer sowohl als Ausländer. In diese Zeit fällt auch die Stiftung eines geheimen Ritterbundes, welcher Bayard, den Ritter ohne Furcht und Tadel, zu seinem Patron wählte. Nur zwölf Mitglieder, die jeder einen besondern Namen erhielten, bildeten diesen Bund, dessen äußeres Kennzeichen in einem kleinen silbernen Kreuz bestand, welches an einem grünseidenen Bande auf der bloßen Brust getragen ward. Das von Friedrich selbst getragene ist noch jetzt auf der königlichen Kunstkammer in Berlin zu sehen und ist mit den Buchstaben F. C. P. — Fridericus Constans Princeps — bezeichnet, weil er den Bundesnamen Le Constant — der Beständige — führte. Großmeister des Ordens war der bis zum Tode zärtlichst geliebte Freund Friedrichs, der Baron August de la Motte Fouqué, derselbe, der in Küstrin nach dem vorschriftmäßigen Ausblasen der Talglichter die Wachskerzen angezündet hatte. Sein Bundesname war le Chaste — der Keusche.

Ganz besonders fühlte Friedrich das Bedürfniß, einen tüchtigen Gelehrten um sich zu haben, mit dem er sich über ihn interessirende wissenschaftliche Gegenstände unterhalten und den er zugleich zu literarischen Commissionen verwenden könnte. Graf von Manteufel, der frühere sächsische Minister, empfahl ihm einen ehemaligen französisch-reformirten Prediger Namens Jordan, der, in Berlin geboren, nach dem Tode seiner Gattin sein Amt niedergelegt und einen Baron von Kniphausen auf Reisen nach Frankreich, Holland und England begleitet hatte, gegenwärtig aber, obschon noch ein junger Mann von sechsunddreißig Jahren, fast nur noch in den Büchern lebte und außerhalb seiner Wohnung nirgends weiter als in Buchläden und Bücherauctionen anzutreffen war.

Friedrich machte ihn zu seinem Vorleser und Bibliothekar und hing sehr bald mit der größten Liebe an ihm. Nachdem er König geworden, ernannte er ihn zum Geheimen Rath und Vicepräsidenten der Akademie. Leider starb Jordan schon 1745 in der Blüthe der Jahre. Der König betrauerte ihn innig und schrieb selbst seine Lobrede für die Akademie. Jordan — „doctissimus, sapientissimus Jordanus," wie Friedrich ihn nannte — war ein kleiner, aber gutgewachsener, angenehmer Mann von dunkler Gesichtsfarbe und schwarzem Haar. Neben seiner gründlichen wissenschaftlichen Bildung stand ihm auch ein stets schlagfertiger, unversiegbarer Witz zu Gebote. Dabei bewahrte er auch stets vollkommene Herzensgüte und war der Liebling des ganzen Hofes, was bekanntlich keine leichte Aufgabe ist. Er war es auch, beiläufig bemerkt, der 1742 in Berlin die Fiaker oder Droschken einführte.

Seine freien Ansichten über die Religion äußerten auf Friedrich einen sehr entschiedenen Einfluß und als Jordan

auf seinem Sterbebette Reue darüber empfand und zu einem Freunde sagte: „Ich sterbe mit der Ueberzeugung und dem Glauben an die göttliche Sendung Christi; sagen Sie das dem Könige, wenn Sie Gelegenheit dazu haben," erklärte Friedrich diese Reue für das Phantasiren eines dem Tode nahen Kranken.

Der zweite der vertrautesten Freunde Friedrichs war der Oberst von Kayserling, mütterlicherseits von dem im ersten Bande unserer Vertrauten Geschichte erwähnten Erbauer des Schlosses von Potsdam, de la Chieze, abstammend. Er war, wie die Markgräfin von Baireuth ihn schildert, ein rechtschaffener Mann, aber sehr ausschweifend und redselig, spielte den Schöngeist, war aber eigentlich weiter nichts als eine „durcheinander geworfene Bibliothek." Als Friedrich den Thron bestieg, stand Baron Kayserling an der Spitze aller freudigen Unterthanen. Seine Zimmer wurden nicht leer; man bestürmte ihn förmlich; um alle schriftlichen Glückwünsche zu beantworten, beschäftigte er fünfzig Secretaire; er war außer sich vor Wonne und Entzücken, so daß er einen Anfall von hitzigem Fieber bekam. Leider war auch ihm kein langes Leben beschieden, denn er starb kurz nach Jordan im siebenundvierzigsten Lebensjahre.

„Ich habe," schrieb Friedrich damals, „in weniger als drei Monaten meine beiden treuesten Freunde verloren, mit denen ich immer gelebt habe und deren angenehmer Umgang und tugendhaftes Leben wie die wahre Freundschaft, welche ich für sie hegte, mir oft den Kummer haben besiegen und Krankheiten ertragen helfen. Das war meine Familie und ich glaube nun verwittwet, verwaiset und in einer Herzenstrauer zu sein, welche finsterer und ernster ist als die schwarzen Kleider."

Zu der Zahl von Friedrichs Lieblingen während seines Aufenthaltes in Rheinsberg gehörte auch der frühere sächsische Gesandte in Berlin, Friedrich von Suhm. Allerdings ging er schon im zweiten Jahre, nachdem Friedrich das Schloß Rheinsberg bezogen, nach Kopenhagen und von dort nach Petersburg, Friedrich unterhielt aber einen ununterbrochenen Briefwechsel mit ihm. Wir haben schon oben erwähnt, daß Suhm dem Kronprinzen bedeutende Geldsummen verschaffte und um unsern Lesern einen Begriff von der verblümten im Voraus verabredeten Ausdrucksweise zu geben, in welcher, für den Fall, daß ein solcher Brief in unrechte Hände gerieth, diese Geldgeschäfte besprochen wurden, theilen wir hier einen dieser Briefe mit:

„Da Sie nun einmal mein Commissionair in Rußland sein wollen, so bitte ich, mir die neue Ausgabe vom Leben des Prinzen Eugen zu verschaffen, die man bei Ihnen druckt, das wird das kürzeste sein. Die Absendung an mich wird leichter, der Accord mit dem Buchhändler viel sicherer sein und ich werde dabei meine Rechnung viel besser finden als bei den Wiener Buchhändlern, die langsam drucken, den Subscribenten keinen Credit geben und die mit einem Worte mir nicht anstehen. Man verlangt zwölf Exemplare (12000 Thaler) von mir; die sie bestellt haben, verfolgen mich bei Tag und Nacht als ob ich eine Druckerei in meinem Hause hätte und nach meinem Belieben sie befriedigen könnte. Schließen Sie daher mit dem Buchhändler den Accord."

Nicht blos durch Verschaffung von Geld aber hatte Suhm sich Anspruch auf Friedrichs Dankbarkeit erworben, sondern auch durch Bemühungen und Dienste in einer Angelegenheit, die Friedrich in größere Angst und Unruhe ver=

setzte und für ihn nachtheiligere Folgen hinterließ, als eine vorübergehende finanzielle Bedrängniß.

Wir haben gesehen, daß er sich vermählte, weil sein Vater es einmal wollte und daß zwischen ihm und seiner Gemahlin von keiner Liebe die Rede war. „Ich lasse Madame thun, was ihr beliebt,“ sagte er in einem Briefe an Grumbkow, „und ich meinerseits thue ebenfalls, was mir gefällt. Sie sehen, mein General, daß mein Herz ein wenig groß und mein Kopf sehr hitzig ist, aber ich kann mir einmal keinen Zwang anthun und ich sage Ihnen meine Gedanken offen heraus. Ich liebe das schöne Geschlecht, aber ich liebe es auf flatterhafte Weise; ich will es blos genießen und dann verachte ich es.“

Bei derartigen Grundsätzen verstand es sich von selbst, daß er in seiner Sucht nach Liebesabenteuern durchaus nicht wählerisch war, und er erklärte wiederholt, daß ihm eine „nach Knoblauch riechende Dorfnymphe“ manchmal lieber sei als eine Hofdame mit ihrem gezierten Wesen. Auf diese Weise geschah es, daß er sehr bald nach seiner Vermählung an einem Uebel erkrankte, welches er, nachdem es einen immer bedenklichern Umfang erreicht hatte, endlich Suhm offenbarte. Dieser überzeugte sich sofort von der Größe der Gefahr, drang auf sofortige Herbeirufung eines geschickten Chirurgen, weil nur durch eine Operation weiterem Unheil und der gänzlichen Zerstörung der Manneskraft vorgebeugt werden konnte. Der grausame Schnitt geschah, Friedrich war gerettet, aber es blieb an ihm eine sichtbare Verstümmelung zurück, die ihn später auch bewog, die Section seiner Leiche streng zu verbieten.

Friedrich wußte es Suhm aufrichtigen Dank, daß er ihm gute Dienste geleistet, und als er König ward, berief er ihn sofort zu sich. Unglücklicherweise aber ward Suhm auf

der Reise von Petersburg nach Berlin von einer plötzlichen Krankheit ereilt, die ihn nach wenigen Tagen dahinraffte. Friedrich betrachtete die Familie des Verstorbenen als die seinige, ließ seine Kinder erziehen und setzte ihnen bis zu ihrer Versorgung eine Pension aus.

Zu den übrigen Gesellschaftern Friedrichs in Rheinsberg gehörten der Intendant von Knobelsdorf, von Friedrich gewöhnlich der „dicke Knobelsdorf“ genannt, der alte biedere Major von Stille, der Ingenieuroberst Senning, Friedrichs ehemaliger Lehrer in der Mathematik und Fortificationskunst, und die Offiziere Buddenbrock, Baron von Wylich und Heinrich von der Gröben von Friedrichs Regiment in Ruppin. Unter den Ausländern machten sich besonders der Graf Chazot und der Baron Bielefeld bemerklich. Letzterer war der Sohn eines Hamburger Leinwandhändlers, ward nach Friedrichs Thronbesteigung in diplomatischen Aufträgen nach Hannover und London gesendet, später Gouverneur des Prinzen Ferdinand und 1748 in den Freiherrnstand erhoben. In demselben Jahre heirathete er ein Fräulein von Reich aus Halle, die den Namen in der That hatte, und starb 1770 als Privatmann auf seinem Landgute Tebra im Altenburgischen.

Von den Künstlern, die damals am Hofe von Rheinsberg verweilten, sind vorzugsweise der berühmte Componist Graun, Director der Rheinsberger Kapelle, der Violinist Franz Benda, der Maler Pesne und zwei Brüder Graun's und Benda's zu nennen. Gewissermaßen Stellvertreter und Abgesandter des Königs an dem Hoflager seines Sohns war der Oberst von Bredow, derselbe, welcher Friedrich schon auf der Rhein-Campagne als Wirthschaftschef beigegeben worden.

Die Damen, welche nächst der Kronprinzessin sich an

diesem heitern kleinen Hofe bewegten, waren die, wie wir gesehen haben, in österreichischem Solde stehende Frau von Katsch, Wittwe des ehemaligen strengen Justizministers, Frau von Wolden, die jugendliche schöne Gemahlin des alten Hofmarschalls und die beiden Hoffräuleins von Schack und von Wallmoden. Von Zeit zu Zeit fanden sich auch die Oberhofmeisterin von Morien, Frau von Kannenberg, beide intime Freundinnen Friedrichs, Frau von Brand, die gern in Liebesabenteuern vermittelte, Frau von Feldheim und Frau von Haake als Gäste ein.

„Der Umgang mit diesen Personen," sagt Bielefeld, „ist ein höchst angenehmer. Alle, die in Rheinsberg wohnen, genießen die ungezwungenste Freiheit. Sie sehen den Kronprinzen und seine Gemahlin nur bei Tafel, beim Spiel, auf dem Balle, im Concert oder bei andern Festen, an denen sie theilnehmen können. Die Zeit, die dem denkenden Menschen so kostbar, dem oberflächlichen so lang vorkommt, wird hier nicht mit Schlafen bis zum Mittag, nicht mit Frühstücken, nicht mit Besänftigung und Vertröstung der Gläubiger, nicht mit wichtigen und geheimnißvollen Conferenzen, mit Schneidern und Putzmacherinnen, nicht mit Toilettenmachen, noch mit unnützem Geschwätz in den Vorzimmern verbracht. Jedermann denkt, liest, schreibt, zeichnet, musicirt, beschäftigt sich auf seinem Zimmer bis zur Zeit der Tafel. Nachher begeben sich die Herren in das Zimmer derjenigen Dame, an der die Reihe ist, die Honneurs zu machen. Die Oberhofmeisterin der Kronprinzessin, Frau von Katsch, macht den Anfang und die Andern folgen; selbst die fremden Damen sind nicht ausgeschlossen. Der ganze Hof versammelt sich bei der Dame, an der die Reihe ist, am Kaffeetische. Man spricht, man scherzt, man macht ein Spiel, man geht umher,

und diese Stunde ist eine der angenehmsten des Tages. Der Prinz und die Prinzessin nehmen den Kaffee in ihrem Zimmer. Die Abende sind der Musik gewidmet; der Prinz hält Concert in seinem Salon, wozu man eingeladen sein muß."

In die Zeit des Aufenthalts in Rheinsberg fallen auch die Correspondenzen, welche Friedrich mit den vorzüglichsten auswärtigen Philosophen und Schöngeistern anknüpfte. Hierher gehören der Mathematiker Maupertuis, der Philosoph Fontenelle, die Historiker Rollin und Hénault, der Dichter Gresset und Andere.

Vor allen aber war Voltaire der Stern, welcher Friedrich's Blick fesselte. Er nannte ihn den ersten Mann seines Jahrhunderts, er schrieb ihm die schmeichelhaftesten Briefe, und übersendete ihm kostbare Geschenke. Da Voltaire damals auf dem Schloß Cirey in der Champagne bei seiner Freundin, der Marquise du Châtelet, lebte und sich von dieser nicht trennen wollte, so sendete Friedrich im Juli 1737 seinen Freund Kayserling hin, der mehrere Monate dort verweilen mußte, um nach seiner Rückkunft möglichst viel erzählen zu können. Gleich nach seiner Thronbesteigung lud Friedrich seinen Abgott so dringend zum Besuche ein, daß Voltaire endlich in Sanssouci erschien. Wie sehr Friedrich sich in dem Manne getäuscht sah, den er, als er ihn besser kennen gelernt, dem Geiste nach wohl immer noch für einen Gott, der Gesinnung nach aber für einen Schuft erklärte, werden wir später sehen.

Mit seiner Gemahlin lebte er bis zum Tode seines Vaters dem Anscheine nach ganz zufrieden, obschon der Umstand, daß sie keine Kinder bekam, seine Gleichgültigkeit gegen sie womöglich noch steigerte. Seiner Schwester, der Mark-

gräfin von Baireuth, erklärteeer, er habe seine Gemahlin nicht so unleidlich gefunden als er gefürchtet, und hoffe, sie werde sich noch bilden lassen. Diese Hoffnung ging nun freilich nicht in Erfüllung. Die Kronprinzessin blieb so beschränkt und unbeholfen, wie sie von Anfang an gewesen, und Friedrich nahm sich im Stillen fest vor, sich, sobald er den Machtspruch seines Vaters nicht mehr zu fürchten haben würde, von ihr zu trennen.

Dies geschah auch unmittelbar nachdem Friedrich Wilhelm der Erste die Augen geschlossen hatte. Die Kronprinzessin ward Königin, aber nicht an der Seite des Königs, und da sie in unserer Geschichte keinerlei Rolle spielt, so können wir hier gleich ihre fernere Lebensgeschichte mit wenigen Worten erzählen, um sie dann auf immer von der Bühne abtreten zu lassen.

Sobald Friedrich den Thron bestiegen hatte, zog er sich in seine Junggesellenelnsamkeit nach Sanssouci zurück, wohin die Königin, trotz ihres langen Lebens, nicht ein einziges Mal kam, und wies ihr zum Sommeraufenthalt das Schloß Schönhausen an. Die Trennung war eine so vollkommene, daß Friedrich auch die Residenz seiner Gemahlin nur ein einziges Mal besuchte, nämlich im Jahre 1744 bei der Verlobung seiner Schwester Louise Ulrike mit dem König Adolph Friedrich von Schweden.

Später, nach dem Tod seiner Mutter, überließ er ihr auch den Palast Monbijou in Berlin, sah sie aber, auch wenn er in seine Hauptstadt kam, nur sehr selten. In der Carnevalszeit speiste er zuweilen bei ihr, machte ihr dann aber blos die üblichen Verbeugungen beim Eintreten, Niedersetzen und Aufstehen, ohne bei Tafel ein Wort mit ihr zu sprechen. Uebrigens hielt er jedoch mit großer Strenge darauf, daß ihr

keine der ihr als Königin gebührenden Ehrenbezeigungen vorenthalten blieb. Nach jahrelangem Schweigen, als sie einmal an der Gicht litt, fragte er sie bei Tafel theilnehmend nach ihrem Befinden. Dies war das letzte Wort, welches er mit ihr sprach, trotz ihres beiderseitigen noch langen Lebens. Sie überlebte ihn sogar noch um eilf Jahre, denn sie starb zweiundachtzig Jahre alt, 1797, zehn Monate vor dem Ableben des Nachfolgers ihres Gemahls.

Daß sie doch wohl nicht so beschränkt war, als man glaubte und daß ihr vielleicht blos die Gabe und Gewandtheit des mündlichen Ausdrucks fehlte, geht daraus hervor, daß sie von Gellert's geistlichen Liedern eine ziemlich gelungene französische Uebersetzung lieferte.

Fünftes Kapitel.

Friedrich als König. — Er veranlaßt die Herausgabe einer neuen censurfreien Zeitung. — Er sieht in Wissenschaft, Industrie und Tüchtigkeit des Heerwesens die Haupthebel des Staatslebens. — Zurückberufung des Philosophen Wolf. — Die Huldigung in Königsberg. — Friedrich bereist seine westphälischen Provinzen. — Abstecher nach Strasburg. — Erstes Zusammentreffen mit Voltaire in Cleve. — Ein winterlicher Herbst. — Tod Kaisers Karls des Sechsten. — Friedrichs Kriegspläne. — Seine Anschläge auf Schlesien. — Er rückt in Schlesien ein. — Einnahme von Breslau. — Die wahren Beweggründe zu Friedrichs erstem Feldzuge. — Wie er sich vor der Welt deswegen zu rechtfertigen suchte. — Persönlicher Groll zwischen ihm und Maria Theresia. — Es werden Meuchelmörder gegen Friedrich ausgesendet. — Friedrichs erste Schlacht. — Auch der Muth will gelernt sein. — Ein Predigttext. — Friedrichs Feldlager zu Strehlen. — Ein Ahnherr der Kaiserin Eugenie von Frankreich. — Feierliche Huldigung in Breslau. — Der Waffenstillstand von Oberschnellendorf. — Französische Intriguen. — Friedrichs triumphirender Einzug in Berlin. — Der zweite schlesische Krieg. — Herzog Karl von Lothringen. — Feldmarschall Traun. — Der silberne Chor wird eingeschmolzen. — Schlacht bei Sorr. — Niederlage der Sachsen bei Kesselsdorf. — Abschluß des Friedens von Dresden. — Friedrichs zweiter triumphirender Einzug in Berlin. — Er besucht seinen sterbenden Lehrer Duhan. — Das Friedensfest im Opernhause. —

Nachdem wir in den vorstehenden Kapiteln die Lebensgeschichte des Kronprinzen nachgeholt, haben wir es fortan wieder mit dem König zu thun, und wenden uns, nachdem wir über seinen Regierungsantritt schon früher das Nöthige vorausgeschickt, zu den ersten Handlungen, welche der Welt verkündeten, daß ein neuer, erleuchteter, weitausschauender Geist die Leitung der Geschicke Preußens in seine starke Hand genommen hatte.

Noch waren nach Friedrichs Thronbesteigung kaum vier Wochen vergangen, so erschien schon auf seine Veranlassung

unter dem Titel: „Berlinische Nachrichten von Staats- und Gelehrten Sachen" in dem Verlage der Berliner Buchhändler Haude und Spener eine neue Zeitung und zwar ohne Censur, da nach des Königs eigenen Worten „Gazetten, wenn sie interessant sein sollen, nicht genirt werden dürfen." Wenn er es angemessen fand, über irgend eine von ihm angeordnete Maßregel gewissermaßen öffentliche Rechenschaft abzulegen, machte er zu diesem Zwecke von dieser von ihm gegründeten Zeitung auch selbst Gebrauch.

Was die Censurfreiheit betraf, so machte Graf Podewils allerdings den König aufmerksam, daß der Wiener Hof in diesem Punkte sehr krittlich und empfindlich sei, und der Redacteur Lamprecht, ein Hamburger, der schon in seiner Vaterstadt Aufsätze nach Art des englischen „Zuschauers" geschrieben, ward von dem Minister Thulemeyer angewiesen, in Bezug auf Berlin sich der Censurfreiheit uneingeschränkt zu bedienen, in Bezug auf auswärtige Mächte aber „cum grano salis und mit guter Behutsamkeit" zu verfahren.

Wissenschaft, Industrie und eine tüchtige schlagfertige Armee waren, wie er sich in einem Briefe an Voltaire aussprach, die drei Haupthebel, mittelst deren er seinen Staat emporzubringen gedachte. „Fürs Erste," sagt er in diesem Briefe, „habe ich die Macht des Staats mit fünfzehn Bataillonen, fünf Schwadronen Husaren und einer Schwadron Garde du Corps vermehrt und den Grund zu unserer neuen Akademie gelegt. Wolf, Maupertuis, Vaucanson (den berühmten Mechaniker und Verfertiger der weltbekannten Automaten) und Algarotti habe ich schon, von Gravesande und Euler erwarte ich Antwort. Ich habe ein neues Handlungs- und Fabrikendepartement etablirt, engagire jetzt Maler und Bildhauer und reise nach Preußen."

Die Zurückberufung des Philosophen Wolf aus Marburg trug er den Probst Reinbeck mit den so berühmt gewordenen, für alle Zeiten rühmlich bleibenden Worten auf: „Ich bitte ihm, sich um des Wolfen mühe zu geben, ein Mensch, der die Wahrheit sucht und sie liebet, muß unter aller menschlichen gesellschaft werht gehalten werden."

Eine anderweite Maßregel, die er gleich in den ersten Tagen nach seinem Regierungsantritt traf, war die Abschaffung der Folter. Er war der erste Regent Deutschlands, der auf diese Weise den Geboten der Humanität Rechnung trug, ohne sich an das Geschrei alter, in Vorurtheilen verknöcherter Juristen zu kehren, welche behaupteten, daß ohne dieses Hülfsmittel die Wahrheit unbedingt nicht zu erforschen sei und daß sicherlich alle Diebes- und Mörderbanden aus ganz Deutschland sich nach Preußen ziehen würden, wo ihnen nun vollkommene Straflosigkeit verbürgt sei.

Die Reise nach Königsberg zur Huldigung geschah in der Mitte des Monats Juni. Die Feierlichkeit selbst, bei welcher Friedrich, eben so wie sein Vater schon gethan, auf die Krönung verzichtete, ging rasch vor sich, und wir haben schon erzählt, daß die Rückreise nach Berlin in drei Tagen bewirkt ward. Im nächstfolgenden Monat bereiste der neue König seine westphälischen Provinzen und machte einen Abstecher nach Strasburg.

Auf dem Rückwege in Cleve sah er endlich sein Ideal, den vergötterten Voltaire, zum ersten Male. Der große Dichter las ihm seinen „Mahomet" vor, Friedrich hörte ihm mit schweigender Bewunderung zu.

In den letzten Tagen des September traf er wieder in Potsdam ein und hatte bald darauf Gelegenheit, seine Fürsorge für seine Unterthanen auf eine anerkennenswerthe Weise

zu bethätigen. Der Herbst dieses Jahres trat nämlich mit einer Strenge auf, die sonst nur dem Winter eigen ist, und Friedrich ließ, um die armen Leute, die sich noch nicht mit Winterholz hatten versorgen können, nicht frieren zu lassen, in Berlin, namentlich in den Vorstädten, so viel Stuben miethen, daß über tausend Frauen und Kinder darin untergebracht und mit Spinnen beschäftigt werden konnten.

Während dieser Zeit begab er sich wieder nach dem geliebten Rheinsberg, wo seine Schwester, die Markgräfin von Baireuth, mit ihrem Gemahl ihn besuchte. Er wollte ihr zu Ehren Voltaire's „Cäsar" und ein Lustspiel von Boissy „Die Franzosen in London" aufführen lassen, in welchem erstern Stück er selbst die Titelrolle zu übernehmen gedachte. Er ahnte nicht, daß er binnen kurzer Zeit sein Debüt auf einer Bühne machen sollte, wo größerer Ruhm ihn erwartete, als ihm auf dem kleinen Theater in Rheinsberg jemals hätte beschieden sein können.

Noch mit dem Memoriren seiner Rolle beschäftigt, ward er von einem leichten Wechselfieber befallen, und lag deshalb am 25. October gegen Mittag noch im Bette, als sein vertrauter Kammerdiener Fredersdorf ihm eine Depesche aus Wien überbrachte, in welcher der vor fünf Tagen erfolgte Tod des Kaisers Karls des Sechsten gemeldet ward.

Daß dieser Todesfall sofortige und schwere politische Verwickelungen herbeiführen würde, war längst vorausgesehen worden, denn Karls des Sechsten Tochter war Maria Theresia, zu deren Gunsten der Kaiser die sogenannte pragmatische Sanction erlassen hatte, kraft deren nach dem Aussterben seiner männlichen Nachkommen die Erbfolge auf die weiblichen übergehen sollte.

Friedrich raffte sich sofort auf. Die Vorbereitungen zur

Ausführung der Pläne, die er für diesen Fall schon längst im Stillen entworfen, waren getroffen. Mit seiner gewohnten Energie ließ er sofort alle Nebendinge ruhen und schrieb an Voltaire: „Der Tod des Kaisers zerstört alle meine Friedensgedanken. Ich glaube, im Monat Juni nächsten Jahres wird es sich mehr um Pulver, Soldaten und Laufgräben handeln als um Actricen, Ballette und Schauspiele. Die Stunde, wo das alte politische System eine gänzliche Umwandlung erfahren kann, hat geschlagen.“

Trotz seines Fiebers ließ er sofort, nachdem er die verhängnißvolle Nachricht erhalten, den Cabinetsrath Eichel, seinen Minister Grafen Podewils und den General Schwerin nach Rheinsberg rufen, wo er vier Tage lang, noch fortwährend mit dem Fieber kämpfend, mit diesen vertrauten Dienern seines Willens arbeitete und auch bei Tafel außer ihnen weiter Niemanden empfing.

Zunächst und obschon er mit gutem Grund erwartete, daß auf dem Wege der Güte nichts auszurichten sein werde, schickte er den Baron Gotter nach Wien, um dem österreichischen Cabinet Vorschläge machen zu lassen. Die junge Kaiserin wollte nichts davon hören, der Krieg war nun unvermeidlich und ehe nach dem Tode Karls des Sechsten acht Wochen vergangen waren, stand Friedrich mit achtundzwanzigtausend Mann auf schlesischem Boden.

Hier hatte er anfangs sehr leichtes Spiel, denn die Kaiserin hatte in Schlesien nicht mehr als zwei, obendrein gar nicht einmal vollzählige Infanterieregimenter stehen, und schon am Neujahrstage 1741 rückten die Preußen ohne einen Schuß gethan zu haben und ohne daß ein anderer Streich gefallen wäre, als die Ohrfeige, welche General von Münchow der am ersten Schlagbaume stehenden Schildwache gab,

in die Vorstädte von Breslau ein. Die Stadt hatte, kraft des ihr zustehenden Rechts, keine landesherrlichen Truppen aufnehmen zu müssen, eine eigene städtische Besatzung, aber diese war viel zu schwach, um Friedrichs wohlgeübten, zahlreichen Truppen Widerstand leisten zu können. Am 2. Januar capitulirte daher die Stadt und am 3. hielt Friedrich seinen feierlichen Einzug.

Vier Heiducken — gleichsam vorsündfluthliche Ueberreste der Potsdamer Riesengarde — in rother mit Silber gestickter Livree und hohen Mützen, bildeten die Spitze des Zuges, dann kam der König selbst in einem blausammetnen, mit Silber gallonirten Kleide und einem darüber geworfenen schlechten blauen Mantel auf einem Schimmel reitend. Hinter ihm folgten der Hofstaat und dreißig Gendarmen.

Seine Wohnung nahm der König in dem gegenwärtigen Gouvernementshaus, welches damals dem Grafen Schlegelberg gehörte. Hier wurden die Spitzen der Behörden und der Geistlichkeit ohne Unterschied der Confession zur Tafel geladen und auf dem großen Ball, den der König am dritten Tage nach seinem Einzuge gab, tanzte er mit den vornehmsten Damen des schlesischen Adels. Es drängte ihn, seine Freude über das bis jetzt so glücklich gelungene Wagstück gegen einen vertrauten Freund auszusprechen und er schrieb deshalb an seinen Intimus Jordan, den „sehr achtbaren Inspector der Armen und Waisen, Wahnsinnigen und Irren:" „Mein lieber Herr Jordan, mein süßer Herr Jordan, mein friedlicher Herr Jordan, mein sanfter, mein guter, mein milder, mein friedliebender, mein allerleutseligster Jordan, ich melde Deiner Heiterkeit, daß Schlesien so gut wie erobert ist."

Diese Ansicht ward nun freilich von Vielen nicht getheilt, sondern vielmehr Friedrichs verwegener Einfall in Schlesien

von der großen Mehrheit als ein Anzeichen von gelindem Wahnsinn betrachtet. Der englische Gesandte Robinson erklärte, der neue König von Preußen habe dadurch verdient, daß man ihn in der Politik excommunicire, und Ludwig der Fünfzehnte von Frankreich rief geradezu: „Dieser Mensch ist nicht gescheidt!"

Daß diese hartscheinenden Urtheile in der That eine innere Berechtigung in sich trugen, geht aus einem andern Briefe des jugendlichen Eroberers selbst, den er ebenfalls an seinen vertrauten Freund Jordan schrieb, hervor. „Meine Jugend," sagt er, „das Feuer der Leidenschaften, Ruhmsucht, ja sogar, um Dir nichts zu verhehlen, Neugierde, so wie auch ein geheimer Trieb und das Vergnügen, meinen Namen in den Zeitungen und auch wohl künftig einmal in der Geschichte zu lesen, dies alles hat mich verführt."

Der Welt gegenüber konnte Friedrich natürlich sich zu diesen eigentlichen Beweggründen seines Handelns nicht bekennen und er ließ, um seinen Einmarsch in Schlesien zu rechtfertigen, von dem Kanzler Ludwig in Halle eine für die Oeffentlichkeit bestimmte, sehr gelehrt gehaltene Deduction ausarbeiten, in welcher ausgeführt ward, daß dem Könige von Preußen wohlbegründete Erbansprüche auf die vier schlesischen Herzogthümer Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und Wohlau zustünden, und daß er, weil diese Besitzungen dem Hause Brandenburg so lange vorenthalten worden, und um zu den auf diese Weise eingebüßten Erträgen zu kommen, nun seinen Anspruch auf das ganze Land stellen müsse.

Zu den eben erwähnten in dem Briefe an Jordan ausgesprochenen geheimen Beweggründen kam auch noch der, daß Friedrich schon als Kronprinz oft mit stillem Ingrimm die verächtliche, geringschätzende Weise bemerkt hatte, womit die

alten großen europäischen Höfe auf den kleinen Hof des neuen Königreichs Preußen herabblickten. Wir haben gesehen, daß sein Vater, trotz seiner Leidenschaft für das Soldatenwesen, dennoch das Kriegführen scheuete, denn erstens hätten seine schönen, langen, geschniegelten Kerle dabei beschädigt werden können, und zweitens hätten die Gewölbe unter dem Berliner Schlosse einen beträchtlichen Theil des schönen Silbers, welches sie geschluckt, wieder von sich geben müssen. Das wußte man an den andern Höfen recht wohl und man sagte spottend von Friedrich Wilhelm: „Er spannt wohl, aber er drückt nicht los.“ Daß ganz besonders sein verhaßtester Feind, König Georg der Zweite von England, sich fortwährend über ihn lustig machte und ihm allerhand Spottnamen gab, ist bereits mehrfach erwähnt worden.

Friedrich war deshalb im Stillen schon längst entschlossen gewesen, die erste Gelegenheit zu benutzen, um diesen Spöttern zu zeigen, daß die preußische Armee auch Ernst zu machen und sich in Respekt zu setzen wisse. Diese Gelegenheit war nun gekommen und wir haben gesehen, daß Friedrich sie nicht versäumte. Auch darf nicht unerwähnt bleiben, daß der persönliche Groll zwischen Friedrich und Maria Theresia, die er einmal zu heirathen gedacht, ebenfalls das Seine beitrug, um den schlummernden Funken der Feindschaft zur hellen Flamme anzufachen.

Maria Theresia hatte sich über Friedrichs Ausschweifungen in der Liebe und die für ihn daraus hervorgegangenen Folgen in einer Weise geäußert, die er ihr niemals verzieh.

Nachdem er auch Oberschlesien rasch hatte besetzen lassen, ließ er seine Truppen Winterquartiere beziehen und kehrte für seine Person in den letzten Tagen des Januars wieder nach Berlin zurück. Sein längerer Aufenthalt in Schlesien

war für den Augenblick weder nöthig noch räthlich, denn der österreichische Hof, welcher sich des unbequemen Gegners gern auf die kürzeste und wohlfeilste Weise entledigt hätte, ließ ihm durch Meuchelmörder auflauern, welchen er durch die Rückkehr nach Berlin aus dem Wege ging.

Ende Februar begab er sich jedoch schon wieder zu seiner Armee, denn die Oesterreicher rückten unter dem Feldmarschall Grafen Neipperg von Mähren her in Schlesien ein, um vor allen Dingen die erste der von den Preußen belagerten drei Festungen Brieg, Neisse und Glogau zu entsetzen.

Am 10. April 1741 lieferte Friedrich bei Mollwitz, nicht weit von Brieg, seine erste und zwar entscheidende Schlacht, in welcher die preußische Armee, namentlich die Infanterie, bewies, daß die ihr von dem alten Dessauer eingedrillte Präcision im Schießen, die dem Commandanten gestattete, auf ihr „zu spielen wie auf einem Clavier," keine bloße Parade war. Die Hauptstärke der Oesterreicher lag in ihrer Cavallerie, aber diese ward, nachdem sie anfänglich über die preußische gesiegt, von der eisenfest und wie die Mauern stehenden Infanterie rasch nach einander zusammengeschossen und auch das österreichische Fußvolk, welches es den Preußen an Schnelligkeit des Ladens nicht gleichthun konnte, mußte weichen, so daß Friedrich einen vollständigen Sieg errang.

Dieser Sieg war für ihn gleichsam ein Vermächtniß seines Vaters, der das preußische Heer so gut exercirt hatte, denn Friedrich selbst, der später mit seinem Adlerblick die verwickeltsten Schlachten auf die genialste Weise leitete und im dichtesten Kugelregen die unerschrockenste Kaltblütigkeit bewahrte, überzeugte sich bei dieser seiner ersten Waffenthat,

daß Alles auf der Welt gelernt sein will und daß von der Theorie zur Praxis noch ein großer Schritt zu thun ist.

Er hatte sich vorgenommen, selbst zu commandiren, als aber die österreichische Cavallerie, von dem tapfern Römer geführt, nach Türkenart in wildem Galopp angesprengt kam, verlor er den Kopf und übertrug hastig den Oberbefehl dem General Schwerin. Furcht und Muthlosigkeit bemächtigten sich seiner. Er verließ das Gefecht und ritt auf dem dadurch berühmt gewordenen „langen" Schimmel von Mollwitz vierzehn Meilen in einem Striche, um die Stadt Oppeln zu erreichen. Diese aber war mittlerweile von Oesterreichern besetzt worden, die ihm durch das Gitterthor der Stadt Kugeln entgegensendeten. Friedrich kehrte deshalb wieder um und begab sich in eine nahe gelegene Mühle, wo er den Ausgang der Schlacht abwartete.

Mit der Nachricht vom Siege erwachte auch Friedrichs ganzer Muth wieder. Gekrönte Häupter dürfen schon einmal, ohne daß es ihnen zu hoch angerechnet wird, eine kleine Schwäche verrathen und wenn sie sonst den Erfolg für sich haben, so gilt das, was Andere für sie gethan, für ihr Werk.

Laut waren daher die enthusiastischen Lobsprüche, mit welchen Friedrich nach der Schlacht bei Mollwitz von seinen Freunden überhäuft ward und er ließ, wie von stolzem Selbstbewußtsein erfüllt, zum Texte der Predigt, die bei dem deshalb in Breslau veranstalteten Dankfest gehalten ward, aus dem zweiten Kapitel des ersten Briefes des Timotheus die Worte wählen: „Zu lehren aber verstatte ich dem Weibe nicht, noch sich zu erheben über den Mann, sondern sich ruhig zu verhalten." In Wien ward diese Anspielung auf die junge Kaiserin sehr übel vermerkt.

Während des Sommers befand sich das preußische Feld-

lager zwischen Brieg und Schweidnitz zu Strehlen, wo in Folge der durch den Sieg bei Mollwitz plötzlich veränderten öffentlichen Meinung die Gesandten fast aller europäischen Höfe erschienen. Selbst der Wiener Hof schickte, wie sauer es ihm auch ankommen mochte, einen Abgesandten.

Der Curiosität wegen mag hier beiläufig erwähnt werden, daß der zu jener Zeit im Lager zu Strehlen ebenfalls anwesende spanische Gesandte Graf Montijo ein Ahn der gegenwärtigen Kaiserin Eugenie von Frankreich war und sich durch seine Pracht und Bequemlichkeitsliebe vor allen seinen Kollegen auszeichnete. Wenn er reiste, sendete er stets ein paar Packwagen voraus und die Dienerschaft mußte an dem zum Nachtquartier bestimmten Ort die Wände mit Tapeten bekleiden, die mittelst Ringen an eingeschlagenen Nägeln aufgehängt wurden, auf dem Boden türkische Teppiche ausbreiten und sammetne Feldstühle aufstellen, so daß der Graf selbst in dem armseligsten Dorfe ein elegantes, schön eingerichtetes Zimmer vorfand. Dieses behäbige Nachtquartier ward dann noch durch eine Tafel vervollständigt, deren Speisen und Weine jeder fürstlichen den Rang streitig machen konnten.

Die im Lager zu Strehlen anwesenden Diplomaten hielten viele und lange Conferenzen und das Resultat derselben war, daß Preußen am 1. November 1741 der Verbindung gegen Oesterreich beitrat und zum ersten Male Alliirter von Frankreich ward.

Am 7. November fand in Breslau die feierliche Erblandeshuldigung von Schlesien in dem großen Saale des alten ehrwürdigen Rathhauses statt. Der Minister von Podewils hielt dabei die Anrede, welche der König mit entblößtem Haupte und stehend anhörte. Die schlesischen Edel=

leute standen ebenfalls, die Abgeordneten des Bischofs dagegen, sowie die der Geistlichkeit lagen auf den Knieen.

Hierauf ward die Eidesformel verlesen, die von Allen nachgesprochen ward und wobei der König mit bedecktem Haupte auf dem Throne saß. Dieser Thron war derselbe, auf welchem zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts vor dem dreißigjährigen Kriege zuletzt dem Kaiser Matthias gehuldigt worden war. Um die österreichischen Wappenzeichen so viel als möglich in preußische zu verwandeln, hatte man dem auf den Sammetüberzug des Thrones gestickten Doppeladler den einen Kopf abgeschnitten und den Namenszug Friedrichs auf die Brust geheftet. Das Reichsschwert hatte man in der Hast vergessen. Friedrich ließ sich daher auf seinen eigenen Degen Treue schwören, indem die Stände den Knopf desselben küßten und dabei die Hand auf die Bibel legten.

Dann folgte ein großes Bankett an sieben Tafeln. Die des Königs zählte fünfzig Couverte. Abends war die Stadt glänzend erleuchtet und ein solenner Maskenball dauerte bis an den hellen Morgen.

Während dieser Festlichkeiten streifte der tapfere Ziethen mit seinen Husaren bis Stockerau in Oesterreich und besah sich vom Bisamberge aus die Thürme von Wien.

Das auf diese Weise so hart bedrängte Wiener Cabinet mußte, besonders da von der andern Seite her die Baiern und Franzosen über Linz ebenfalls angerückt kamen, sich um jeden Preis Luft zu machen suchen, und durch englische Vermittelung kam zu Oberschnellendorf im Fürstenthum Oppeln ein geheimer Waffenstillstand zum Abschluß, in Folge dessen der Krieg zwischen Oesterreich und Preußen nur zum Scheine fortgesetzt ward.

Nun konnte Ersteres alle seine Waffen gegen die andern Feinde kehren und es gelang ihm, Baiern zu erobern. Es ist aber einmal der Erbfehler des Wiener Cabinets, daß es sich von seinen Erfolgen zu leicht berauschen läßt und dann gegen Freund und Feind einen Ton anstimmt, der keinem von beiden behagen kann. Friedrich war am allerwenigsten der Mann, der sich von einem überwundenen Feind so etwas gefallen ließ, und ohne sich ferner noch an die Bedingungen des in Oberschnellendorf abgeschlossenen geheimen Waffenstillstands zu kehren, verließ er am 18. Januar 1742 Berlin, ging über Dresden nach Prag, wo die Franzosen und Baiern standen, und rückte nun tiefer in Mähren ein. Ollmütz und Glatz, die letzte Festung Schlesiens, waren bereits gefallen und in den ersten Tagen des Mai empfing General von der Marwitz im Namen des Königs die Huldigung von ganz Oberschlesien.

In der Schlacht bei Czaslau in Böhmen, wo Friedrich den Herzog Karl von Lothringen schlug und durch ein von ihm selbst befohlenes Manöver den Sieg entschied, nahm er den österreichischen General Polland gefangen. Derselbe war schwer verwundet und dem Tode nahe. Friedrich besuchte ihn und der dadurch gerührte General äußerte, er werde ruhiger sterben, wenn er den König mit seiner Monarchin ausgesöhnt wüßte, denn Friedrich würde von Frankreich ja doch nur auf die schändlichste Weise betrogen. Friedrich wollte dies nicht glauben, aber Polland erbot sich, Beweise dafür zu schaffen, wenn ein von ihm dictirtes Schreiben nach Wien befördert würde. Dies geschah und ehe noch eine Woche um war, kam der Courier mit einem eigenhändigen Briefe des französischen Ministers Cardinal Fleury zurück. In diesem Briefe bot der französische Minister der Kaiserin Frieden und Ga=

rantie für alle ihre Besitzungen mit Einschluß Mährens und Schlesiens, wenn sie das verlorene Böhmen und das Land ob der Enns an Karl den Siebenten von Baiern abtreten wolle. Sachsen solle in diesem Falle für die Hoffnung auf einen Theil Mährens durch Magdeburg entschädigt werden. Sobald man sich hierüber geeinigt hätte, sollten die gesammten Streitkräfte Frankreichs, Oesterreichs, Sachsens und Baierns über den jungen Preußenkönig herfallen und ihm mit einem Schlage den Garaus machen.

Nun war Friedrich, wenn auch nicht von Oesterreichs Aufrichtigkeit, doch von Frankreichs Falschheit überzeugt und ertheilte seinem Minister Podewils Befehl, sofort mit Lord Hyndford, dem englischen Gesandten, abzuschließen. Sobald das erste Gerücht hiervon verlautete, eilte Belle Isle in wilder Hast von Prag herbei und überhäufte Friedrich wegen seiner Treulosigkeit mit den bittersten Vorwürfen. Friedrich warf ihm einen stolzen Blick zu, reichte ihm Fleury's Brief und verließ mit den Worten: „Fallacem fallere non est fallacia — à trompeur trompeur et demi — einen Betrüger betrügen ist kein Betrug“ — das Zimmer.

So endete das erste Bündniß Preußens mit Frankreich, am 11. Juni 1742 ward der Frieden von Breslau unterzeichnet und am 12. Juli hielt Friedrich als ruhmgekrönter Sieger unter den Linden von Berlin seinen Einzug.

Er wußte recht wohl, daß dieser erste Krieg um den Besitz von Schlesien nicht der letzte sein würde, und trug daher Sorge, die schlesischen Festungen besser zu befestigen und das Heer mit achtzehntausend Mann frischen Truppen zu vermehren.

König Georg der Zweite, Maria Theresias Verbündeter, welcher die sogenannte pragmatische Armee der Franzosen bei

Dettingen am Main besiegt, schrieb an seine Alliirte: „Madame, was gut zu nehmen ist, ist auch gut wiederzugeben.“ Dieser Brief fiel ebenfalls in Friedrichs Hände und bewog ihn zu dem Entschlusse, sich des neuen deutschen Kaisers Karls des Siebenten, Kurfürsten von Baiern, der von Oesterreich aufs Aeußerste bedrängt ward, anzunehmen.

Es war im Frühling 1744, als er unter dem Vorwand, seine Schwestern in Baireuth und Anspach zu besuchen, sich zu dem Feldherrn des Kaisers, dem uns schon längst bekannten Grafen von Seckendorf, der bei seinem Vater österreichischer Gesandter gewesen, in das Feldlager bei Wembdingen an der Grenze des Fürstenthums Anspach begab. Hier war Seckendorf, nachdem er hatte capituliren müssen, neutral stehen geblieben.

Nachdem Friedrich sich mit ihm berathen, schickte er den General von Rothenburg nach Versailles, wo dieser mit dem Herzog von Richelieu am 5. Juni auf zwölf Jahre, folglich bis 1756, ein Offensiv-Bündniß abschloß.

Nun rückten in der Mitte des Monats August achtzigtausend Mann Preußen in Böhmen ein und kaum waren vier Wochen vergangen, so mußte Prag capituliren. Herzog Karl von Lothringen, der früher bei Czaslau von Friedrich geschlagen worden, eilte aus dem Elsaß herbei, wo er den Franzosen viel zu schaffen machte. Er hatte diesmal den Feldmarschall Traun zur Seite, welcher die Preußen auch glücklich aus Böhmen nach Schlesien zurückmanövrirte und überhaupt so klug zu Werke ging, daß Friedrich später gestand, er habe seine Schule bei Traun gemacht.

Prag ging ebenfalls wieder in die Hände der Oesterreicher über und Friedrich mußte im December dieses unter schlimmen Aussichten endenden Jahres, um seine erschöpfte

Kriegskasse zu füllen, den früher erwähnten silbernen Chor im Weißen Saale des Berliner Schlosses nebst einer Menge anderen von seinem Vater angeschafften Silbergeräthes in die Münze schicken lassen.

Kaiser Karl der Siebente von Baiern hatte kaum seine Hauptstadt München wieder gewonnen, als er am 20. Januar 1745 daselbst starb, und die Oesterreicher drangen nun in Oberschlesien immer weiter vor, bis endlich Friedrich bei Striegau und Hohenfriedberg den großen Sieg erfocht, in dessen Folge die Oesterreicher nach Böhmen zurück mußten.

Am 30. September errang er einen zweiten Sieg bei Sorr in Böhmen, nicht ohne tapferen Widerstand von Seiten des Feindes, denn in einem Briefe an Fredersdorf heißt es: „Es Hat bei Sohrr Schärfer gegangen als Niehmahlen und bin ich in der Suppe bis über die ohren gewesen. Siſtu Wohl mihr thut keine Kugel was.“

Ungeachtet dieses Sieges mußte er wegen Mangel an Lebensmitteln seine Armee aus Böhmen nach Schlesien zurückführen und ließ sie zwischen Schweidnitz und Striega zum Schein die Winterquartiere beziehen. Als er nach Berlin kam, erfuhr er durch seinen Gesandten am sächsischen Hofe, daß Graf Brühl mit Oesterreich abermals einen Ueberfall Preußens beabsichtige. Sofort begab sich Friedrich, um diesem Ueberfall zuvorzukommen, zur schlesischen Armee, brach mit ihr in die Lausitz ein, wo der Herzog von Lothringen stand, und konnte schon am 25. November aus Görlitz an seinen alten Vertrauten Fredersdorf schreiben:

„Wir haben den Feindt ohne den Degen zu ziehen aus der ganzen Lausitz gejaget und Morgen Mus der Pr. Carel nach Böhmen, 1800 gefangene nebst Pauken, Standarten und Canons nebst einigen vierzig officiers Haben Wihr

dahrbei gekriegt; wihr Haben nicht hundert Toten und Blesirten. Nun geht es auf Meißen und der Portzellanfabrique los 2c., ich kan den Tag nicht bestimmen, von meiner Rückkunft, indessen werde ich mit Ehren die Berliehner thüren wieder sehen und bringe entweder den Frieden oder den föligen untergang Meiner Feinde Mit. Mache man zu fihlen guten Sachen Anstalt. Acht Tage Spähter verschlagen bei So wichtigen Gelegenheiten nichts das aber nehme mihr vohr dießen Winter mihr auf alle Weiße wie du wohl weist mir Was zu guhte zu thun. ich weiß nicht wohr mihr mein Stern Noch herum promeniren Wirdt, indessen Mache was ich kann und lasse die Sachen gehn in So weit ich Sie nicht Endern kann. Hier ist alles besser Preußisch als Säksisch. Gott bewahre dir. „Fch."

Während König Friedrich mit seiner Hauptarmee bei Meißen und Herzog Karl von Lothringen mit der seinigen bei Dresden im Plauenschen Grunde stand, schlug der alte Dessauer, der von Halle her über Leipzig gerückt war, bei Kesselsdorf am 15. December 1745 die von dem Grafen Rutowsky commandirten Sachsen. Die Oesterreicher mußten nach Böhmen zurück, drei Tage nach dem Siege des alten Dessauers zog Friedrich in Dresden ein und schloß am ersten Weihnachtsfeiertag mit dem Grafen Friedrich Harrach den Frieden von Dresden.

Nun glaubte er wahrscheinlich, daß sein Stern ihn, wie er an Fredersdorf geschrieben, genug „herum promeniret," und seinem Vorsatze, sich diesen Winter noch etwas „zu Gute zu thun," treu, reiste er schleunigst nach Berlin zurück, wo er mit seinen beiden Brüdern, den Prinzen Wilhelm und Heinrich in einem offenen Wagen sitzend, am

28. December Mittags seinen triumphirenden Einzug hielt und mit lautem Jubel willkommen geheißen ward.

Abends waren die Straßen der Hauptstadt prachtvoll erleuchtet und mitten in dem allgemeinen Freudenrausche erfüllte Friedrich eine ernst-wehmüthige Herzenspflicht, indem er sich durch die strahlende Illumination hindurch nach einem stillen Hause in der Adlerstraße begab, wo sein alter geliebter Lehrer, der gute Duhan, im Sterben lag.

Wir wissen, daß Duhan nach dem verunglückten Fluchtversuche Friedrichs als Atheist und Verführer nach Wesel verbannt worden war; Friedrich aber hatte ihn unmittelbar nach seinem Regierungsantritt zurückberufen und als Geheimen Rath in dem Departement des Auswärtigen angestellt. Mit Rührung hingen die letzten Blicke des Sterbenden an der sieggekrönten Stirn des dankbaren Schülers, der ihm nach wenigen Minuten die Augen zudrückte.

Regenten können nicht, wie die Mehrzahl anderer Menschen, ihren freudigen oder schmerzlichen Gefühlen lange nachhängen, wenigstens nicht vor den Augen der großen Menge. Neue Pflichten nehmen ihre Aufmerksamkeit fortwährend in Anspruch und kaum von der ernsten Scene im stillen Hause der Adlerstraße zurückgekehrt, mußte Friedrich sich mit den Anordnungen zu dem großen Friedensfeste beschäftigen, welches er am Sylvesterabend im Opernhause für die Bewohner seiner Hauptstadt veranstaltete.

Dieses „Friedensfest“ bestand in einem Maskenball, zu welchem Jedermann freien Zutritt hatte. Die dem Hofe und dem Adelsstande angehörenden Gäste wurden an sechs großen Tafeln bewirthet und die übrigen Klassen fanden eine Menge mit Speisen und Getränken aller Art reichlich versehene Büffets.

Auf dem Platze vor dem Opernhause war ein Janustempel errichtet, dessen Thore von einem römischen Krieger geschlossen wurden, worauf hinter dem Tempel ein grandioses Feuerwerk abgebrannt ward. Im Innern des Hauses spotteten, wie Fiesco sagt, Tausende von brennenden Kerzen die Morgensonne hinweg und der bacchantische Tanz stampfte, wenn auch nicht das Todtenreich, doch beinahe den Parquetboden in polternde Trümmer.

König Friedrich bewegte sich überall unter der bunten Menge herum. Als das neue Jahr schon mehrere Stunden alt war und er sich sehnte, aus dem Gewühl in die stille Einsamkeit seines Schlafzimmers zu kommen, machte er noch einen letzten Rundgang. Er sah, wie unter den zahlreichen Betrunkenen die Bestialität sich immer herrlicher offenbarte, wie in den Winkeln und auf den Corridors die Besinnungslosen haufenweise umherlagen, während Andere, die sich klüglich zu beherrschen gewußt, diese Gelegenheit wahrnahmen, um von den silbernen Tafelgeräthschaften so viel als möglich einzustecken, und er sagte zu seinem Begleiter:

„Diesen Spaß habe ich ein Mal gemacht, aber ich mache ihn nie wieder."

Sechstes Kapitel.

Der siebenjährige Krieg. — Seine Ursachen. — Er ist ein Zusammenstoß der Parteien der Reform gegen die Nichtreform. — Georg der Zweite von England und sein Bündniß mit Oesterreich. — Lösung desselben. — Maria Theresia schreibt an Frau von Pompadour. — Minister Kanitz. — Frankreich und Oesterreich im Bunde gegen die Aufklärung. — Kurfürst August der Zweite von Sachsen. — Seine Pläne werden durch einen seiner Diener verrathen. — Friedrich rückt in Sachsen ein und nimmt die ganze Armee gefangen. — Spanien zieht nicht das Schwert zu Gunsten von Ketzern. — Friedrich rückt in Böhmen ein. — Einnahme von Prag. — Friedrichs Niederlage bei Collin. — Die Gefahren werden für Friedrich immer größer. — Tod seiner Mutter. — Verluste in Schlesien. — Berlin fällt in die Hände des Feindes. — Sieg bei Roßbach. — Weitere Verluste in Schlesien. — Entscheidender Sieg bei Leuthen. — Tod Georgs des Zweiten von England. — Sein Nachfolger will das Bündniß mit Preußen lösen. — England erklärt Spanien den Krieg. — Tod der Kaiserin Elisabeth von Rußland. — Peter der Dritte, Friedrichs Freund. — Er wird ermordet. — Thronbesteigung der Kaiserin Katherina. — Abschluß des Friedens. — Der sächsische Verräther Mentzel. — Die „Racker.“ — Wirkung der Kriegsstrapatzen auf Friedrichs Körper. — Der Ueberfall bei Hochkirch. — Tod der Markgräfin von Baireuth. — Friedrich kauft Menschen für seine Armee. Er treibt Falschmünzerei. — Seine Erpressungen in Sachsen. — Seine Unterredung mit Gellert in Leipzig. — Friedrichs Lebens- und Tagesordnung im Felde. — Der Frieden von Hubertsburg. — Friedrichs Wiedereinzug in Berlin. — Seine Popularität in und außerhalb Deutschland. — Die türkische Gesandtschaft. — Friedrichs Fürsorge für sein Land nach Beendung des Krieges.

Wir kommen nun zu der Hauptperiode in Friedrichs Leben und Regierung, zu jener Feuerprobe, in welcher er der Welt den Beweis liefern sollte, daß er sowohl als sein Staat auch wirklich das Zeug dazu hatten, sich in der neuen Machtstellung, die sie für sich dem übrigen Europa gegenüber in Anspruch nahmen, zu behaupten. Diese Feuerprobe war der siebenjährige Krieg.

Es kann bei dem Charakter und Umfang unseres Werkes nicht unsere Aufgabe sein, dieses welthistorische Drama in allen seinen äußerlichen Einzelnheiten zu verfolgen, die Bewegungen der ins Feld gerückten Armeen ausführlich zu erzählen und detaillirte Schlachtberichte zu liefern. Der Zweck unserer Vertrauten Geschichte ist vielmehr, alle äußeren, aus anderen Geschichtswerken bekannten Thatsachen nur in ihren Umrissen zu erzählen und dagegen unser Augenmerk vorzugsweise auf die geheimen, weniger, oder auch noch gar nicht bekannten Ursachen und Vorgänge zu richten, deren Wirkungen eben in jenen äußeren allgemein bekannten Thatsachen ans Licht traten.

Diesem Prinzip werden wir auch jetzt in Bezug auf den glorreichen Kampf, welchen Friedrich mit nicht weniger als vierzehn Gegnern so muthvoll und glücklich bestand, streng treu bleiben.

Die Reformation war ein Ausdruck des Rechts der menschlichen Intelligenz auf Freiheit und der siebenjährige Krieg ein Zusammenstoß der Parteien der Reform gegen die Nichtreform. Es galt die Frage zu entscheiden: Soll einem protestantischen revolutionairen Königreich wie Preußen gestattet werden, sich zu erheben und stark zu werden? Oder mit andern Worten: Soll die Reformation, zur Fülle der freien Forschung entwickelt, in ihrem Protest gegen das Mittelalter den Sieg davontragen?

Georg der Zweite von England, der zugleich Kurfürst von Hannover war, schloß im September 1755 einen Vertrag mit Rußland wegen Vertheidigung des Kurfürstenthums, aber Rußland, welches weder katholisch noch protestantisch war und obschon in der Religion tolerant, doch in der Politik dem Absolutismus huldigte, war für beide Parteien

nicht zuverlässig und ging abwechselnd aus einem Lager in das andere.

England, das liberalste protestantische Königreich, hatte bis jetzt ein inniges Verhältniß zu Oesterreich, der legitimsten katholischen Macht, gepflegt und um diese Verbindung zu befestigen, Geschenke und Bestechungen in Mainz, Köln, Baiern und an den Pfalzgrafen mit vollen Händen ausgestreuet, um die Wahl Josephs des Zweiten zum König von Rom durchzubringen. Trotzdem aber wendete Oesterreich sich jetzt ab von seinem alten Bundesgenossen und schloß einen Bund der katholischen Mächte, während Georg der Zweite, obschon persönlich seinem Neffen Friedrich abgeneigt, unwiderstehlich genöthigt ward, sich auf dessen Freundschaft zu stützen.

Eine tiefe, obschon vielleicht unbewußte Ueberzeugung des herannahenden Verfalls fesselte die legitimen katholischen Souveraine aneinander. In ganz Europa lebte ein Streben nach Reform. Die Menschen waren des mittelalterlichen Aberglaubens müde geworden, eben so wie der Müßiggänger und Bettler, die in Heiligthümern ein Obdach suchten, der Drohungen mit Hölle und Fegefeuer, der zahllosen Mönche und Priester, deren Keuschheitsgelübde nur zu Ausschweifungen führten.

Die Freunde und Träger der Vergangenheit dagegen wünschten eine Einigung unter den Regierungen, die auf mittelalterlichen Traditionen ruheten. Jahrelang hatte man sich zugeflüstert, daß das Haus Oesterreich sich fest mit dem Hause Bourbon vereinigen müsse, und jetzt schrieb die Kaiserin Maria Theresia, selbst geborene Königin, Gattin und Mutter, religiös bis zur Bigotterie, einen eigenhändigen Brief an die Marquise von Pompadour, — die frühere,

jetzt alt gewordene Maitresse des französischen Königs und nun seine Lieferantin junger Maitressen — um ihren Einfluß für den Bund zu gewinnen.

Das Vertrauen der Kaiserin besaß weiter Niemand als ihr Minister Kaunitz, ein Mann, welcher politischen Scharfsinn und unbeugsamen Willen hinter dem Scheine üppiger Bequemlichkeit verbarg, und hierdurch eben so wie durch seinen verschwenderischen Aufwand als Gesandter in Versailles die Gunst des Hofes gewann.

So geschah es, daß im Mai 1756, das heißt im zweihundertundachtzigsten Jahre ihres eifersüchtigen Kampfes und nachdem der 1744 zwischen Preußen und Frankreich geschlossene zwölfjährige Offensiv-Vertrag abgelaufen war, Frankreich und Oesterreich ihre alte Nebenbuhlerschaft beiseite setzten und sich vereinigten, um das Europa des Mittelalters mit seinem legitimen Despotismus, seinen Aristokratien und seiner Kirchengewalt in den Kampf zu führen gegen den Protestantismus und die Uebergriffe der freien Forschung.

In Frankreich hatte die Monarchie ihre Heiligkeit schon so gut wie verloren. Die Bourbons waren durch den offenen und edelmüthigen Heinrich den Vierten zur Herrschaft gelangt, der als Knabe barfuß und barhäuptig mit den Bauernknaben auf den Bergen von Béarn herumsprang. Die Wiege Ludwigs des Fünfzehnten dagegen stand in der verpesteten Atmosphäre der Regentschaft; sein Lehrer hatte, wenn er aus den Palastfenstern dem königlichen Kinde die Menge zeigte, zu ihm gesagt: „Sire, dies Volk gehört Ihnen;“ und als er in ausschweifender Sinnlichkeit heranwuchs, verband er den Mechanismus des Aberglaubens mit den Maximen des Absolutismus, der die Furcht vor der Hölle durch den Glau-

ben beschwichtigte, daß der Himmel gegen die Ausschweifungen der Könige nachsichtig sei.

In Frankreich bestand daher kein Bündniß zwischen der Regierung und der durch Voltaire und andere verwandte Geister vertretenen liberalen Meinung, die von Versailles an den Hof von Sanssouci übersiedelte. Die junge Intelligenz Frankreichs erklärte sich gegen Ludwig den Fünfzehnten und sah, einen lauteren Ruf für ihre vollkommene Sympathie erwartend, einstweilen in Friedrich den Vorkämpfer des Lichtes und der Vernunft.

So stand nun der unwiderstehlich durchdringende Einfluß des französischen Forschungsgeistes im Bunde mit England, Preußen und Amerika, das heißt mit Protestantismus, philosophischer Freiheit und der keimenden Demokratie, in Schlachtordnung gegen die Verschwörung des europäischen Vorurtheils mit der Legitimität des Priesterthums und des Despotismus.

Der Mittelpunkt dieser Verschwörung war Maria Theresia von Oesterreich mit dem abtrünnigen Kurfürsten August von Sachsen, der eben so wie sein Vater, August der Starke, zugleich König von Polen war. Durch einen verrätherischen Diener dieses Letzteren von der gegen ihn sich bildenden Combination unterrichtet und wohl wissend, daß die Kaiserin fest entschlossen war, den Verlust von Schlesien zu rächen, beschloß Friedrich, seine Feinde anzugreifen, ehe sie darauf vorbereitet wären, und im August 1756 fiel er in Sachsen ein, nahm Dresden, schloß die Armee des Kurfürsten bei Pirna ein, erfocht einen glänzenden Sieg über die kaiserlichen Truppen, die zum Entsatz herbei eilten, und schloß den Feldzug in der Mitte des Monats October, indem er die sächsische Armee zwang, zu capituliren.

In dem nun folgenden Winter sahen die auf diese Weise geschlagenen Gegner Friedrichs sich nach möglichst vielen Bundesgenossen um und zwar mit entschiedenem Glück. Nicht blos Sachsen mit Oesterreich und Ungarn, sondern auch das deutsche Reich, die Hälfte der deutschen Staaten, — Rußland, nicht aus Gründen der öffentlichen Politik, sondern weil ein launenhaftes, zwischen Branntwein- und Liebesrausch hin und her taumelndes Weib, die Kaiserin Elisabeth, es so wollte, — Schweden, durch das demoralisirende Uebergewicht seines Adels den katholischen Mächten dienstbar gemacht, — Frankreich, als der Verbündete Oesterreichs, — mit einem Worte, mehr als der halbe Continent griff zu den Waffen gegen Friedrich, der weder im Süden, noch im Osten, noch im Norden Verbündete hatte und im Westen weiter keine als Hannover mit Hessen und Braunschweig.

Was Spanien betraf, so konnte nicht einmal das verlockende Anerbieten des englischen Ministers Pitt, nämlich die bedingungsweise Wiederherausgabe Gibraltars und die Räumung aller englischen Kolonien an der Mosquitoküste und der Honduras Bai, noch irgend eine andere Rücksicht, den katholischen Monarchen bewegen, das Schwert „zu Gunsten von Ketzern" zu ziehen.

Gleich mit Anfange des Frühlings beeilte sich Friedrich, auf die österreichische Armee in Böhmen zu stoßen. Dieselbe zog sich unter dem Commando Karls von Lothringen zurück, indem sie wohlgefüllte Magazine preisgab, und riskirte im Mai 1757, zur Erhaltung Prags, eine Schlacht unter den Mauern dieser Stadt. Nach einem furchtbaren Blutbade blieb der Sieg auf Seiten Friedrichs, der den kolassalsten Plan entwarf, welcher jemals in dem Hirn eines Soldaten entstanden, nämlich gegen Oesterreich eine Reihe ähnlicher

Maßregeln auszuführen wie die gegen Sachsen bei Pirna, das heißt, Prag zu belagern und die Armee Karls von Lothringen zu zwingen, sich zu ergeben.

Der vorsichtige Daun aber drang langsam vor, um die belagerte Stadt zu entsetzen. Von Siegeshoffnungen geblendet rückte Friedrich, indem er einen Theil seiner Armee vor Prag zurückließ, mit dem andern dem österreichischen Commandanten entgegen und versuchte am 18. Juni die Verschanzungen desselben auf den Höhen von Collin zu stürmen. Seine tapfern Bataillone wurden mit furchtbarem Verlust zurückgeworfen und die Niederlage Friedrichs war entschieden.

Sein Bruder August Wilhelm, der mit dem andern Theile der Armee bei Prag zurückgeblieben war, brach in kleinmüthige Klagen aus und rieth zu einem schmachvollen Frieden durch Zugeständnisse an Oesterreich. Aber nun erst sollte Friedrichs Genius ans Licht treten und als der Sieg ihm untreu ward, stand er allein da vor seinen Mitmenschen in unbesiegbarer Größe.

Die Belagerung von Prag aufhebend, führte er den Rückzug einer Division seiner Armee ohne Verlust nach Sachsen aus. Die andere Abtheilung aber führte der Prinz von Preußen auf eine Weise, die den Kriegsregeln und dem gesunden Menschenverstande schnurstracks entgegenlief und verderblicher war als der Verlust einer Schlacht. Friedrich rügte diese Nachlässigkeit sehr scharf, denn in diesen Tagen des Unglücks vergab er selbst dem Thronerben keine Pflichtverletzung.

Die Gefahren für Friedrich wurden immer größer und schrecklicher. Collin ward das Kriegsgeschrei der Franzosen und Russen, der Schweden und Kaiserlichen. Eine russische Armee drang von Osten in seine Staaten ein; die Schweden

von Norden bedrohten Pommern und Berlin; eine ungeheure Armee der Franzosen sammelte sich bei Erfurt um Sachsen zu befreien, während Oesterreich, durch Baiern und Würtemberg unterstützt, Schlesien eroberte. „Die Preußen werden keine Siege mehr gewinnen," schrieb die Königin von Polen.

Gerade zu dieser Zeit traf Friedrich auch noch das Unglück, daß seine so zärtlich von ihm geliebte Mutter starb. Einige wenige Freunde blieben ihm jedoch treu und erheiterten ihn durch ihre Briefe.

Nachdem Friedrich sich vergebens bemüht hatte, den Feind in Schlesien zu einer Schlacht zu bringen, begab er sich nach dem Westen, um auf die vereinigte Armee der Kaiserlichen und Franzosen zu stoßen. Unterwegs erfuhr er, daß die Oesterreicher einen Sieg über Winterfeld und Bevern, seine Generale in Schlesien, gewonnen hatten, daß Winterfeld gefallen war, Bevern sich in die Nähe von Breslau zurückgezogen hatte und daß ihm die Oesterreicher bei Lissa gegenüber standen.

Am 8. September, am Tage nach dem großen Unglück in Schlesien, nachdem der Herzog von Cumberland geschlagen und gezwungen worden war, sich zurückzuziehen, unterzeichnete derselbe für seine Armee und Hannover einen Neutralitätsvertrag. „Da," sagte Georg der Zweite, als er den Herzog wiedersah, „kommt mein Sohn, der mich ruinirt und sich geschändet hat." Voltaire rieth Friedrich, es eben so zu machen wie Cumberland, aber Friedrich tadelte diese niedrige Denkungsart mit scharfen Worten. Der Morgen dämmerte über neuen Unglücksfällen empor, die Nacht kam ohne seinen Sorgen ein Ende zu machen und in den letzten Tagen des October war Berlin in den Händen des Feindes.

Als am 4. November nach verschiedenen Positionen der

König von Preußen mit nur einundzwanzigtausendsechshundert Mann sein Lager auf den Anhöhen von Roßbach wieder bezog, war der Prinz von Rohan-Soubise, der die französische und kaiserliche Armee von mehr als vierundsechzigtausend Mann commandirte, fest überzeugt, daß er Friedrich zwingen werde, sich zu ergeben. Am Morgen des 5. machten die vereinigten Streitkräfte eine Flankenbewegung, um ihm den Rückzug abzuschneiden.

Von den Wällen des alten Schlosses Roßbach herab sah Friedrich dieser Bewegung zu; sein Scharfsinn durchdrang mit einem Blick den Zweck derselben und der Aufregung seines triumphirenden Gemüthes nachgebend, traf er augenblicklich seine Dispositionen zu einem Angriffe. „Vorwärts!“ rief er um halb drei Uhr und um Drei war kein Preuße mehr in dem Dorfe. Er schien sich nach Merseburg zurückzuziehen, aber durch die hochgelegene Gegend von Reichartswerben gedeckt, pflanzte der muthige Seidlitz mit der Cavallerie, nachdem er den rechten Flügel des Feindes umgangen, sein Geschütz auf einer Anhöhe auf. Durch die Niederung unter ihm marschirten die Kolonnen des Feindes in emsiger Eile; die Cavallerie vornweg in einiger Entfernung von der Infanterie. Ein Augenblick Verzögerung, Gewinnung eines Fußes breit Boden und sie würden in Schlachtordnung gewesen sein. Aber Seidlitz und seine Cavallerie auf ihren rechten, acht Bataillone Infanterie auf ihrem linken Flügel fielen unter genau ertheilten und prompt ausgeführten Befehlen ungestüm über die dichtgedrängten Kolonnen her und brachten sie in Unordnung, ehe sie sich formiren, ja sogar ehe noch ein Theil der preußischen Infanterie einen Schuß abfeuern konnte.

Dieser Sieg von Roßbach gab Preußen das Bewußtsein seiner Existenz als Nation.

Seinem Minister meldete Friedrich diesen Anfang des Sieges, denn er wußte recht wohl, daß er nur die Freiheit erlangt hatte, neue Gefahren zu suchen, und er eilte nun, Schweidnitz zu entsetzen. Dieses aber hatte sich schon ergeben. Am 22. November war der Herzog von Bevern überrumpelt und mit einem Verluste von achttausend Mann gefangen genommen worden. Sein Nachfolger im Commando zog sich nach Glogau zurück. Am 24. ward Breslau feigerweise aufgegeben und beinahe die ganze Garnison trat in den österreichischen Dienst. Schlesien schien auf immer wieder in den Händen der Kaiserin zu sein.

Aber wenn die Hoffnung stirbt, muß der Starke sich erst hervorthun und Verrath, die Verzweiflung seiner Armee, der Winter in einem strengen Klima, die wiederholten Unfälle seiner Generale — alles dies konnte Friedrich nicht rühren.

Erst am 2. December stieß die entmuthigte Armee von Glogau zu der des Königs. Alles Mögliche ward aufgeboten, um ihr Vertrauen wieder zu beleben. Allmälig empfinden die Soldaten etwas von seiner heitern Entschlossenheit; sie theilen den Geist und den Muth der Sieger von Roßbach; sie brennen, ihren eigenen Schimpf wieder abzuwaschen.

Und doch rückte die österreichische Armee von sechzigtausend Mann unter Karl von Lothringen und Marschall Daun, kriegsgeübte Truppen und den Preußen um das Doppelte überlegen, heran, um sie zu zermalmen und den Krieg zu beenden. Unter einer Birke, die noch jetzt zwischen Neumarkt und Leuthen zu sehen ist, versammelte Friedrich seine

ersten Offiziere und redete sie mit begeisternder Beredsamkeit an.

„Während ich die Franzosen und Kaiserlichen im Zaume gehalten," sagte er, „ist es Karl von Lothringen gelungen, Schweidnitz zu erobern, den Herzog von Bevern zurückzuschlagen und sich Breslau's zu bemeistern. Ein Theil Schlesiens, meine Hauptstadt, meine Kriegsvorräthe sind verloren; mein Unglück wäre nicht zu übersehen, wenn ich nicht zu Eurem Muth, zu Eurer Festigkeit und zu Eurer Vaterlandsliebe unbedingtes Vertrauen hätte. Hört mich denn an. Ich bin entschlossen, gegen alle Regeln der Kriegskunst, die beinahe deimal stärkere Armee Karls von Lothringen anzugreifen, wo ich sie auch finden mag. An der Stärke des Feindes und an der Festigkeit seiner Position ist nicht zu zweifeln. Wir müssen ihn aber schlagen, oder alle vor seinen Batterien unser Grab finden. So denke ich, so bin ich gemeint zu handeln; verkündet meinen Entschluß allen Offizieren meiner Armee; bereitet die Gemeinen auf die Scenen vor, welche uns erwarten; laßt sie wissen, daß ich unbedingten Gehorsam verlange. Sie sind Preußen und werden sich dieses Namens nicht unwürdig zeigen. Fürchtet einer von Euch, alle Gefahren mit mir zu theilen, so kann er heute noch gehen; ich werde ihm nie einen Vorwurf darüber machen."

Am Morgen des 5. December halb fünf Uhr war die Armee in Bewegung. Sie marschirte an diesem Tage wie ein Mann, mit Einsicht begabt und von einem einzigen Willen beherrscht. Niemals hatte sich der verwegenste Muth mit so strenger Klugheit gepaart wie in den Anordnungen Friedrichs an diesem Tage. Sein Auge erfaßte jeden Vortheil des Terrains und seine Manövers richteten sich nach

dem Zustand seiner Streitmacht und nach der Beschaffenheit des Bodens.

Die Hügel und die Thäler, die Gebüsche und das Brachfeld, die Morgennebel und das klare Mittagslicht, Alles stand im Einklang mit seinen Dispositionen, so daß die Natur selbst von dem Entschlusse beseelt zu sein schien, sich mit seinem Genius zu verbünden. Niemals waren Befehle so ausgeführt worden wie die seinigen an diesem Tage und nie machte der militairische Genius in seiner Bedrängniß solche Ansprüche an den Erfindungsgeist, um sich vor Verzweiflung zu retten.

Friedrichs Schlachtlinie war so formirt, daß sie mit der der Oesterreicher einen spitzen Winkel bildete. Als er vorrückte, blieb sein linker Flügel frei; sein rechter kam in Berührung mit dem linken des Feindes, umging ihn und griff ihn vorn und in der Flanke an; die Abtheilungen, welche Lothringen zur Unterstützung schickte, wurden eine nach der andern geschlagen, ehe sie sich formiren konnten, und in verworrenen Massen zurückgeworfen. Karl von Lothringen sah sich genöthigt, seine Front zur Vertheidigung Leuthens zu verändern, die siegreiche preußische Armee rückte vor, um den Angriff fortzusetzen, wobei sie auch nun ihren linken Flügel verwendete, Leuthen ward mit Sturm genommen und die Oesterreicher wurden zum Rückzuge genöthigt, nachdem sie mehr als sechstausend Mann an Getödteten und Verwundeten und mehr als einundzwanzigtausend an Gefangenen verloren hatten.

Die Schlacht, welche um halb zwei Uhr anfing, war um fünf Uhr beendet. Sie war ein Meisterstück von Raschheit und Entschlossenheit, moralischer Festigkeit und kriegerischem Genie, bis dahin die größte militairische That des

Jahrhunderts. Dieser Sieg gab feste Existenz dem Lande, wo Kant und Lessing die freie Forschung bis an die Quellen der menschlichen Erkenntniß trugen.

Daun floh nach Böhmen, nachdem er in Breslau eine Garnison von zwanzigtausend Mann zurückgelassen. Friedrich drängte vorwärts und setzte ganz Europa in Erstaunen, indem von dieser Stadt Besitz nahm, Schweidnitz wiedergewann und ganz Schlesien eroberte. Die russische Armee, welche unter Apraxin einen Sieg im Nordosten erfochten hatte, ward in ihren Bewegungen durch Intriguen daheim aufgehalten.

Preußen war gerettet. In diesem furchtbaren Feldzuge hatten zweihundertundsechzigtausend Mann gegen siebenhunderttausend gestanden, ohne besiegt zu werden.

Im October 1760 starb Georg der Zweite von England und sein Nachfolger, Georg der Dritte, zeigte sich sehr begierig, der Verbindung mit Preußen zu entsagen und dieses Land seinem Schicksale preiszugeben. Pitt aber, der weitblickende Staatsmann, vermochte das Cabinet, den alljährlichen Tractat mit Friedrich zu erneuen und das Parlament zur unbedingten Bewilligung der Subsidien zu bestimmen.

Frankreich machte England den Vorschlag, es solle sich, nachdem es Hannover wiedererlangt, der ferneren Einmischung in den Krieg gegen Friedrich enthalten. Zu Gunsten dieser Politik bestand eine große Partei in England selbst und hatte ihr Haupt in dem König, ihren unverhohlenen Träger in dem Herzog von Bedford. Friedrich wußte recht wohl, daß Georg der Dritte gegen seine Interessen gleichgültig war und seinen Charakter nicht liebte, und seine Minister hatten ihm berichtet, daß ihm von Seiten Englands über kurz oder

über lang doch wohl der Rath gegeben werden würde, mit Aufopferung einiger Gebietstheile Frieden zu machen.

„Wie ist es möglich," antwortete Friedrich dem englischen Minister, „wie kann die englische Nation mir vorschlagen, meinen Feinden Zugeständnisse zu machen; die Nation, welche meine Besitzungen durch authentische Acten verbürgt hat, die der ganzen Welt bekannt sind? Ich bin nicht immer glücklich gewesen, aber welcher Mensch in der Welt kann über das Glück verfügen? Und doch, trotz der Zahl meiner Feinde, bin ich noch im Besitz eines Theils von Sachsen und fest entschlossen, ihn nur unter der Bedingung herauszugeben, daß die Oesterreicher, die Franzosen und die Russen Alles wiedererstatten, was sie mir genommen haben.

„Ich regiere mich selbst durch zwei Grundsätze — der eine ist die Ehre und der andere das Interesse des Staats, welchen der Himmel meiner Herrschaft anvertraut hat. Die Gesetze, welche diese Prinzipien mir vorschreiben, sind: erstens, niemals etwas zu thun, worüber ich erröthen müßte, wenn ich meinem Volke Rechenschaft davon geben sollte, und zweitens, für das Wohl und den Ruhm meines Landes den letzten Blutstropfen zu opfern. Mit diesen Maximen kann ich meinen Feinden niemals nachgeben. Rom nach der Schlacht bei Cannä — Ihre große Königin Elisabeth gegen Philipp den Zweiten und die unüberwindliche Fotte — Gustav Wasa, welcher Schweden wiedereroberte, — der Prinz von Oranien, dessen Seelengröße, Tapferkeit und Ausdauer die Republik der vereinigten Niederlande gründete, das sind die Vorbilder, denen ich folge. Sie, der Sie selbst Seelengröße besitzen, mißbilligen Sie meine Wahl, wenn Sie können.

„Ganz Europa wendet sein Auge dem Anfang der Regierung der Könige zu und schließt aus den ersten Früchten

auf die Zukunft. Der König von England hat blos zu wählen, ob er bei den Friedensunterhandlungen nur an sei eigenes Königreich denken oder ob er, sein Wort und seinen Ruhm wahrend, auch für das Wohl seiner Verbündeten Sorge tragen will. Wenn er das Letztere wählt, so werde ich es ihm lebhaft Dank wissen, und die Nachwelt, welche über Könige zu Gericht sitzt, wird ihn mit Segnungen krönen."

Im Januar 1762 erklärte England den Krieg an Spanien. Es hatte dazu keinen andern Grund als seine alte Liebe zu Raub und Eroberung und gleichzeitig gab König Georg der Dritte Befehl, Maßregeln zu treffen, um Oesterreich von dem Hause Bourbon abwendig zu machen und es zu einem Bündnisse mit England zu bewegen.

Dieser Antrag ward durch Sir Joseph Yorke im Haag gemacht und er hatte Auftrag, die Kaiserin Maria Theresia durch die Hoffnung auf fernere Gebietsvergrößerung in Italien zu verlocken. Der erfahrene Diplomat gab seinen Auftraggebern sofort zu verstehen, daß Anerbietungen von Preußen, das heißt das Anerbieten der Zurückgabe Schlesiens, wirksamer sein würden. Ein heimlicher Antrag von England an Oesterreich war an und für sich schon ein Verrath an Friedrich und eine Verletzung der Tractate; er ward es in doppelter Hinsicht, wenn die Folge des Gelingens der Unterhandlung in der Verwendung von Englands Einfluß bestand, um Friedrich zur Abtretung von Schlesien zu zwingen. Gebietserwerbungen in Italien versprechen, mit dessen sämmtlichen Mächten England in Frieden war, konnte nichts anderes sein als eine Verletzung des Völkerrechts, und wenn der Antrag angenommen ward, so machte sich Oesterreich ebenfalls einer Treulosigkeit gegen Frankreich schuldig.

„Ihre kaiserliche Majestät und ihre Minister," sagte Kaunitz, „können nicht verstehen, was diese vertrauliche Eröffnung der englischen Regierung eigentlich bedeuten soll," und die Sache blieb kein Geheimniß.

Niemand wünschte die Einstellung der Feindseligkeiten mehr als Friedrich selbst, sobald er nur seine eigenen Besitzungen sichern konnte.

„Um diesen tödtlichen Krieg auf vortheilhafte Weise zu beenden," schrieb er im Januar 1762 an Georg den Dritten, „bedarf es nichts als Standhaftigkeit; aber wir müssen ausharren bis ans Ende. Ich sehe noch Schwierigkeiten ohne Zahl, aber anstatt mich zu schrecken, ermuthigen sie mich durch die Hoffnung, sie zu überwinden."

Nichts konnte rühmlicher sein als der Wunsch der britischen Regierung, den Frieden zu begründen, aber nichts konnte kleinmüthiger und erbärmlicher sein als der Weg, den man einschlug, um ihn zu fördern. Unbekannt mit den Angelegenheiten des Continents hielten Georg der Dritte und sein Günstling es für nothwendig, die Festigkeit des Willens, welche der König von Preußen zeigte, zu beugen oder zu brechen und mit dieser Absicht riefen sie das Einschreiten Rußlands an.

Die Autokratin des Nordens, die Kaiserin Elisabeth, welche während ihrer Regierung die Todesstrafe abschaffte, aber durch ihren Haß gegen Friedrich von Preußen ganze Provinzen ins Elend stürzte und Hunderttausende auf den Schlachtfeldern in den Tod jagte, ein kindisches, tief unmoralisches Weib, welches sich an Putz und neuen Kleidern, an berauschenden Getränken und den gröbsten Ausschweifungen ergötzte, war aber nicht mehr. Sobald bekannt ward, daß ihr Neffe, der freimüthige ungestüme Peter der Dritte, der

für Friedrich schrankenlose Bewunderung und aufrichtige Freundschaft hegte, den Thron Rußlands bestiegen hatte, erhielt der britische Gesandte in Petersburg einen Credit von einmalhunderttausend Pfund zu Bestechungen und ward von dem Minister Bute instruirt, die übermäßige Freundschaft des Czaren für Friedrich herabzustimmen, denn die Stärke dieser Freundschaft war für England die Quelle großer Besorgnisse.

Gleichzeitig ward ein Versuch gemacht, das Parlament zu bewegen, das preußische Bündniß aufzugeben, und in den ersten Tagen des Februars stellte Bedford, obschon Mitglied des Cabinets, in dem Oberhause einen Antrag gegen die Fortsetzung des Krieges in Deutschland. In der Debatte heuchelte Bute einen Schein von Opposition und die Frage ward endlich bis auf Weiteres verschoben.

Der Wunsch des jungen Königs von England ging offenbar dahin, Friedrich zu der harten Nothwendigkeit zu zwingen, einen Theil seines Gebiets an Oesterreich abzutreten. Man verlangte von ihm, ehe eine Erneuerung der Subsidien von England stattfinden könne, eine Darlegung seiner Ideen über den Frieden, so wie über die ihm noch zu Gebote stehenden Hülfsquellen.

Friedrich aber erstattete keinen solchen Bericht, denn dieser wäre weiter nichts gewesen, als, so zu sagen, eine Inventur seiner Schwäche. Die Armeen Rußlands standen im eigentlichen Preußen; Gallizin, dem russischen Gesandten in London, gab Bute zu verstehen, daß England dem Czaren behülflich sein würde, einen Theil der dem König von Preußen abgenommenen Gebiete zu behalten, wenn er fortfahren wollte, ihn im Schach zu halten.

Der ritterliche Peter der Dritte aber, den diese Treulosigkeit empörte, schickte Gallizin's Depesche im Original an

Friedrich und schloß, indem er alle von seiner Vorgängerin gemachten Eroberungen wieder herausgab, mit ihm einen Frieden, welcher zugleich den Besitz von Schlesien garantirte und dem König von Preußen eine russische Armee zur Verfügung stellte.

Die Thatsache, daß Preußen seinen zeitherigen Feind Rußland in einen Bundesgenossen verwandelt, während England an Spanien einen neuen Feind und an Portugal einen unsichern Freund hatte, gab einen plausibeln Vorwand, die zeither an Preußen gezahlten Summe zurückzubehalten. Dennoch ward die fernere Zahlung versprochen, aber, wie Bute auf Befehl des Königs schrieb, nur unter der Bedingnng, daß sie zur Herbeiführung des Friedens und nicht zur Fortsetzung des Krieges verwendet werde.

„Dieser Engländer," sagt Friedrich, „glaubt, Geld thue alles und es gebe nirgends Geld, als in England." So von seinem zeitherigen Verbündeten verlassen, blieb ihm nichts weiter übrig, als den Pfad der Größe einsam zu wandeln. Georg der Dritte ahnte nicht, daß er seinen eigenen Wermuthsbecher bis an den Rand füllte und daß bald der Tag kommen sollte, wo er wegen des Krieges mit seinen amerikanischen Kolonien seinerseits Wohlthaten von Friedrich erbeten mußte, welche dieser ihm aber unerbittlich verweigerte.

Das Jahr 1761 sank dennoch für Friedrich ziemlich düster hinab. Kaum sechzigtausend Mann blieben ihm zum Widerstand gegen den ganzen Kreis seiner Feinde. Er hat selbst diesen Gipfelpunkt seiner Noth geschildert und stolz die Welt aufgefordert, aus seinem Beispiele zu lernen, daß in großen Angelegenheiten Ausdauer den Staatsmann emporhebt. Für den Standhaften kommt der Augenblick der Befreiung gewiß.

Zum zweiten Mal war eine unerwartete Veränderung in Rußland vorgegangen, die, obschon anfangs für Friedrich gefährlich scheinend, doch zum Heil führte.

Durch willkührliche Wegnahme der Güter der russischen Geistlichkeit und Einführung eines ungewohnten Systems in der Armee hatte Peter der Dritte beide in so hohem Grade erbittert, daß er am 14. Juli 1762 ermordet ward und seine Gattin Katharina über ihn hinweg auf den kaiserlichen Thron der Czaren stieg. Weiser als ihr gestürzter Vorgänger, gab sie seine Kriegs- und Racheprojecte auf und rief sofort nach ihrem Regierungsantritt die russische Armee zurück.

Damit war der erste entscheidende Schritt zu dem Frieden gethan, der im nächstfolgenden Februar auf dem Jagdschlosse Hubertusburg zum Abschluß kam und dem siebenjährigen Kriege ein Ende machte. Die Gebietstheile Preußens, welche Frankreich geräumt hatte, überließ Bute, wie er sagte, Denen, „die sich darum zausen wollten," aber es war Niemand da, der sie Friedrich entreißen gewollt oder gekonnt hätte, und nach sieben Jahren beispielloser Anstrengung gegen die Aristokratien und Despotismen des europäischen Continents errang der Held Preußens einen Triumph der Freiheit durch den ruhmvollen Friedensschluß, welcher seinem Staate die Sicherheit der Existenz gab, ohne daß er genöthigt gewesen wäre, auch nur eine Handbreit von seinen Besitzungen wieder herauszugeben.

So ward dem Elend und Blutvergießen ein Ende gemacht, dem unendlichen und unergründlichen Leiden des Privatlebens, der öffentlichen Armuth und Calamität, erzwungenen Kriegsdiensten und ausgepreßten Contributionen und all der ungezügelten Tyrannei der Militairmacht in den Tagen der Gefahr.

Nachdem wir so den Verlauf und Ausgang dieses blutigen Krieges unsern Lesern in allgemeinen Umrissen vorgeführt, bleibt uns nur noch übrig, aus dieser Periode das nachzutragen, was die Hauptpersonen und die Hauptvorgänge derselben charakterisirt und deshalb nicht verschwiegen bleiben darf.

Wir haben erwähnt, daß Friedrich durch den Verrath eines sächsischen Beamten die Plane erfuhr, welche zwischen August dem Zweiten von Sachsen und Maria Theresia von Oesterreich gegen ihn verabredet wurden. Dieser Verräther war der Cabinetscanzlist Mentzel, und in Wien hatte Friedrich ebenfalls seine Spione. „Ich mus," schreibt er im December 1756 an seinen Gesandten Winterfeld, „das project der Campagne aus Win haben, drei Cojons habe ich dorten, aber man kan der nicht genug haben."

Einen Ausbruch von Verzweiflung bemerkte man trotz so vieler Unfälle an Friedrich nur ein Mal und zwar in der unglücklichen Schlacht bei Collin, wo er mit den allerdings nicht sehr landesväterlichen Worten: „Ihr Racker, wollt Ihr denn ewig leben?" seine Garden und die Cavallerie wieder ins Gefecht zurücktrieb.

Auf seinen Körper äußerte der Krieg eine sehr nachtheilige Wirkung. Er alterte sichtlich, bekam graues Haar, Falten im Gesicht und einen krummen Rücken, weshalb er schon damals den Beinamen „der alte Fritz" erhielt.

Fast noch mehr erschüttert als durch die Niederlage bei Collin, ward Friedrich durch den Ueberfall bei Hochkirch, bei welchem er hundert Kanonen und dreißig Fahnen einbüßte. Er sah sich — was bei ihm viel heißen wollte — dadurch veranlaßt, zu den bis jetzt so beharrlich verschmäheten Trostgründen der Religion zu greifen, denn sein Vorleser traf

ihn am Abend jenes Tages in die Lectüre von Bourdaloue's Predigten versunken. Das Sprichwort, daß ein Unglück selten allein kommt, bewährte sich auch hier, denn, eben so wie bei Collin die Trauerkunde vom Ableben der Mutter Friedrichs, so kam bei Hochkirch die Kunde vom Tode seiner Lieblingsschwester, der Markgräfin von Baireuth.

Während des Jahres 1760, welches für Friedrich das schlimmste in dem ganzen Kriege war, wußte er kaum noch, wo er Leute für seine Armee hernehmen sollte. Eine eigentliche preußische Armee war sie fast nicht mehr zu nennen, denn sie bestand der Mehrzahl nach aus Deserteuren, ehemaligen Sträflingen und gepreßten oder geraubten Leuten, die ihm von Menschenhändlern zu ungefähr fünfzehn Thaler pro Mann geliefert wurden.

Zur Bestreitung der ungeheuern Geldkosten, welche der Krieg ihm verursachte, mußte er zu eben so verwerflichen Mitteln greifen. Die Subsidien, welche er von England bezog, betrugen jährlich vier bis fünf Millionen Thaler gutes Geld, woraus Friedrich über noch ein Mal so viel schlechtes Geld mit dem Bildniß des Königs von Polen und des Fürsten von Bernburg prägen ließ. Dieses Geschäft ward durch den Juden Ephraim besorgt, an welchen Friedrich, während er Sachsen besetzt hielt, die Münze verpachtet hatte. Es wurden Drittelstücke geprägt, die von ganz geringhaltigem Metall geschlagen, aber sehr schön weiß gesotten waren. Diese sächsischen Achtgroschenstücke nannte man Ephraimiten, Schinderlinge, Blechklappen u. s. w.

Ueberhaupt schien Friedrich sich vorgenommen zu haben, Sachsen recht gründlich zu ruiniren, was man ihm freilich von seinem Standpunkte aus, und bei der verrätherischen Rolle, welche August der Zweite gegen ihn gespielt, nicht ganz

verdenken konnte. Namentlich betrachtete er Leipzig als die Fundgrube, in welcher das Gold wie Polypenarme sich in dem Grade vermehrte, als man es abschnitte. Ein aufgefangenes Schreiben Friedrichs an den General Bandemer bewies in dürren Worten, daß es des Königs Bestreben sei, die Leipziger Gegend vollkommen zu ruiniren, und er sprach sich geradezu dahin aus: „Ihr müßt nur keinen schonen." Die Mitglieder des Rathes kamen, da die geforderten Contributionen nicht allemal sofort geschafft werden konnten, fast nicht mehr aus dem Arrest, zum Theil nicht aus den elendesten Kerkern heraus, wo ihnen trotz des Winters Heizung und Beleuchtung, ja sogar warmes Essen verweigert ward, so daß Mancher mit seinem Leben bezahlen mußte. Selbst dadurch, daß man ernstliche Anstalten machte, mehrere Rathsmitglieder und angesehene Kaufleute als gemeine Soldaten unter preußische Regimenter zu stecken, preßte man ihnen Geld aus. Ebenso zerschlug man Spritzen und Feuergeräth, um bei dem oft angedrohten Anzünden der Stadt selbst das Löschen unmöglich zu machen.

Schon 1758 war Friedrichs Schatz, der halb in Magdeburg, halb in Stettin lag, stark angegriffen, ward aber nicht ganz erschöpft, weil Friedrich immer noch einen letzten Fond zu erhalten suchte.

Mit dem Silberzeug war schon bei dem zweiten schlesischen Kriege derb aufgeräumt worden, jetzt ward auch der von dem ersten König Friedrich angeschaffte Schmuck von Brillantknöpfen nebst andern Kostbarkeiten verkauft. Friedrich wäre trotz seiner Siege aber dennoch verloren gewesen, wenn ihn nicht die noch größere Erschöpfung seiner Gegner gerettet hätte.

Vier Mal nahm Friedrich sein Winterquartier in Sach-

sen, ein Mal in Dresden, ein Mal in Freiberg und zwei Mal in Leipzig. In letzterer Stadt hatte er am 18. December 1760 Nachmittags vier Uhr im Apel'schen Hause die bekannte Unterredung mit Gellert, der ihm seinen „Maler von Athen" vordeclamirte und von ihm für den „vernünftigsten aller deutschen Gelehrten" erklärt ward. In diesen Winterquartieren studirte Friedrich wie in Sanssouci, las, machte Verse und correspondirte. Das Flöteblasen ward ihm jetzt schon sauer, dennoch ließ er seine Kammermusik nach Leipzig kommen. Eine gutbesetzte Mittagstafel, bei der es gewöhnlich sehr munter herging, liebte er, Abends dagegen speiste er ganz einfach, gewöhnlich gesottene Bretzeln mit französischem Käse, wozu er Tyroler Wein trank. Später speiste er vor dem Schlafengehen gar nicht mehr und auf Märschen bestand sein Mittagsessen oft in weiter nichts als einer Tasse Chocolade.

Am 15. Februar 1763 ward der Frieden in Hubertusburg unterzeichnet und drei Wochen nachher ward Sachsen von den preußischen, Schlesien von den kaiserlichen Truppen geräumt.

Endlich, am 30. März, nachdem Friedrich seine Hauptstadt, die er am 12. Januar 1757 verlassen, sechs volle Jahre lang nicht gesehen, traf er von dem Prinzen Ferdinand von Braunschweig und dem General Lentulus begleitet, wieder in Berlin ein. Der Marquis d'Argens hatte am Frankfurter Thore einige Empfangsfeierlichkeiten veranstaltet, Friedrich aber wies alles von sich, denn er gedachte der ungeheuern Opfer, die sein Land hatte bringen müssen, um ihn als Sieger aus dem siebenjährigen Kampfe hervorgehen zu lassen. Er begab sich daher in aller Stille in das königliche Schloß und blieb hier drei Wochen, wo er dann nach Pots=

dam ging. Auch hier dauerte es noch lange, ehe die trüben Erinnerungen an den überstandenen Kampf bei ihm in den Hintergrund traten.

Auch seine Gegner hatten vollauf Grund zu ernsten Betrachtungen. Frankreich war um die Hälfte seines baaren Geldes ärmer; in vielen Gegenden Deutschlands waren nicht genug Leute oder Zugthiere vorhanden um den Feldbau wieder aufzunehmen. Die Zahl der auf den Schlachtfeldern Europa's oder auf dem Wege dahin gefallenen Krieger berechnete man auf achthundert und sechsundachtzigtausend.

Und all diese Verschwendung von Leben und Eigenthum brachte für Die, welche daran schuld waren, durchaus keinen Gewinn, sondern nur Schwäche und Verlust. Nicht ein Zoll Land ward den Staaten Friedrichs entrissen, keine Grenze ward verändert oder erweitert. Europa blieb in seinen Territorialverhältnissen.

Der siebenjährige Krieg machte den „alten Fritzen" zum populärsten Mann in ganz Europa. Ueberall in Deutschland, ja fast in ganz Europa, selbst in Amerika sah man, wie später mit dem ersten Napoleon wieder geschah, in Palästen, Häusern und Hütten sein Bildniß. Jeder erkannte auf den ersten Blick das ernste Antlitz mit den hellen durchbohrenden Augen, den großen dreieckigen Tressenhut, den langen Zopf, die verschossene blaue Uniform mit den rothen Aufschlägen und breiten Schößen, die kurzen schwarzen Sammetbeinkleider, die langen, schlottrigen bis über die Kniee heraufreichenden Stiefel und den welthistorischen Krückenstock.

Selbst der türkische Sultan sendete zur Begrüßung des heimgekehrten Helden einen Gesandten, der einen Reiherbusch aus Brillanten, drei Pferde mit kostbarem Geschirr und gegen

dreihundert Stück verschiedene Stoffe und Zeuge als Geschenke überbrachte und am 9. November 1763 in Berlin seinen feierlichen Einzug hielt.

„Ich fand ihn noch mit Staub bedeckt und schon mit der Fürsorge für sein Volk beschäftigt," schrieb de Launay als er das erste Mal bei dem aus dem Kriege heimgekehrten König Friedrich gewesen war, und in der That machte Friedrich es sich unverweilt zur Aufgabe, die Wunden, welche seinem Lande während seiner nun dreiundzwanzigjährigen Regierung geschlagen worden, zu heilen und ihm die Stellung, die er ihm mit so viel Muth und Anstrengung errungen, auch für die Zukunft zu sichern.

Seltsamerweise waren ihm auch gerade noch anderweite dreiundzwanzig Jahre vergönnt, um diese Aufgabe zu lösen.

Von allen Gebietstheilen seines Staates waren Pommern, die Neumark und Schlesien diejenigen, welche am meisten gelitten hatten. Die erstern beiden bekamen die Steuern sofort auf zwei Jahre, der dritte auf sechs Monate erlassen. Trotz des langwierigen Krieges hatte Friedrich mit seinem eigenen Schatze so gut gewirthschaftet und sich im Lande des Feindes, wo es nur immer möglich war, so reichliche Contributionen zahlen lassen, daß er jetzt seinen verarmten Unterthanen nicht blos durch Steuererlaß, sondern auch durch Unterstützung an baarem Gelde unter die Arme greifen konnte. Eben so ward auch bereits für den nächsten Feldzug eingekaufte Getreide als Saatkorn unentgeltlich unter die ärmsten Bauern vertheilt und ihnen zugleich fünfunddreißigtausend Stück nun bei der Artillerie und dem Train überflüssig gewordene Pferde überlassen. Später von dem Minister Herzberg angestellte genaue Berechnungen haben ergeben, daß der König in dieser zweiten Hälfte seiner Regierung von

seinen Privatersparnissen nicht weniger als vierundzwanzig Millionen Thaler unter seine sämmtlichen Staaten vertheilen ließ.

Dem Land- und Gartenbau wendete er ebenfalls seine größte Aufmerksamkeit zu. Gegen den Anbau der Kartoffel hatte das Volk bis jetzt immer noch ein großes Vorurtheil gehabt. Der schlesische Minister Schlabrendorf war der Erste, der hierin mit aufmunterndem Beispiel voranging, und im siebenjährigen Kriege kam der auf diese Weise erzeugte Proviant dem König so gut zu statten, daß er damals und noch später so oft die Rede darauf kam, ausrief: „Ohne Schlabrendorfs Kartoffeln hätte ich mit meinen Soldaten verhungern müssen." Die große Hungersnoth, welche 1771 und 1772 in ganz Deutschland wüthete, gab den Ermahnungen Friedrichs zum Kartoffelbau den fühlbarsten Nachdruck.

Schafzucht und Obstbau waren ebenfalls zwei Gegenstände, denen die unablässige Sorgfalt des Königs zugewendet blieb.

Daß die Industrie ein mächtiger Hebel zum Emporbringen eines Staates sei, hatte er schon frühzeitig einsehen gelernt und deshalb bereits in Rheinsberg die Bekanntschaft des Kaufmanns Johann Ernst Gotzkowsky gesucht, um sich von diesem in den Weltverkehr und kaufmännischen Geschäftsbetrieb einweihen zu lassen. Gotzkowsky war aus Conitz in Mähren gebürtig, aber frühzeitig nach Berlin gekommen, wo er eine Handlung mit Pariser Modesachen und Bijouterien etablirt hatte.

Nachdem Friedrich ihn, wie eben gesagt worden, schon mehrmals nach Rheinsberg eingeladen, ließ er ihn gleich nach der Thronbesteigung nach Charlottenburg kommen, um ihn aufzufordern, recht viel nützliche und geschickte Künstler in

das Land zu ziehen und versprach ihm, daß er ihn hierin nicht allein kräftig unterstützen, sondern auch selbst einen fleißigen Abnehmer der verfertigten Waaren abgeben wolle. Demgemäß fing Gotzkowsky auch sofort an, eine Menge geschickte Künstler zu beschäftigen, die so viel Bijouterien für ihn verfertigten, daß er beinahe halb Deutschland damit versorgte und viele Tonnen Goldes fremdes Geld nach Preußen zog.

Die Landeseinkünfte hob Friedrich von sieben und ein halb bis auf vierundzwanzig Millionen Thaler und bei seinem Tode hinterließ er in dem großen Schatze zu Berlin und in dem kleinern zu Breslau, zu Magdeburg, zu Stettin und in den anderen Hauptstädten der Provinzen eine Baarsumme von zweiundsiebzig Millionen. Manche behaupten, daß diese noch zu gering angeschlagen sei.

(Ende des zweiten Bandes.)



Druck von F. W. Rietack in Berlin, Neue Friedrichs-Straße 34.

Inhalts-Verzeichniß.

Geschichte des Preußischen Hofs und Staats seit Beendung des dreißigjährigen Krieges.

II.

Unter Friedrich, dem ersten König.

(Fortsetzung.)

III.

Unter Friedrich Wilhelm dem Ersten.
(1713—1740.)

Sechstes Kapitel.

Siebentes Kapitel.

Achtes Kapitel.

examina. — Der aus dem Bett geprügelte Thorschreiber. — Rastlose Thätigkeit des Königs. — Das „hundsföttische Cabinetsministerium.“ — Die geprügelten Kammergerichtsräthe. — Haß des Königs gegen die Juristen. — Er verschärft ihm zu gelind scheinende Urtheile. — Er läßt den Kriegsrath Schlubhut aufknüpfen. — Er ohrfeigt einen Major. — Er befiehlt den Geistlichen, wie lange sie predigen sollen. — Die „Junkers.“ — Besteuerung des Adels. — Der „Rocher von Bronce.“ — Bürgerliche Gäste auf Hofbällen. — Friedrich Wilhelms kernige Ausdrucksweise. — Seine Randbescheide. — Kassendefraudanten finden bei ihm keine Schonung. — Die zerbrochene Fensterscheibe. — „Rädel aufhenken.“ — Friedrich Wilhelm als Haustyrann. — Die Salzgeschosse. — Vor Gott nichts als „Hundsfötter.“ — Aeußere Erscheinung des Königs. — Seine übertriebene Reinlichkeit. — Seine Kleidung. — Sein Fanatismus für den Zopf. — Seine Leutseligkeit auf Reisen. — Seine Liebe zu Fräulein von Pannewitz. — Das Jahrgeld der Königin. — Eine königliche Christbescheerung. — Friedrich Wilhelms Bauwuth. — Seine Körperleiden. — Letzte Erkrankung. — Der Probst Roloff bereitet ihn zum Tode vor. — Graf Zinzendorf's Bekehrungsversuche. — Abschied von Berlin. — Unterredung mit dem Thronfolger. — Standhaftigkeit des Königs im Tode. — Seine Hinterlassenen. — Sein Begräbniß.

IV.

Unter Friedrich dem Großen.

(1740—1786.)

Erstes Kapitel.

Thronbesteigung und Huldigung. — Veränderte Regierungsgrundsätze. — Friedrichs Jugendgeschichte. — Seine Geburt und Taufe. — Seine erste Erzieherin. — Sein erster Lehrer. — Seine Gouverneurs. — Instruction derselben. — Lehrplan. — Pflege und Ausbildung des Körpers. — Tagesordnung — Ein prinzliches Budget von dreihunderteinundsechzig Thalern. — Friedrichs erstes Liebesabenteuer. — Er giebt seinem Vater Anlaß zu Mißfallen und Strenge. — Der Flötist Quanz. — Sinnliche Ausschweifungen. — Der Page Keith. — Der Lieutenant von Katt. — Friedrich wird von seinem Vater geschmähet und geschlagen. — Das preußisch-englische Doppelheirathsproject. — Ritter Hotham und seine Audienz beim König. — Das Doppelheirathsproject scheitert. — Prinzessin Emilie von England und ihre Treue bis in den Tod.

Zweites Kapitel.

Oesterreichs Project, den Kronprinzen Friedrich mit Maria Theresia zu vermählen und Preußen wieder katholisch zu machen. — Friedrich will nach London oder Wien entfliehen. — Der Fluchtversuch schlägt fehl. — Furchtbarer Auftritt zwischen Vater und Sohn. — Friedrich wird vor ein Kriegsgericht gestellt. — Er wird auf die Festung Küstrin gebracht. — Seine harte Gefangenschaft daselbst. — Die Untersuchungscommission. — Doris Ritter, die schöne Cantorstochter von Potsdam. — Katt wird verurtheilt und auf Befehl des Königs hingerichtet. — Der Feldprediger Müller und Katt's Vermächtniß. — Friedrich unterwirft sich dem Willen seines Vaters. — Er wird der engern Haft entlassen. — Schicksal des Pagen Keith. — Der Gesellschaftscavalier Rochow. — Der Lieutenant von Spaen. — Kammerpräsident von Münchow. — Friedrich als Mitglied der Kriegs- und Domainenkammer. — Langweiliges Leben in Küstrin. — Graf Schulenburg und seine gutgemeinten Rathschläge. — Brief des Königs an seinen Sohn. — Hofmarschall Wolden vermittelt.

Drittes Kapitel.

Friedrich wirft sich seinem Vater zu Füßen. — Neue Instruktionen. — Frau von Wrech. — Friedrich soll heirathen. — Er erscheint zum ersten Male wieder in Berlin bei Hofe. — Rückkehr nach Küstrin. — Abermals ein Brief von seinem Vater. — Friedrichs Correspondenz mit Grumbkow wegen der ihm vorgeschlagenen Braut. — Die Prinzessin von Braunschweig-Bevern. — Urtheile über sie. — Friedrich mit ihr verlobt. — Sein Aufenthalt in Ruppin. — Stille Studien und lose Streiche. — Friedrich bietet die Hand zum Menschenfang. — Seine Vermählung in Salzdahlum. — Oesterreich sucht die Heirath wieder rückgängig zu machen. — Bündige Erklärung des Königs. — Aufenthalt der Neuvermählten in Rheinsberg. — Die Oberhofmeisterin von Katsch. — Friedrich macht den Feldzug am Rhein mit. — Instruktion für seine Begleiter. — Sie wird von diesen mild gehandhabt.

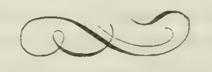
Viertes Kapitel.

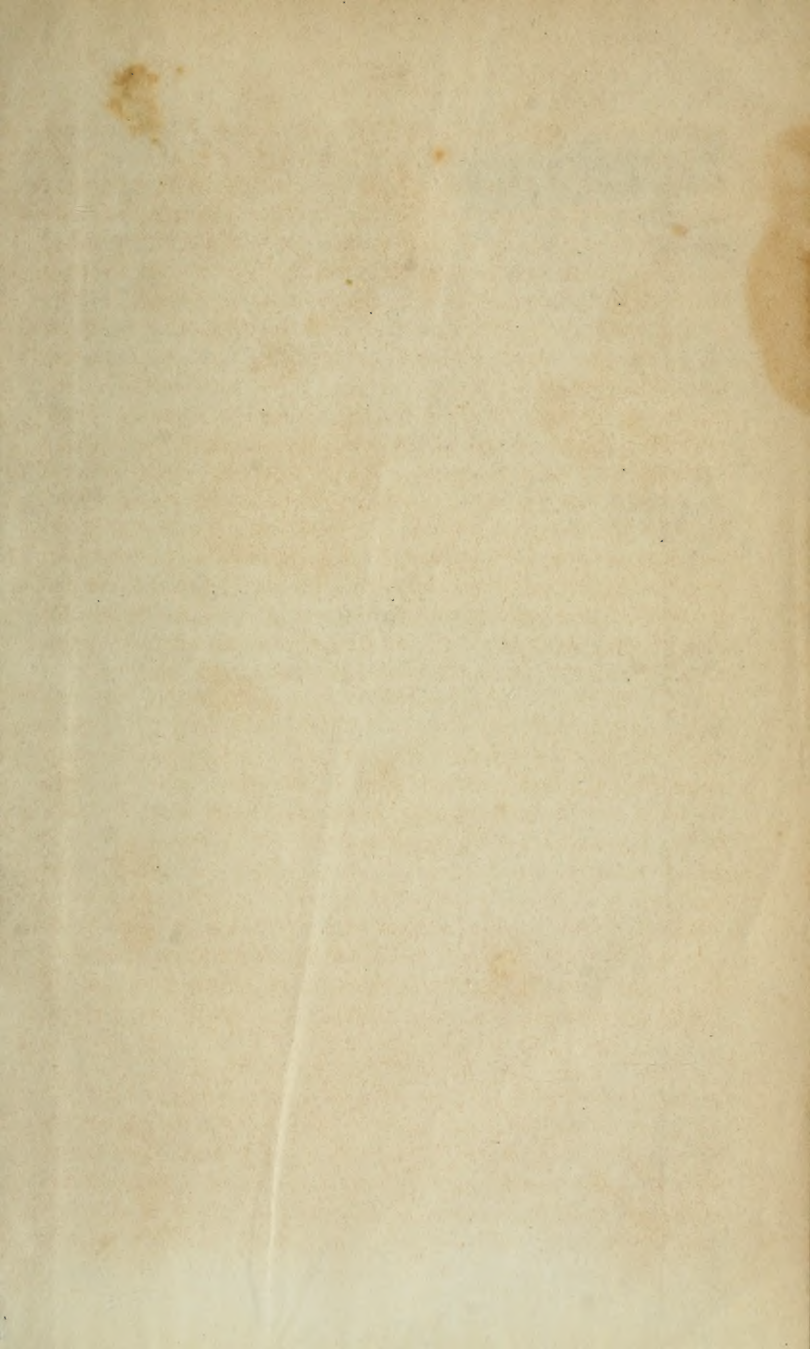
Friedrichs Rückkehr nach Rheinsberg. — Neubau des Schlosses daselbst — Friedrichs Geldverlegenheiten. — Er erhält Vorschüsse von Oesterreich und Rußland. — Bielefeld's Schilderung des heitern Lebens am Hofe von Rheinsberg. — Friedrich treibt Gartenkunst und Hühnerzucht. — Sein Gesellschaftskreis. — Er stiftet einen Geheimbund. — Seine vertrauten Freunde Jordan, von Kaiserling und von Suhm. — Verblümte Art, über

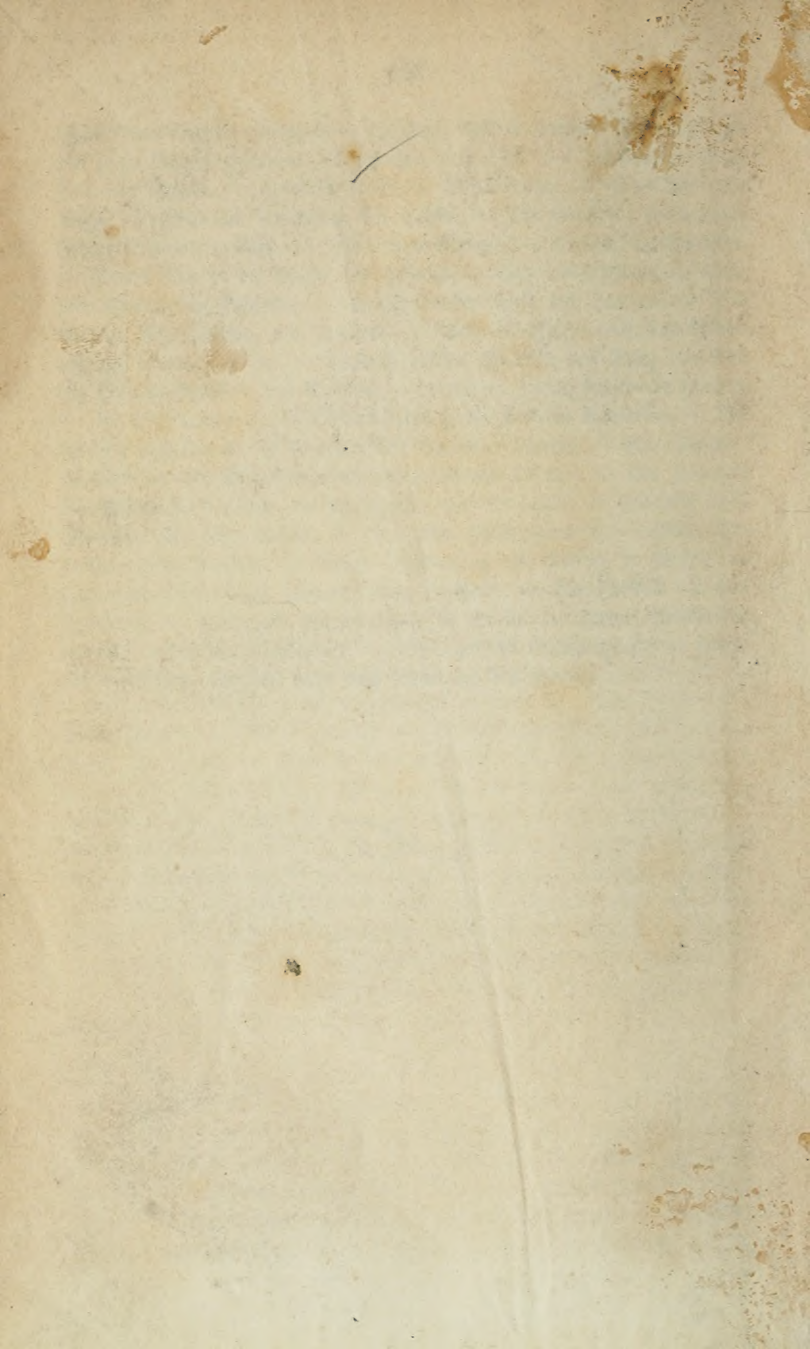
Fünftes Kapitel.

Sechstes Kapitel.

einen seiner Diener verrathen. — Friedrich rückt in Sachsen ein und nimmt die ganze Armee gefangen. — Spanien zieht nicht das Schwert zu Gunsten von Ketzern. — Friedrich rückt in Böhmen ein. — Einnahme von Prag. — Friedrichs Niederlage bei Collin. — Die Gefahren werden für Friedrich immer größer. — Tod seiner Mutter. — Verluste in Schlesien. — Berlin fällt in die Hände des Feindes. — Sieg bei Roßbach. — Weitere Verluste in Schlesien. — Entscheidender Sieg bei Leuthen. — Tod Georgs des Zweiten von England. — Sein Nachfolger will das Bündniß mit Preußen lösen. — England erklärt Spanien den Krieg. — Tod der Kaiserin Elisabeth von Rußland. — Peter der Dritte, Friedrichs Freund. — Er wird ermordet. — Thronbesteigung der Kaiserin Katharina. — Abschluß des Friedens. — Der sächsische Verräther Mentzel. — Die „Racker." — Wirkung der Kriegsstrapatzen auf Friedrichs Körper. — Der Ueberfall bei Hochkirch. — Tod der Markgräfin von Baireuth. — Friedrich kauft Menschen für seine Armee. — Er treibt Falschmünzerei. — Seine Erpressungen in Sachsen. — Seine Unterredung mit Gellert in Leipzig. — Friedrichs Lebens- und Tagesordnung im Felde. — Der Frieden von Hubertsburg. — Friedrichs Wiedereinzug in Berlin. — Seine Popularität in und außerhalb Deutschland. — Die türkische Gesandtschaft. — Friedrich's Fürsorge für sein Land nach Beendung des Krieges.







68
108
270
254
264
II, 97 Element
II, 154
" 161
198
261

